Schiller's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.



Sechzehnter Theil.

Dramatische Entwürfe. — Bühnenbearbeitungen.

Berlin.

Gustav Hempel.

Dramatische Entwürfe, Pläne

und Fragmente aus Schiller's Nachlaß.

Bühnenbearbeitungen fremder Stücke.

Inhalt.

Dramatische Entwürfe, Pläne und Fragmente aus Schiller's Nachlaß.

I. Periode der Entwicklung.

Von den Räubern bis zu Don Karlos. 1773 bis 1787.

II. Periode der historischen Studien.

Von den Maltesern bis zur Beendigung des Wallenstein.
1788 bis 1799.

III. Periode der Meisterschaft und fruchtbarsten dramatischen Productivität.

Von Maria Stuart bis Demetrius. 1799 bis 1805.

Bühnenbearbeitungen fremder Stücke.

Dramatische

Entwürfe, Pläne

und

Fragmente

aus Schiller's Nachlaß.

I.

Periode der Entwicklung.

Von den Räubern bis zu Don Karlos.

1773 bis 1787.

Schiller's Erziehung im elterlichen Hause war, wie in den meisten achtbaren Bürgerfamilien im vorigen Jahrhundert, besonders in seiner Heimath Württemberg, eine streng religiöse. Hausandachten waren im damaligen Schwaben um so üblicher, als der öffentliche Gottesdienst in den Händen zum Theil recht schlimmer Geistlichen war, die durch orthodoxes Altlutherthum ihre Gemeinden von dem Besuch der Predigten abschreckten. In Schiller's Biographie ist in dieser Hinsicht der „Spezial" Zilling besonders berüchtigt. Wenn uns auch nicht berichtet wird, daß Schiller's Vater zu den zahlreichen Sectirern gehört habe, so wissen wir doch, daß er streng auf wochentägliche und sonntägliche Hausandachten hielt. Ja, wir besitzen noch die Gebete, die er zu denselben aufgezeichnet hatte. Diese Verpflichtung erschien dem Knaben Schiller nicht als ein lästiger Zwang, sondern er eilte jederzeit gern von seinen liebsten Spielen zu jenen Andachten herbei. Der Confirmationsunterricht legte ihm die Religion und die biblische Geschichte noch näher an das Herz, und mit welcher Gewalt ihn die erhabene Sprache und die poetischen Bilder besonders des Alten Testaments ergriffen, davon sind seine „Räuber", so wenig man es auch hinter diesem Titel suchen sollte, ein redendes Zeugniß. Kurz vor dem Zeitpunkt, wo er in der Kirche sein religiöses Glaubensbekenntniß ablegen soll, sieht ihn die fromme Mutter theilnahmlos auf der Straße umherschlendern. Sie ruft ihn zu sich, macht ihm Vorwürfe über seine Gleichgiltigkeit und stellt ihm mit eindringlichen Worten die Wichtigkeit des kommenden Tages vor. Er zieht sich in die Einsamkeit zurück, und durch die lateinische Rinde, welche die Schule um sein Herz gelegt hat, quillt sein wahres Gefühl in einem deutschen Gedichte hervor (Palleske, Schiller's Leben, I. S. 44). Dies war sein erstes selbstständiges deutsches Gedicht. Und so finden wir denn auch unter seinen dramatischen Plänen

die beiden ersten religiösen Inhalts (siehe unter Nr. 1 und 2). Die biblische Dichtung leitete dann zu der Verehrung Klopstock's und verknüpfte sich auf diese Weise mit der patriotischen Dichtung, der wir aber Schiller noch auf einem andern Wege zugeführt sehen. Die Lebensumstände, die ihn mit der Mannheimer Bühne in dauernde Verbindung brachten, sind bekannt. Der Stolz derselben war, ein deutsches „Nationaltheater" zu heißen, und deshalb sah es der verdienstvolle Intendant, Heribert von Dalberg, sehr gern, wenn auch Stücke von deutschem Nationalgehalt, wie „Götz von Berlichingen", auf demselben aufgeführt wurden. Besonders huldigte man dem durch dieses epochemachende Goethe'sche Werk hervorgerufenen Geschmacke an deutschen Ritterstücken. So dichtete der Pfälzer Jacob Maier 1777 einen „Sturm von Boxberg", 1782 einen „Fust von Stromberg", welches letztere Stück Schillern noch in späteren Jahren wohl gefiel, und welches er wol noch vor seinen „Räubern" las. Den 13. März 1798 schreibt er an Goethe: „Ich habe diese Tage ein altes deutsches Ritterstück, das Sie wahrscheinlich längst vergessen haben, Fust von Stromberg, wieder durchgelesen. Es läßt sich freilich sehr viel dagegen sagen, aber die Bemerkung habe ich dabei gemacht, daß der Dichter eine erstaunliche Macht über das Gemüth ausüben kann, wenn er nur recht viel Sachen und Bestimmungen in seinen Gegenstand legt. So ist dieser Fust von Stromberg zwar überladen von historischen Zügen und oft gesuchten Anspielungen, und diese Gelehrsamkeit macht das Stück schwerfällig und oft kalt; aber der Eindruck ist höchst bestimmt und nachhaltig, und der Poet erzwingt wirklich die Stimmung, die er geben will. Auch ist nicht zu leugnen, daß solche Compositionen, sobald man ihnen die poetische Wirkung erläßt, eine andere allerdings sehr schätzbare leisten; denn keine noch so gut geschriebene Geschichte könnte so lebhaft und so sinnlich in jene Zeit hineinführen, als dieses Stück es thut." — Anton von Klein, früher Jesuit, später nach Aufhebung des Ordens Professor der Dichtkunst in Mannheim und Präsident der deutschen Gesellschaft, deren Mitglied Schiller wurde, dichtete zuerst religiöse, später patriotische Schauspiele: „Der jüngste unter den sieben Makkabäischen Helden", 1769; „Das triumphirende Christenthum im großmogolischen Kaiserthum", 1770; „Günther von Schwarzburg", 1777; „Rudolph von Habsburg", 1787 (vgl. Nr. 43); „Franz von Sickingen", 1784. Von letzterem Stück versprach Schiller zuerst Dalberg, dann dem Publicum in der „Ankündigung der Rhein. Thalia" eine ausführliche Besprechung, und in seiner Vorlesung: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet", er-

wähnt er desselben mit Beifall. Goethe's „Götz von Berlichingen" kannte Schiller fast auswendig; die Welt des deutschen Mittelalters war ihm durch dieses Stück dichterisch erst recht lebendig geworden, und so sehen wir ihn, auf Dalberg's Anregung hin, nach einem gewaltigen tragischen Stoffe greifen, der den Untergang des mächtigsten deutschen Kaisergeschlechtes betraf (Nr. 7). Dalberg's Bemühungen galten jedoch nicht allein der Einführung nationaler Stoffe in das deutsche Schauspiel; er wetteiferte auch mit dem berühmten Hamburger Schröder in der Bearbeitung der Shakespeare'schen Meisterwerke für die deutsche Bühne und veranlaßte seine Umgebung, in dem gleichen Sinne zu wirken. Er selbst bearbeitete während Schiller's zweiten Mannheimer Aufenthaltes den „Julius Cäsar" für die dortige Bühne. Schröder selbst hatte in Mannheim den „König Lear" nach seiner eignen Bearbeitung gespielt und Iffland nach ihm sich in derselben Rolle reiche Lorbeeren errungen. Es ist zu begreifen, daß Schiller, dem schon auf der Militär-Akademie durch die Vorträge des Professor Abel diese gewaltige Erscheinung des Shakespeare'schen Genius nahegerückt war, sich denselben auf seine Weise, d. h. durch Bearbeitungen noch vertrauter zu machen suchte, um so mehr, da es mit seiner eigenen Productivität zu stocken schien, und schon jetzt faßte er den Plan zur Bearbeitung des „Macbeth", die jedoch erst in Weimar zu Stande kam (vgl. Nr. 9).

Aber noch mächtiger als der „Götz von Berlichingen" ergriff ihn sammt seinen dichterischen Genossen von der Militär-Akademie und seinem ganzen Zeitalter der ein Jahr später als der „Götz" erschienene „Werther". Auch von diesem Werke wußte er noch nach mehreren Jahren ganze Stellen wörtlich auswendig, und im Wetteifer mit seinen poetischen Kameraden ergriff er einen Wertherähnlichen Stoff, dem er dramatische Gestaltung zu geben gedachte (Nr. 3), wie man dies an dem „Werther" selbst ja öfter versuchte. Es ist ferner bekannt, wie in der Sturm- und Drangperiode unsrer Literatur sehr oft das Schauerliche und Gräßliche mit dem Tragischen identificirt wurde, wie aus Goethe's „Götz", aus Gerstenberg's „Ugolino", aus Schiller's „Räubern" und „Geisterseher" sich eine ganze Leihbibliotheken-Literatur von Ritter-, Räuber- und Geister-Romanen bildete, die durch Schriftsteller wie Cramer und Spieß fuderweise geliefert wurde. Einem Buchhändler sagte man sogar nach, er habe die Arbeit der von ihm gemietheten Romanschmierer stückweise, für jeden gefangenen Ritter einen Silbergroschen, wenn man ihn winseln hörte, noch einen Sechser mehr, und zerbrochene Waffen pfundweise wie altes Eisen bezahlt.

Die Willkürlichkeiten, die sich die kleinen deutschen Fürsten in der Gerechtigkeitspflege erlaubten, und von denen Schiller in seiner eignen Heimath schreckenerregende Beispiele vor Augen hatte, erweckten Mitleid für jene beklagenswerthen Schlachtopfer der Despotie, und Criminal- und Gefängniß-Geschichten wurden ein Lieblingsstoff der Unterhaltungs-Lectüre. Welch lebhaften Eindruck der „Ugolino", der von Anfang bis zu Ende im Gefängniß spielt und mit dem Hungertode sämmtlicher Personen des Dramas endigt, auf Schiller machte, ist aus Citaten in seinen Jugendwerken ersichtlich. Einen ähnlichen Stoff wollte Schiller jedenfalls unter Nr. 6 behandeln. Nächst dem „Ugolino" aber war es besonders der „Julius von Tarent", mit welchem Leisewitz ohne Erfolg gegen Klinger's „Zwillinge" concurrirte, mit denen er das tragische Motiv des Bruderhasses und die Katastrophe des Brudermordes gemein hatte, der Schiller's tragische Phantasie in Bewegung setzte; noch seinem „Don Karlos" wollte er „Blut und Nerven von Leisewitz' Julius" geben (vgl. Nr. 4). Reminiscenzen aus diesem Stücke finden sich in seinen „Räubern", zu welchen er einen zweiten Theil zu schreiben gedachte (Nr. 8), in welchem die moralischen Widersprüche des ersten gelöst werden sollten.

Auch die Oper wurde in Mannheim und mehr noch in Dresden, wo der zu seiner Zeit berühmte Componist Naumann lebte, gepflegt. Auch diesem dramatischen Genre wandte Schiller seine Bemühungen zu (Nr. 11 und 13). Er dachte durchaus nicht, wie man von einem Dramatiker vielleicht hätte erwarten sollen, geringschätzig von der Oper. In einem Briefe an Goethe v. 29. Dec. 1797 heißt es: „Ich hatte immer ein gewisses Vertrauen zur Oper, daß aus ihr, wie aus den Chören des alten Bacchusfestes, das Trauerspiel in einer edlern Gestalt sich loswickeln sollte. In der Oper erläßt man wirklich jene servile Naturnachahmung; und, obgleich nur unter dem Namen von Indulgenz, könnte sich auf diesem Wege das Ideale auf das Theater stehlen. Die Oper stimmt durch die Macht der Musik und durch eine freiere harmonische Reizung der Sinnlichkeit das Gemüth zu einer schönern Empfängniß. Hier ist wirklich auch im Pathos selbst ein freieres Spiel, weil die Musik es begleitet, und das Wunderbare, welches hier einmal geduldet wird, müßte nothwendig gegen den Stoff gleichgiltiger machen." Ein bloßes Gelegenheitsgedicht war das verlorengegangene Vorspiel (Nr. 5); ein leicht hingeworfenes, aber köstliches Product seiner heiteren Laune die Posse Nr. 12, ein Seitenstück zu dem „Pro Memoria an die Körnerische Wasch-Deputation" und zu den seltsamen Zeichnungen „Abenteuer des neuen Telemach", zu denen Huber den

Text schrieb. Von Letzterem hatte Schiller auch das „Schmieren" gelernt, wie er seine Beschäftigung mit Operntexten nannte. Einige Lieder, die wahrscheinlich auch für Opern bestimmt waren und um dieselbe Zeit entstanden, werden später mitgetheilt werden.

Nachdem Schiller mit Beendigung des „Don Karlos" die erste Periode seiner dramatischen Dichtung abgeschlossen hatte, ging er bei den Griechen in die Schule, nicht zwar, um die Schicksalsidee von ihnen zu holen, aber um seinem tragischen Stil mehr classische Einfachheit zu geben; denn daß es ihm daran noch sehr mangelte, hatte ihm der „Don Karlos" gezeigt. Die Frucht dieser Studien war seine Uebersetzung der „Iphigenie in Aulis" und eines Theils der „Phönicierinnen" des Euripides, die wir schon mitgetheilt haben. Um diese Zeit war es, wo er zuerst daran dachte, den Untergang des griechischen Heidenthums mit seinem letzten Bekenner auf dem Kaiserthron dramatisch zu gestalten, eine Idee, die er ein Jahr darauf lyrisch ausführte in den „Göttern Griechenlands" (vgl. Nr. 14). Nach dieser wollte er Nr. 15, den „Agamemnon" des Aeschylus, vornehmen; ein Plan, der über seinen geschichtlichen Studien liegen blieb. Sein Freund Wilhelm von Humboldt gab eine Uebersetzung dieses Meisterwerkes der griechischen Bühne nach Schiller's Tode heraus. Die Gestalt der Kassandra, die Schiller aus dem „Agamemnon" und aus der „Aeneide" kennen lernte, erfaßte mächtig seinen Dichtergeist und trieb ihn nicht nur an, das bekannte Gedicht auszuarbeiten, sondern schwebte ihm auch in den Rollen seiner Thekla und seiner Jungfrau von Orleans vor.

So sehen wir ihn denn in dieser ersten Periode seiner Dramatik zunächst bei seinen Zeitgenossen in die Schule gehn und seiner Generation gleichsam den Puls befühlen, um zu erfahren, welche Empfindungen denselben geschwinder schlagen machen, bis er am Ende derselben sich von seiner Zeit abwendet, um an den großen Mustern des Alterthums seinen Geschmack zu läutern und später selbst der Lehrer seines Jahrhunderts zu werden.

1.

Die Christen.

Wenn Schiller's Vater sich nicht in der Zeit irrt, so war es schon im vierzehnten Lebensjahre unsers Dichters, also im Jahre 1773, zur Zeit seiner Aufnahme in die Karlsschule, wo derselbe sein erstes Trauerspiel „Die Christen" schrieb. Den Stoff desselben mögen die Christenverfolgungen unter den römischen Kaisern, und die Anregung etwa das Anhören von Stücken wie Cronegk's „Olint und Sophronia" gegeben haben; denn nach dem Zeugnisse seiner Schwester Christophine besuchte er öfter das prachtvolle Theater in Ludwigsburg, und es ist nicht glaublich, daß er in so zartem Alter seinen Geist schon hinreichend durch Lectüre habe befruchten können.

2.

Absalon.

Die nächstfolgende dramatische Jugendarbeit, mit der sich Schiller nach einer Mittheilung seiner Gemahlin Charlotte ungefähr 1775 beschäftigte, ist ein dramatisches Gedicht „Absalon“, von dessen Idee er später nur noch die Erinnerung hatte; die Empörung Absalom's gegen seinen Vater und sein tragisches Ende war also der Stoff dieses Trauerspiels (denn so werden wir es doch wol nennen müssen), ein Stoff, der einigermaßen an die Empörung Karl Moor's in den „Räubern“ erinnert, zugleich aber zeigt, wie befruchtend das Studium der Bibel auf den jugendlichen Geist des angehenden Dramatikers einwirkte. Welchen Eindruck die Geschichte Absalom's auf Schiller schon frühzeitig machte, zeigt eine Stelle aus einer Jugendrede vom Jahre 1779: „Gehört allzu viel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstande zur Tugend?“ (Th. XIV. S. 40 f. unserer Ausgabe): „Und bringe ich in die heilige Geschichte! Was war der Grundtrieb, der den Sohn David's beseelte, daß er in Jerusalem's Thoren in die Umarmung der niedrigsten Bürger sank? — War dieses fürstliche Güte? — oder war es die Krone, die ihm fernher ums Haupt schimmerte — der Durst nach Herrschaft, der ihn zwang und drang, unter die Stufe seiner Hoheit zu sinken, daß er über dieselbe sich emporschwingen möchte? — Soll ich ferner forschen oder mit ewigem Schleier bedecken diese schändliche Scene? — Hier also war Güte die Larve des in der Tiefe der Seele lauernden Lasters. Aber verlarvtes Laster ist gräulicher im Auge des großen Kenners im Himmel als das, so wie Ravaillac's Königsmord oder Catilina's Mordbrennerei, in seiner Schande vor dem Auge der Menschen steht.“ Hier wird Niemand die Grundzüge eines Charakters verkennen, den er später im „Fiesko“ dramatisch gestaltete. Die biblische Stelle, auf die er anspielt, findet sich 2. Sam. 15,

2. 5: „Und Absalom machte sich also des Morgens frühe auf und trat an den Weg bei dem Thor. — Und wenn Jemand sich zu ihm that, daß er ihn wollte anbeten, so reckte er seine Hand aus . . . und küssete ihn.“ Dieselbe Stelle hat er im Auge, wenn er seinen Franz Moor in den „Räubern“, II. 2, sagen läßt: „Mein Vater — — saß liebreich lächelnd am Thor und grüßte sie Brüder und Kinder.“ Auch sonst finden sich Anspielungen auf die Geschichte Absalom's in den „Räubern“. Der alte Moor, der von Franz in den Thurm gesteckt und dem Hungertode preisgegeben worden ist, fragt gleichwol: „Und wie geht's meinem lieben Kinde, Herrmann?“ (IV. 5), so wie David den Chusi fragt: „Gehet es dem Knaben Absalom auch wohl?“ (2. Sam. 18, 32.) Einen andern biblischen Stoff, Moses, hatte Schiller schon 1773 zu einem Heldengedichte in Klopstockischer Manier gestalten wollen.

3.

Der Student von Nassau.

Das Erscheinen von Goethe's „Werther" (1774), der einen mächtigen Eindruck auf Schiller machte, lenkte ihn auf ein anderes Gebiet. Conz erzählt im Morgenblatt 1807: „Der Student von Nassau hieß die erste Tragödie Schiller's. Mit Lächeln erzählte mir Schiller dies selbst bei meinem Aufenthalt in Jena, wo ich seines Umganges oft genoß. Verlegen, setzte er hinzu, über einen tragischen Stoff, an dem er seine erste Kraft hätte können versuchen, oft so verlegen, daß er, wie er sich in seiner kräftigen Sprache ausdrückte, seinen letzten Rock und Hemd um einen ihm willkommenen mit Freuden würde gegeben haben, las er in einem solchen Momente in einem Zeitungsblatte die Nachricht von der Selbstentleibung eines Studenten, der aus Nassau gebürtig war. Auf sein theilnehmendes jugendliches Gefühl sowol als seine feurig aufstrebende Phantasie wirkte der Eindruck dieser Nachricht mit solcher Gewalt, daß er dieselbe sogleich sich mit allen ihm entgegenkommenden Beziehungen weiter ausmalte und zur Grundlage einer Tragödie zu machen beschloß. Auch hat er, nach seiner Versicherung, den Beschluß ausgeführt. Freilich sprach er damals als von einer höchst unvollkommenen, im Ganzen mißlungenen Jugendarbeit davon; indeß bedauerte er doch, das Stück früh schon ganz vernichtet zu haben, indem er mehrere mit erster glühender Wärme des Gefühls entworfene und ausgeführte Situationen vielleicht noch als Mann, meinte er, benutzen könnte."

4.

Cosmus von Medicis.

Leisewitz' „Julius von Tarent", der 1776 erschien und ein Lieblingsdrama Schiller's wurde, sowie in demselben Jahre die „Zwillinge" von Klinger, welcher Dichter nach Schiller's eigenem Zeugniß damals gleichfalls einen mächtigen Einfluß auf seinen Geist ausübte, führten ihn auf einen historischen Stoff (dessen historische Wahrheit freilich zweifelhaft erscheint), den „Cosmus von Medicis", von welchem Petersen im Morgenblatte 1807 sagt: „Das erste Trauerspiel, das Schiller unternahm, und an welchem er lange mit angestrengtesten Kräften arbeitete, war „Cosmus von Medicis". Stoff und Gang des Stücks hatten viel Aehnlichkeit mit dem „Julius von Tarent"; doch war es dem Leisewitzischen Werke, wovon es eine Art Nachbild war, an Werthe bei Weitem nicht gleich. Auch verwarf und vernichtete Schiller das Ganze; nur einzelne Bilder, Züge, Gedanken und Einfälle nahm er daraus späterhin in seine Räuber auf." Was er davon in die „Räuber" aufnahm, können wir natürlich nicht wissen, da wir seinen „Cosmus von Medicis" nicht kennen; doch wenn dieser dem „Julius von Tarent" ähnlich war, so ist es wol erlaubt, den Schluß zu ziehen, daß es Spiegelberg's Erzählung von der Plünderung des Klosters war; denn wir wissen, daß Schiller ursprünglich beabsichtigte, den Karl Moor selbst in das Kloster eindringen zu lassen, um seine Amalia daraus zu entführen; nur auf Zureden seiner Freunde, denen diese Scene zu gräßlich däuchte, änderte er sie ab. Eine ganz ähnliche Scene nun findet sich im „Julius von Tarent", der also hier das Vorbild ist, und nicht, wie Vollmer in Goedeke's kritischer Schiller-Ausgabe behauptet (II. S. 79), der Klostersturm der Engländer in Voltaire's „Pücelle"; denn außer-

dem, daß derselbe mit Schiller's Darstellung nicht die geringste Aehnlichkeit hat, ist auch gar nicht einmal zu erweisen, daß Schiller schon damals das Voltaire'sche Gedicht gekannt hat. Ferner hat Boas (Schiller's Jugendjahre, I. S. 141) nachgewiesen, daß folgende Stelle des „Julius von Tarent" Schiller in den Räubern vorgeschwebt hat: Aspermonte ruft dem todten Julius ins Ohr: „Blanca! Blanca!" und fügt hinzu: „Da er das nicht hört, wird er nie wieder hören." In den „Räubern" (V. 1) rüttelt Schweizer den erdrosselten Franz mit den Worten: „He Du! Es giebt einen Vater zu ermorden! — Er freut sich nicht — Er ist maustodt." Was es nun eigentlich mit der Aehnlichkeit des „Cosmus von Medicis" mit dem „Julius von Tarent" für eine Bewandniß habe, das hat zuerst Palleske in seinem „Leben Schiller's" (I. S. 124 f.) nachgewiesen: „Leisewitz schreibt am 21. December 1779 an Reinwald in Meiningen: „Die erste Idee zu meinem Stücke (Julius von Tarent) nahm ich aus der Geschichte des Großherzog Cosmus I. von Florenz und seiner Söhne Johann und Garsias."[1]) Schiller, der diesen Zusammenhang schwerlich kannte, behandelte also den ursprünglichen Stoff des Julius. Was Wunder, daß sein „Cosmus" mit dem „Julius von Tarent" große Aehnlichkeit hatte? — Schiller hat sein Stück vernichtet." Da Leisewitz durch Aenderung des Namens seine Quelle zu verstecken suchte, was Schiller nicht that, so ist es wahrscheinlich, daß der jugendlich befangene Schiller einem historischen Stoffe gegenüber sich enger an seine Quelle gehalten hat, als es Leisewitz that. Wir entnehmen dieselbe aus Vertot's „Geschichte des Malteser-Ordens", einem Werke, welches wir noch öfter anzuführen haben werden, und dieser erzählt die Geschichte nach dem 32. Buche der Historia sui temporis von de Thou, bemerkt aber dabei, daß sie in der ersten Ausgabe dieses Werkes nicht steht, was wir bestätigt gefunden haben, und daß sie von den späteren Herausgebern eingeschoben ist. Dies macht allerdings ihre historische Glaubwürdigkeit verdächtig. Wie dem aber auch sei, so ist die Erzählung nach Vertot (1. Ausg., VI. S. 210 ff.) folgende:

Cosmus, Herzog von Florenz, hatte drei Söhne, Lorenz, welchen er zu seinem Nachfolger bestimmte, und den er später an den spanischen Hof schickte; Johann, welcher, obgleich kaum

1) Auch Schiller's Frau spricht von einem Trauerspiel: Die Verschwörung der Pazzi gegen die Mediceer. Allein sie konnte wol wie Boas durch die Memoiren gleichen Namens zu dem Gedanken verleitet werden, daß Schiller's Trauerspiel denselben Stoff dramatisch behandelt habe. — (Palleske.)

16 Jahre alt, schon mit dem römischen Purpur bekleidet war; Garsias, einen jungen Prinzen von wilder Gemüthsart. Diese beiden Letzteren hatten aus wechselseitiger Eifersucht und Neid schon in ihrer zartesten Kindheit einen Haß gegen einander eingesogen, von dem man sie niemals hatte abbringen können, und der in jener Zeit auf eine tödtliche Weise ausbrach. Während Cosmus, begleitet von seiner ganzen Familie, die Häfen und Seeplätze seiner Staaten besuchte, um seinem kriegerischen Orden eine feste Form zu geben, entfernten sich diese beiden Prinzen auf einer Jagdpartie, welche sie in einem Walde in der Nähe von Grosseto mitmachten, da sie sich gezankt hatten, nach gegenseitiger Uebereinkunft von dem Gefolge, vertieften sich in das Gehölz, schlugen sich, und Garsias tödtete mit einem Dolchstoß den Cardinal. Er holte darauf die Jagdgesellschaft wieder ein, ohne die geringste Verwirrung zu zeigen, und als wenn er sich nur verirrt hätte, fragte er, was aus seinem Bruder geworden wäre. Aber da dieser junge Prinz nicht erschien und die Nacht hereinbrach, vertheilten sich seine Diener, um ihn zu suchen, und derjenige, der besonders mit seiner Bewachung beauftragt war, fand ihn endlich, nachdem er das ganze Gehölz durchlaufen hatte, zu Boden gestreckt, todt und in seinem Blute gebadet. Er eilte sofort, um Cosmus eine so traurige Nachricht zu bringen. Dieser Fürst vermuthete alsbald die Hand, von der ein so grausamer Stoß geführt worden war; aber obgleich von dem lebhaftesten Schmerze durchdrungen, hatte er Kraft genug, um ihn zu verhehlen; er befahl sogar diesem Diener, die Sache geheim zu halten und ihm unter dem Mantel der Dunkelheit die Leiche seines Sohnes, in einen Teppich gehüllt, und ohne daß es bemerkt würde, in sein Zimmer zu bringen. Man hatte ihm kaum gehorcht, als er Garsias rufen ließ, und nachdem er sich mit ihm eingeschlossen hatte, fragte er ihn, was aus seinem Bruder geworden wäre. Dieser junge Prinz antwortete ihm mit einer Zuversicht, die seinem Alter nicht natürlich ist, kaltblütig: er hätte ihn auf der Jagd und bei der Verfolgung des Hirsches aus dem Gesichte verloren. Cosmus befahl ihm nun, den Teppich aufzuheben, welcher die Leiche des Cardinals bedeckte, deren Wunden noch in Fülle Blut ausströmten. Bei diesem Anblick sagte der Herzog, der seinen Schmerz und seinen Zorn nicht mehr zurückhalten konnte, zu ihm: „Unglücklicher, das ist das Blut Deines Bruders, welches um Rache gegen Dich zum Himmel schreit; muß ich einen Brudermörder in die Welt gesetzt haben, der durch die Vernichtung seines Bruders sich einen Weg gebahnt hat, um seinen Vater selbst zu tödten?“ Garsias, eingeschüchtert,

warf sich ihm zu Füßen, bekannte sein Verbrechen und gab vor, um das Gräßliche desselben zu mildern, daß sein Bruder ihn zuerst angegriffen hätte, und daß er sein Leben nur durch dessen Tod hätte retten können. Aber Cosmus, der so schwache Entschuldigungen verwarf und ihn mit Augen voller Wuth ansah, sagte zu ihm: „Ich muß selbst den Tod des Unschuldigen durch die Vernichtung des Schuldigen rächen, und Du mußt das Leben Demjenigen wieder bezahlen, von dem Du es hast.“ Indem er diese Worte sagte, entriß er ihm den Dolch, mit welchem er seinen Bruder getödtet hatte, und stieß ihn ihm in den Busen. Man begrub sie darauf Beide heimlich, und um ein so großes Unglück zu verbergen, sprengte man aus, sie wären in einem Landhause an einer ansteckenden Krankheit, von welcher Toscana damals heimgesucht wurde, gestorben. Später veranstaltete man für sie ein großartiges Leichenbegängniß in der Hauptkirche von Florenz, zu welchem man ihre Leichenrede fügte, und in derselben gab sich der Prediger auf Cosmus' Befehl, um den Verdacht wegen dieses Mordes zu schwächen, besondere Mühe, sich hauptsächlich über das Lob des Garsias zu verbreiten. Eleonore von Toledo, die Mutter dieser beiden jungen Prinzen, der man die Umstände ihres Todes nicht verbergen konnte, starb darüber vor Schmerz. Cosmus, ohne sich durch so viel Mißgeschick niederschlagen zu lassen, suchte Trost in der Sorge um die Regierungsgeschäfte.

Dies begab sich während der Großmeisterschaft des Johann von La Valette, des Helden von Schiller's Malteser-Tragödie, deren Stoff er aus eben diesem Vertot nahm. Man erkennt leicht, daß Schiller denselben Stoff später wieder in seiner „Braut von Messina oder die feindlichen Brüder“ aufgriff, worin er einen Chor von Rittern auftreten läßt, wie er dies auch in seinen „Maltesern“ zu thun beabsichtigte. Auch in der „Braut von Messina“ hat Boas noch eine Reminiscenz aus „Julius von Tarent“ entdeckt. Leisewitz hatte das Gleichniß gebraucht: „In einem Jahrhundert bist Du, Fürst, der Einzige von allen Tarentinern, den man noch kennt, wie eine Stadt mit der Entfernung verschwindet, und blos noch die Thürme hervorragen.“ Und der Chor in der „Braut von Messina“ sagt:

„Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Finstre Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geschlechtern aus.

Aber der Fürsten
Einsame Häupter
Glänzen erhellt,
Und Aurora berührt sie
Mit den ewigen Strahlen,
Als die ragenden Gipfel der Welt."

5.

Der Jahrmarkt.

Um das Jahr 1777 dichtete Schiller nach Petersen's Zeugniß[1]) auch ein kleines Vorspiel: „Der Jahrmarkt", welches am Geburtstag des Herzogs im akademischen Gebäude von Zöglingen der Akademie aufgeführt wurde und schon den genialischen Kopf verrieth, der mit Proteus' Zauberkraft sich in alle Formen zu wandeln weiß.

1) Der Freimüthige, 1805. 4. Nov. Nr. 220. S. 463.

6.

Friedrich Imhof.

In Briefen an Reinwald vom März 1783 erwähnt Schiller eines neuen Stoffs, Friedrich Imhof, dessen Quelle bis jetzt noch nicht zu ermitteln gewesen ist. Er schreibt an Denselben anfangs März: „Die Bücher, wovon wir sprachen, über Jesuiten und Religionsveränderungen — überhaupt über den Bigottismus und seltene Verderbnisse des Charakters, suchen Sie mir doch mit dem Bäldesten zu verschaffen, weil ich nunmehr mit starken Schritten auf meinen Friederich Imhof losgehen will. Schriften über Inquisition, Geschichte der Bastille, dann vorzüglich auch (was ich vorgestern vergessen habe) Bücher, worin von den unglücklichen Opfern des Spiels Meldung geschieht, sind ganz vortrefflich in meinen Plan.“ In einem andern Briefe aus derselben Zeit heißt es: „Meine Maria Stuart ist noch nicht so glücklich, unanimia zu haben. Ich bin wirklich in einer höchst verdrießlichen Lage, weil ich gerne an ein Stück ginge und noch zu keinem entschlossen bin. Ich glaube, mein Imhof erhält sich auf dem Brett.“ [1]) Endlich schreibt er aus Bauerbach den 27. März an Denselben: „Ueber ein neues Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin- und herschwankens zwischen Imhof und Maria Stuart los zu sein, hab' ich beide bis auf weitere Ordre zurückgelegt und arbeite nunmehr entschlossen und fest auf einen Don Karlos zu,“ — für welchen er sich, um mit „Spaniens Sitten und Regierung“ bekannt zu werden, Bücher erbittet. In diesem Briefe findet sich auch noch die Stelle: „Die Geschichte der Bastille hat mich sehr unterhalten,

1) Beide Stellen mitgetheilt von Goedeke, krit. Ausg., III. 178.

und ich glaube, daß sie sich in französischer Sprache mit vielem Vergnügen lesen läßt. Ich sende sie Ihnen mit dem nächsten Botengange zurück." — Der Name „Friedrich Imhof" scheint, wie „Louise Millerin", ein von Schiller frei erfundener zu sein und sollte entweder ein Opfer der Inquisition, in welchem Falle der Stoff eine gewisse Verwandtschaft mit „Don Karlos" haben würde, oder ein Opfer des französischen Despotismus oder der Spielleidenschaft bezeichnen. Für das Letzte würde sprechen, daß dieses Süjet damals sehr en vogue war. So gab Klinger 1780 seine „Falschen Spieler" heraus; Schröder verfaßte nach Moore und Saurin: „Beverley oder der Spieler", und Beil, der Mannheimer Schauspieler, schrieb 1785 das Lustspiel „Die Spieler". Für das Erste jedoch spricht noch mehr die Aehnlichkeit mit dem „Don Karlos". In Mannheim lernte Schiller in demselben Jahre einen katholischen Geistlichen kennen, der aus dem Orden gestoßen war. Sein Name war Trunk. „Es ist ein lebendig herumgehender Beweis," schreibt er, „wie viel Böses die Pfaffen zu stiften im Stande sind."

7.

Conradin von Schwaben.

Schon den ersten April 1782 hatte Schiller an Dalberg geschrieben: „Darf ich bei dieser Gelegenheit so kühn sein, E. E. an das ehemalige Versprechen zu erinnern, mir ein interessantes deutsches Thema zu einem Nationalschauspiel zu verschaffen?" Desgleichen am 3. April 1783 von Meiningen aus an Denselben: „Gegenwärtig arbeite ich an einem Don Karlos. Ein Süjet, das mir sehr fruchtbar scheint, und das ich E. Exc. zu verdanken habe. Dazwischen will ich an einem Trauerspiel von Prinz Conradin arbeiten." Wenn Streicher sich nicht irrt, so hatte Schiller schon in Stuttgart sich vorgenommen, den „Conradin" zu bearbeiten, und wurde später von Dalberg aufgefordert, den „Don Karlos" dafür zu nehmen. (Schiller's Flucht, S. 192.)

8.

Zweiter Theil der Räuber.

In einem, allerdings nur ostensiblen, Briefe an Streicher vom 14. Januar 1783 schreibt Schiller (Streicher, Schiller's Flucht, S. 148): „Durch die Bemühung des Bibliothekars Reinwald, meines sehr erprobten Freundes, bin ich einem jungen Hrn. von Wrmb bekannt geworden, der meine Räuber auswendig kann und vielleicht eine Fortsetzung liefern wird.“ Schiller selbst wollte nach Beendigung des „Don Karlos“, wie er den 24. August 1784 an Dalberg schreibt, an den zweiten Theil der „Räuber“ gehn, welcher eine völlige Apologie des Verfassers über den ersten Theil sein sollte, und worin alle Immoralität in die erhabenste Moral sich auflösen müßte. Auch dieses sei ein unermeßliches Feld für ihn. Im Jahre 1785 war er gesonnen, wie er den 3. Juli an Körner schreibt, zu den „Räubern“ einen Nachtrag in einem Act: „Räuber Moor's letztes Schicksal“, zu schreiben, „wodurch das Stück neuerdings in Schwung kommen sollte“. Ein Fragment des Entwurfes dazu existirt denn auch wirklich unter dem Titel: „Die Braut in Trauer oder zweiter Theil der Räuber. Eine Tragödie in 5 Acten“, das erst vor Kurzem durch den Druck veröffentlicht worden ist. Auf den Titel „Die Braut in Trauer“ werden wir später noch einmal zurückkommen. (Vgl. Nr. 28.) Auch Nr. 10 scheint mit diesem Plan in Verbindung zu stehen.

9.

Timon von Athen.

(Nach Shakespeare.)

In dem unter der vorigen Nummer erwähnten Briefe an Dalberg vom 24. August 1784 schreibt Schiller: „Ich habe gegenwärtig meine Zeit zwischen eigenen Arbeiten und französischer Lectüre getheilt. Warum ich das Letztere thue, werden E. E. gewiß billigen. Fürs Erste erweitert es überhaupt meine dramatische Kenntniß und bereichert meine Phantasie, fürs Andere hoffe ich dadurch zwischen zwei Extremen, englischem und französischem Geschmack, in ein heilsames Gleichgewicht zu kommen. Auch nähre ich insgeheim eine kleine Hoffnung, der deutschen Bühne mit der Zeit durch Versetzung der classischen Stücke Corneille's, Racine's, Crebillon's und Voltaire's auf unsern Boden eine wichtige Eroberung zu verschaffen." Und in demselben Briefe: „Durch mich allein wird und muß unser Theater einen Zuwachs an vielen vortrefflichen neuen Stücken bekommen, worunter Macbeth und Timon und einige französische sind." Er wollte also in derselben Richtung wie Dalberg arbeiten, der im folgenden Jahre, 1785, eine Bearbeitung von Shakespeare's „Julius Cäsar" in Mannheim herausgab. Die Bearbeitung des „Macbeth" kam bekanntlich erst später der Weimarischen Bühne zu Gute; der „Timon" aber war es jedenfalls, der die Idee zu dem „Versöhnten Menschenfeinde" in ihm erweckte, der Fragment geblieben ist und im Jahre 1790 in der „Thalia" zuerst gedruckt erschien. Schiller's Freund und Landsmann, der Dichter Schubart, kündigte in seiner „Vaterländischen Chronik" (1787, S. 40) dieses neue dramatische Product seines berühmten Freundes mit den Worten an: „Schiller, unser erster dramatischer Schriftsteller, arbeitet wirklich (d. h. gegenwärtig) an einem Trauerspiele, „Der Menschenfeind" betitelt. Nur er darf's wagen, sein Gemälde neben einem Timon von Athen aufzustellen." Schiller

konnte sich für das Süjet nicht erwärmen, und das Fragment blieb unvollendet. Was aber die Bearbeitung des Timon betrifft, so kündigte er dieselbe gewissermaßen schon an in seiner Vorlesung vom 26. Juni 1784: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet". Er sagt darin: „Unsere Schaubühne hat noch eine große Eroberung ausstehen, von deren Wichtigkeit erst der Erfolg sprechen wird. Shakespeare's Timon von Athen ist, so weit ich mich besinnen kann, noch auf keiner deutschen Bühne erschienen, und so gewiß ich den Menschen vor allem Andern zuerst in Shakespeare aufsuche, so gewiß weiß ich im ganzen Shakespeare kein Stück, wo er wahrhaftiger vor mir stünde, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen spräche, wo ich mehr Lebensweisheit lernte, als im Timon von Athen. Es ist ein wahres Verdienst um die Kunst, dieser Goldader nachzugraben."

10.

Ein Drama mit einem Gespenst.

Streicher erzählt in seinem Buche „Schiller's Flucht von Stuttgart" (S. 192 f.): „Während er sich noch in Mannheim mit der Geschichte Spaniens recht vertraut zu machen suchte (behufs der Bearbeitung des „Don Karlos"), glaubte er es leichter, einen ganz eigenen Plan zu erfinden, der bald diese, bald jene, aber immer eine tragische Entwicklung haben sollte. Endlich glaubte er einen solchen festhalten zu müssen, in welchem die Erscheinung eines Gespenstes die Entscheidung herbeiführte, und beschäftigte sich so gänzlich damit, daß er schon anfing, seine Gedanken niederzuschreiben. Aber er gab den Plan wieder auf, indem es ihm unter der Würde des Dramas und eines wahren Dichters schien, die größte Wirkung einer Schreckgestalt schuldig sein zu sollen. — Er machte die richtige Unterscheidung, daß ihn das Beispiel Shakespeare's, der im „Cäsar" und „Macbeth" einen Geist erscheinen läßt, hierin nicht rechtfertigen könne, indem dieser nur als eine Nebensache angewendet worden, die weder auf die Handlung selbst, noch auf deren Ausgang den mindesten Einfluß ausübe. — Diese Unentschlossenheit in der Wahl, dieses immerwährende Ausspinnen einer verwickelten Begebenheit ermüdete ihn aber weit mehr, als wenn er die wirkliche Ausarbeitung begonnen hätte."

Was zunächst das Beispiel Shakespeare's betrifft, so ist hier daran zu erinnern, daß Schiller schon in Mannheim beabsichtigte, den „Macbeth" für die Bühne zu bearbeiten. Auch sollte sein „Don Karlos", wie er an Reinwald schreibt, von Shakespeare's „Hamlet" die Seele bekommen. Um diese Zeit aber las Schiller zu dem Zwecke der Herausgabe einer „Mannheimer Dramaturgie" meist französische Tragiker. (Man vergleiche den Brief an Dalberg vom 24. August 1784 auf Seite 25.)

Zu dem eben erwähnten Zwecke muß er aber auch fleißig Lessing's „Hamburgische Dramaturgie" gelesen haben, denn seine Aufsätze aus der Mannheimer Zeit nehmen öfter darauf Bezug. (Man sehe Th. XIV., Anm. zu S. 233, 237 u. s. w.) Die vortreffliche Parallele, die Lessing in dem 11. Stücke der „Dramaturgie" zwischen dem Gespenst des Ninus in Voltaire's „Semiramis" und dem Geist des alten Hamlet bei Shakespeare zieht, mußte ihn lebhaft anregen. Und wenn nun der Geist Banquo's bei Macbeth's Krönungsmahle erscheint und die Festesfreude gräßlich stört, so glauben wir nicht zu irren, wenn wir hier die ersten Grundzüge einer Geschichte erblicken, die Schiller später in dem „Geisterseher" so trefflich, wenn auch nicht in dramatischer Form, aber in ächt dramatischem Geiste ausgeführt hat. Wir meinen die Geschichte, die der Sicilianer (Cagliostro) im Gefängnisse dem Prinzen erzählt, und die mit der Erscheinung einer „Gestalt mit bluttriefendem Kleide und entstellt von gräßlichen Wunden" endigt (Th. IX. S. 49). Die Situation ist dieselbe, auch die äußere Erscheinung der beiden Gespenster. Und wenn Macbeth gewissermaßen selbst den Geist citirt, indem er den Wunsch ausspricht, Banquo in der Gesellschaft zu sehen (Th. VII. S. 136 f.), so sehnt sich auch im „Geisterseher" der Vater des Erschlagenen inmitten der Festfreude nach seinem Sohne.

Jedenfalls steht dieser ganze Plan in engem Zusammenhang mit dem „Zweiten Theil der Räuber" und der „Braut in Trauer". (Vergl. Nr. 8 und 28.)

11.

Operette.

Schiller an Huber:[1]) „Dresden den 17. Mai 1786. Kannst Du Dir vorstellen, daß ich gestern zwei Arien und ein Terzett zu einer Operette gemacht habe, und daß der Text schon in den Händen des Musikus ist? Ich hoffe, und das ist meine selige Zuversicht, ich hoffe, daß die Musik noch immer um einen Gran schlechter als meine Arien ausfallen wird, und diese sind gewiß schlecht. — Indeß es wird eine Oper unter dem Frisiren, und ich thue es mit Absicht, um — schmieren zu lernen."

1) Goedeke, krit. Ausg., IV. 21.

12.

Körner's Vormittag.

Auf Körner's Weinberge bei Loschwitz verlebte Schiller glückliche Tage. Wenn so die „lieben Weiberchen" über ihm herumkramten, so wurde ihm ganz heimisch zu Muthe; eine süße Ahnung von Familienglück zog durch seine Seele. (Brief an Huber, vom 13. Sept. 1785.) Sein Verkehr mit der Außenwelt hört ganz auf; und dieser Theil seiner Biographie ist der dürftigste, da eine der ergiebigsten Quellen derselben, der Briefwechsel mit Körner, uns hier natürlich im Stiche läßt. Um so schätzbarer sind die familiären Scherze, die wir schon in der Einleitung erwähnt haben. Der vorliegende dramatische Scherz wurde zuerst von Carl Künzel 1862 unter dem Titel: „Ich habe mich rasiren lassen", herausgegeben. Obgleich wir uns bemüht haben, alles Brauchbare für die Einzelerklärung dieses Schwankes zusammenzutragen, so bleibt doch, wie dieses bei solchen Familienscherzen nicht anders zu erwarten ist, noch manches Räthselhafte. Wenigstens ist die Person des „Seifenbekannten" noch nicht ausfindig gemacht. Die harmlose Pointe dieses Scherzes wird Jeden anmuthen, der auch nur aus einer einmaligen Lectüre des Schiller'schen Briefwechsels mit Körner sich die Person dieses trefflichen Mannes eingeprägt hat, der, wenn er auch einmal neben Schiller die schriftstellerischen Schwingen regen möchte, um nicht „semper auditor tantum" zu sein, doch niemals recht vom Flecke kommen kann.

In derselben Sphäre bewegt sich ein anderer gemeinsamer Scherz von Schiller und Huber, der gleichfalls wie das „Unterthänigste Pro Memoria" (unsere Ausgabe, I. 2. S. 91) und die vorliegende Posse von der Heiterkeit, die in diesem schönen Fa-

milienkreise herrschte, ein interessantes Zeugniß giebt. Derselbe ist, gleichfalls von Künzel, veröffentlicht worden unter dem Originaltitel: „Avantüren des neuen Telemach's oder: Leben und Exsertionen Körner's, des decenten, consequenten, piquanten p. p., von Hogarth [Schiller] in schönen illuminirten Kupfern abgefaßt und mit befriedigenden Erklärungen versehen von Winckelmann [L. F. Huber]. Rom 1786." Schiller hatte die (rohen und grotesken) Zeichnungen gemacht, Huber den humoristischen Text dazu geschrieben. Wir benutzen dieses Werkchen zur Erklärung des vorliegenden. Für den Hauptinhalt unserer Posse ist besonders zu vergleichen „Neuer Telemach", S. 2:

„Körner's Schriftstellerei.

„Fig. 1 stellet für den Briefträger, welcher Göschen Körner's Antwort [1]) zum Drucken in die Thalia bringt. Ersterer springt freudig dem Boten entgegen, mit den Worten: „Endlich einmal!" und wirft in der Hast den Stuhl um.

„Fig. 2 ist der Setzer bei dem Drucken begriffen, und ein Junge trägt den nassen Correcturbogen weg.

„Fig. 3 wird der Brief recensirt. Man sieht dem Kritikus seinen Enthusiasmus an, selbst sein Hund scheint über diese ungewöhnliche Erscheinung erschrocken. Er verspricht dieser Schrift in seiner Recension die Unsterblichkeit, die sie auch, trotz der kleinen Unfälle auf

„Fig. 4 wirklich erhält — — — —

„Fig. 5 zeigt Körnern, wie er an dieser Antwort schreibt. Man muß nicht glauben, als ob durch Irrthum diese Figur die letzte sei; vielmehr scheint ein mystischer Sinn in diesem Anachronismus zu sein. Die nachdenkende himmelan blickende Gestalt des Sitzenden ist vortrefflich."

---

1) „Raphael an Julius", in den „Philosophischen Briefen" (Th. XIV, S. 350; vergl. ebenda S. 344).

Körner's Vormittag.[1])

Schiller

1. als Schiller.
   Sommermanchester. Gelbe Pantoffel. Tobak.
2. als Seifenbekannter.
   Schuh und Strümpfe. Noten. Hut.
3. als Wolfin.
   Weiberrock. Salope. Haube.
4. Schuhmacher.
   Mantel. Stiefel. Schuhe.
5. Candidat.
   Schwarze Weste. Dissertation. Schuhe und Strümpfe. Schwarzer Rock.

Körner's Studirzimmer.

Ein Schreibtisch. Einige Sessel. Bücher. Alte Kleider. Wäsche.

Körner (im Schlafrock und Pantoffel, stehend vor einem Tische schreibend, dann aufstehend). Endlich doch ein Vormittag, der mein ist. Ich will ihn auch benutzen. (Ruft) Gottlieb!

Gottlieb (tritt auf). Herr Doctor!

Körner (fortschreibend). Rasiren!

(Gottlieb setzt einen Stuhl, zieht Messer ab, macht Seife an u. s. f.)

---

1) Zuerst gedruckt 1862 in: „Ich habe mich rasiren lassen. Ein dramatischer Scherz von Friedrich von Schiller. Aus der Originalhandschrift . . herausgegeben von Carl Künzel.“ Leipzig. 8⁰. S. 21—45. — Wiederholt in: Schiller's sämmtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe von Karl Goedeke. Theil IV. Stuttgart 1868. S. 182—195, zum Theil nach dem Original-Manuscript.— A. d. H.

Schiller (tritt auf). Guten Morgen, Körner!

Körner. Guten Morgen — Nun?

Schiller. Schreibst Du an Göschen heute?

Körner. Natur! [1]) Du schickst Manuscript fort?

Schiller. Ich komme eben, Deinen Raphael abzuholen.

Körner. Ja. Ja. Wir wollen sehen.

Schiller. Du hast ihn doch fertig, Körner?

Körner. Auf meinem Schreibtisch liegt, was ich gemacht habe.

Schiller (sucht, liest). „Ein Glück wie das unsrige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menschliches" [2]) — — — Wo geht's denn fort?

Körner. Das ist Alles.

Schiller. Ach Du lieber Gott! — Da bin ich wieder angeführt.

Körner. Laß nur gut sein. Ich habe noch Zeit bis zum Consistorium.

Schiller. Den Augenblick schlägt's neun Uhr.

Körner. Mach' Er, Gottlieb! Mach' Er! —

Minna [3]) (tritt auf). Da steht Er wieder und hält meinen Mann auf. Sieht Er denn nicht, daß er ins Consistorium muß? — Hanswurst!

Schiller. Nu! nu! Ich sage nur —

Minna (steht lange in einer arbeitenden Stellung, endlich mit schrecklichem Durchbruch). Allzeit! [4]) —

Körner. Bis ruhig, Miezchen. Ich habe noch Zeit genug.

Gottlieb. Es klopft Jemand.

Körner. Gottlieb, seh' Er nach! (Gottlieb hinaus.)

---

1) „Natur!" liebte Bassenge (vgl. S. 37) und nach ihm Körner zu sagen für: „Natürlich!" Vgl. Neuer Telemach, S. 3:

„Bassenge übergiebt Körnern ein Faß Späße.

„Die Ueberschrift erklärt den Inhalt dieses Kupfers schon deutlich. Die Späße, welche in dem Fasse enthalten sind, heißen: Hübscher Mann! Ein hübsche Art von Krebsen! Natur! Qu'appellez-vous? 2c. 2c., und Körner erhält zugleich mit dem Fasse das Recht, sie so gut als der Eigenthümer gebrauchen zu dürfen." — A. d. H.

2) Vgl. Thalia, 1786. H. 3. S. 110 (unsere Ausgabe, Th. XIV. S. 350). Diese Stelle erweist, daß der erste Brief des Raphael an Julius wenigstens theilweise von Körner herrührt. Vgl. ebendas. S. 372. — A. d. H.

3) Minna, Körner's Frau, geb. Stock. — (Goedeke.)

4) „Allzeit" (für „immer"), ein Idiotismus Minna's. Siehe unten S. 39, und Neuer Telemach, S. 5: „Körner's Familienleben. — — Fig. 3 stellet für eine zärtliche Umarmung zwischen Huber und Dorchen, welcher

„Fig. 4 — Minna zusieht und mit sträflichem Gesicht: ‚Allzeit!' dazu sagt." Auf der Figur ist sie dargestellt mit einem Zettel im Munde, auf welchem steht: „Allzeit!" — A. d. H.

Gottlieb (kommt gleich wieder). Der Seifenbekannte, Herr Doctor! (Minna und Schiller ab.)

Körner. Muß mir denn Der just jetzt über den Hals kommen! Lass' er ihn 'rein.

Seifenbekannter (tritt auf). Ich mache dem Herrn Oberconsistorialrath meine unterthänige Empfehlung! — Da bring' ich Musikalien.

Körner. Dank Ihnen! Herr — — Mein Herr! Wollen Sie es nur dorthin legen.

Seifenbekannter. Eine Symphonie von Hall ist darunter, die dem Herrn Oberconsistorialrath gewiß gefallen wird.

Körner. So! So!

Seifenbekannter. Wenn der Herr Oberconsistorialrath etwas von Sonaten brauchen? Ich habe eine prächtige von Gluck!

Körner. Sehr obligirt! — Ich habe Ihnen auch noch einen Act von Carlos zu bezahlen.

Seifenbekannter. Nach Bequemlichkeit, Herr Doctor, nach Bequemlichkeit!

Körner. Ich bin jetzt nur ein Wenig pressirt.

Seifenbekannter (empfiehlt sich). Ich will nicht incommodiren, Herr Oberconsistorialrath. Es kann anstehen bis morgen. Empfehle mich ganz ergebenst.

Professor **Becker** tritt auf.

Becker[1]) (mit einem Kupferstich). Schönen guten Morgen!

Körner. Bonjour, Professor! Was bringen Sie da Neues?

Becker. Einen[2]) . . . . Ein vortreffliches Blatt!

Körner. Ein braves Blatt!

Becker. Ich und die russische Kaiserin sind jetzt die Einzigen in Europa, die noch Abdrücke davon haben.

Körner. Ein tüchtiges Blatt!

Becker. Das meinige aber ist das beste.

Körner. Ja, Ja.

Minna (tritt auf). Mach, daß Du fertig wirst, Körner! Neun Uhr ist vorbei.

Körner. Gleich! gleich!

Minna. Guten Morgen, Professor! Wie steht's mit der Gesundheit?

---

1) Wilhelm Gottlieb Becker, Prof. an der Ritterakademie zu Dresden, K. A. Böttiger's Vorgänger; ein Bekannter des Körnerischen Kreises, ohne sonderlich geschätzt zu sein; vgl. Schiller's Brief an Körner v. 5. Jan. 1787. — (Goedeke.)

2) Der Name des Kupferstechers fehlt im Manuscript. — (Goedeke.)

Becker. Passirt. Diesen Morgen hab' ich mir ein Geschwür aufschneiden lassen. (Minna speit sich und läuft davon.)

Körner. Nichts Neues, Professor?

Becker. Nichts, als daß wir Adelung [1]) hieher bekommen!

Körner. Ist's richtig? — Das ist eine charmante Acquisition!

Becker. Die ganze Sache ist durch mich gegangen. Ich war zum Diner beim Minister Gutschmidt, wo wir Langes und Breites darüber sprachen.

Körner. A propos, lieber Becker. Ich habe da von Leipzig einen raren Elephantenzahn überschickt bekommen —

Gottlieb. Es pocht Jemand, Herr Doctor! (Hinaus.)

Becker. Die Stelle ist mir angetragen worden, aber was sollst Du einem Andern das Brod nehmen, dacht' ich. Adelung verdient Aufmunterung —

Gottlieb (kommt zurück). Ihr Bedienter, Herr Professor. (Becker ab.) Die Journale für Neumann.

Körner. Dort unterm Tisch — in der Wäsche. Such' Er sie zusammen!

Dorchen [2]) (tritt auf). Das Wirthschaftgeld ist alle, Körner. Du mußt mir neues geben.

Körner. Wie viel brauchst Du?

Dorchen. Drei Thaler für den Buttermann. Sechs für den Fleischer.

Körner. Donner auch! — Was ist heute?

Dorchen. Montag. [3])

Körner. Da muß ein Brief kommen von Weber!

Gottlieb. Mlle., der Zeitungsmann! (Dorchen eilt hinaus.)

Körner. Wer pocht schon wieder?

Gottlieb. Der Schuhmacher und Schneider Miller!

Körner. Just zur Unzeit. Sollen 'rein kommen!

Schneider **Miller**, **Schuster** treten auf.

Beide. Schönen guten Morgen, Herr Oberkh. ꝛc.

Körner. Schönen Dank!

Schuster. Ich möchte gern das Maß nehmen zu den Stiefeln.

Schneider. Und ich die Weste anprobiren.

Körner. Ja! Gleich!

---

1) Adelung wurde 1787 Hofrath und Oberbibliothekar in Dresden. — (Goedeke.)

2) Dora Stock, Körner's Schwägerin, Huber's Verlobte. — (Goedeke.)

3) 1787 fiel der 2. Juli (Körner's Geburtstag) auf Montag. — (Goedeke.)

Minna (tritt auf). Mach! Mach, Körner, daß Du in die Session kommst! Eben hat's zehn nur geschlagen.

Körner. Ich bin auch gleich fertig. Gieb mir einen Kuß, kleine Maus!

Minna. Willst Du noch eine Tasse, Körner?

Körner. Gieb mir noch eine Tasse, Miezchen!

Huber (tritt auf). Ich bringe Dir den Rienzi, Körner. Hast Du Zeit, so will ich ihn vorlesen.

Körner. Schicke![1]) (Schuster kniet und mißt Stiefel an, Gottlieb rasirt, Minna bringt eine Tasse, Huber geht auf und ab, liest.)

Huber. „Rom ist zweimal der Sitz einer Universal — —"

Schuhmacher. Hohe oder niedre Absätze, Hr. Ob. KR.?

Körner. Mittel —

Huber. — „einer Universalmonarchie gewesen."[2])

Minna. Ist der Kaffee auch süß genug, Körner?

Körner. Ja, kleine Maus.

Huber. „Rom ist zweimal der Sitz einer Universalmonarchie gewesen."

Minna (giebt ihm eine Ohrfeige, ab). Pack' Er ein mit seinem Wisch — Esel!

Haase tritt auf.

Haase.[3]) Guten Morgen Körnerscher!

Körner. Gott grüße, Haase! Wie geht's?

Haase. Schleicht.

Körner. Was Neues in der Welt?

Haase. Nichts. Daß die La Motte[4]) echappirt ist, weißt Du?

Körner. Ja. Das freut mich.

Haase. Du hast zu thun. Ich will einstweilen in eine andre Gasse gehen. (Ab.)

Dorchen (tritt auf). Der Stadtrichter, Körner.

---

1) „Schicke!" hält Goedeke für den Namen des Schuhmachers; doch könnte es auch wie „Natur!" (oben S. 33) ein Lieblingsausdruck Körner's gewesen sein. Vgl. Schiller's Brief an Körner v. 30. März 1789: „Auf Deinen Aufsatz bin ich sehr begierig. — — Mache, daß ich ihn bald habe. Schicke!" — A. d. H.

2) Die Uebersetzung des „Rienzi" von Huber (vgl. S. 50) enthält diese Worte nicht. — (Goedeke.)

3) Fr. Traug. Hase, Secretair in Dresden, hatte den Leipziger Musenalmanach herausgegeben, geb. 1754, starb 1823. — (Goedeke.) Vgl. Körner's Brief an Schiller vom 26. Dec. 1786: „Heute früh ist Hase bei uns gewesen, der Euch sehr, sehr grüßen läßt." — A. d. H.

4) „Paris 8. Junii. Die bekannte Madame la Motte, die wegen der berühmten Halsbandgeschichte im Hospital saß, ist aus selbigem am 5ten glücklich entwischt." Hamburgischer unpartheyischer Correspondent, 1787. Nr. 96, Sonnabend den 16. Junii. — (Goedeke.)

Körner. Schaff ihn fort! Ich bin nicht zu Hause.

Dorchen. Ja! Da liegt er nun mir auf dem Halse.

Bassenge[1]) (tritt auf). Guten Morgen! Guten Morgen!

Körner. Ah, guten Tag, Hr. Bassenge!

Bassenge. Ich komme, Sie zu meinem Kinde zu Gevatter zu bitten.

Körner. Gehorsamer Diener! Gehorsamer Diener! — Ein Junge oder ein Mädchen?

Bassenge. Ein Mädchen vor diesmal.

Körner. Meine Frau ist drinnen. Ich bin gleich fertig.

Bassenge. Will nicht incommodiren. (Ab.)

Wolfin (streckt den Kopf zur Thüre herein). Darf man herein, Herr D.?

Körner. Wird mir eine Ehre sein — Schönen Tag, Madame Wolfin!

Wolfin. Ich schere mich gleich wieder. Ich wollte Ihnen nur einen guten Morgen geben.

K. Ich schönen Dank!

Wolfin. Ich sehe, daß Sie zu thun haben. Ich genire Sie doch nicht?

K. Nicht im Geringsten, Madame Wolfin.

Wolfin. Sonst geh' ich gleich wieder. (Setzt sich.)

Körner. Herrliches Wetter, Madame W.

Wolfin. Sie haben da eine charmante Leinwand. Was gilt die Elle?

Körner. Das kann Ihnen meine Frau sagen.

Wolfin. Die Sessel sind recht hübsch überzogen. Wo haben Sie den Zeug her? Gewiß aus Leipzig?

Körner. Fragen Sie meine Frau!

Wolfin. A propos. Wie steht's mit dem Weine?

Körner. Die Proben haben wir ausgetrunken. Er ist recht gut.

Wolfin. Wie viel befehlen Sie?

Körner. Vor der Hand nichts. Ich bin noch versehen.

Dorchen (kommt). Graf Schönburg![2])

---

1) Vgl. Neuer Telemach, S. 3 (oben S. 33). Bassenge war Inhaber eines Wechselgeschäfts in Dresden. — A. d. H.

2) Graf Schönburg war einer der Freunde des Körner'schen Hauses. Die Scene des „Don Karlos", in welcher der Marquis von der Königin Abschied nimmt, hieß in dem Körner'schen Kreise die Schönburg'sche Scene. Vgl. Körner's Brief an Schiller v. 20. Juli 1788: „Schönburg's sind auch hier [in Carlsbad]; aber wir sehen uns wenig und sind blos höflich." Vgl. Palleske, Schiller's Leben, 5. Aufl. II. S. 177 Anm. — A. d. H.

Körner. Hol' ihn der Teufel! — Es wird mir eine Ehre sein!

Wolfin (ab mit Dorchen). Da muß ich mich trollen.

Schönburg tritt auf.

K. Bon jour, Msr. le Comte! Willkommen!

Schönburg. Ich habe einen herrlichen Schimmel zu verkaufen. Wissen Sie mir einen Liebhaber?

Körner. Wie theuer?

Schönburg. Eine Lumperei. Sechzig Louisd'ors.

Körner. Ich wüßte Niemand.

Schönburg. Sie haben eine gute Erbschaft gethan, wie ich höre?

Körner. Geht mit.

Schönburg. Ich habe Commission, für einen guten Freund Geld aufzunehmen.

Körner. So. So.

Schönburg. Der Mann ist sicher wie Gold. Auf mein Wort!

Körner. Zweifle gar nicht.

Schönburg. Hätten Sie vielleicht einiges vorräthig —

Körner. Wir wollen ein andermal davon reden.

Schönburg (knallt mit der Peitsche). Wo sind Ihre Weiber?

Körner. Vorn. Lassen sich frisiren. (Schönburg ab.)

Köchin (tritt auf). Der Meier vom Weinberg!

Körner. Hab' jetzt keine Zeit. Soll nach dem Essen wiederkommen.

Bellmann (tritt auf). Kann ich die Claviere stimmen, Herr OberKRth.?

Körner. Gehen Sie nur hinein, Herr Bellmann!

Dorchen (tritt auf). Der Tischler, Körner.

Körner. Was will er?

Dorchen. Er bringt eine Rechnung.

Körner. Hol' ihn der Teufel! Er kann nach dem Essen wiederkommen. Noch kein Briefträger dagewesen?

Dorchen. Nein! (Ab.)

Minna. Mach, mach, Körner! Den Augenblick schlägt's zwölf Uhr.

Körner. Donner auch! — Ich eile, was ich kann, aber ich kann doch nicht hexen.

Minna (empfindlich). Ich bin ja nicht Schuld daran. Brauchst Du mich denn so anzufahren?

Körner. Bis nicht böse, kleine Maus! Hab's nicht gern gethan.

Minna. Allzeit muß ich's entgelten! (Ab.) (Man pocht.)

Körner. Wer pocht schon wieder? Will das währen bis an den jüngsten Tag?[1])

Gottlieb (hinaus, kommt wieder). Ein Candidat, Herr Doctor!

Körner (steht erboßt auf). Daß Dich alle Teufel —

Candidat (demüthig). Ich gebe mir die Ehre, dem Herrn O.-Consistorialrath meine Dissertation de Transsubstantiatione zu überreichen.

Körner. Er kann mich . . . . (Candidat geht stumm ab.)

Körner. Was hab' ich gesagt? — Ich glaube, der Mann ist beleidigt. Lauf' Er ihm nach, Gottlieb! Ich lass' ihn zum Essen bitten. (Gottlieb ab.)

Minna, Schiller, Huber (rennen ins Zimmer. Alle zugleich). Kunze ist hier aus Leipzig! — Körner! Kunze ist hier! (Rennen fort.)

Körner's Monolog. So muß ich eilen und meine Hosen anziehen. Endlich bin ich allein! Mein schöner Vormittag! O mein herrlicher Vormittag! (Er zieht seine Hosen an.)

Dorchen (rennt hinein). Körner, Kunze ist (sie erblickt seine Hosen und flieht mit einem Schrei fort). O Himmel und Erde![2])

Gottlieb. Ein Brief aus Leipzig, Herr Doctor!

Körner. Endlich! Gott sei Lob und Dank!

Schiller, Huber, Minna, Dorchen (eilig). Du hast Briefe, Körner! Von Weber?[3])

Körner (erbricht ihn, wirft ihn trostlos von sich). Vom Vetter aus Weimar![4]) (Alle stehen starr.)

Gottlieb. Es schlägt Ein Uhr, Herr Doctor.

Körner. Da ist's zu spät ins Consistorium! Lauf' Er hinein, Gottlieb! Ich lasse mich für heute entschuldigen!

Dorchen, Schiller, Minna, Huber. Aber lieber Gott! Wie hast Du den ganzen Vormittag hingebracht?

Körner (in wichtiger Stellung). Ich habe mich rasiren lassen!

(Der Vorhang fällt.)

---

1) Citat aus Shakespeare's „Macbeth", IV. 4:
What! will the line stretch out to the crack of doom?
Nach Schiller's Uebersetzung (Th. VII. S. 147 unserer Ausgabe):
„Was? Will das währen bis zum jüngsten Tag?" — A. d. H.

2) „O Himmel und Erde!" ein häufig wiederkehrender Ausruf in Schiller's Dramen, z. B. Amalia in den „Räubern" (Trsp.); „Don Karlos" (Schluß): „Ist sie todt? O Himmel und Erde!" u. s. w. — (Goedeke.)

3) Ueber Weber vgl. Briefw. zwischen Schiller und Körner, 31. August u. 27. Sept. 1792. — (Goedeke.)

4) Vgl. Körner's Brief an Sch. v. 19. Juni 1789. — (Goedeke.)

13.

Oberon.

Am 19. December 1787 schrieb Schiller an Körner: „Weil Du mir neulich von der Oper Medea schriebst, so muß ich Dir sagen, daß ich Wieland habe versprechen müssen, den Oberon doch noch zu bearbeiten, und ich halte es wirklich für ein treffliches Süjet zur Musik. Es wird hier ein Musikus Kranz von Reisen zurückerwartet, der sehr große Erwartungen erregt, und dem ich es auch wahrscheinlich übergebe." Körner antwortete am 24. December 1787: „Daß Du aus dem Oberon eine Oper machen willst, behagt mir nicht. Warum nicht selbst ein Süjet erfinden? Mich däucht immer, daß Du in der Idee des Ganzen und der dramatischen Anordnung glücklicher sein würdest als in Ausarbeitung der einzelnen Stücke nach dem Wunsche des Musikers. Auch mußt Du einen berühmten Componisten anstellen. Naumann wird gern für Dich arbeiten. Warum willst Du Dich mit einem Anfänger einlassen?" — Es ist dann von der Oper nicht weiter die Rede. Der Entwurf zu einer Arie Scherasmin's hat sich jedoch in Schiller's Nachlaß erhalten und ist zuerst von Goedeke[1]) mitgetheilt worden. Er lautet:

Ich wag's mit jedem Andern,
Den Tigern und den Panthern

. . . .

Das Blut von zehen Riesen
Sah meine Lanze fließen

. . . .

Tartaren — Sarazenen
Und allen Weibersöhnen
Will ich entgegengehn.

---

1) Krit. Ausg., VI. 5.

Nur bitt' ich mit Dämonen
Mich gütigst zu verschonen,
Die keinen Spaß verstehn.

Im Hui ist man verwandelt,
Gebissen und tarandelt.

. . . .

Was hilft mir Schwert und Lanze
Beim wilden Hexentanze?
Die haben weder Fleisch noch Bein!

Und dann um eine Handvoll Haare

. . . .

Aus Deinem silbergrauen Bart

. . . .

. . . .

Ich bringe Beides wohlbewahrt.

14.

Julian der Abtrünnige.

Schon in Dresden muß Schiller sich mit diesem Plane beschäftigt und ihn im Gespräche mit Körner erwogen haben. Denn nachdem Körner das Gedicht „Die Götter Griechenlands“ gelesen hat, schreibt er den 25. April 1788 an Schiller: „Im Ganzen habe ich Ideen zum Julian erkannt. Hast Du etwa wieder daran gedacht?“ Als Schiller in den folgenden Jahren mit epischen Plänen umging und zuerst Friedrich den Großen, dann Gustav Adolph zum Helden eines epischen Gedichtes machen wollte, dabei aber hinzusetzt (28. November 1791): „Ich will ... darum noch nicht sagen, daß ich für Gustav Adolph entschieden bin, aber noch weiß ich keinen Stoff, bei welchem sich so viele Erfordernisse zum Heldengedichte vereinigen; es ist aber möglich, daß mir das vierte Jahrhundert oder das fünfte einen noch interessanteren darbietet“, antwortet ihm Körner den 6. December 1791: „Julian hätte wegen des Costüms gewisse Vortheile vor Gustav Adolph. Lücken würde es geben, die die Phantasie ausfüllen müßte; aber wegen der Entfernung des Zeitalters würde sie weniger durch die Geschichte beschränkt. Das Anschließen an das griechische und römische Costüm hätte, däucht mich, viel Anziehendes. Du wirst sagen, Julian sei uns jetzt zu fremd; aber wie Vielen ist es nicht auch Gustav Adolph? und durch lebendige Darstellung hört er auf, fremd zu sein. Dein Name, nicht der Name des Helden muß die Leser anlocken; und wer angefangen hat zu lesen, wird schon nicht wieder aufhören, wenn er zu dem Publicum gehört, für das Du schreibst. Und fast glaube ich, daß der Dichter, der auf einen zu großen Theil seiner Zeitgenossen wirken will, sich in der Art seiner Wirksamkeit zu enge Grenzen setzt. Was liegt daran, ob sein Publicum in einem Zeitpunkte zusammenlebt?“ Durch den Verkehr mit

Lotte und die durch sie veranlaßte Lectüre des Gibbon wurde Schiller in Weimar auf diesen Stoff zurückgeführt. Lotte schreibt den 4. Februar 1789: „Ich lese noch viel im Gibbon und habe schon viel Interessantes im Julian gefunden. Seine Erziehungsgeschichte und die Richtung seines Geistes sind mir sehr interessant. Auch die Kaiserin Eusebia gefällt mir, die so viel für ihn that. Was Gibbon über die Ausbreitung der christlichen Religion sagt, habe ich gern, und wenn er Alles so ohne Vorurtheil betrachtet, ob man es gleich den Engländern vorwirft, zu eingeschränkte Begriffe davon zu haben.“ Und den 1. März 1789: „Ich las diesen Morgen den Tod des Julian, und es rührte mich, wie er mit so viel Muth einige Momente vor seinem Tode seinen Soldaten und Freunden zuspricht. Es wäre schön, wenn dieser Abschnitt im Gibbon gut übersetzt wäre.“ Im Jahre 1798 ist zum letzten Mal davon die Rede. Den 5. Januar schreibt Schiller an Goethe: „Ich möchte wol einmal, wenn es mir mit einigen Schauspielen gelungen ist, mir unser Publicum recht geneigt zu machen, etwas recht Böses thun und eine alte Idee mit Julian dem Apostaten ausführen. Hier ist nun auch eine ganz eigene bestimmte historische Welt, bei der mir's nicht leid sein sollte, eine poetische Ausbeute zu finden, und das fürchterliche Interesse, das der Stoff hat, müßte die Gewalt der poetischen Darstellung desto wirksamer machen. Wenn Julian's Misopogon oder seine Briefe (übersetzt nämlich) in der Weimarischen Bibliothek sein sollten, so würden Sie mir viel Vergnügen damit machen, wenn Sie sie mitbrächten.“

15.

Agamemnon.

(Nach Aeschylus.)

Zunächst führen wir zur Bestätigung dessen, was wir in der Einleitung über Schiller's Absicht bei dem Studium der Griechen geäußert haben, seine Worte aus einem Briefe an Körner vom 9. März 1789 an: „Dein Urtheil über die Iphigenia unterschreibe ich im Grunde ganz, und die Gründe, aus denen Du mich rechtfertigst, daß ich mich damit beschäftigte, sind auch die meinigen: mehr Simplicität in Plan und Stil daraus zu lernen. Setze noch hinzu, daß ich mir, bei mehrerer Bekanntschaft mit griechischen Stücken, endlich das Wahre, Schöne und Wirkende daraus abstrahire und mir mit Weglassung des Mangelhaften ein gewisses Ideal daraus bilde, wodurch mein jetziges corrigirt und vollends gerundet wird — so wirst Du mich nicht tadeln, wenn ich zuweilen darauf verfalle, mich damit zu beschäftigen. Zeit und Mühe hat es mir allerdings gekostet, und das, was im Euripides schlecht war, bei Weitem am Meisten. Die Chöre haben durch mich gewonnen, d. h. was sie bei manchem anderen Uebersetzer nicht gewonnen hätten; denn vielleicht sind sie im Original durch die Diction vortrefflich. Wenn Du nun die zwei letzten Acte vollends hast (die Deine Idee sowol vom Original als von der Uebersetzung vielleicht noch verbessern), so mache Dir den Spaß, meine Uebersetzung mit der lateinischen des Josua Barnes zusammenzuhalten; denn diese lateinische war, als die treueste, mein eigentliches Original: dann wirst Du mir vielleicht eingestehen, daß ich einen großen Grad eigener Begeisterung nöthig hatte, und daß ich sehr von dem Meinigen habe zusetzen müssen, um sie so leidlich zu liefern. Ich fordere viele unserer Dichter auf, die sich so viel auf ihr Griechisch und Lateinisch zu Gute thun, ob sie bei so wenig erwärmendem Text nur so viel geleistet hätten, als ich leistete.

Ich konnte nicht wie sie mit den Feinheiten des Griechischen mir helfen — ich mußte mein Original errathen, oder vielmehr, ich mußte mir eins erschaffen." Und an Caroline v. Beulwitz schreibt er den 4. Dec. 1788: „Mein Euripides giebt mir noch viel Vergnügen, und ein großer Theil davon kommt auch auf sein Alterthum. Den Menschen sich so ewig selbst gleich zu finden, dieselben Leidenschaften, dieselben Collisionen der Leidenschaften, dieselbe Sprache der Leidenschaften. Bei dieser unendlichen Mannichfaltigkeit immer doch diese Aehnlichkeit, diese Einheit derselben Menschenform. Oft ist die Ausführung so, daß kein anderer Dichter sie besser machen könnte; zuweilen aber verbittert er mir Genuß und Mühe durch viele Langeweile. Im Lesen ginge sie noch an; aber sie übersetzen zu müssen, und zwar gewissenhaft! Oft macht mir das Schlechtere die meiste Mühe. Im nächsten Monat werden Sie wol die Früchte meines jetzigen Fleißes zu lesen bekommen. Wieland gebe ich eine Uebersetzung vom Agamemnon des Aeschylus in den Merkur; das ist aber erst gegen den März. Auf den will ich alle Mühe verwenden, weil dieses Stück eins der schönsten ist, die je aus einem Dichterkopfe gegangen sind." An Körner schreibt er aus Jena unterm 24. Oct. 1791: „Jetzt bin ich beschäftigt, den Agamemnon des Aeschylus zu übersetzen; theils um den ersten Band meines griechischen Theaters fertig zu bringen, theils der Thalia wegen, für die ich einige Acte bestimme. Ueberhaupt und vorzüglich aber strebe ich durch diese Uebersetzungen der tragischen Dichter nach dem griechischen Stil, was Du auch dagegen magst auf dem Herzen haben." Während seines Aufenthaltes in Stuttgart bot Schiller den 29. März 1794 Cotta ein „Griechisches Theater" zum Verlage an, das er mit dem Professor Nast am Gymnasium in Stuttgart und dem Diaconus Conz in Vaihingen unternehmen wollte: „Wir würden des Jahrs etwa 2 Bände herausgeben, und in etwa 6 bis 7 Bänden würde es absolvirt sein. Jeder Band müßte eine Beurtheilung der darin enthaltenen Stücke, von meiner Hand, enthalten, und überhaupt würde ich in diesen Abhandlungen Gelegenheit nehmen, die hauptsächlichste Schönheiten des griechischen Trauerspiels als überhaupt die ganze Theorie der tragischen Dichtkunst zu entwickeln." Das Unternehmen zerschlug sich jedoch, wie es scheint, weil Schiller nicht allein der Herausgeber sein wollte (Goedeke, Kritische Ausgabe, VI. S. 119). Der erste Vorschlag zu diesem Unternehmen war von Nast ausgegangen (vergleiche über ihn unsre Ausgabe, Th. XV. S. 77); denn Schiller schreibt den 15. November 1789 an die Schwestern Lengefeld: „Ich habe unter Andern

mehrere Briefe in mein Vaterland geschrieben. Es sind dort einige brave Männer, die meine Lehrer waren, und die noch viel Vertrauen zu mir haben. Ein gewisser Professor der griechischen Literatur, Nast, bei dem ich das Griechische lernte (oder vielmehr lernen sollte), machte mir die Proposition, ob ich nicht mit ihm in Gesellschaft eine deutsche Ausgabe der griechischen Tragiker unternehmen wolle. Meine Iphigenie scheint ihm hohe Begriffe von der griechischen Gelehrsamkeit seines ehemaligen Schülers erweckt zu haben. Ich vermuthe, daß ihm dieses Project sehr am Herzen liegen mag, und ich freute mich, daß ich ihm seinen Wunsch erfüllen konnte. Zum Unglück blieb sein Brief an mich 7 Monate bei dem vergeßlichen Menschen, dem Professor Schütz, liegen, und vor 5 Tagen erst kam er in meine Hände. Was der gute Mann in Stuttgart von mir denken mag!" Eine Uebersetzungsprobe von Sophokles' „Elektra" sandte Nast für das letzte Heft der „Thalia".

II.

Periode der historischen Studien.

Von

den Maltesern bis zur Beendigung des Wallenstein.

1788 bis 1799.

Zu seinem ersten historischen Drama, dem „Fiesko", hatte Schiller nur diejenigen historischen Studien gemacht, die für seinen nächsten Zweck ausreichten. Er selbst nennt in der Vorrede zu diesem Stücke Robertson's Geschichte Karl's V., und diese dürfte ihn dann auf die andern Quellen, die er ebendaselbst nennt, geführt haben. Goedeke hat gründliche bibliographische Forschungen über den „Fiesko" angestellt, denen wir dasjenige entnehmen, was zu unserm Zwecke dient.

Robertson's Werk hat den Titel: The History of the Reign of the Emperor Charles V. By William Robertson. London 1769. 4°. Schiller scheint das englische Original selbst benutzt zu haben. Die alte Uebersetzung ist schlecht und trat dem Originale erst näher, als J. M. Abele sie durchgesehen herausgab (Kempten 1781—1783). Robertson verwies auf Thuanus' Historia sui temporis, libr. 93 (welche wir oben S. 16 bei Gelegenheit des „Cosmus von Medicis" als Quelle für Vertot erwähnt haben), Sigonii vita Andreae Doria 1196; La Conjuration du Comte Jean-Louis de Fiesque (vom Cardinal Retz. Paris 1665) u. s. w. Von diesen Darstellungen führt Schiller unter den von ihm benutzten Werken, außer Robertson, nur die des Cardinals Retz an und den magern Auszug, den die Histoire générale des Conjurations, Conspirations et Révolutions célèbres par M. Duport du Tertre (Paris 1763, Th. III) davon lieferte. [1]) Als Schiller's Hauptquelle nennt Goedeke die Histoire de la république de Gènes des Chevalier von Mailly (en Hollande. 1697, Th. II), die Schiller selbst unter dem Titel Histoire de Gènes unter den von ihm benutzten historischen Schriften nennt. Es ist jedoch Grund anzunehmen, daß nicht Mailly, sondern die schon erwähnte Sammlung von Düport dü Tertre seine Hauptquelle war. Das Werk des Cardinals von Retz, aus welchem der Aufsatz bei Düport, nach Goedeke, nur ein magerer Auszug ist, ist seinerseits ein Aus-

1) Krit. Ausg., III. VI.

zug aus dem italienischen Werke von Mascardi (Archenholz, Kleine historische Schriften, I. S. VI). Eben jene Düport'sche Sammlung von berühmten Verschwörungen war es auch, die Schiller und seinen Mitherausgebern Reinwald und Huber 1788 als Vorbild und Hauptquelle diente für die „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten, bearbeitet von verschiedenen Verfassern, gesammelt und herausgegeben von Friedrich Schiller, Erster Band". Derselbe enthält: „Revolution in Rom durch Nicolaus Rienzi" (von Huber, vgl. S. 36); „Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig" (von Schiller nach St. Réal; siehe unsere Ausgabe XIV. S. 373 ff.), endlich „Die Verschwörung der Pazzi wider die Medici in Florenz" (vgl. S. 16, Anm. 1). Für einen zweiten Band war die „Verschwörung des Fiesko" und, wie es scheint, auch die „Sicilianische Vesper" bestimmt. An den Verleger des ersten Bandes, Crusius in Leipzig, schreibt er den 21. Februar 1792: „Es ist mir ganz recht, wenn Herr Huber die Herausgabe der Geschichte merkwürdiger Rebellionen ꝛc. übernehmen will. Nur behalte ich mir dabei Zweierlei vor: 1) daß ich brauchbare Aufsätze dieses Inhalts, wozu mir erst kürzlich von einigen meiner Mitarbeiter Hoffnung gemacht worden, darin einrücken kann, 2) daß mein Name auf dem Titel ganz wegbleibt." (Vgl. Nr. 25 u. 26.)

Erst die Beschäftigung mit „Don Karlos" führte Schiller auf das historische Gebiet zurück. Zwar war seine Hauptquelle St. Réal's bekannte historische Novelle; doch war sein historischer Sinn schon so weit entwickelt, daß er auch rein historische Schriften durchstudirte, um seinen Stücken eine mehr geschichtliche Basis zu geben. Er selbst nennt: Ferreras (Th. III. S. 119 unserer Ausgabe) und Watson (daselbst, X. S. 15). Von Reinwald erbittet er sich Brantome's Geschichte Philipp's des Zweiten. Er schreibt Demselben den 27. März 1783: „Bälder, als ich mit Spaniens Sitten und Regierung bekannt bin, kann ich meinen Plan nicht vollenden und noch viel weniger eine Ausführung auf Gerathewohl wagen. Daher hoffe ich, Sie werden meine Ungeduld wenigstens mit einigen dahin einschlagenden Werken befriedigen. Die Judith [die Botenfrau] wird Abends, eh sie abgeht, bei Ihnen anfragen und das, was Sie mir schicken wollen, abholen."

Den Abscheulichkeiten gegenüber, deren sich der Dominicaner-Orden durch die Inquisition, die er in seinem Stücke an den Pranger zu stellen sich vorgenommen hatte, schuldig machte, fühlte sich Schiller menschlich und dichterisch besonders angezogen durch die ritterlichen Mönchsorden, und besonders wurde ihm die Geschichte des Mal-

teser-Ordens nahe gelegt durch La Valette's heldenmüthige Vertheidigung von Malta gegen die Flotte Soliman's, während welcher Philipp eine so zweideutige und unrühmliche Rolle spielte. Es ist bekannt, welche herrliche Gestalt aus Schiller's Dichtergeist durch diesen beabsichtigten Gegensatz zwischen dem blutgierigen Dominicaner- und dem heldenmüthigen Malteser-Orden erschaffen wurde, das Ideal eines Heldenjünglings, das alle jugendlichen Gemüther entflammen muß. Wir werden bei den „Maltesern" (Nr. 16) noch ausführlich auf Schiller's Studien über die Geschichte des Malteser-Ordens zurückkommen. Hier sei nur noch erwähnt, daß die Erzählung von der Heldenthat Posa's bei der Vertheidigung des Forts St. Elmo (im „Don Karlos", III. 7) ebenso wie die Worte Philipp's gegen Medina Sidonia (ebendas.) aus Watson's schon erwähnter Geschichte Philipp's II. (I. S. 190 der deutschen Uebersetzung) entlehnt ist. Es heißt da: „Am 30sten Julii [1565] des Morgens früh rückten die Türken mit lautem Geschrei zum Sturm an als zu einem gewissen Siege, den ihres Erachtens eine so kleine Handvoll Menschen, als nun in dem Castell blieben, ihnen nicht würden streitig machen dürfen. Aber in dieser Erwartung betrogen sie sich. Die Besatzung, die entschlossen war zu sterben, und alle Gefahr verachtete, verrichtete übermenschliche Thaten und bewies eine Tapferkeit und Muth, die ihre Feinde in Erstaunen setzte. Der Streit währte auf vier Stunden, bis nicht nur jeder Ritter, sondern auch jeder Soldat gefallen war, außer zwei bis drei, die sich mit Schwimmen retteten." Das Letzte wird wenigstens bei Vertot nicht erzählt. In einem noch ungedruckten Briefe an Huber, Dresden den 5. October 1785, schreibt er: „Ich lese jetzt stark im Watson, und meinem Philipp und Alba drohen wichtige Reformen. Warum wird mir immer so schwindlig, wenn ich am Encelabus Shakespeare hinaufsehe?"

Diesmal war seine Beschäftigung mit der Geschichte eine für seine ganze Laufbahn sowie für seine dichterische Entwicklung entscheidende. Denn abgesehen davon, daß er für die „Thalia" Mercier's „Historischen Abriß von Philipp II." übersetzte und 1788, wie schon erwähnt, die „Verschwörung Bedemar's gegen Venedig" nach St. Réal bearbeitete, vertiefte er sich in eben diesem Jahre in die „Geschichte des Abfalls der Niederlande", die in dem „Don Karlos" nur den historischen Hintergrund bildete, auf dem sich das Gemälde abhob, ungefähr wie in Goethe's „Herrmann und Dorothea" die französische Revolution. Die Herausgabe des ersten Bandes hatte ihrerseits wieder die Berufung Schiller's nach Jena zur Folge, und diese Berufung machte ihm jetzt noch zur Amtspflicht, was früher nur,

wenigstens theilweise, freigewähltes Studium war. Fortan tritt die Poesie auf eine Reihe von Jahren zurück, und es erfolgt nun eine vielseitige Vertiefung in den Geist der Weltgeschichte. Die Herausgabe einer „Sammlung historischer Mémoires" sollte ihm die Subsistenzmittel in seiner neuen Lage verschaffen, und hier wurde er von Neuem auf das Gebiet der Kreuzzüge geführt, welches auch seiner dichterischen Phantasie so viele Nahrung bot. Sein Gemälde „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter", womit diese Sammlung eröffnet wurde (in unserer Ausgabe XIV. S. 622 ff.), ist mit Meisterhand gezeichnet. Als er aber durch den Hinzutritt mehrerer Mitarbeiter freiere Hand bekam, ließ der unermüdlich thätige Mann sich sogleich in ein ähnliches Unternehmen ein. Gewiß geschah es nicht ohne Schiller's Zuthun, daß Göschen, der Verleger seiner „Thalia" und seines „Don Karlos", zum Gegenstand einer Arbeit für seinen „Damen-Kalender", die er Schillern anbot, die „Geschichte des 30jährigen Krieges" wählte, die denn Dieser auch mit einer solchen Meisterschaft der historischen Darstellungskunst bearbeitete, daß Verleger und Publicum alle Ursache hatten, sich der glücklichen Wahl des Gegenstandes wie des Bearbeiters zu erfreuen. Im Jahre 1786 finden wir Schiller zuerst mit der Lectüre eines Geschichtswerkes über den dreißigjährigen Krieg beschäftigt. Den 15. April 1786 schreibt er an Körner: „Täglich wird mir die G e s ch i ch t e theurer. Ich habe diese Woche eine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs gelesen, und mein Kopf ist mir noch ganz warm davon: daß doch die Epoche des höchsten Nationenelends auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist! Wie viele große Männer gingen aus dieser Nacht hervor! Ich wollte, daß ich zehn Jahre hinter einander nichts als Geschichte studirt hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein. Meinst Du, daß ich es noch werde nachholen können?" Aus einem ungedruckten Briefe an Huber aus eben diesen Tagen ersehen wir, daß er die in Huber's Besitz befindliche Geschichte dieses Krieges von dem Pater Hyacinth Bougeant meint, von der 1758 eine deutsche Uebersetzung von Rambach erschien. Er schreibt: „Ich erwischte Deinen P. Bougeant vom Münsterfrieden, und da habe ich mich nun in den dreißigjährigen Krieg verwickelt." Rambach's Uebersetzung enthält schon in der Vorrede eine Charakteristik und Lebensskizze Wallenstein's. Neben seinen Studien über die Geschichte des Abfalls der Niederlande, die durch das Erscheinen von Goethe's „Egmont" neue dichterische Nahrung erhielten (vgl. Nr. 52), beschäftigte ihn 1788 besonders das berühmte Werk von Gibbon: „Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs"; ja,

es ist fast glaublich, daß sein Plan zur Herausgabe historischer Mémoires, zunächst aus der Zeit der Kreuzzüge, diesem Werke seinen Ursprung zu verdanken hat; denn Gibbon führt gewissenhaft seine Quellen unter dem Texte an. In dem Briefwechsel mit Lotte ist öfter von diesem Schriftsteller die Rede; seine Braut las ihn, noch ehe Schiller selbst damit bekannt wurde. Die Lectüre desselben fesselte ihn so, daß er sich vornahm, ein Stück daraus (für den „Merkur" oder für die „Thalia") zu übersetzen. Es kam nicht zu Stande; aber Körner's Bearbeitung des Lebens Muhammed's (vgl. Nr. 53) nach Gibbon wollte er Wieland für den „Merkur" geben. Gleichwol hielt er seinen Stil nicht für mustergiltig und wollte auch in der Geschichtschreibung lieber ein Schüler der alten als der neueren Geschichtschreiber werden. Er schreibt an Körner den 28. September 1789: „Ich habe den Livius mit hierher genommen, den ich jetzt zum allerersten Male lese, und der mir überaus viel Vergnügen giebt. Warum habe ich nicht Griechisch genug gelernt, um den Xenophon und Thucydides zu lesen? Mein eigener Stil ist noch nicht historisch und überhaupt noch nicht einfach, und nach den Neueren möchte ich ihn doch nicht gern bilden; am Wenigsten nach Gibbon, dem so hoch Gepriesenen." Und in dem nächsten Briefe erklärt er sich näher über sein Ideal der neueren Geschichtschreibung; die Stelle ist für die Kenntniß seiner Geistesrichtung zu wichtig, als daß wir sie hier übergehen dürften. Er schreibt den 13. October 1789: „Was ich neulich von historischem Stil Dir schrieb, scheinst Du unrecht verstanden zu haben, oder Du hast nicht Alles zusammengenommen. Das Interesse, welches die Geschichte des peloponnesischen Krieges für die Griechen hatte, muß man jeder neueren Geschichte, die man für die Neueren schreibt, zu geben suchen. Das eben ist die Aufgabe für das Genie, daß man seine Materialien so wählt und stellt, daß sie des Schmuckes nicht brauchen, um zu interessiren. Wir Neueren haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei Weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stillestehen. Er kann sich nicht weiter dafür er-

wärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist. Ist eine Geschichte (von welcher Nation und Zeit sie auch sei) dieser Anwendung fähig, kann sie an die Gattung angeschlossen werden, so hat sie alle Requisite, unter der Hand des Philosophen interessant zu werden — und dieses Interesse kann jeder Verzierung entbehren." Es war natürlich, daß bei diesen Ansichten, die Schiller damals von der Aufgabe der neueren Geschichtschreibung hegte, die Kämpfe für und gegen das Christenthum als diejenige Religion, welche uns zuerst die Schranken der Nationalität hat übersteigen helfen, sein höchstes Interesse in Anspruch nahmen. (Vergl. Nr. 14 und 16.) Auch die griechische Welt, die er, wie wir sahen, zu seinem größten Bedauern nicht in den Originalwerken studiren konnte, wurde ihm um diese Zeit nahe gerückt durch die Lectüre eines Werkes, welches seiner Braut besonders wohl gefiel: Barthélémy's „Voyage du jeune Anacharsis en Grèce". Frau von Kalb ermuthigte ihn, es zu übersetzen; aber Schiller befürchtete, nicht genug Ausdauer und Freudigkeit zu diesem Unternehmen mitzubringen. Er schreibt an Körner (den 28. Septbr. 1789): „Hast Du Voyage d'Anacharsis gelesen? Man macht sehr viel daraus, und ich bin eben daran, sie zu lesen, habe aber wichtige Einwendungen dagegen. Diese Form wäre vortrefflich, wenn sie durch ein Genie ausgeführt worden wäre. Dies aber scheint nicht der Fall zu sein. Schon das Bedürfniß, durch eine Introduction zu suppleiren, was in der Reise selbst nicht hat angebracht werden können, verräth einen stümperhaften Plan. Ein Künstlergenie würde die g a n z e g r i e c h i s c h e G e s c h i c h t e ungezwungen in die Reise selbst zu verflechten gewußt haben, und zwar mit einer solchen Oekonomie, daß Jedes nur an der Stelle erwähnt worden wäre, wo es zum Verständniß des Nächstfolgenden gedient und die höchste Wirkung gethan hätte. Dann scheint mir auch keine strenge Wahl des I n t e r e s s a n t e n darin stattgehabt zu haben; man sieht, wie mühsam er z. B. die Topographie und dergl. von einzelnen Inseln, Städten u. s. f. zusammentrug, um dadurch Leben und Wahrheit in seine Schilderung zu bringen; aber was liegt uns so sehr an den geographischen oder naturhistorischen Beschaffenheiten von Oertern, die nicht mehr sind und auch, da sie waren, nicht viel zu bedeuten hatten? Es ist schon ein großer Fehler, daß d i e Leser, für die das Buch geschrieben ist, ganze Seiten überschlagen. Der Franzose blickt sehr stark durch, und oft der junge Franzose; in der Einleitung ist viel Declamation." Schiller hielt sich deshalb, um sich mit den Helden des griechischen Alterthums vertraut zu machen, immer noch am Liebsten, wie sein Karl Moor, an

den Plutarch, den er vielleicht in einer französischen Uebersetzung las (vergl. Th. XV. S. 77, 94 unserer Ausgabe, und unten Nr. 34). Was Plutarch für die alte Welt geleistet hatte, war er eine Zeit lang gesonnen, für die deutsche Geschichte zu leisten. Er schreibt an Körner den 19. December 1790: „Mich freut, daß Dir mein deutscher Plutarch gefällt. Gewiß ist dies die Arbeit, die auf mich wartet, wo alle Kräfte meiner Seele Befriedigung finden werden. Ich bin nun begierig, was Dalberg [der Erfurter Coadjutor] dazu sagen wird. Er will mich nicht von der Poesie, und besonders nicht von der dramatischen, verschlagen wissen. Aber Beides wird sich recht gut vereinigen lassen." Als er sein Lehramt an der Universität Jena antrat, schaffte er sich mehrere Werke über deutsche Geschichte an, unter denen er besonders das von Ignaz Schmidt fleißig benutzte. (Vgl. Nr. 17. 40. 43. 44. 46.) So universell, wie er nach dem oben angeführten Briefe an Körner über die Geschichtschreibung dachte und wie er die ganze Welt in allen Zeiträumen und Nationen wissenschaftlich und dichterisch zu umfassen bestrebt war, so sehr bemühte er sich auch, eine Anschauung von entlegenen Gegenden zu gewinnen und poetisch zu verwerthen. In wie hohem Grade ihm dies mit der Schweiz im „Wilhelm Tell" gelungen ist, hat Jeder mit staunender Bewunderung gelesen. Auch zu dieser universalen Tendenz seines Geistes legte er den Grund in dem Jahre 1788. Zu seiner „Geschichte des Abfalls der Niederlande" studirte er Fischer's „Allgemeine Geschichte des Handels", und wie er in einem Briefe an Körner entwickelt, müßten seiner Ansicht nach Geschichte der Seefahrten, des Handels, der Entdeckungen und Erfindungen in die Universal-Geschichte mit hineingezogen werden, wenn sie ihren Namen mit Recht führen sollte. Schon seinen „Maltesern" bemühte er sich eine möglichst treue und dichterisch belebte geographische Grundlage durch die Beschreibung Malta's und des mittelländischen Meeres zu geben, wie sich aus seinen Notizen (unten S. 99) ergiebt: „Die Rede wird von dem kriegerischen Leben auf dem Ocean — einem jungen Ritter, der zuhört, wird die Insel eng und enger. Man ist auf der mittelländischen See wie zu Hause. Häfen, Küsten, Inseln, Buchten, Seefahrten und Seekriege, Schiffe — Belagerungen, Artillerie — türkische Caper, Gefangene. — — Der Chor tritt auf mit einer animirten, sinnlich mächtigen Schilderung des umzingelten Malta, des drohenden Mondes, des bedeckten Meers, der angstvoll engen Einschließung. Das Meer schäumt vom Schlag der Ruderknechte, die ganze Mohamedanische Rotte hat sich um die Brustwehr der christlichen Welt gesammelt. Der Croissant und das Kreuz. Der immer

wachsend sich füllende Mond, mit unendlichen Schiffen. Die Gestade hallen; ein Wald von Masten; das Meer ist mit Schiffen gedielt und gezimmert, fester Boden. Ausgegossene Feinde, wühlende Minirer, streifende Spahis, anstürmende Janitscharen.“ Den 22. November 1788 schreibt Lotte an Schiller: „Ich habe mir jetzt eine große Reisebeschreibung angeschafft, die mich freut; es ist eine Sammlung von Reisen und vorzüglich auch die Entdeckungsgeschichte von Indien. Die Portugiesen haben doch viel Verdienst um die Welt, denn sie hatten den mehrsten Eifer. Ich glaube, ich mache auch noch Entdeckungen von Ländern; denn ich habe so eine innige Freude daran, daß ich gleich die Reise um die Welt antreten möchte. Es muß ein besonderes Gefühl sein, in einem andern Welttheil sich zu sehen.“ Und an Fritz von Stein schreibt sie den 30. November 1788: „Des Abends lesen wir in Reisebeschreibungen; da habe ich jetzt in der Bibliothek eine Sammlung entdeckt, die mir viel Freude macht; es ist eine Geschichte der Entdeckungen der Portugiesen und Engländer. Unter Andern interessirte mich ein Prinz Heinrich von Portugal, der die mehrsten Länder entdeckte und so brav war.“ Die Reisen des Herrn von Volney in Syrien erbittet sie sich von Knebel. — Für Schiller war in diesen Reisebeschreibungen das künstlerisch Interessanteste der Gegensatz von Barbarei und Cultur, aus dem sich ein herzbewegendes Drama schaffen ließ, insofern das Schiff und das Seeleben als die Brücke dargestellt wurde, welche aus dem Lande der Cultur in das der Barbarei oder Uncultur hinüberleitete (Nr. 19). Aber nicht blos die neu entdeckten Länder hegen Barbaren; die schlimmsten Barbaren sind die im Schooße der Cultur erzeugten, die Kinder des Lasters und der Sittenlosigkeit. Es war daher eine der Feder eines Schiller durchaus würdige Aufgabe, ein Nachtstück zu zeichnen aus jener civilisirten Hauptstadt des Lasters, in welchem die Polizei als der Damm erscheint, der das Hereinfluthen einer zuchtlosen, in den Höhlen des Lasters gebornen und groß gewordenen Rotte über die feiner gebildete, zum Theil aber auch von sittlicher Fäulniß zerfressene Gesellschaft der höheren Stände abzuwehren bemüht ist. Wie nahe ein solcher Stoff wenige Jahre, nachdem der entfesselte Pariser Pöbel das entsetzliche Schauspiel viehischer Mordlust aufgeführt hatte, einem Dichter liegen mußte, dessen Herz „der Welt und allen kommenden Geschlechtern“ schlug, ist leicht begreiflich, und nur Hettner war es vorbehalten, eine Parallele ausfindig zu machen zwischen dem größten deutschen Dichter und einem Romanschreiber mit den Tendenzen der Pariser Commune. Bei Hettner (Goethe und Schiller, II. S. 303) steht

wörtlich zu lesen: „Wer erblickt Schiller gern in der Nachbarschaft von Eugen Süe's „Pariser Geheimnissen"? Der Genius der Schönheit hat Schiller vor der Ausführung dieser Entwürfe bewahrt." Aber hier gilt, wenn irgendwo, der Grundsatz: Wenn Zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe. (Siehe Nr. 18 und 33.) Wir müssen noch einmal daran erinnern, daß Schiller nun einmal gern kühne Verbrecher zu Helden seiner Dramen wählte.

Im Jahre 1794 ward der Freundschaftsbund mit Goethe geschlossen, dessen würdigstes Denkmal von Seite Goethe's der „Epilog zu Schiller's Glocke", von Seite Schiller's die Neigung des jugendlichen Max Piccolomini zu dem älteren Wallenstein ist. Welchen Einfluß das innige Verhältniß zu Goethe auf die Gestaltung von Schiller's dramatischen Plänen und Charakteren, besonders auch auf das Aeußere seiner Dichtungen ausübte, davon werden wir später noch einige Worte sagen; hier sei nur darauf hingedeutet, daß dieser Bund es war, der beide Dichter wieder zur Poesie zurückführte, der durch Goethe's Einfluß auf das Weimarische Theater bei Schiller wieder Neigung zur dramatischen Poesie erweckte und die Geburt des „Wallenstein" zeitigte, dessen glücklicher Erfolg ihn dann für die übrige Zeit seines Lebens bei derselben festhielt. Wie Goethe sich große Mühe gab, die Meisterwerke seines genialen Freundes in würdiger Gestalt auf die Weimarische Bühne zu bringen, so leistete Schiller ihm wiederum wesentliche Dienste bei der bühnenmäßigen Erneuerung seiner Dramen und bei der Bearbeitung fremder Stücke für das Weimarische Theater. (Vgl. Nr. 41. 42. 52. 57.) Und Schiller selbst gab dem Geschmacke des Herzogs und dem Bedürfniß der Weimarischen Bühne insoweit nach, daß er, wie Goethe, sich nicht zu gut dünkte, französische Stücke für dieselbe zu bearbeiten. (Nr. 50.) Auch der Plan einer Bearbeitung Shakespeare'scher Stücke, dessen wir schon oben Erwähnung gethan haben, wurde wieder vorgenommen (Nr. 30), und wahrscheinlich ist hierher auch der Plan zu rechnen, nach einem Diderot'schen Stücke einen deutschen „Hausvater" zu schreiben. (Nr. 24.) Doch die meisten dieser Arbeiten und auch einige der schon erwähnten fallen in die dritte Periode, und ihre Besprechung findet daher besser dort ihre Stelle. Als ferner im Jahre 1797 und den folgenden beide Dichter sich der Balladen-Poesie zuwandten, und Schiller die alterthümlichen Balladenstoffe in der Fabelsammlung des Hyginus durchmusterte, aus welcher er die „Bürgschaft" schöpfte, meinte er an ihr auch eine reiche Quelle für tragische Süjets gefunden zu haben. Während aber Schiller dem Geschmacke des Herzogs insofern Rechnung getragen hatte, als er

Stücke, deren „enorme Fehlerhaftigkeit“ er eingesehen hatte, dennoch auf das Weimarische Theater brachte, behauptete er doch, wo es auf eigene Production ankam, auch seine eigene Ansicht. Das Beispiel von der „Jungfrau von Orleans“ ist allbekannt; ein anderes besprechen wir unter Nr. 22.

Der „Wallenstein“ hatte Schiller's Beruf für die Tragödie entschieden. Unmittelbar nach demselben nahm er den schon 1783 in Bauerbach gefaßten Plan zur „Maria Stuart“ wieder auf; aber das Studium der Quellen, besonders des Rapin de Thoyras, führte ihm zugleich einen neuen Stoff zu, den er zu verschiedenen Malen wieder vornahm und wieder bei Seite legte. (Nr. 23.)

Wir verließen am Schlusse der vorigen Periode Schiller als Lehrling der Griechen. Wenn wir uns nun auch nochmals feierlich gegen die Annahme verwahren, als sei Schiller durch das Studium derselben der modernen Weltanschauung entfremdet worden, oder vielmehr, als sei dadurch ein heilloser Zwiespalt in seine dichterische Weltanschauung gerathen, wie man ihm vorgeworfen hat, so müssen wir auf der andern Seite um so freudiger und lauter bekennen, daß auf seine dichterische *Form* dieses Studium für ihn von dem heilsamsten Einflusse gewesen ist. Wollte er doch deshalb selbst das französische Drama nicht von der deutschen Bühne verbannt wissen, weil die deutschen Dichter immer noch von den französischen *Formgewandtheit* zu lernen hätten.

„Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden;
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist;
Des falschen Anstands prunkende Geberden
Verschmäht *der* Sinn, der nur das Wahre preist;
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme, wie ein abgeschiedner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.“

Gleich bei dem ersten Plane (Nr. 14), wenn er ihn ausgeführt hätte, würde er Gelegenheit gehabt haben, einen altgriechischen Charakter, altgriechische, heidnische Denkweise und Sitten auf die Bühne zu bringen. Daß er sich dabei auch die Vortheile der altgriechischen Form nicht würde haben entgehen lassen, können wir aus dem Plane zu den „Maltesern“ entnehmen; denn auch von diesem Süjet, das doch ächt christlichen Inhalts war, urtheilte er, es sei einer griechischen Manier fähig, und er würde es sich nicht nehmen lassen, es mit Chören auszuführen, was man ihm in der „Braut von Messina“ so oft, und immer mit Unrecht, zum Vorwurf

gemacht hat. Den altgriechischen tragischen Vers, den jambischen Trimeter, hat er erst später, in der „Jungfrau von Orleans“ und in der „Braut von Messina“, angewandt; daß ein deutsches Drama nothwendig in Versen geschrieben werden müsse, stand bei ihm, auch nach dem „Don Karlos“, noch keineswegs fest; hatte er doch schon einen Act des „Wallenstein“ in Prosa abgefaßt. Er schwankte eben in dieser Periode noch zwischen den praktischen Anforderungen des Theaters und den idealen Anforderungen der poetischen Kunst. Aber das Muster der Griechen und das ermuthigende Beispiel seines großen Freundes Goethe entriß ihn der niederdrückenden Gemeinschaft mit den Bühnen-Polygraphen; er fühlte wie Tasso den Lorbeer der Unsterblichen auf seinem Haupte und verschmähte es, mit seinen Collegen um den erbärmlichen Marktpreis zu streiten.

16.

Die Malteser.

Wenn Schiller in einem Briefe an Körner vom 26. Mai 1788 ein zweites Theaterstück neben dem „Menschenfeind" erwähnt, welches er „an der Kunkel habe", so können damit nur die „Malteser" gemeint sein, für welchen Stoff das Interesse schon während der Arbeit am „Don Karlos" bei ihm erweckt worden sein muß. Schon damals muß ihm Vertot's „Geschichte des Malteser-Ordens", die seine Quelle war, bekannt gewesen sein; vielleicht hatte sie ihm Reinwald aus der Meininger Bibliothek geliehen. Unabhängig von seiner Quelle, machte er den Marquis Posa zum Malteser, um dem engherzigen Vertreter kirchlicher und politischer Knechtschaft einen von ächter Religiosität beseelten, für den Kampf um die wahren Interessen des Christenthums und des Vaterlandes begeisterten jugendlichen Weltbürger gegenüberzustellen. Ein Meisterzug ist es von dem Dichter, daß er diesen Jüngling mit dem für Freiheit und Volkswohl glühenden Herzen schon im Waffenhandwerk erprobt sein läßt, ehe er ihn dem größten Despoten seiner Zeit gegenüberstellt. Eben dort auf Malta, wo die gemeinsame Gefahr die Mitglieder der verschiedenen „Zungen" des Ordens aus ihrer Uneinigkeit riß und zum einmüthigen Widerstande gegen den gemeinsamen Erbfeind des Christenthums entflammte, zu einem „einigen Volk von Brüdern" sie machte, hatte Posa jene Ideen von Weltbürgerthum zuerst eingesogen, die er dem König Philipp gegenüber so kühn vertritt, und die dadurch viel von der „sonderbaren Schwärmerei", die Philipp in ihnen findet, verlieren. Auch Schiller's Ueberzeugung und historisches Glaubensbekenntniß war es damals, daß eine einzelne Nation nur ein *zufälliges Bruchstück der Menschheit* sei, das nur insofern ins Gewicht falle, als es seinerseits dazu beigetragen habe, die der ganzen

Menschheit gestellte Aufgabe ihrem Ziele näher zu führen. Herzog Alba erzählt von Posa (III. 7):

„Als auf des Ordensmeisters Aufgebot
Die Ritter sich auf ihrer Insel stellten,
Die Soliman belagern ließ, verschwand
Auf einmal von Alcala's hoher Schule
Der achtzehnjähr'ge Jüngling. Ungerufen
Stand er vor La Valette. „Man kaufte mir
Das Kreuz," sagt' er: „ich will es jetzt verdienen!"
Von jenen vierzig Rittern war er einer,
Die gegen Piali, Uluzziali
Und Mustapha und Hassem das Castell
Sanct Elmo in drei wiederholten Stürmen
Am hohen Mittag hielten. Als es endlich
Erstiegen wird, und um ihn alle Ritter
Gefallen, wirft er sich ins Meer und kommt
Allein erhalten an bei La Valette.
Zwei Monate darauf verläßt der Feind
Die Insel, und der Ritter kommt zurück,
Die angefangnen Studien zu enden."

Die „Malteser" sind einer der trefflichsten Entwürfe Schiller's. Wir werden ihn um so eingehender zu betrachten haben, da uns das Material in ziemlicher Vollständigkeit vorliegt. Was zunächst die Entstehungsgeschichte dieses Entwurfs betrifft, so findet sich nach dem schon erwähnten Briefe vom 26. Mai 1788 eine weitere Hindeutung auf unser Stück gleich zu Anfang des dritten Briefes über „Don Karlos" im dritten Vierteljahrsheft des „Merkur" vom Juli 1788. Es heißt daselbst: „Sie wollten neulich im *Don Karlos* den Beweis gefunden haben, daß *leidenschaftliche Freundschaft* ein ebenso rührender Gegenstand für die Tragödie sein könne als *leidenschaftliche Liebe*, und meine Antwort, *daß ich mir das Gemälde einer solchen Freundschaft für die Zukunft zurückgelegt hätte*, befremdete Sie." (Th. XIV. S. 442 unserer Ausg.) Jener Freund hatte gleichwol nicht Unrecht, und Schiller, seines neuen Gegenstandes voll, verrückt hier einigermaßen den richtigen Gesichtspunkt, aus welchem der alte betrachtet werden muß. Sicher ist es, daß wir Schiller's hoher Empfänglichkeit und Begeisterung für das Gefühl der Freundschaft mehrere seiner edelsten Schöpfungen verdanken. Die akademische Freundschaft mit Scharffenstein begeisterte ihn zu einem Gedichte: „Selim und Sangir", welches mit den Worten begann:

„Sangir liebte seinen Selim zärtlich,
Wie Du mich, mein Scharffenstein;
Selim liebte seinen Sangir zärtlich,
Wie ich Dich, mein lieber Scharffenstein!“

Man vergleiche den schönen Brief an Diesen vom November 1778 (Goedeke, kritische Ausgabe, I. S. 55 f.): „Wahr ist's, ich pries Dich in meinen Gedichten zu sehr! Wahr! sehr wahr! Der Sangir, den ich so liebe, war nur in meinem Herzen; Gott im Himmel weiß es, wie er darin geboren wurde; aber er war nur in meinem Herzen, und ich betete ihn an in Dir, seinem ungleichen Abbilde. Dafür wird Gott mich nicht strafen; denn ich fehlte nur aus Liebe, nicht aus Thorheit und falschem Sinn! Gott weiß, ich vergaß Alles, alle Andere neben Dir, ich schwoll neben Dir; denn ich war stolz auf Deine Freundschaft, nicht um mich im Aug' der Menschen dadurch erhoben zu sehen, sondern im Aug' einer höhern Welt, nach der mein Herz mir so glühte, welche mir zuzurufen schien: Das ist der Einige, den Du lieben kannst! — — Es kostet Dich wenig Mühe, Dich zu erinnern, wie ich in diesem Vorschmack der seligen Zeit nichts als Freundschaft athmete, wie Alles, Alles, selbst meine Gedichte, vom Gefühle der Freundschaft belebendigt wurden. — — Und was war das Band unserer Freundschaft? war es Eigennutz? . . . . war es Leichtsinn? war es Thorheit? war's ein irdisches, gemeines, oder ein höheres, unsterbliches himmlisches Band? Rede! rede! o, eine Freundschaft, wie diese errichtet, hätte die Ewigkeit durchwähren können! — Rede! rede aufrichtig! wo hättest Du einen Andern gefunden, der Dir nachfühlte, was wir in der stillen Sternennacht vor meinem Fenster oder auf dem Abendspaziergang mit Blicken uns sagten! Gehe Alle, Alle, die um Dich sind, durch, wo hättest Du Einen finden können als Deinen Schiller, wo ich Einen von Tausenden, der mir das wäre, was Du mir — hättest sein können! Glaube, glaube unverhohlen, wir waren die Einige, die uns glichen; glaube mir, unsere Freundschaft hatte den herrlichsten Schimmer des Himmels, den schönsten, mächtigsten Grund und weissagte uns Beiden nichts anders als einen Himmel. Wärest Du oder ich zehenmal gestorben, der Tod sollte uns keine Stunde abgewuchert haben.“ Das ist ächte Poesie der Freundschaft, und sie lagerte sich denn auch, wie Schiller selbst hier andeutet, in seinen Gedichten ab. Die „Philosophischen Briefe zwischen Julius und Raphael“, die Schiller erst später, im Jahre 1786, in der „Thalia“ veröffentlichte, stammen im Wesentlichen aus dieser Zeit, wurden aber erst gedruckt, als Schiller-Julius einen neuen Raphael in Körner fand.

In ihnen steht zum Theil das herrliche Gedicht, welches er unter dem Titel „Die Freundschaft“ schon in der „Anthologie auf das Jahr 1782“ veröffentlichte:

„War's nicht dies allmächtige Getriebe,
Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
Unsre Herzen an einander zwang?
Raphael, an Deinem Arm — o Wonne!
Wag' auch ich zur großen Geistersonne
Freudig den Vollendungsgang.

Glücklich! glücklich! Dich hab' ich gefunden,
Hab' aus Millionen Dich umwunden,
Und aus Millionen mein bist Du!
Laß das wilde Chaos wiederkehren,
Durch einander die Atomen stören,
Ewig fliehn sich unsre Herzen zu.“

Ganz ähnliche Stellen bietet auch der „Don Karlos“. So sagt Karlos (I. 2):

„O, wenn es eintrifft, was
Mein Herz mir sagt, wenn Du aus Millionen
Herausgefunden bist, mich zu verstehn —“

Und (I. 9):

„Jetzt zum König!
Ich fürchte nichts mehr — Arm in Arm mit Dir,
So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken.“

Es war natürlich, daß, je vertrauter Schiller mit Körner wurde, die Freundschaft des Marquis mit Karlos immer mehr in den Vordergrund trat und endlich in dem Opfertode des Marquis gipfelte. Sang doch Schiller damals auch in freudetrunkener Begeisterung:

„Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja, wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund!“

Hier in Leipzig und Dresden wurde der Rausch der Freundschaft zum zweiten Male durchgeschwärmt. Kurz nachdem er

Körner's persönliche Bekanntschaft in Kahnsdorf gemacht hatte und von da nach Gohlis zurückgekehrt war, schreibt er an Diesen (am 3. Juli 1785): „Bester Freund — der gestrige Tag, der zweite des Julius [Körner's Geburtstag], wird mir unvergeßlich bleiben, so lange ich lebe. Gäbe es Geister, die uns dienstbar sind und unsere Gefühle und Stimmungen durch eine sympathetische Magie fortpflanzen und übertragen, Du hättest die Stunde zwischen halb Acht und halb Neun Vormittags in der süßesten Ahnung empfinden müssen. Ich weiß nicht mehr, wie wir eigentlich darauf kamen, von Entwürfen für die Zukunft zu reden. Mein Herz wurde warm. Es war nicht Schwärmerei, — philosophisch-feste Gewißheit war's, was ich in der herrlichen Perspective der Zeit vor mir liegen sah. Mit weicher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selber zernichtet. Tief, bester Freund, habe ich das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gährung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu dem Herculischen Gelübde vereinigt — die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen. Mein Gefühl war beredt und theilte sich den Anderen elektrisch mit. O, wie schön und wie göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf ihrem Wege zur Gottheit begegnen! Du warst bis jetzt noch mit keiner Silbe genannt worden, und doch las ich in Huber's Augen Deinen Namen — und unwillkürlich trat er auf meinen Mund. Unsere Augen begegneten sich, und unser heiliger Vorsatz zerschmolz in unsere heilige Freundschaft. Es war ein stummer Handschlag, getreu zu bleiben dem Entschlusse dieses Augenblicks — sich wechselweise fortzureißen zum Ziele — sich zu mahnen und aufzuraffen Einer den Andern — und nicht stille zu halten bis an die Grenze, wo die menschlichen Größen enden. O mein Freund! Nur unserer innigen Verkettung, ich muß sie noch einmal so nennen, unserer heiligen Freundschaft allein war es vorbehalten, uns groß und gut und glücklich zu machen. Die gütige Vorsehung, die meine leisesten Wünsche hörte, hat mich Dir in die Arme geführt, und ich hoffe, auch Dich mir. Ohne mich sollst Du ebenso wenig Deine Glückseligkeit vollendet sehen können, als ich die meinige ohne Dich. Unsere künftig erreichte Vollkommenheit soll und darf auf keinem anderen Pfeiler

als unserer Freundschaft ruhen. — Unsere Unterredung hatte diese Wendung genommen, als wir ausstiegen, um unterweges ein Frühstück zu nehmen. Wir fanden Wein in der Schenke. Deine Gesundheit wurde getrunken. Stillschweigend sahen wir uns an, unsere Stimmung war feierliche Andacht, und Jeder von uns hatte Thränen in den Augen, die er sich zu ersticken zwang. Göschen bekannte, daß er dieses Glas Wein noch in jedem Gliede brennen fühlte, Huber's Gesicht war feuerroth, als er uns gestand, er habe noch keinen Wein so gut gefunden, und ich dachte mir die Einsetzung des Abendmahls — ‚Dieses thut, so oft Ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß!' Ich hörte die Orgel gehen und stand vor dem Altare. Jetzt erst fiel's uns auf die Seele, daß heute Dein Geburtstag war. Ohne es zu wissen, haben wir ihn heilig gefeiert. — Theuerster Freund, hättest Du Deine Verherrlichung in unseren Gesichtern gesehen — in der vom Weinen erstickten Stimme gehört: in dem Augenblicke hättest Du sogar Deine Braut vergessen, keinen Glücklichen unter der Sonne hättest Du beneidet. — — — Der Himmel hat uns seltsam einander zugeführt, aber in unserer Freundschaft soll er ein Wunder gethan haben. Eine dunkle Ahnung ließ mich so viel, so viel von Euch erwarten, als ich meine Reise nach Leipzig beschloß; aber die Vorsehung hat mir mehr erfüllt, als sie mir zusagte, hat mir in Euren Armen eine Glückseligkeit bereitet, von der ich mir damals auch nicht einmal ein Bild machen konnte. Kann dieses Bewußtsein Dir Freude geben, mein Theuerster, so ist Deine Glückseligkeit vollkommen." Der letzte Freundschaftsbund, den Schiller schloß, war der mit dem ihm mehr noch an Erfahrungen als an Jahren vorausgeeilten großen Nebenbuhler Goethe, und das poetische Spiegelbild dieses Bundes ist die Freundschaft des jugendlichen, idealen Max Piccolomini mit dem männlichen, realistischen Wallenstein. Wohl durfte Goethe, als ihm der Freund in der Blüthe seiner Jahre von der Seite gerissen wurde, mit Wallenstein (5. Aufzug, 3. Auftritt) klagen:

„Die Blume ist hinweg aus meinem Leben."

Die Freundschaft zwischen Karlos und Posa beruhte auf der Gleichstimmung der Charaktere; man beachte Stellen wie (I. 2):

„Wenn's wahr ist, daß die schaffende Natur
Den Roderich im Karlos wiederholte
Und unsrer Seelen zartes Saitenspiel
Am Morgen unsers Lebens gleich bezog —"

Die Freundschaft zwischen Wallenstein und Max beruht auf der Harmonie der Charaktere;

„Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang."

Aehnlich wie die letztere sollte nun auch die Freundschaft zwischen Crequi und St. Priest in den „Maltesern" werden; siehe unten S. 74: „Eine edle Seele muß etwas leidenschaftlich lieben, und das Feurige sucht das Sanfte auf." In dem späteren Plane trat dann diese Episode mehr in den Hintergrund. Vorgebildet war sie, wie wir weiter ausführen werden, in Vertot's Erzählung von dem Neffen des Großmeisters, Heinrich von La Valette, und dem Ritter von Polastron. — Im Jahre 1790 ließ Schiller von einem armen Studenten, Namens Berling, dem er Geld vorgeschossen hatte, um ihm zu einem literarischen Verdienste zu verhelfen, die „Belagerung der Johanniter in Rhodus", gleichfalls nach Vertot, bearbeiten, welcher Aufsatz im 10. Hefte der „Thalia" gedruckt wurde. Im Jahre 1792 gab Schiller's Freund, der Magister Niethammer, Privatdocent der Philosophie, auf Schiller's Anregung eine Uebersetzung von Vertot's „Geschichte des Malteser-Ordens" heraus, wozu Schiller die **Vorrede** schrieb, die auch in seinen Werken steht. Dieselben Gedanken, die er hier über diese merkwürdige culturhistorische Erscheinung der ritterlichen Mönchsorden ausspricht, reproducirte er im Jahre 1795 poetisch in dem schönen kleinen Gedichte „Die Johanniter":

„Herrlich kleidet sie Euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn Ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgiebt Euch die Schürze des Wärters,
Wenn Ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur Du verknüpftest in **einem**
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich."

Man vergleiche dazu aus der **Vorrede** besonders die Stellen: „Unter dem Panier des Kreuzes sehen wir sie der Menschheit schwerste und heiligste Pflichten üben und, indem sie nur einem **Kirchengesetze** zu dienen glauben, unwissend die höhern Gebote der **Sittlichkeit** befolgen. — — Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenschaar heimkehrt und, anstatt sich die siegreiche Stirne mit dem verdienten

Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht, — wenn diese Löwen im Gefechte hier an den Krankenbetten eine Geduld, eine Selbstverleugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunkelt, — wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gottes willen die Speise reicht und sich keinem der verächtlichen Dienste entzieht, die unsere verzärtelten Sinne empören — wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, bei diesen Geschäften überrascht, kann sich einer innigen Rührung erwehren? wer ohne Staunen die beharrliche Tapferkeit sehen, mit der sich der kleine Heldenhaufe in Ptolemais, in Rhodus und späterhin auf Malta gegen einen überlegenen Feind vertheidigt? die unerschütterliche Festigkeit seiner beiden Großmeister Isle Adam und La Valette, die gleich bewundernswürdige Willigkeit der Ritter selbst, sich dem Tode zu opfern? — — Es ist der christlichen Religion von berühmten Schriftstellern der Vorwurf gemacht worden, daß sie den kriegerischen Muth ihrer Bekenner erstickt und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe. Dieser Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beispiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter- und Tempel-Ordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für seine Existenz, für zeitliche Güter, für das begeisternde Phantom der Weltherrschaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlands, das ihm den Lorbeer für sein Verdienst schon von ferne zeigte. — Der Muth jener christlichen Helden entbehrte diese Hilfe und hatte keine andre Nahrung als sein eigenes unerschöpfliches Feuer."

Als sich Schiller im Jahre 1793 in der Heimath aufhielt, dachte er neben dem Plane zum „Wallenstein" auch dem zu den „Maltesern" nach. Den 8. October schrieb er, wahrscheinlich an Haug: „Wenn meine Tragödie, die Johanniter, zu Stande kommen sollte, so würde ich noch mehr freie Macht damit haben, auch würde, wie ich glaube, Herrn Cotta mit einem dramatischen Stück ein größerer Gefalle geschehen. Doch müssen Sie ihn präveniren, daß ich mit einer Tragödie, die mir drei- und viermal so viel Arbeit kostet als die beste Schrift von historischem oder philosophischem Inhalt, etwas theuer bin. Unter 30 Carolin kann ich sie Herrn Cotta nicht lassen, und da muß er sehen, wie er mit den Nachdruckern zurechtkommt." An seine Frau schreibt er den 20. September 1794: „Ich habe ihm [Goethe] meinen Plan zu den

Maltesern gesagt, und nun läßt er mir keine Ruhe, daß ich ihn bis zum Geburtstage der reg. Herzogin, wo er ihn spielen lassen will, doch vollenden möchte. Es kann auch ganz gut dazu Rath werden; denn er hat mir viel Lust dazu gemacht, und dieses Stück ist noch einmal so leicht als Wallenstein." — Den 28. October 1794 meldete Schiller an Goethe, daß er gewiß an die Malteser gehen würde, und an W. von Humboldt den 5. October 1795: „— — — Da ich Hoffnung habe . . ., für die Horen nicht so sehr nöthig zu sein, so könnte ich in diesen vier Monaten sehr weit kommen, wo nicht ganz und gar mit jenem Trauerspiel [den Maltesern] fertig werden. Oder sollte ich vielleicht überall keinen Gedanken daran haben? Zuweilen traue ich mir etwas darin zu, und besonders dürfte dieses Süjet noch am Wenigsten mißlingen. Da es mit Chören verbunden ist, so knüpft es sich auch schon eher an meine jetzige lyrische Stimmung an. Es enthält eine einfache heroische Handlung, eben solche Charaktere, die zugleich lauter männliche sind, und ist dabei Darstellung einer erhabenen Idee, wie ich sie liebe." Humboldt antwortete hierauf den 16. October: „— — — Den schönsten und Ihrer am Meisten würdigen Kranz bietet Ihnen die dramatische Poesie, aber nur innerhalb gewisser Grenzen, vorzüglich in der einfachen heroischen Gattung, einen leichteren und in einem weiteren Umfange die epische dar. Mein Wunsch kann jetzt hiernach nur die Malteser treffen. Sie sind eine sehr glückliche Wahl für die Gattung überhaupt, besonders aber für den Moment. Denn sonst ist der Wallenstein freilich an sich bei Weitem größer und tragischer . . . ." Im März 1796 entschied sich Schiller für den Wallenstein, schrieb aber den 18. November an Goethe, daß er die „Malteser" noch vor dem „Wallenstein" auszuarbeiten gedenke, und den 8. December 1797: „— — — Doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, den Wallenstein noch in dem nächsten Sommer in Weimar spielen zu sehen und im nächsten Herbst tief in meinen Maltesern zu sitzen. Diese beschäftigen mich jetzt zuweilen, wenn ich von der Arbeit [am Wallenstein] ausruhe. Es ist etwas sehr Anziehendes für mich in solchen Stoffen, welche sich von selbst isoliren und eine Welt für sich ausmachen. Ich habe diesen Umstand im Wallenstein sehr benutzt, und in den Maltesern wird er mich noch mehr begünstigen. Nicht nur, daß dieser Orden wirklich ein Individuum ganz sui generis ist, so ist er es im Moment der dramatischen Handlung noch mehr. Alle Communication mit der übrigen Welt ist durch die Blokade abgeschnitten, er ist blos auf sich selbst, auf die Sorge für seine Existenz concentrirt, und nur die Eigenschaften, die ihn zu dem Orden machen, der er

ist, können in diesem Moment seine Erhaltung bewirken. Dieses Stück wird aber so einfach behandelt werden müssen, als der Wallenstein complicirt ist, und ich freue mich im Voraus, in dem einfachen Stoff Alles zu finden, was ich brauche, und Alles zu brauchen, was ich Bedeutendes finde. Ich kann ihn ganz in der griechischen Form und nach des Aristoteles Schema, mit Chören und ohne die Acteneintheilung, ausführen und werde es auch thun."

Der Herzog Karl August von Weimar hatte 1799 den Wunsch ausgesprochen, den Plan der Malteser-Tragödie zu sehen, und Schiller theilte das Schema von diesem Stück dem Herzog abschriftlich mit, wie er an Goethe von Jena aus den 22. October schrieb: „Um doch etwas zu thun, habe ich über die Disposition meiner Malteser-Tragödie nachgedacht, damit ich dem Herzog sogleich bei meiner Ankunft etwas Bedeutendes vorzulegen habe. Es wird mit diesem Stoff recht gut gehen, das punctum saliens ist gefunden, das Ganze ordnet sich gut zu einer einfachen, großen und rührenden Handlung. An dem Stoff wird es nicht liegen, wenn keine gute Tragödie, und so wie Sie sie wünschen, daraus wird. Zwar reiche ich nicht aus mit so wenigen Figuren, als Sie wünschen, dies erlaubt der Stoff nicht; aber die Mannichfaltigkeit wird nicht zerstreuen und der Einfachheit des Ganzen keinen Abbruch thun." — Den 13. Mai 1801 meldete Schiller an Körner: „— — Ich habe große Lust, mich nunmehr in der einfachen Tragödie nach der strengsten griechischen Form zu versuchen, und unter den Stoffen, die ich vorräthig habe, sind einige, die sich gut dazu bequemen. Den einen davon kennst Du — die Malteser; aber noch fehlt mir das punctum saliens zu diesem Stück; alles Andre ist gefunden. Es fehlt an derjenigen dramatischen That, auf welche die Handlung zueilt, und durch die sie gelöst wird; die übrigen Mittel: der Geist des Ganzen, die Beschäftigung des Chors, der Grund, auf welchem die Handlung vorgeht — Alles ist reiflich ausgedacht und beisammen."

Nach Beendigung der Braut von Messina im März 1803 berichtete Schiller an Goethe: „— Ich habe meine alten Papiere über die Malteser vorgenommen, und es steigt eine große Lust in mir auf, mich gleich an dieses Thema zu machen. Das Eisen ist jetzt warm und läßt sich schmieden." Jedenfalls stammt auch aus dieser Zeit das von uns auf S. 94 mitgetheilte Personenverzeichniß. Die Ausführung der Tragödie jedoch unterblieb, und bisher ist hiervon weiter nichts bekannt geworden als der Plan, den Körner zuerst in den zwölften Band der Werke 1815

aufgenommen hat, und ein früherer Entwurf (wahrscheinlich der erste), nicht so vollständig wie jener, in den Nachträgen zu Schiller's sämmtlichen Werken. Von Eduard Boas. Band III. 1840, gleichfalls nach der Originalhandschrift von Schiller, die dessen ältester Sohn Karl den 4. April 1834 an die Fürstlich Fürstenbergische Bibliothek zu Donaueschingen übergab. Zu dem von Körner abgedruckten Entwurf fügte Hoffmeister in dem dritten Bande seiner Nachlese „aus lückenhaften Foliobogen und einzelnen Blättern von der Hand Schiller's“ in einer Auswahl Ergänzungen hinzu.

Wir theilen nachstehend alle diese allmählig bekannt gewordenen Fragmente mit, und zwar zunächst unter A den von Boas veröffentlichten Entwurf, als den früheren, unter B den von Körner 1815 mitgetheilten vollständigeren, welcher jedenfalls derselbe ist, den Schiller im Jahre 1799 dem Herzog von Weimar vorlegte, unter C die in Hoffmeister's „Nachlese“ enthaltenen nachträglichen Ergänzungen.[1])

---

1) In den beigefügten Anmerkungen citiren wir sämmtliche Stellen aus Vertot's „Geschichte des Malteser-Ordens“ nach Band- und Seitenzahl der ersten (französischen) Ausgabe dieses Werkes von 1726: „Histoire des chevaliers hospitaliers de S. Jean de Jerusalem, appelez depuis chevaliers de Rhodes, et aujourd'hui chevaliers de Malthe. Par M. l'Abbé de Vertot. V Voll. A Paris“, und geben auch die Seitenzahlen der von Schiller angestrichenen Stellen nicht nach der von ihm benutzten späteren (ebenfalls französischen) von 1772, sondern nach der obigen ersten Ausgabe.

A.[1)]

Personen.

La Valette, Großmeister.
Don Ademar von Leiva, }
Don Ripperda, } Commandeurs und Großkreuze.
Chateauneuf, }
Montalto, }
Don Ramiro, } Ritter.
Montgomery, }
Crequi, } Ritter, von St. Elmo deputirt.
St. Priest, }
Mendoza.
Castriotto.[2)]
Renegat.
Irene.

Ritter.

Erster Aufzug.

1. Ademar und Ramiro in einem hitzigen Streit wegen der Irene, der Gefangenen Ademar's, welche Ramiro liebt und an die er Ansprüche vorgiebt. Ademar's Stolz und Eifersucht. Ramiro's Bravour und Liebe. Es schlagen sich von beiden Seiten Ritter zu ihnen, Degen werden gezogen. — Nieder mit den Aragoniern!

---

1) Zuerst gedruckt nach der Original-Handschrift von Schiller in Boas' „Nachträge zu Schiller's sämmtlichen Werken", Bd. III. Stuttgart 1840. S. 441 bis 447. — A. d. H.

2) Die Namen sind zum Theil andere als in dem späteren Entwurfe. — A. d. H.

2. Vorige. Ripperda bringt sie aus einander, schilt sie, daß sie den Orden in dem jetzigen gefahrvollen Augenblick durch Zwiespalt an den Rand des Verderbens führen. Jetzt gerade sei die höchste Einigkeit nöthig. Man erfährt, daß Malta durch die ganze türkische Macht belagert ist, daß es ringsum eingeschlossen, daß das Fort St. Elmo heftig bedrängt ist. — Die Ritter trösten sich mit einem Entsatz von Sicilien aus.

3. Vorige. La Valette mit Mendoza, der eben angelangt. La Valette fängt damit an, den Rittern zu erklären, daß sie ihre Hoffnung von jetzt an nur auf sich selbst zu setzen hätten. „Denket nicht mehr auf irdische Hilfe, sehet nicht mehr nach der sicilischen Küste hin, sehet aufwärts zum Himmel, suchet Rath in Eurem eigenen Muth!“ Er läßt den Mendoza seinen Auftrag erzählen; man erfährt, daß vor der Hand nichts von den Spaniern zu hoffen sei, und unter welcher Bedingung der Vicekönig von Sicilien eine Flotte schicken wolle. Diese Bedingung ist die Behauptung des Forts St. Elmo; fände die Hilfsflotte dieses Fort in den Händen der Türken, [1]) wann sie ankäme, so würde sie wieder zurücksegeln. — Allgemeine Unzufriedenheit der Ritter mit den Spaniern und Bitterkeit gegen Mendoza. Ritterliche Denkart dieses Edelmannes, der sich freiwillig anbietet, das Schicksal des Ordens zu theilen.

[4. Ein Renegat, als Herold, fordert die Uebergabe von Malta.] [2])

4. Vorige. Zwei Ritter, von St. Elmo abgeschickt, erklären im Namen der Ihrigen, daß Elmo unhaltbar sei, und daß sie verlangen, daraus abgeführt zu werden. Sie beschreiben die Angriffe der Türken, ihre Verluste trotz ihrer Tapferkeit, den desperaten Zustand der Festungswerke. La Valette erklärt, daß das Fort St. Elmo behauptet werden müsse und [geht mit Chateauneuf, Mendoza und Ripperda] entläßt die Ritter.

5. Ein Renegat fordert die Uebergabe von Malta.

[5. Montalto, Ademar, Ramiro und die übrigen Ritter bleiben. Montalto läßt aufhetzende Worte gegen den Großmeister fallen.]

6. Renegat und Montalto zeigen ein geheimes Verständniß.

7. Der Chor tritt auf.

---

1) In der Handschrift „Räuber“ ausgestrichen. — A. d. H.

2) Die mit [ ] eingeschlossenen Sätze sind im Manuscript ausgestrichen. — (Boas.)

Der Großmeister liebt nichts als seinen Orden, seine Ritter, die er trotz seinem fühlenden Herzen aufopfern muß. Seine Liebe zeigt sich am Lebhaftesten, wenn die Opfer zum Tod gegangen sind.

Mendoza entschließt sich, auf St. Elmo mit dem Großmeister umzukommen, welches die Ritter am Tiefsten beschämt.

Eine Episode von der enthusiastischen Liebe zweier Ritter zu einander, davon der eine zu Elmo sich befindet. Sie endigt damit, daß der eine, welcher zu La Valette ist, dem Geliebten nach St. Elmo in den Tod folgt. Dieses kann geschehen, wenn die Todesopfer schon abgegangen, und der liebende Ritter kann sich für sich allein in St. Elmo werfen. Man will dem La Valette diese Liebe verdächtig machen; er vertheidigt und billigt sie und erinnert, daß sich der Heroismus nicht zum Laster geselle. Liebe der griechischen Jünglinge zu einander; Nothwendigkeit eines solchen Gefühls zwischen jungen fühlenden Seelen, die das andere Geschlecht nicht kennen; denn eine edle Seele muß etwas leidenschaftlich lieben, und das Feurige sucht das Sanfte auf. 1)

---

1) Wie schon erwähnt, liegt dieser Episode die Erzählung Vertot's von dem Neffen des Großmeisters, Heinrich von La Valette, und seinem Busenfreund, dem Ritter von Polastron, zu Grunde. Schiller hatte sich dieselbe in seinem uns vorliegenden Exemplar von 1772, welches jetzt Eigenthum der Hamburger Stadtbibliothek, angestrichen. Nachdem Vertot erzählt hat, daß bei dem Sturme auf das Fort St. Michel der Großmeister während der Nacht vergebens versucht hat, eine Brücke zu zerstören, die der Pascha hatte errichten lassen, und sich entschließt, bei Tage einen zweiten Versuch zu machen, fährt er fort (Bd. V. S. 42): „Die Gefahr war offenbar wegen der Menge der Janitscharen, lauter vortrefflicher Schützen, welche die Außenböschung besetzt hielten. Der Großmeister, um zu zeigen, daß er seine nächsten Verwandten ebenso wenig als die andern Ritter schonte, gab diesen Auftrag Heinrich von La Valette, dem Sohne seines Bruders. Dieser junge feurige und muthige Ritter machte, begleitet von dem Ritter von Polastron, seinem Busenfreunde, und an der Spitze einer ziemlichen Anzahl Soldaten bei hellem Tage einen Ausfall. Da diese Brücke noch nicht gut befestigt war, so war seine Absicht, um sie zu zerbrechen, die Pfähle und die hauptsächlichsten Holzstücke, welche sie hielten, eng mit dicken Seilen und Tauen zu umziehen, sie durch die Kraft der Arme von ihrer Stelle zu reißen und das ganze Werk umzuwerfen. Die Soldaten stürzten anfangs mit vieler Entschlossenheit darauf los; aber da sie ungedeckt arbeiteten, sahen sie sich plötzlich mit einem Hagel von Musketenkugeln überschüttet, der einen Theil derselben tödtete, und Diejenigen, welche dem Feuer dieser Salve entrannen, suchten bis unter den Vertheidigungswerken des Castells eine Zuflucht und einen Schutz gegen ein so schreckliches Feuer. Der junge La Valette und der Ritter von Polastron, von ihrem Muthe hingerissen, nahmen ihre Stelle ein, und ohne hinzusehen, ob man ihnen folgte, versuchten sie ihren Mangel zu ersetzen und selbst diese Seile an den Stützen der Brücke zu befestigen. Aber sie hatten dasselbe Schicksal wie ihre Soldaten; kaum waren sie bis an den Fuß der Brücke herabgekommen, als sie Beide von zwei Musketenschüssen getroffen wurden, welche sie auf der Stelle tödteten. Da der Pascha einen Preis auf den Kopf eines jeden Ritters

Crequi hat sich am Meisten vergangen, aber die Leidenschaft und die Jugend entschuldigt ihn auch am Meisten. Er zwingt den Großmeister, ihn zu strafen. Der Jüngling wird von den alten Rittern zum Tod verurtheilt, weil er den Degen gegen den Großmeister gezogen. Der Großmeister begnadigt ihn und schränkt die ganze Strafe darauf ein, ihn auszuschließen.

Der Chor[1]) spricht davon, daß das mittelländische Meer mit Schiffen bedeckt sei, halbe Monde, das Kreuz 2c. — Malta's Locale. — Der Orden schildert seine eigene Unmacht, er könne nichts als beten. Unterschied zwischen den geistlichen und weltlichen Rittern.

Wichtigkeit der Person eines einzigen Chevalier. Seine Bravour darf keine Grenzen haben. Er wiegt ganze Hunderte anderer Männer auf. Desto mehr Bedenken kostet die Aufopferung so vieler Ritter. Aber hier tritt der andere Fall ein, daß an dem Gesetz, dem Rufe und der Maxime mehr liegt als an dem bedeutendsten Leben.

Die Kriegsvorfälle auf St. Elmo werden im Verlauf der Tragödie erwähnt und haben Einfluß auf die Handlung. — Verwundete Ritter. — Eroberte Schanzen. — Minen. — Getödtete Ritter.

Unter den Chevaliers sind wilde Seeleute, die alle Schliche auf dem mittelländischen Meere kennen.

Miranda.[2])

Medran.[3])

---

gesetzt hatte, so stürzten sofort einige Janitscharen vor, um ihnen die Köpfe abzuschneiden. Aber die christlichen Soldaten, außer sich darüber, daß sie ihre Officiere im Stiche gelassen hatten, wollten lieber sich nach ihrem Vorbilde tödten lassen, als in die Festung zurückkehren, ohne wenigstens ihre Leichen dahin zurückzubringen; sie wurden beiderseits handgemein. Der Streit, wer sich zum Herrn zweier Leichen machen würde, kostete mehreren Soldaten beider Parteien das Leben. Die Christen waren endlich entweder die Stärksten oder die Hartnäckigsten in diesem absonderlichen Kampfe, und mit diesem traurigen Vortheil kehrten sie in die Festung zurück."

Hoffmeister erwähnt (Nachlese, III. S. 15), daß nach einer niedergeschriebenen Notiz Schiller's Crequi 24, St. Priest 20 Jahre alt sein sollte. — A. d. H.

1) In der Handschrift „Großmeister" ausgestrichen. — A. d. H.

2) Derselbe, den Schiller vorher Mendoza genannt hat. Miranda heißt er bei Vertot. — A. d. H.

3) Vertot, Bd. IV. S. 472: „Der Großmeister stellte an die Spitze dieser Unterstützungsmannschaft [für St. Elmo] die Ritter Gonzales, von Medran und von La Motte." S. 493: „Die Belagerten wählten zu einem so verdrießlichen Auftrag [Deputation um Abberufung von diesem gefährdeten Posten] den Ritter Medran, den der Großmeister wegen seiner Tapferkeit achtete, und dessen Bericht weder der Schwäche noch der Feigheit verdächtigt werden konnte." — A. d. H.

Chevaliers erscheinen als eine höhere Menschenart unter der übrigen Welt, weil sie künstliche Naturen sind und durch ihr Gelübde sich ausgeschlossen. Wer sich entschließen kann, weniger zu bedürfen, sich selbst weniger nachzugeben, sich mehr zu versagen und mehr aufzulegen, der ist mehr als ein gewöhnlicher Mensch. In den Stamm schießt der Saft, der sich sonst in den Zweigen erschöpft, und der Mensch kann zum Heroen und Halbgott werden, wenn er gewissen Menschlichkeiten abstirbt.

La Valette lenkt es so, daß die Ritter sich selbst, ihren wahren Ordensgeist finden und in diesen, wie in ihre letzte Zuflucht, getrieben werden.

a) Ihre Reinigung und Wiederherstellung muß durchaus ihr Werk sein.
b) Aber La Valette's Klugheit und hoher Sinn muß diese Nothwendigkeit herbeiführen.

„Die Wälle sind zerstört. Wohinter sollen wir stehen?"

*

„„Hinter Eurer Pflicht. Euer Gelübde ist Euer Wall, der Johanniter braucht keinen andern."" [1])

*

„Wir sind Menschen."

*

„„Ihr sollt mehr sein!"" [2])

Im Verlauf der Tragödie wächst die Gefahr von Elmo, und es fallen neue Unglücksfälle dort vor.

Laskaris erzählt die Katastrophe.

---

1) Vertot, V. S. 55, von Schiller angestrichen: „Ihre Gegenwart auf Breschen und ihre Unerschrockenheit hatten die Stelle der stärksten Bastionen vertreten. — A. d. H.

2) Vertot, IV. S. 506: „Ein Malteserritter besonders mußte mehr wagen als jeder andere Krieger." (Von Schiller angestrichen.) — A. d. H.

B.[1)]

Malta ist von der ganzen Macht Soliman's belagert, der dem Orden den Untergang schwur. Mit den türkischen Befehlshabern Mustapha und Pialy sind die Corsaren Uluzzialy und Dragut und die Algierer Hascem[2)] und Candelissa[3)] vereinigt. Die Flotte der Türken liegt vor den beiden Seehäfen, und ohne eine Schlacht mit ihr zu wagen, kann kein Entsatz auf die Insel gebracht werden. Zu Lande haben die Feinde das Fort St. Elmo angegriffen und schon große Vortheile darüber gewonnen. Der Besitz dieses Forts macht sie zu Herren der zwei Seehäfen und setzt sie in Stand, St. Ange, St. Michael und Il Borgo mit Succeß anzugreifen, in welchen Plätzen die ganze Stärke des Ordens enthalten ist.

La Valette ist Großmeister zu Malta. Er hat den Angriff der Türken erwartet und sich darauf bereitet. Die Ritter sind nach der Insel berufen worden und in großer Anzahl darauf erschienen.[4)]

---

1) Zuerst gedruckt in „Friedrich's von Schiller sämmtliche Werke. [Herausgegeben von Körner.] Bd. XII. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1815." S. 399 bis 418. Vergl. Urlichs: Charl. v. Schiller und ihre Freunde, III. S. 561. — A. d. H.

2) Vertot, Bd. IV. S. 436: „Uebrigens wurde er seit langer Zeit dazu [zu der Belagerung von Malta] aufgefordert von Hassan, Pascha oder Vicekönig von Algier, Sohn und Nachfolger des berühmten Barbarossa, und von Dragut, damals Statthalter von Tripoli." S. 441: „Uluchialy, ein Calabreser Renegat, führte ihm mehrere [Schiffe] von Alexandria zu." S. 442: „Er wählte zwei [Feldherrn] zu diesem Kriegszug, Pialy und Mustapha." — A. d. H.

3) Vertot, Bd. V. S. 26 f.: „Hascen mit seinen Algierern beschloß, die Halbinsel zu Lande und zu Wasser anzugreifen, zu Lande an dem Orte, wo sie mit der Insel zusammenhing, und von Seite des Hafens, und er vertraute den Angriff von dieser Seite seinem Unterbefehlshaber, Namens Candelissa, an; es war ein griechischer Renegat, ein alter Corsar, grausam, blutgierig, aber ein großer Seemann, der im Dienste Barbarossa's gealtert war, und der damals die Algierer befehligte, welche Hascen zur Belagerung mitgebracht hatte, der sie gern mit seinem Unterbefehlshaber theilte." — A. d. H.

4) Vertot, Bd. IV. S. 445 f.: „Der Großmeister erschrak nicht über diese Nachrichten, und nachdem er dem Rathe des Ordens dieselben mitgetheilt hatte, berief er mit seiner Theilnahme und Einwilligung durch ein allgemeines

Außer ihnen sind noch gegen zehntausend Soldaten vorhanden; [1]) es fehlt nicht an Kriegs- und Mundvorrath, und die Festungswerke sind in gutem Stande. Aber gleichwol ist auf einen Entsatz von Sicilien aus gerechnet, weil die Feinde durch ihre Menge und Beharrlichkeit die Werke zu Grunde richten und die Mannschaft aufreiben müssen.

La Valette hat alle Ursache, von Sicilien Hilfe zu hoffen, da der Untergang von Malta die Staaten des Königs von Spanien in die größte Gefahr setzen würde. Philipp der Zweite hat ihm daher auch alle Unterstützung zugesagt und seinem Vicekönig in Sicilien deshalb Befehle gegeben. [2]) Eine Flotte liegt ausgerüstet in den Häfen dieser Insel; viele Ritter und andere Krieger sind herbeigeströmt, sich nach Malta einschiffen zu lassen; [3]) die Geschäftsträger des Großmeisters sind bei dem spanischen Vicekönig unermüdet, um das Auslaufen dieser Flotte zu beschleunigen.

Aber die spanische Politik ist viel zu eigennützig, um an diese große Sache etwas Großes zu wagen. Die Macht der Türken

---

Aufgebot alle Ritter, welche in verschiedenen Provinzen der Christenheit waren, nach Malta. Die Agenten, welche der Orden in Italien hielt, hoben dort 2000 Mann Infanterie aus, und der Vicekönig von Sicilien schickte ihm die 2 Compagnien Spanier, welche er ihm versprochen hatte. Die Galeeren und die Schiffe des Ordens wurden bis zum Beginn der Belagerung nur dazu verwandt, Waffen, Pulver, Kriegs- und Mundvorräthe nach Malta zu schaffen, und man sah alle Tage auf demselben Wege eine große Zahl Ritter ankommen, welche, voller Ungestüm, ihren Eifer und ihren Muth gegen die Ungläubigen zu zeigen, dem Orden zu Hilfe herbeieilten." — A. d. H.

1) Vertot, Bd. IV. S. 456: „Nach einer genauen Musterung fand er, daß auf der Insel ungefähr 700 Ritter waren, die dienenden Brüder ungerechnet, und 8500 Mann Kriegsvolk, sowol Seesoldaten, fremde Truppen im Solde des Ordens, als Bürger und Bauern, aus denen man Compagnien gebildet hatte." — A. d. H.

2) Vertot, Bd. IV. S. 447: „Der König von Spanien, der mit Besorgniß die Türken so nahe an Sicilien heranrücken sah, beschloß, alle seine Kräfte anzuwenden, um sie davon zu entfernen. Er schrieb an die Geschäftsträger, welche er in Italien hatte, und selbst an verschiedene Fürsten dieser Nation, seine Bundesgenossen, sie möchten sofort eine Streitmacht von 20,000 Mann Infanterie zusammenbringen, die im Stande wäre, sich auf die ersten Nachrichten hin, welche man von den Absichten der Ungläubigen bekommen würde, einzuschiffen; und durch denselben Eilboten beauftragte er den Vicekönig von Sicilien, über die Vertheidigung der Insel Malta mit derselben Sorgfalt zu wachen, die er an die Erhaltung Siciliens selbst wenden würde." — A. d. H.

3) In Schiller's Exemplar des Vertot ist folgende Stelle (IV. S. 473) angestrichen: „Sie wurden später durch mehrere Ritter von verschiedenen Nationen ersetzt, Engländer, Franzosen, Flamänder und Deutsche, welche wegen der Entfernung ihrer Provinzen erst nach der Landung der Türken auf Malta und der Belagerung des Castells St. Elmo in Sicilien ankamen. Die meisten warfen sich, ohne eine Geleitsflotte abzuwarten, ungeduldig, die Gefahren des Krieges mit ihren Brüdern zu theilen, in leichte Barken, und je nachdem sich die Gelegenheit bot, fuhren sie hinter einander einzeln hinüber." — A. d. H.

schreckt die Spanier, und sie suchen Zeit zu gewinnen, bis diese Feinde geschwächt sind. Dies hoffen sie von dem Widerstand des Ordens bei der Tapferkeit seiner Ritter, 1) und erwarten alsdann entweder die Aufhebung der Belagerung oder einen leichtern Sieg. Ob der Orden dabei seine Kräfte zusetzt, ist ihnen gleichgiltig; nur ganz untergehen soll er nicht. Der Vicekönig von Sicilien verspricht also von Zeit zu Zeit Hilfe, aber er leistet nichts. 2)

Unterdessen wird das Fort St. Elmo von dem Feinde immer heftiger bedrängt. Es ist an sich selbst wegen des engen Raums, auf welchem nicht Werke genug angebracht werden konnten, kein sehr haltbarer Platz und faßt wenige Mannschaft. 3) Die Türken haben schon einige Außenwerke im Besitz; ihr Geschütz beherrscht die Wälle, und es sind schon bedeutende Breschen geschossen. Die Besatzung wird durch die Werke nicht beschützt und ist bei aller ihrer Tapferkeit ein leichter Raub des feindlichen Geschützes.

Unter diesen Umständen suchen die Ritter, denen dieser Posten anvertraut ist, bei dem Großmeister an, sich an einen haltbarern

---

1) In Schiller's Exemplar des Vertot ist folgende Stelle angestrichen (V. S. 23): „Dieser Fürst und sein Minister, zufrieden mit einer eitlen Schaustellung ihrer Streitkräfte, schmeichelten sich, daß die Ritter allein durch ihre Tapferkeit die Unternehmung der Ungläubigen scheitern lassen würden, und daß man sich höchstens damit zu begnügen hätte, diese Hilfe bereit zu halten, wenn man merkte, daß sie dieselbe wirklich nöthig hätten, und daß sie zu sehr bedrängt würden." — A. d. H.

2) Folgende Stelle ist gleichfalls von Schiller angestrichen (IV. S. 519): „Wenn man nur auf das Benehmen des Vicekönigs sieht, so hätte man glauben können, es fehlte ihm entweder an Muth oder an Treue für seine Versprechungen; und seine zur Schau getragene Langsamkeit in der Unterstützung Malta's hatte ihn den meisten Rittern sogar verdächtig und verhaßt gemacht. Aber man überlegte nicht, daß vor allen Dingen dieser Regent mit seinem Kopfe für die Erhaltung und Vertheidigung Siciliens einstehen mußte; daß zu fürchten war, wenn die Türken sich Malta's bemächtigten, daß sie ihn dann in seiner Statthalterschaft angriffen, und daß er Befehle vom Könige von Spanien hatte, wenn er den Großmeister unterstützen wollte, nicht unbesonnen seine Flotte und sein Heer aufs Spiel zu setzen, auf welchen die Vertheidigung der Königreiche Neapel und Sicilien und selbst der Küsten Spaniens beruhte." — A. d. H.

3) Vertot, Bd. IV. S. 468: „Diese Meinung ging mit Stimmenmehrheit durch, und die Belagerung des Forts St. Elmo wurde beschlossen. Dieses Fort lag, wie wir gesagt haben, auf dem Gipfel eines Felsen, am Ende einer Landzunge, welche die beiden Häfen trennt; es war das Werk des Priors von Capua, aber er hatte es zu klein gemacht, und sei es, daß der Orden zu dieser Zeit nicht im Stande war, die nothwendige Ausgabe zu bestreiten, um es größer und regelmäßiger zu machen, sei es, daß der Prior, indem er es auf dem Gipfel des Felsen anlegte, nur die Seeseite im Auge gehabt hatte und sich seiner Batterien bedienen wollte, um die Einfahrt der Häfen zu vertheidigen: die Folge zeigte, daß er nicht genug Aufmerksamkeit selbst auf die Vertheidigung des Forts von der Landseite gewandt und es an einem Orte angelegt hatte, dessen Terrain so eng oder so schmal war, daß man nicht außerhalb die nöthigen Schanzwerke und Befestigungen hatte hinzufügen können." — A. d. H.

Ort zurückziehen zu dürfen, weil keine Hoffnung sei, Elmo zu behaupten. Auch die übrigen Ritter stellen dem Großmeister vor, daß er die Elmo'schen Ritter ohne Nutzen aufopfere, daß es nicht gut sei, die Kraft des Ordens durch fortgesetzte Vertheidigung eines unhaltbaren Platzes nach und nach zu schwächen, daß es besser sein würde, die ganze Stärke an dem Hauptorte zu concentriren.

Diese Gründe sind sehr scheinbar, aber der Großmeister denkt ganz anders. Ob er selbst gleich überzeugt ist, daß St. Elmo nicht behauptet werden kann, und die Ritter schmerzlich beklagt, die dabei aufgeopfert werden, so halten ihn doch zwei Gründe ab, den Platz preiszugeben. Erstlich liegt Alles daran, daß sich St. Elmo so lange als möglich halte, um der sicilischen Hilfsflotte Zeit zu verschaffen, heranzukommen. Denn ist jenes Fort in den Händen des Feindes, so kann dieser beide Seehäfen verschließen, und der Entsatz ist schwerer. Auch würden die Spanier alsdann, wie sie gedroht haben, zurücksegeln. Zweitens muß die Macht der Türken physisch und moralisch geschwächt werden, wenn sie St. Elmo im Sturm zu erobern genöthigt sind.[1]) Ihr Verlust bei dieser Unternehmung erschwert ihnen die ferneren Angriffe des Hauptorts, und ein solches Beispiel verzweifelter Gegenwehr giebt ihnen einen so hohen Begriff von der christlichen Tapferkeit, daß sie an der Gewißheit des Siegs zu zweifeln anfangen und zu neuen Kämpfen weniger bereit sind.[2])

---

1) Vertot, Bd. IV. S. 524 f.: „Als der Pascha in das Fort [St. Elmo] einzog und nach der Kleinheit dieses Platzes beurtheilte, wieviel ihm il Borgo Mühe machen würde, rief er aus: ,,Was wird nicht der Vater thun, da der Sohn, der so klein ist, uns unsre tapfersten Soldaten kostet!'' Von Schiller angestrichen IV. S. 454: „Was man il Borgo nannte, war eine kleine Stadt im Norden [an den Rand geschrieben, aber vielleicht nicht von Schiller's Hand: Süd] des Castells St. Angelo, wo die ganze Streitmacht des Klosters sich gelagert hatte." — A. d. H.

2) In Schiller's Exemplar des Vertot ist folgende Stelle angestrichen (IV. S. 472): „Nicht als ob dieser Fürst sich schmeichelte, einen so schwachen Platz gegen die fortwährenden Angriffe der Türken halten zu können; und er beklagte sogar im Grunde seines Herzens das Schicksal der Ritter, welche an einem so gefährlichen Posten waren; aber das Heil der ganzen Insel hing von der Dauer dieser Belagerung ab, und da man durch muthigen Widerstand dem Vicekönig von Sicilien Zeit geben mußte, zu seiner Unterstützung heranzukommen, beschloß er, sich lieber selbst in den Platz zu werfen und sich darin zu begraben, als zu dulden, daß man durch eine schwache Vertheidigung und eine voreilige Capitulation die Ungläubigen in den Stand setzte, sich an il Borgo und an das Castell St. Angelo zu machen, die letzte Zuflucht der Ritter und des Ordens." Ebenso ist angestrichen (S. 494): „Der Großmeister war, trotz so gerechter Beweggründe, entgegengesetzter Meinung; er gestand zu, daß er allerdings den Platz nicht für haltbar hielte, und er bekannte sogar, daß er sich nicht enthalten könnte, das Loos der Ritter zu beklagen, welche an einem so gefährlichen Posten täglich der Gefahr ausgesetzt wären, umzu-

Der Großmeister hat also überwiegende Gründe, einen Theil seiner Ritter, die Vertheidiger des Forts St. Elmo, der Wohlfahrt des Ganzen aufzuopfern. Ein solches Verfahren streitet nicht mit den Gesetzen des Ordens, da jeder Ritter sich bei der Aufnahme anheischig gemacht hat, sein Leben mit blindem Gehorsam für die Religion hinzugeben.[1]) Aber zur Unterwerfung unter ein so strenges Gesetz gehört der reine Geist des Ordens, weil eine solche That von innen heraus geschehen muß und nicht durch äußere Gewalt kann erzwungen werden.

Aber dieser reine Ordensgeist, der in diesem Augenblick so nothwendig ist, fehlt. Kühn und tapfer sind die Ritter, aber sie wollen es auf ihre eigne Weise sein und sich nicht mit blinder Resignation dem Gesetz unterwerfen. Der Augenblick fordert einen geistlichen Sinn, und ihr Sinn ist weltlich. Sie sind von ihrem ursprünglichen Stiftungsgeist ausgeartet; sie lieben noch andere Dinge als ihre Pflicht; sie sind Helden, aber nicht christliche Helden. Die Liebe, der Reichthum, der Ehrgeiz, der Nationalstolz und ähnliche Triebfedern bewegen ihre Herzen.

Die Unordnungen im Orden haben im Moment der Belagerung ihren höchsten Gipfel erreicht. Viele Ritter überlassen sich offenbar ihren Ausschweifungen und trotzen darauf, daß Krieg und Gefahr die Freiheit begünstigen.[2]) La Valette war zeither nachsichtig, theils aus liberaler Denkart, theils weil er sich selbst von gewissen Menschlichkeiten nicht frei wußte; aber jetzt sieht er sich genöthigt, den Orden in seiner ersten Reinheit herzustellen und gleichsam neu zu erschaffen.

---

kommen; aber er behauptete, daß es Gelegenheiten gäbe, wo man einzelne Glieder daran wagen müßte, um den ganzen Leib zu retten, und er wäre wohl unterrichtet, daß der Vicekönig erklärt hätte, daß, wenn das Fort eingenommen oder verlassen würde, er für die Vertheidigung des übrigen Theiles der Insel die Flotte und die Truppen des Königs, seines Herrn, nicht auf das Spiel setzen würde; also hinge das ganze Heil Malta's lediglich von der Dauer dieser Belagerung ab, und was es auch dem Orden kosten möchte, müßte man sie so lang als möglich hinhalten." — A. d. H.

1) Vertot, IV. S. 495: „Der ganze Rath kehrte zu seiner Ansicht zurück, und in Uebereinstimmung mit ihnen beauftragte er Medran, seinerseits den Rittern, welche sich in das Fort eingeschlossen hatten, vorzustellen, daß die Erhaltung oder der gänzliche Untergang der Insel und vielleicht des Ordens von der längeren oder kürzeren Zeit abhinge, die sie an diesem Platze aushalten würden; sie möchten sich der Gelübde erinnern, welche sie bei ihrer Aufnahme abgelegt hätten; sie wären verpflichtet, ihr Leben für die Vertheidigung der Religion zu opfern; man würde nicht unterlassen, ihnen so viel Hilfsmannschaft zukommen zu lassen, als die Kleinheit des Forts würde fassen können; er wäre entschlossen, wenn es nöthig wäre, sich selbst in den Platz zu werfen und dort mit ihnen zu sterben." — A. d. H.

2) Bei Vertot findet sich allerdings nicht angedeutet, daß der Orden gerade zur Zeit der Belagerung besonders verderbt gewesen sei, doch erzählt er von der Zeit

Fragment der ersten Scene.

Eine offne Halle, die den Prospect nach dem Hafen eröffnet.

Romegas [1]) und Biron streiten um eine griechische Gefangene; Dieser hat sie gefaßt, Jener will sich ihrer bemächtigen.

Romegas. Verwegner, halt! Die Sclavin raubst Du mir,
Die ich erobert und für mein erklärt?
Biron. Die Freiheit geb' ich ihr. Sie wähle selbst
Den Mann, dem sie am Liebsten folgen mag.
Romegas. Mein ist sie durch des Krieges Recht und Brauch;
Auf dem Corsarenschiff gewann ich sie.
Biron. Den rohcorsarischen Gebrauch verschmäht,
Wer freien Herzen zu gefallen weiß.
Romegas. Der Frauen Schönheit ist der Preis des Muths.

---

unmittelbar nach der Belagerung (Bd. V. S. 122 ff.): „Junge spanische Ritter, welche sich Alles erlauben zu dürfen glaubten, wegen der Freude, welche die Niederlage der Türken verursachte, verschwelgten ihre Zeit in den Vergnügungen der Tafel, welche sie oft mit satirischen Liedern würzten, in denen sie unter dem Vorwande, zu scherzen und Witze anzubringen, auf gleiche Weise den Ruhm der tapfersten Ritter und die Ehre der vornehmsten Malteser Damen angriffen."

In der Vorrede Schiller's zu Niethammer's Uebersetzung heißt es: „Rührende, erhabene Einfalt bezeichnet die Kindheit des Ordens, Glanz und Ehre krönt seine Jugend; aber bald unterliegt auch er dem gemeinen Schicksal der Menschheit. Wohlstand und Macht, natürliche Gefährten der Tapferkeit und Enthaltsamkeit, führen ihn mit beschleunigten Schritten der Verderbniß entgegen. Nicht ohne Wehmuth sieht der Weltbürger die herrlichen Hoffnungen getäuscht, zu denen ein so schöner Anfang berechtigte; aber dieses Beispiel bekräftigt ihm nur die unumstößliche Wahrheit, daß Nichts Bestand hat, was Wahn und Leidenschaft gründete, daß nur die Vernunft für die Ewigkeit baut." — A. d. H.

1) Der Admiral (siehe das S. 94 unten folgende Personenverzeichniß). Der Name ist aus Vertot entlehnt (Bd. IV. S. 416): „Aber unter diesen Capitänen hatte keiner so viele und so beträchtliche Beute gemacht als der Komthur von Romegas, ein Ritter, der seit seiner Jugend sich im Seedienst geübt hatte. Niemand kannte so gut als er die Küsten, die Häfen und sogar die kleinsten Buchten, welche sich längs des mittelländischen Meeres befinden; übrigens tapfer, unerschrocken, hatte er nie eine Gefahr gekannt und duldete auch an Bord nur Officiere und Soldaten von entschiedener Tapferkeit. Das Leben, welches er fast ganz auf dem Meere zubrachte, hatte ihm ein wildes Aussehen gegeben: man klagte ihn sogar an, seine Gefangenen grausam zu behandeln; aber er behauptete, er nähme dieses Betragen in Betreff ihrer nur zur Wiedervergeltung an, und um die Corsaren zu zwingen, mit mehr Menschlichkeit mit den christlichen Sclaven zu verfahren. Man vermuthete jedoch, daß er sich bei diesen Repressalien nicht viel Gewalt anthäte, und daß sein von Natur harter und gewaltthätiger Charakter daran vielleicht ebenso viel Antheil hätte als die Politik." — A. d. H.

Biron. Der Frauen Ehre schützt des Ritters Degen.
Romegas. Sanct Elm vertheidige! Dort ist Dein Platz.
Biron. Dort ist der Kampf und hier des Kampfes Lohn.
Romegas. Wol sichrer ist es, Weiber hier zu stehlen,
Als männlich dort dem Türken widerstehn.
Biron. Vom heißen Kampf, der auf der Bresche glüht,
Läßt sich's gemächlich hier im Kloster reden.[1])
Romegas. Gehorche dem Gebietenden! Zurück!
Biron. Auf Deiner Flotte herrsche Du, nicht hier.
Romegas. Das große Kreuz auf dieser Brust verehre!
Biron. Das kleine hier bedeckt ein großes Herz.
Romegas. Ruhmredig ist die Zunge[2]) von Provence.
Biron. Noch schärfer ist das Schwert.
Romegas. — — —
— — — — — — —

Ritter (kommen herzu).
Recht hat der Spanier — der Uebermuth
Des Provençalen muß gezüchtigt werden.
Andere Ritter (kommen von der andern Seite).
Drei Klingen gegen eine! — —
Zu Hilf'! Zu Hilf'! Drei Klingen gegen eine!
Auf den Castilier! Frisch, wackrer Bruder!
Wir stehn zu Dir. Dir hilft die ganze Zunge.
Ritter. Zu Boden mit den Provençalen!
Andere Ritter. Nieder
Mit den Hispaniern!

Es kommen noch mehrere Ritter von beiden Seiten hinzu. Der Chor tritt auf und trennt die Fechtenden. Er besteht aus sechzehn geistlichen Rittern in ihrer langen Ordenstracht, die in zwei Reihen die Uebrigen umgeben. Der Chor schilt die Ritter, daß sie sich selbst in diesem Augenblick befehden. Schilderung der drohenden Gefahr und Besorgniß, die auf die äußere Lage des Ordens und seinen innern Zustand sich gründen. Uebermuth der Ritter, die auf Hilfe aus Sicilien rechnen.

---

1) Vertot, Bd. IV. S. 496: „Sie beklagten sich, daß der Rath und Leute, welche die Gefahr nicht theilten, sie ohne irgend welchen Anschein von Nutzen dem Gemetzel und einem unvermeidlichen Tode aussetzten." — A. d. H.

2) In Schiller's Exemplar ist folgende Stelle angestrichen (V. S. 347): „Der Orden ist in 8 Zungen getheilt, nämlich: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragon, England, Deutschland und Castilien. Jede Zunge hat eine besondere Würde, welche an sie geknüpft ist." — A. d. H.

La Valette erscheint mit Miranda, einem Abgesandten aus Sicilien. Der Großmeister fordert die Ritter auf, nichts von irdischem Beistande zu erwarten, sondern dem Himmel und ihrem eignen Muthe zu vertrauen. Miranda erklärt, daß von Spanien vor jetzt noch nichts zu hoffen sei, daß Sanct Elmo behauptet werden müsse, wenn die sicilische Flotte erscheinen solle, und daß sie zurücksegeln würde, wenn bei ihrer Ankunft jenes Fort schon in den Händen der Türken wäre. Murren der Ritter über die spanische Politik. Miranda entschließt sich freiwillig, auf der Insel zu bleiben und das Schicksal des Ordens zu theilen. [1])

Ein alter Christensclave wird vom Ritter Montalto zum Großmeister gebracht. Er ist vom türkischen Befehlshaber unter dem Vorwand abgesendet, eine Unterhandlung wegen des Forts St. Elmo anzuknüpfen, aber eigentlich, um mit einem Verräther einen Briefwechsel zu eröffnen. Der Großmeister will von keinem Vertrage zwischen den Rittern und den Ungläubigen hören und droht, jeden künftigen Herold tödten zu lassen. Dem Christensclaven, der sein hartes Schicksal beklagt, wird freigestellt, in Malta zu bleiben. Er zieht vor, in seine Gefangenschaft zurück-

---

1) In Schiller's Exemplar sind folgende Stellen angestrichen (IV. S. 486, 488, 489 f.): „Der Vicekönig schickte ihm sogleich Salvago, welcher auf Befehl des Großmeisters bei ihm geblieben war, um den Succurs zu beschleunigen, und gab ihm zur Begleitung einen andern Ritter mit, Namens Miranda, eines der ersten und eifrigsten Ordensmitglieder. — — Dieses Benehmen [des Vicekönigs] bestärkte ihn [den Großmeister] in dem Verdacht, den er hatte, daß der Vicekönig trotz seiner Versprechungen und der Hinweisung auf einen mächtigen Succurs nicht wagte, sich in eine Schlacht einzulassen, und daß er durch diese gesuchten Verzögerungen und das unzeitige Ansuchen um die Galeeren nur einen Vorwand suchte, um eines Angriffs auf die türkische Flotte überhoben zu werden. — — Salvago reiste allein nach Sicilien ab; Lamirande [Miranda] bat voller Eifer den Großmeister und erhielt von ihm die Erlaubniß, sich in das belagerte Fort einzuschließen; er wurde dort mit der Achtung empfangen, welche seiner Tapferkeit gebührte: es war ein alter Ritter, gleich verehrt wegen seiner Frömmigkeit und wegen seines Muthes, der sich bei mehreren Gelegenheiten ausgezeichnet hatte. Alle Ritter des Platzes übertrugen ihm einstimmig die Würde eines Majors; er führte dieses Amt mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit und Fähigkeit, seine Erfahrung, seine Gegenwart an allen Orten, wo es nöthig war, und besonders sein Beispiel vermehrten den Muth des Soldaten; er lehrte sie die Art, sich gegen die feindlichen Kanonenschüsse zu decken und zu gleicher Zeit, ohne sich bloßzustellen, durch das Feuer des Platzes darauf antworten zu können. Durch seine Bemühungen brachte er einen großen Vorrath von Wein, Lebensmitteln und Heilmitteln für die Verwundeten und die Kranken hinein; er war der Vater der Soldaten, Nichts entging seiner Aufmerksamkeit als die besondere Sorge für seine Person und für seine eigene Erhaltung.“ — A. d. H.

zugehen, weil er überzeugt ist, daß Malta sich nicht halten könne.[1]) Ehe er abgeht, läßt er ein Wort von Verrätherei fallen.[2])

Es erscheinen zwei Abgeordnete von der Besatzung in St. Elmo.[3]) Diese Besatzung ist nicht von dem Großmeister ausge=

---

1) In Schiller's Exemplar ist folgende Stelle angestrichen (V. S. 5 ff.): „Der Pascha, der von einem so entschiedenen Entschlusse nicht unterrichtet war, und der im Gegentheil sich schmeichelte, daß der Großmeister und die Ritter, erschüttert von dem Verluste, den sie so eben erlitten hätten, gern von Capitulation würden sprechen hören, schickte an das Thor von il Borgo mit einer weißen Standarte einen Officier, begleitet von einem christlichen Sclaven, um ihm als Dolmetscher zu dienen, und er war beauftragt, herauszufühlen, ob der Großmeister geneigt sein würde, sich in eine Unterhandlung einzulassen. Man ließ nur den Sclaven in die Stadt, welcher seit 30 Jahren auf den Galeeren des Sultans diente. Er traf La Valette auf dem Platz, und bei den ersten Worten, welche er von Capitulation sprach, befahl der Großmeister auf der Stelle, ohne weiter davon hören zu wollen, daß man ihn hängte. Aber im Geheimen sagte er dem Ritter, welchen er beauftragt hatte, diese Execution anzuordnen, er sollte ihm damit nur Angst machen und ihn loslassen, nachdem er alle möglichen Aufschlüsse über den Zustand des Heeres der Ungläubigen und über die Absichten des Paschas erhalten hätte. Man fand, daß dieser Sclave ein armer Greis war, über 70 Jahre alt, welchen man nur zu einem so gefährlichen Auftrag der Kette entledigt hatte, und der keine Kenntniß von den Absichten des Feldherrn der Türken hatte. Man bot ihm an, ihn in dem Platze zu behalten; aber da er glaubte, daß die Türken sich desselben bald bemächtigen würden, so zog er aus Furcht, von ihnen nachher wie ein Ueberläufer behandelt zu werden, seine Ketten einer Freiheit vor, die er für wenig dauerhaft hielt, da ein zweiter Verlust derselben schreckliche Martern im Gefolge haben konnte: so bat er, verabschiedet zu werden. Der Ritter, welcher den Befehl hatte, ihn aus dem Platze zu führen, ließ ihn durch mehrere Reihen Soldaten hindurchgehn, die man ausdrücklich hatte die Waffen ergreifen lassen; und als er ihn bis zu der Außenböschung geführt hatte, sagte er zu ihm, indem er ihm die Bollwerke, die Basteien und besonders die tiefen Gräben des Platzes zeigte: „Das ist der einzige Ort, den wir dem Pascha abtreten wollen, und den wir vorbehalten, um ihn mit allen seinen Janitscharen darin zu begraben.““ — A. d. H.

2) Kommt bei Vertot nicht vor, aber ein ähnlicher Verrath bei Gelegenheit der Belagerung von Rhodus wird an einer andern Stelle (Bd. III. S. 355 ff.) erwähnt. Der Verräther ist hier der Kanzler von Amaral, welcher durch seinen Kammerdiener zu verschiedenen Malen Pfeile mit Zetteln verrätherischen Inhalts in das feindliche Lager schießen läßt. Nachdem sein Verrath entdeckt ist, wird er hingerichtet. Siehe Thalia, Heft 10. S. 128 ff. — A. d. H.

3) In Schiller's Exemplar angestrichen (IV. S. 471): „In dieser Absicht schickte er [der Bailli von Negrepont, Commandant von St. Elmo] den Ritter Lacerda zum Großmeister, um ihn um Hilfe zu bitten, und um sie zu erhalten, übertrieb dieser Officier, den die Furcht beredt machte, die Gefahr, in der, wie er sagte, der Platz sich befände. Der Großmeister schien darüber erstaunt, und noch mehr aufgebracht gegen diesen Abgesandten, daß er in Gegenwart einer großen Anzahl Ritter unklug genug gewesen war, um ihm zu sagen, er dürfte nicht darauf rechnen, daß man einen so schlechten Platz länger als 8 Tage halten könnte. „Welchen Verlust habt Ihr denn erlitten,“ erwiderte der Großmeister, „um Hilfe zu rufen?“ — „Herr,“ antwortete Lacerda, „das Castell muß wie ein abgemagerter und kraftloser Kranke betrachtet werden, der sich nur durch fortwährende Heilmittel und Unterstützungen halten kann.“ — „Ich werde selbst seinen Arzt machen,“ sagte der Großmeister mit innerlichem Verdruß zu ihm, „und ich werde Andere mit mir hinführen;

wählt, sondern ohne sein Zuthun durch eine gesetzliche Ordnung bestimmt worden. Ein zwanzigjähriger Ritter, St. Priest, der von Allen geliebt und vom Großmeister besonders ausgezeichnet wird, gehört zu den Vertheidigern von St. Elmo. Er gleicht an Gestalt und Tapferkeit einem jugendlichen Rinaldo.[1]) Er ist eine Geißel der Türken und, so sehr man ihn zu schonen sucht, bei jedem Kampfe der Erste. Aber mitten in Tod und Gefahr bleibt er unverletzt; sein Anblick scheint den Feind zu entwaffnen, oder eine Wache von Engeln ihn zu umgeben. Crequi, ein anderer junger Ritter, von heftiger Gemüthsart, wird durch ein leidenschaftliches, aber edles Gefühl an ihn gefesselt. Die Abgeordneten schildern die Lage von St. Elmo, die Fortschritte des Feindes, die Unhaltbarkeit der Festung und bitten, der Besatzung zu gestatten, sich auf einen andern Posten zurückzuziehen. Die jüngern Ritter, besonders Crequi, unterstützen dies Gesuch mit Nachdruck; aber der Großmeister schlägt es ab. Er giebt seine Theilnehmung an dem Schicksal der Besatzung deutlich zu erkennen; aber mit Ernst und Festigkeit erklärt er, St. Elmo *müsse* behauptet werden, und entfernt sich mit den ältern Rittern.

Murren der jüngern Ritter über den Großmeister. Crequi fragt ängstlich nach St. Priest und hört von den Abgeordneten, wie sehr er vorzüglich der Gefahr ausgesetzt ist. Montalto kommt von der Begleitung des Christensclaven zurück und nährt die Erbitterung gegen den Großmeister durch boshafte Winke über seine Härte und Willkür.

Die Mißvergnügten entfernen sich; der Chor bleibt zurück. Er klagt über den Verfall des Ordens und über Ungerechtigkeit gegen den Großmeister, dessen Verdienste er anerkennt. Erinnerungen aus der Geschichte des Ordens.

La Valette, der Chor. Der Großmeister zeigt sich als Mensch. Er fürchtet, nicht Stärke genug zu haben, auf der Nothwendigkeit zu beharren. Die Aufopferung der tapfern Vertheidiger von St. Elmo schmerzt ihn tief. Auch ist er bekümmert über die im Orden eingerissenen Mißbräuche. Der Chor macht ihm die Folgen seiner Nachsicht bemerklich und erinnert ihn an den Streit über die

---

wenn sie Euch nicht von der Furcht heilen können, so werden sie doch wenigstens durch ihre Tapferkeit hindern, daß die Ungläubigen sich des Castells bemächtigen.‘“ — A. d. H.

1) Der bedeutendste Held aus Tasso's „Befreitem Jerusalem.“ — A. d. H.

Griechin. La Valette gesteht seinen Fehler und will Alles versuchen, um eine gänzliche Reform des Ordens zu bewirken. Jene Griechin hat er schon wegbringen lassen.

Romegas, Biron und die Vorigen. Die beiden Ritter beklagen sich über die Wegführung der Griechin. La Valette erinnert die Ritter an ihr Gelübde. Sie behaupten, der jetzige Zeitpunkt gebe ihnen ein Recht auf Nachsicht. Es zeigt sich ihre wilde Natur, die bei der höchsten Gefahr alle Schranken durchbricht. Den Augenblick wollen sie genießen, da ihnen die nächste Stunde vielleicht nicht mehr gehört. Der Tapfere, dessen man bedarf, glaubt dem Gesetze trotzen zu können. Der Großmeister spricht zu ihnen mit Ernst als Gebieter und entfernt sich.

Romegas und Biron, aufs Höchste erbittert, vereinigen sich gegen den Großmeister. Romegas hält ihn ohnehin schon für seinen Feind.

Crequi kommt herzu und spricht ohne Schonung über die Härte des Großmeisters. Das Gespräch wird durch Montalto unterbrochen, der neue Abgeordnete von St. Elmo ankündigt. Der Zustand des Forts hat sich sehr verschlimmert; die Türken sind im Besitz eines bedeutenden Außenwerks. Die Besatzung dringt nochmals auf Erlaubniß zum Abzuge, oder will dem gewissen Tode in einem Ausfalle entgegengehen.[1]) Unter den Abgeordneten ist St. Priest, durch den man den Großmeister zu gewinnen hoffte. La Valette weigert sich, sie zu sprechen. Diese scheinbare Härte empört die Ritter noch mehr, ob sie wol eine Wirkung seiner Weichheit ist, da er sich nicht Festigkeit genug zutraut, um einen Jüngling, der ihn näher angeht, in solchen Verhältnissen zu sehen. St. Priest ist sein natürlicher Sohn, aber Niemand weiß davon als La Valette selbst.

---

1) In Schiller's Exemplar ist folgende Stelle angestrichen (IV. S. 496): „In ihrem von 53 Rittern unterzeichneten Briefe erklärten sie ihm, daß sie, wenn er ihnen in der folgenden Nacht keine Barken schickte, um sie aus einem Ort zu retten, wo sie Alle umkommen würden, dann nur noch von ihrer Verzweiflung Rath annehmen würden; sie würden mit dem Degen in der Faust einen Ausfall machen und sich lieber Alle tödten, als unter Ruinen ersticken lassen oder erwürgt werden wie Schlachtthiere, und den Qualen ausgesetzt werden, welche die scharfsinnige Grausamkeit der Barbaren schon zu erfinden wissen würde, sobald das Fort mit Sturm genommen sein würde.“ — A. d. H.

Die Abgeordneten treten auf, begleitet von mehreren Rittern, die über den Großmeister ihren Unwillen laut werden lassen. St. Priest selbst ist still, aber Crequi überläßt sich dem heftigsten Ausbruche der Leidenschaft. Romegas und Biron stimmen ihm bei. Montalto benutzt diesen Moment, die Ritter gegen den Großmeister aufzuwiegeln. Vergebens erinnert sie der Chor mit Nachdruck an ihre Pflicht. Es entsteht ein furchtbarer Bund gegen den Großmeister.

La Valette giebt dem Ingenieur Castriotto den Auftrag, den Zustand von St. Elmo zu untersuchen.

Der Großmeister hat Verdacht auf Montalto und läßt ihn genau beobachten. Er spricht ihn allein, um ihn mit Sanftmuth zu warnen, aber ohne Erfolg. Montalto leugnet beharrlich und dreist und trotzt auf seine Würde als Commandeur.

Nach seinem Abgange erscheint St. Priest vor La Valette. Der Jüngling denkt ganz anders als die übrigen Abgeordneten von St. Elmo. Er wünscht nicht, zurückberufen zu werden, und kommt jetzt, dem Großmeister mit kindlich offenem Vertrauen die Empörung der Ritter zu entdecken. La Valette verbirgt sein Gefühl mit Mühe. Er spricht noch mit St. Priest als Großmeister und entläßt ihn mit Aufträgen. Begeisterung des Jünglings für seine Pflicht und für das Persönliche des Großmeisters.

Romegas, Biron, Crequi und mehrere ihrer Anhänger treten auf. Sie beginnen mit nachdrücklichen Vorstellungen wegen der Besatzung von St. Elmo, und auf des Großmeisters Weigerung sprechen sie als Empörer. Crequi vergeht sich am Meisten. Auf den Vorwurf, daß La Valette durch seine Hartnäckigkeit den Orden zum Untergang führe, antwortet er, der Orden sei schon untergegangen, sei in diesem Augenblicke nicht mehr, und nicht durch die Macht des Feindes, sondern durch innern Verfall. Er entfernt sich mit Würde und gebietet den Rittern, seine Befehle zu erwarten.

Die Ritter sind durch die letzte Rede des Großmeisters erschüttert, und Einige unter ihnen fangen an, ihr Unrecht einzusehen. Ein Ritter bringt die Nachricht, ein Renegat habe sich mit Aufträgen vom türkischen Befehlshaber gezeigt, ohngeachtet La Valette jeden feindlichen Unterhändler mit dem Tode bedroht

habe. Bei dem Renegaten habe man Briefe mit großen Versprechungen an Montalto gefunden. Montalto sei zu dem Feinde entflohn. Die Ritter besinnen sich, daß er es war, der am Meisten die Erbitterung gegen den Großmeister nährte.

Miranda, der spanische Gesandte, nach ihm die jüngsten Ritter, sodann einige der ältesten Ritter und zuletzt der Chor treten bewaffnet auf. Ihnen folgt der Großmeister mit Castriotto.[1]) Der Ingenieur erhält Befehl, vor der ganzen Versammlung über den Zustand von St. Elmo seinen Bericht zu erstatten. Er behauptet, daß es noch möglich sei, die Werke von St. Elmo eine Zeit lang zu vertheidigen.[2]) Jetzt fragt der Großmeister die jüng-

---

1) In Schiller's Exemplar ist folgende Stelle angestrichen (IV. S. 499 ff.): „Der dritte dieser Commissäre hieß Constantin Castriot, ein griechischer Prinz und Abkömmling, wie man behauptet, desselben Hauses wie der berühmte Skanderbeg, der Held Albaniens und der ganzen Christenheit. Castriot, ganz glühend vor Eifer, und von stürmischem Charakter, behauptete laut, ohne dieselbe Schonung wie seine Genossen anzuwenden, daß der Platz nicht in so äußerster Gefahr wäre, daß es nicht möglich wäre, sich noch einige Zeit darin zu halten; daß es verschiedene Mittel gäbe, das Fort vor der Artillerie des Wallschildes zu schützen; daß man diesseits der Breschen mit Palissaden und guten Verschanzungsmitteln umgebene Abschnitte machen könnte, daß übrigens Jedermann wüßte, daß ein auf dem Felsen erbauter Platz nicht minirt werden könnte. — — Die Commissäre, nach il Borgo zurückgekehrt, erstatteten dem Großmeister Bericht von dem schlechten Zustand, in welchem sie den Platz gefunden hätten, und erklärten ihm freimüthig, sie glaubten nicht, daß die Besatzung einen Sturm aushalten könnte. Castriot dagegen, sei es aus Anhänglichkeit für seine erste Meinung, und vielleicht auch aus Rachsucht für das, was zwischen ihm und den Rittern vorgefallen war, behauptete, daß der Platz nicht außer Vertheidigungszustand wäre, und er bot dem Großmeister an, wenn er ihm gestatten wollte, einige Truppen auf der Insel auszuheben, sich in das Fort einzuschließen und sich darin bis zu der Ankunft des Succurses gegen alle Anstrengungen der Ungläubigen zu behaupten." — A. d. H.

2) Vertot, IV. S. 501 f. (angestrichen): „Es war vielleicht in diesen Versprechungen mehr Muth und Entschlossenheit als Kenntniß von dem wahren Zustande des Platzes, und der Großmeister selbst wußte wohl, woran er sich zu halten hatte; aber da er ein wesentliches Interesse daran hatte, die Belagerung um jeden Preis zu verlängern, so nahm er die Anerbietungen Castriot's an, von denen er mehr als einen Gebrauch zu machen gedachte; er ertheilte ihm sogar öffentlich große Lobsprüche, und der Bischof von Malta, in Uebereinstimmung mit ihm und voll von einem seiner Würde so angemessenen Eifer, schoß von seinem Gelde die erforderlichen Summen vor, um neue Aushebungen vorzunehmen, welche die Ritter ablösen sollten. Man schlug sofort die Trommel in il Borgo und auf allen Plätzen. Eine große Zahl Landbewohner und selbst Vornehme aus der Stadt entschlossen sich: Jeder um die Wette wollte sich anwerben lassen. Die Ritter, welche im Fort waren, erfuhren diese Nachrichten nur mit einem mit Verdruß gemischten Erstaunen, und was jenen noch vermehrte, war, daß der Großmeister ihnen hierauf in einem harten, trocknen und hochmüthigen Tone schrieb, daß er ihnen gern ihre Ablösung bewilligte; daß für einen Ritter, der ihnen überdrüssig schiene die Belagerung länger auszuhalten, sich 10 brave Soldaten fänden, voll Muth und Eifer, die mit Heftigkeit um die Erlaubniß bäten, sich in das Fort zu werfen. Er fügte hinzu,

sten und ältesten Ritter, dann den Chor und Miranda, ob sie unter seiner Anführung diese Vertheidigung übernehmen wollen. Alle sind bereit, und nun bewilligt der Großmeister der Besatzung von St. Elmo den Abzug, entläßt die aufrührischen Ritter und befiehlt nur dem Romegas zu bleiben.

La Valette spricht mit ihm als ein Sterbender, der seinen letzten Willen eröffnet. Nur Romegas, der den Orden ins Verderben gestürzt habe, sei im Stande, ihn zu retten. Ihn habe er zu seinem Nachfolger erwählt und die wichtigsten Stimmen für ihn gewonnen. Romegas wird nun auf den Standpunkt eines Fürsten gestellt, wo er fähig ist, zu stehen, und erkennt das Verwerfliche seines zeitherigen Betragens. Aeußerst beschämt durch die Großmuth eines Mannes, den er so sehr verkannte, entfernt er sich in der Absicht, durch die That zu zeigen, daß er eines solchen Vertrauens nicht unwerth sei.

St. Priest erscheint, um vom Großmeister Abschied zu nehmen. La Valette ist aufs Aeußerste bewegt. Er entdeckt sich als Vater, segnet seinen Sohn und sagt ihm, daß er dem Tode mit ihm auf St. Elmo entgegengehen werde. Der Chor ist hierbei gegenwärtig.

Romegas tritt auf mit den aufrührischen Rittern und den Abgeordneten von St. Elmo. Alle bereuen ihr Vergehen, und Jeder ist bereit, sich auf St. Elmo für die Erhaltung des Ordens aufzuopfern.[1]) Der Chor beschämt die Ritter noch tiefer, indem er ihnen entdeckt, daß St. Priest der Sohn des Großmeisters ist,

---

daß er sofort diese neue Besatzung auf Barken würde abgehen lassen, daß sie ihren Posten den Officieren, welche sie führen würden, übergeben könnten, und daß sie sich desselben Weges bedienen könnten, um sich nach il Borgo zu begeben. „Kommt in das Kloster zurück, meine Brüder,“ sagte er ihnen; „Ihr werdet dort mehr in Sicherheit sein, und unsrerseits werden wir ruhiger sein über die Behauptung eines wichtigen Platzes, von dem das ganze Heil der Insel und unsers ganzen Ordens abhängt.““ — A. d. H.

1) Vertot, IV. S. 502 f.: „Die unzufriedenen Ritter fühlten lebhaft die Gleichgiltigkeit und selbst die Verachtung, welche diese wenigen Worte enthielten. Wenn sie den Platz Rekruten und neuen Soldaten übergäben, stellten sie sich mit Schmerz die Schande vor, mit der sie sich im Angesicht des ganzen Ordens bedecken würden. Wie, sagten sie sich gegenseitig, sollen wir den Anblick des Großmeisters aushalten und die Vorwürfe unserer Mitbrüder? Und wenn diese neue Besatzung so glücklich sein sollte, sich in dem Platze zu halten bis zur Ankunft des Succurses, welchen Ort der Erde werden wir finden können, der fern genug wäre von dem Verkehr der Menschen, um dort unsre Schande und unsern Schmerz zu verbergen? Voll von diesen traurigen Betrachtungen, beschlossen sie, sich Alle lieber tödten zu lassen, als dieser Miliz ihren Posten zu übergeben oder den Platz den Türken zu überlassen,

und daß er ihn eben jetzt dem Tode geweiht hat. La Valette weigert sich anfänglich, von seinem ersten Entschluß abzugehen, bis er von einer gänzlichen Sinnesänderung der Ritter überzeugt ist. Endlich willigt er ein, daß die Vertheidiger von St. Elmo diesen Posten noch ferner behaupten dürfen, [1]) und ergiebt sich aus Pflicht in die Nothwendigkeit, sich selbst als Großmeister in dem jetzigen Zeitpunkte dem Orden zu erhalten. [2]) Alle dringen in ihn, sich nicht von seinem Sohne zu trennen. Jeder ist bereit, die Stelle des trefflichen Jünglings zu vertreten. St. Priest widersetzt sich und bleibt unbeweglich. Die höchste Begeisterung spricht aus ihm. Auch La Valette will von keiner Ausnahme, von keiner persönlichen Rücksicht etwas hören. St. Priest nimmt Abschied vom Großmeister und von Crequi.

Der Chor allein in der höchsten Würde, begeistert durch Alles, was den Menschen erhebt, Pflichtgefühl, Rittergeist, Religion.

Nachrichten von St. Elmo. — Das Fort wird gestürmt. Crequi ist nach St. Elmo entflohn, um mit dem Freunde zu ster-

---

und sie baten den Bailli von Negrepont und den Komthur Broglio, den Großmeister von ihrer Reue und ihrem Entschluß zu benachrichtigen, selbst den letzten Tropfen ihres Blutes für die Vertheidigung des Platzes zu vergießen. Da es noch Tag war, und man der Ankunft der Barken zuvorkommen wollte, so sandte der Gouverneur sofort einen geschickten Schwimmer an ihn ab. Er theilte ihm in seinem Briefe die glückliche Veränderung mit, welche in den Gemüthern vor sich gegangen war, und bat ihn im Namen der Unzufriedenen um Verzeihung für ihr Vergehen und um die Erlaubniß, es durch Festigkeit und Muth in den größten Gefahren wieder gut zu machen." — A. d. H.

1) In Schiller's Exemplar ist folgende Stelle angestrichen (IV. S. 504): „Bei dieser Reue erwartete der Großmeister die Unzufriedenen, und obgleich er sie vorhergesehn und selbst vorbereitet hatte, durch die Eifersucht, die er in den Gemüthern erweckt hatte, so wies er doch anfangs die Bitte des Gouverneurs zurück; er deutete ihm in seinem Briefe an, daß er immer eine neue wohldisciplinirte Truppe alten Kriegern vorziehen würde, welche beanspruchten, über das, was ihnen obläge, zu entscheiden. Die Ritter, bestürzt über seine Zähigkeit, baten ihn in den demüthigsten Ausdrücken um Gnade. Da es gefährlich gewesen wäre, sie zur Verzweiflung zu treiben, so ließ er sich erweichen und besänftigen: die neuen Rekruten wurden verabschiedet, und man schickte jeden Einwohner an den Posten zurück, welcher ihm vor dem Plan und dem Unternehmen des Ritters Castriot angewiesen gewesen war." — A. d. H.

2) In Vertot hat Schiller in der Erzählung von dem Sturm auf das Fort St. Michel folgende Stelle angestrichen (V. S. 66): „De Mendosse, welcher neben dem Großmeister commandirte, beschwor ihn, da er fürchtete, daß dieser von dem Musketenfeuer der Türken getroffen würde, sich zurückzuziehn; ja, er that einen Kniefall, um dies durchzusetzen, und er stellte ihm vor, daß das Heil der Insel, das Leben, die Freiheit und die Ehre der Frauen und Mädchen von seiner Erhaltung abhingen, und daß, wenn man ihn verlöre, Alles verloren wäre." Hier aber bleibt La Valette unerbittlich. — A. d. H.

ben. — La Valette tritt auf, äußerst bekümmert, aber mit männlichem Ernst. Er fühlt tief, was er aufopfert.

St. Elmo ist erobert. Ein Grieche, Laskaris,[1]) aus einem Geschlecht, das auf dem griechischen Kaiserthron regiert hat, entflieht mit äußerster Lebensgefahr aus dem türkischen Heer, wo er

---

1) Vertot, V. S. 13 ff. (von Schiller angestrichen): „Ein türkischer Officier, Christ, und Grieche von Geburt, welcher diesem Kriegsrath beigewohnt hatte, gerührt von einer plötzlichen Regung seines Gewissens, beschloß, nach der Insel zu flüchten und dem Gouverneur davon Nachricht zu geben. Dieser Officier hieß **Laskaris**, aus dem berühmten Hause dieses Namens, welches dem Morgenlande mehrere Kaiser gegeben hatte. Die Türken machten ihn bei der Einnahme von Patras, einer Stadt in Morea, ganz jung zum Sclaven, in einem Alter, wo er noch nicht die Wucht seiner Ketten fühlen konnte. Er wurde in der herrschenden Religion erzogen, und aus einem Rest von Achtung für den Adel seiner Abstammung trug man große Sorge um seine Erziehung. Er diente frühzeitig unter den Spahis, und durch seine Tapferkeit gelangte er zu den höchsten Würden in dieser Truppe. Dieser Herr, welcher bis dahin vielleicht nur mit der Sorge um sein Glück beschäftigt gewesen war, erinnerte sich Angesichts Malta's, welches nahe daran war, der Macht der Ungläubigen zu erliegen, des unaustilgbaren Charakters des Christen, welchen er durch die heilige Taufe empfangen hatte. Die heldenmüthige Tapferkeit, von welcher die Christen alle Tage so glänzende Beweise gaben, erweckte sein Mitgefühl; er warf sich sogar vor, für Barbaren zu kämpfen, welche die meisten Prinzen seines Hauses getödtet und die andern nach dem Verlust Constantinopel's gezwungen hatten, in fernen Gegenden eine Freistätte zu suchen. Gerührt von diesen verschiedenen Betrachtungen, steigt er an das Ufer des Meeres hinab, an einen Ort, welcher sich dem Fort St. Michel gerade gegenüber befand, von wo er mit der Wolle seines Turbans winkte, daß man eine Barke senden möchte, um ihn nach der Insel überzusetzen. Ein Ritter, Namens Savoguerre, welcher an der Spitze dieses Forts commandirte, gab, da er an seinem reichen Anzuge erkannt hatte, daß es ein angesehener Officier war, dem Großmeister sofort davon Nachricht und ließ ihn um die Erlaubniß bitten, ihn mit einem Kahne abzuholen, was der Großmeister bewilligte. Aber während der Soldat, den der Ritter nach il Borgo gesandt hatte, diesen Weg zurücklegte, liefen einige Türken, welche an den Zeichen, die Laskaris gab, erkannt hatten, daß er desertiren und zu den Christen übergehen wollte, herbei, um ihn zu verhaften. Obgleich dieser Herr nicht gut schwimmen konnte, so warf er sich doch, um nicht von ihnen gefangen zu werden, in das Meer, und von zwei unvermeidlichen Gefahren zog er die vor, in welcher er unterstützt werden konnte. In der That ließ der Ritter, welcher vom Ufer des Meeres aus ihn nicht aus dem Gesichte verloren hatte, da er merkte, welche Mühe er hatte, diese Ueberfahrt zu machen, auf der Stelle drei vortreffliche maltesische Schwimmer abgehen, welche ihn fast ganz entkräftet antrafen. Sie holten ihn ein, und durch ihre Hilfe gewann er glücklich das Ufer. Nachdem man ihn das Wasser, welches er geschluckt hatte, hatte von sich geben lassen, führte man ihn zum Großmeister, welchem er die Pläne des Pascha's und des Admirals entdeckte, und er bezeichnete ihm zugleich die verschiedenen Punkte, wo sie Batterien errichten lassen sollten. Der Großmeister, welcher die ganze Wichtigkeit dieser Nachrichten wohl erkannte, ertheilte dem edelmüthigen Entschlusse, den er gefaßt hatte, sein Leben für das Heil der Christen zu wagen, große Lobsprüche; er wies ihm eine große Pension an, und Laskaris zeigte während der ganzen Belagerung durch seine Tapferkeit und seine Rathschläge, daß er nicht von der Tugend seiner Vorfahren ausgeartet war." — A. d. H.

einen hohen Posten bekleidete, zu den Maltesern, deren Heroismus er bewundert, und an deren Religion ihn die ersten Eindrücke der Jugend fesseln. Er giebt ausführlichen Bericht von den unglaublichen Thaten der Vertheidiger von St. Elmo, von dem ungeheuern Verlust der Türken,[1]) von ihrem Entsetzen, als sie den Zustand der Festung und die geringe Anzahl ihrer Vertheidiger gewahr wurden, von einer besonders wichtigen Einbuße der Feinde in der Person eines ihrer ersten und erfahrensten Befehlshaber, des Beherrschers von Tripoli, Dragut, der bei dieser Belagerung fiel.[2]) — Von Montalto's Verrätherei ist nichts weiter zu fürchten. Er ist bei dem Sturme auf St. Priest getroffen und hat seinen Lohn gefunden.

Der Leichnam des St. Priest ist aus den Wellen aufgefangen worden. Er wird gebracht, und die Ritter begleiten ihn in stummer Trauer.[3]) La Valette erhebt sich über sich selbst. Er preist die hohe Bestimmung seines verklärten Sohns, sieht in allen Rittern

1) Vertot giebt denselben auf wenigstens 8000 Mann an, „was ihr Heer beträchtlich schwächte." (IV. S. 525.) — A. d. H.

2) Vertot, Bd. IV. S. 514 f.: „Dragut wurde, als er, sei es aus natürlicher Unerschrockenheit, sei es, daß er wie die alten Soldaten dadurch, daß er sich oft in Gefahren befand, sich daran gewöhnt hatte, aus dem Laufgraben herausgetreten war und sich bloßgestellt hatte, um die Lage des Terrains zu recognosciren, am Kopfe und neben dem rechten Ohre von dem Splitter eines Steines getroffen, den ein Kanonenschuß aus dem Fort St. Angelo zerschmettert hatte, und der Sangiac wurde von demselben Schusse auf der Stelle getödtet. Dragut war in einem wenig bessern Zustand; er verlor davon das Bewußtsein, fiel ohnmächtig nieder, und während er Ströme Blutes aus dem Munde, der Nase und den Ohren vergoß, ließ der Pascha, um die Soldaten nicht zu erschrecken, eine Decke auf ihn werfen, und nachdem er ihn hatte in sein Zelt tragen lassen, trat er mit ruhiger und unerschrockener Miene an seine Stelle." Ebendas., S. 524: „Einige Officiere Dragut's, welche in sein Zelt gelaufen waren, um ihm die Einnahme des Forts zu verkündigen, fanden ihn in den letzten Zügen; aber obgleich er die Sprache verloren hatte, gab er doch seine Freude darüber durch einige äußere Zeichen kund, und indem er die Augen zum Himmel aufschlug, wie um ihm dafür zu danken, verschied er einen Augenblick darauf: ein Capitän von seltener Tapferkeit und selbst menschlicher, als es gewöhnlich die Corsaren sind." — A. d. H.

3) Vertot erzählt (Bd. IV. S. 525), daß den Todten und Schwerverwundeten in dem erstürmten Fort St. Elmo von den Türken der Bauch aufgeschlitzt, das Herz herausgerissen, die Leichname in Kreuzesform gespalten, auf Bretter gebunden und in das Meer geworfen wurden, in der Hoffnung, wie es auch geschah, daß die Fluth sie an den Fuß des Castells St. Angelo und nach il Borgo tragen würde. — In Schiller's Exemplar des Vertot ist folgende Stelle angestrichen (V. S. 43 f.): „Der Großmeister ertrug den Tod seines Neffen mit großer Standhaftigkeit, und er fügte diese Tugend zu den großen Eigenschaften hinzu, die er während der ganzen Belagerung zeigte. Als mehrere alte Ritter es unternahmen, ihn über seinen Verlust zu trösten, sagte er zu ihnen: „Alle Ritter sind mir gleich theuer, und der Tod Polastron's ist mir ebenso schmerzlich,

seine Söhne und vertraut fest auf die Kraft des Ordens, die jetzt als unbedingt und unendlich dasteht. Durch ein großes Opfer ist der Sieg so gut als entschieden, so wie in dem persischen Kriege durch den Tod des Leonidas.[1]) — Der Erfolg hat diesen Glauben bewährt.[2])

---

als der La Valette's; indessen sind sie uns nur um einige Tage vorangegangen, und wenn der Succurs von Sicilien nicht kommt, und man Malta nicht retten kann, so müssen wir sterben und uns Alle bis auf den Letzten unter seinen Trümmern begraben."" — A. d. H.

1) In der Vorrede zu Niethammer's Uebersetzung des Vertot sagt Schiller: „Wer liest ohne Erhebung des Gemüths den freiwilligen Untergang jener vierzig Helden im Fort St. Elmo, ein Beispiel des Gehorsams, das von der gepriesenen Selbstaufopferung der Spartaner bei Thermopylä nur durch die größere Wichtigkeit des Zwecks übertroffen wird!" (Th. XV. S. 115 unserer Ausg.) — A. d. H.

2) Nachstehend theilen wir nach Hoffmeister (Nachlese, III. S. 12 f.) ein Personenverzeichniß mit, sammt den Namen der Weimarischen Schauspieler, für welche Schiller die Rollen in den „Maltesern" bestimmt hatte:

„La Valette, der Großmeister	Graff.
Romegas, der Admiral	Cordemann.
Biron, sein Nebenbuhler	Heide.
Montalto, der Verräther	Becker.
Crequi } Ritter, die sich lieben	Oels.
St. Priest }	Jagemann.
Castriot, der Ingenieur	Spitzeder.
Ramiro, Wortführer von St. Elmo	Benda.
Miranda, Botschafter aus Sicilien	Ehlers.
Der Renegat	Genast.
Alter Christensclav, der türkische Dolmetscher. .	[Unleserlich.]
Laskaris, der griechische Ueberläufer	Unzelmann.
Chor, die geistlichen Ritter	Heide. Brand. Eilerstein. Genast.
Die alten Ritter Türkischer Herold Irene [die griechische Gefangene]	als stumme Personen.

Die Scene ist eine große offene Halle."

Brand debütirte den 26. Februar 1803, und Spitzeder ging ab den 22. Januar 1804; in diese Zeit muß also der Entwurf dieses Personenverzeichnisses fallen. Wir sehen aus demselben, wie lebhaft Schiller sich noch in seinen letzten Lebensjahren mit diesem herrlichen Plane beschäftigte. Die vollendetste poetische Frucht dieser Studien war bekanntlich der „Kampf mit dem Drachen" aus dem Jahre 1798, als dessen Quelle man schon längst Vertot erkannt hat Während aber andere unvollendete Pläne, besonders der „Demetrius", eine ganze Reihe von mehr oder minder verunglückten Nachahmungen hervorriefen, hat unsers Wissens noch kein neuerer Dichter sich an die „Malteser" gewagt. Der fähigste Dichter aus Schiller's Schule, Theodor Körner, stellte in seinem „Zriny" ein ähnliches Bild christlichen Heldenmuthes im Kampfe gegen dieselben Ungläubigen, die Malta vergebens bestürmt hatten, auf und schenkte damit dem österreichischen und ungarischen Volke ein Lieblingsstück. — A. d. H.

C.[1]

1. Leitende Ideen.

Der Inhalt dieser Tragödie ist das Gesetz und die Pflicht im Conflict mit an sich edeln Gefühlen, so daß der Widerstand verzeihlich, ja liebenswürdig, die Aufgabe hart und unerträglich erscheint. Diese Härte kann nur ins Erhabene aufgelöst werden, welches, freiwillig und mit Neigung ausgeübt, das höchste Liebenswürdige ausmacht. La Valette mag also im Laufe der Handlung hart erscheinen, zuletzt wird er durch den Zusammenhang seiner Natur ganz legitimirt. Die Tugend, welche in dem Stücke gelehrt wird, ist nicht die allgemein menschliche oder das rein Moralische, sondern die zum Moralischen hinauf geläuterte specifische Ordenstugend.

Behauptung der Ordenstugend gegen die Natur selbst. Das Unmögliche muß geschehen, aller Calcül menschlicher Kräfte muß aufgehoben werden, die Tapferkeit der Ritter muß absolut und unbedingt erscheinen. Darum ist nöthig, daß das äußerste Werk wie das innerste mit der Totalität vertheidigt werde, es muß nur mit der letzten Kraft fallen.

Die Aufgabe wäre also, die Verwandlung einer strengen pflichtmäßigen Aufopferung in eine freiwillige, mit Liebe und Begeisterung vollführte. Es ist also eine Stimmung hervorzubringen, welche dieser Empfindungsart Raum giebt; der Großmeister muß der Urheber davon sein, und zwar durch seinen Charakter und dadurch, daß er selbst ein solcher ist. Eine moralische Festigkeit bei aller Fühlbarkeit und bei allen Anlässen, dieser die Oberhand zu verschaffen und jene zu erschüttern, ist der Inhalt.

---

1) Aus Hoffmeister's „Nachlese zu Schiller's Werken“ rc., Bd. III. Stuttgart 1840. S. 5 ff. — A. d. H.

Die Existenz des Moralischen kann nur durch die Totalität bewiesen werden und ist nur durch diese schön und das Höchste. In Begleitung jener Festigkeit sind also Zartheit, lebhafte Beweglichkeit, Wohlwollen, Mäßigung, Weichheit, Milde, kurz, alle schöne menschliche Tugenden. Ihre Verbindung macht den Großmeister zu einem liebenswürdigen und wahrhaft großen Menschen.[1]) Sorge des Großmeisters für die Leidenden und Bedürftigen: er hat seine Augen überall.[2])

Auch muß Gelegenheit gegeben werden, seine Verstandesklarheit, seine Penetration und Klugheit zu zeigen, die ihn Allen überlegen macht. Sein Verstand zeigt sich besonders in der glücklichen Wahl einfacher und entscheidender Mittel, in der leichten Auflösung des Verwickelten, in der Durchschauung des Versteckten.

Vollkommen faßliche Exposition der Nothwendigkeit seines harten Verfahrens. Das Schicksal der Insel, ja des Ordens selbst ist gefährdet, wenn wegen Elmo nachgegeben wird. Der Orden muß an den Orden gewagt werden.

Zweimal kommen die Deputirten von Elmo, aber in der Art muß sehr variirt werden. Das erste Mal läßt sich der Großmeister noch nicht mit ganzem Nachdrucke heraus; aber, fragt sich nun, wenn er dies das zweite Mal thut, wie ist noch eine Widersetzung möglich? Blos durch die Gewalt der Passionen[3]) — — —
— — — — — — — — — — — — —

Die Frage ist: 1. Können beide Motive, La Valette's Selbstaufopferung und die Hingebung seines Sohnes, zusammen gebraucht werden?

2. Wenn das Hauptmoment, wie billig, darin liegt, daß La Valette seinem strengen Gesetz selbst das größte Opfer in seinem Sohne bringt, und daß die Ritter dadurch überwältigt werden, kann alsdann die Hauptscene mit Romegas noch stattfinden? und wie kann sie auf eine so entscheidende Situation, als die zwischen

---

1) Nach einer anderweitigen Notiz ist dieser dramatische La Valette „47 Jahre alt und nicht älter". (Hoffmeister, a. a.O. S. 7.) In Wahrheit war er 71 Jahre alt (Vertot, V. S. 67). — A. d. H.

2) In Schiller's Exemplar des Vertot ist folgende Stelle mit einem Kreuze bezeichnet (IV. S. 449): „Bei der Menge und Wichtigkeit der verschiedenen Geschäfte, die auf ihm lagen, wollte er von Allem unterrichtet sein; er ließ sich in die kleinsten Einzelheiten ein; Soldat, Hauptmann, Artillerie-Officier, Krankenwärter, Ingenieur, grub er mit derselben Hand, mit der er eine neue Festungsanlage gezeichnet hatte, selbst die Erde um, und man fand ihn fast zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten, bald bei der Besichtigung der Magazine, und oft sogar im Hospital, beschäftigt, für die Pflege der Kranken zu sorgen." — A. d. H.

3) Der folgende Bogen des Manuscripts ist verloren. — (Hoffmeister.)

La Valette und seinem Sohne war, folgen?[1]) Sie fällt weg, wenn La Valette nicht mehr entschlossen ist, selbst nach Elmo zu gehen.

Alles kommt hier auf die Folge der Situationen an. Diese sind folgende:

1. Die zweite Gesandtschaft von St. Elmo, bei welcher sich St. Priest befindet, zeigt die Unmöglichkeit, Elmo zu behaupten, und erklärt den Entschluß der dortigen Ritter, daß sie abgelöst sein oder in einem Ausfall sterben wollen. Der ganze Orden oder doch eine entscheidende Majorität ist auf ihrer Seite, nachdem sich die rivalen Zungen gegen den Großmeister vereinigt haben. Man will diesen zwingen, und Romegas steht an der Spitze der Verschwörung. Crequi und Montalto haben sich, Jeder auf seine Weise, dabei geschäftig gezeigt, und der Chor hat seine schwache Stimme vergeblich erhoben.

2. Indem das von den Rittern bereitet wird, verfolgt La Valette die entdeckte Spur von Montalto's Verrath und nimmt dagegen seine Maßregeln. Zugleich hört er Castriot's Rapport über den Zustand der Elmo'schen Werke und überzeugt sich von der Unhaltbarkeit des Forts, zugleich aber doch von der Möglichkeit, den Fall desselben durch eine tapfere Vertheidigung theils zu verspäten, theils es desto theurer zu verkaufen.

Unter den Elmo'schen Abgesandten ist ein Volontär. Diesem stellt es La Valette frei, in Borgo zu bleiben; er will aber das Schicksal seiner Brüder theilen.

Es hat etwas Unschickliches, daß Männer, und zwar bejahrte Männer von reifem Geist und Charakter, unter der Zucht stehen und von ihrer Conduite Rechenschaft geben sollen; auch relevirt es Romegas. Diese Unschicklichkeit aber ist ein mönchischer Zug und muß deswegen fühlbar gemacht werden.

Der Streit um die Griechin, die Rivalität der zwei Ritter und ihrer Zungen muß noch eine engere Verbindung mit der Haupthandlung haben als blos diese: die Insubordination und zerfallene Zucht darzustellen und die Unzufriedenheit gegen den Großmeister zu vermehren.

Auch ist Biron noch nicht beschäftigt genug im Stück und sein Charakter noch unbestimmt.[2]) Er muß zur Totalität nothwendig

1) Nach dem Plane S. 90 ist jetzt die Folge umgekehrt. — (Hoffm.)

2) An einer andern Stelle steht: „Biron ist zu charakterisiren und von Romegas zu unterscheiden. Dieser ist stolz und gewaltthätig, imperiös und eifersüchtig. Biron ist ausschweifend, ein Verschwender und Spieler. Er will Freiheit, Jener will Vorzüge. Crequi ist der Hitzigste." — (Hoffm.)

sein, und wodurch ist er's? Kommt er von St. Elmo? Und wenn das ist, warum ist er nicht mit den andern Deputirten dahin zurück? Kommt er nicht von St. Elmo, warum führt er eben jetzt den Raub aus, und wo kommt er hin? Auf Alles das ist zu antworten.

Die Ausgelassenheit der Sitten ist zugleich als eine Folge des Kriegszustandes vorzustellen. Es ist wie beim Erdbeben. Die wilde Natur ist in Freiheit gesetzt, die Augenblicke sind kostbar, sie müssen genossen werden. „Wer weiß, ob wir morgen noch sind, so laßt uns heute noch leben!" Auch weil die Vertheidigungsanstalten alle Aufmerksamkeit auf das Aeußere richten, so meinen die Ritter, daß man ihnen in den innern Verhältnissen nachzusehen habe. Ferner fühlen sie ihre Wichtigkeit: man braucht jetzt tapfere Leute und muß ihnen schon etwas nachsehen. Endlich fordern sie eine gewisse Licenz als Entschädigung und als ein Erweckungsmittel des Muthes.

Alle drei Gelübde der Ritter werden vernachlässigt. Sie sind ungehorsam, sie sind unkeusch, sie sind habsüchtig und hängen dem Reichthum nach.

Wiederherstellung des Ordens in seine ursprüngliche Simplicität. „Wir stehen vielleicht am Rand unseres Untergangs. Laßt uns endigen, wie wir anfingen!" Versöhnung der Ritter; brüderliche Eintracht.

In den ersten Acten [1]) sind die Tendenzen und Gesinnungen der Ritter alle weltlich und realistisch. Erst die Handlung treibt sie zum Idealistischen; wenn dieses aber geschehen, so ist der Großmeister allein noch realistisch. Was treibt sie nun aber ins Idealistische und macht, daß sie sich mit Freiheit und Neigung unterwerfen? Es muß nothwendig hervorgehen und zugleich ein Werk La Valette's sein.

Es ist also erwiesen, daß St. Elmo bis auf den letzten Mann behauptet werden muß, und daß man es den Türken so theuer als möglich verkaufen muß. „Wenn uns dieser schlechte Ort so

---

1) Man sieht hieraus, daß dieses vor dem 8. December 1797 geschrieben ist, wo Schiller an Goethe schreibt, daß dieser dramatische Stoff ohne die Acteneintheilung, ganz in der griechischen Form und nach des Aristoteles Schema mit Chören ausgeführt werden solle. — (Hoffm.)

viele Tausende kostete, was wird uns nicht erst il Borgo 2c. kosten, wo sich die ganze Macht des Ordens wehrt?" So müssen die Ungläubigen räsonniren.

Die Rede wird von dem kriegerischen Leben auf dem Ocean — einem jungen Ritter, der zuhört, wird die Insel eng und enger.

Man ist auf der mittelländischen See wie zu Hause. Häfen. Küsten. Inseln. Buchten.

Seefahrten und Seekriege. Schiffe. — Belagerungen. Artillerie. — Türkische Caper. Gefangene. — Ordensregeln. Reichthümer und Revenüen des Ordens. Katholische Andacht. Alter Adel der Ritter. Nationalstolz und Gemeingeist. — Ordenscapitel. Stolz auf die Souveränität des Ordens.

Um zu zeigen, wie viel höhern Werth ein Ritter habe, kommt ein Fall vor, wo man fünfhundert Soldaten durch zwanzig Ritter remplacirt.

„Ich hätte keinen Sohn mehr?" sagt La Valette am Ende. „Ich habe hundert Söhne. Ich soll Keinem näher angehören, ich soll ein Vater sein für Alle. Umarmt mich, umarmt Euern Vater!" 2c. Das Stück schließt mit dieser Gruppe.

---

2. Fragmente eines Plans.

Der Orden wird von der türkischen Belagerung zu einer Zeit überrascht, wo alle weltliche Laster des Säculums darin im Schwange gehen: Liebe, Luxus, Insubordination, Frivolität, Spiel und Wetten. Gleich an der Spitze steht ein Factum der zerstörten Disciplin, der Gewaltthätigkeit, der Unkeuschheit. Romegas und Biron streiten um eine gefangene Griechin 2c.

Der Chor tritt auf mit einer animirten, sinnlich mächtigen Schilderung des umzingelten Malta, des drohenden Mondes, des bedeckten Meers, der angstvoll engen Einschließung. Das Meer schäumt vom Schlag der Ruderknechte, die ganze Mohamedanische Rotte hat sich um die Brustwehr der christlichen Welt gesammelt. Der Croissant und das Kreuz. Der immer wachsend sich füllende Mond, mit unendlichen Schiffen. Die Gestade hallen; ein Wald von Masten; das Meer ist mit Schiffen

gedielt und gezimmert, fester Boden. Ausgegossene Feinde, wühlende Minirer, streifende Spahis, anstürmende Janitscharen.

Eine Deputation der Elmo'schen Ritter erklärt die Unhaltbarkeit des Forts und bittet, daraus abgeführt zu werden. Der hoffnungslose Zustand des Forts wird einleuchtend gemacht; aber La Valette besteht darauf, daß es behauptet werde. Romegas ist jetzt noch auf La Valette's Seite. Nachdrückliche Remonstrationen der andern Ritter zu Gunsten der Elmo'schen. La Valette bedauert die Letztern, bleibt aber unerbittlich.

Die Gründe der Ritter sind realistisch, er setzt ihnen aber idealistische entgegen, fordert Gehorsam und geht ab mit den ältern Rittern.

Die Elmo'schen Deputirten bleiben mit dem jüngern Theile der Ritter zurück und nehmen von diesen einen ewigen Abschied, sagend, daß der Großmeister sie zum Tode bestimme. Unwillen der jungen Ritter, besonders Crequi's, der um das Leben seines Geliebten besorgt ist. Er fragt mit leidenschaftlichem Interesse nach diesem jungen Chevalier, freut sich über seine heroische Tapferkeit, aber zittert bei seiner Gefahr.

Montalto, der von Begleitung des Christensclaven zurückkommt, findet die Ritter sehr aufgebracht über den Großmeister, stimmt in ihren Ton ein, erbittert sie noch mehr, indem er böse Winke über die Parteilichkeit, Härte und Willkürlichkeit des Großmeisters hinwirft.

Chor allein spricht vom strengen Beruf des Ordens. Lage von Malta, Charakter dieser Insel und Charakter des Ordens. Dessen Stellung gegen die ganze christliche Welt und gegen die Türken. Geschichte des Ordens in fünf Hauptperioden bis zu seiner Niederlassung auf Malta: 1) Unkriegerischer Anfang; christliche Charité; 2) Edelleute treten dazu und ergreifen das Schwert; 3) Rivalität mit dem Tempel-Orden; 4) Palästina geht verloren; Ritter gehn aufs Meer; 5) Wohlstand und Macht des Ordens führt sie ins Säculum zurück, und Laster reißen ein, Stolz, Schwelgerei und Pracht.

La Valette kommt zu dem Chor und gießt gegen denselben seinen Kummer aus, den er über Spaniens eigennützige Politik, über die harte Nothwendigkeit und über die Widersetzlichkeit des Ordens empfindet. Er bittet den Chor, für ihn zu beten, daß er

Stärke genug haben möge, auf dem Nothwendigen zu beharren. „Sie widersetzen sich mir," sagt er, „und wissen nicht, daß ich weit mehr mit meinem eigenen Herzen als mit ihnen zu kämpfen habe."

Darf er dem Chor entdecken, und wann, daß sein eigener Sohn sich auf St. Elmo befinde? Er braucht ihn aber nicht gleich näher zu bezeichnen.

Der Chor tadelt seine Indulgenz gegen die Ausschweifung der Ritter und schildert die Verderbnisse im Orden, des heutigen Streites über die Griechin gedenkend.

Indem nun die zwei Commandeurs (Romegas und Biron) auf diesem Weg gegen den Großmeister in Harnisch gebracht werden, hat es sich auf St. Elmo zunehmend verschlimmert, und die Beharrlichkeit des Großmeisters, dieses Fort zu behaupten, wird für die grausamste Härte gehalten. Ein schwer verwundeter Ritter wird herübergebracht, der die Gemüther zum Unwillen aufreizt; er geht ab, um sich in die Kirche bringen zu lassen.[1]) Eine neue Gesandtschaft von St. Elmo begleitet ihn mit einem nachdrücklichen Auftrag der dortigen Besatzung, daß sie entweder abgeführt sein oder in einem Ausfall umkommen wolle. La Valette weigert sich, die neuen Deputirten von St. Elmo vor sich kommen zu lassen. Die wahre Ursache dieser Weigerung ist, daß er sich nicht Festigkeit genug zutraut, seinen Sohn zu sehn, von dem er sich im Herzen mit großem Kampf schon geschieden hat. Seine Weigerung erscheint hart und grausam, ob sie gleich eine Wirkung seiner Weichheit, seines Gefühls ist. Aber dem Zuschauer darf es ahnen, daß hier etwas Anderes im Spiel ist, und indem der ganze Orden sich über seine Unempfindlichkeit entrüstet, fühlt der Zuschauer, daß der Großmeister nur zu tief und zu heftig bewegt ist, und wie viel ihm diese Weigerung kostet. Je mehr sich Alles für den herrlichen Jüngling interessirt, weil seine Tapferkeit seiner Schönheit gleich ist, desto auffallender und gehässiger ist die Weigerung des Großmeisters, ihn zu sehen. Eben diese Weigerung bringt die Ritter so weit, daß sie dem Großmeister sich in pleno widersetzen wollen.

---

1) Bei Vertot, IV. S. 483 (welche Stelle Schiller eingeknickt hatte), schleppt sich der auf St. Elmo verwundete Ritter Abel de Bridiers de la Gardampe bis zur Capelle des Castells, und nachdem er Gott seine Seele befohlen hat, verscheidet er am Fuße des Altars. — A. d. H.

Unter dieser Gesandtschaft ist St. Priest, Crequi's Liebling und der Günstling (oder Anverwandter) des Großmeisters. Sein Ansehen, hofft man, werde den Großmeister eher zur Einwilligung vermögen. Crequi tritt mit ihm auf, voll Leidenschaft, entschlossen, sich von dem Geliebten nicht loszureißen. Seine schwärmerische Freundschaft führt ihn weit über die Grenzen der dem Großmeister schuldigen Ehrfurcht hinaus; er fordert leidenschaftlich alle Ritter auf, sich dem Großmeister zu widersetzen. Montalto schürt durch boshafte Verhetzung dieses Feuer noch mehr an, und da er auch den Biron und Romegas in die Faction zieht, so verbindet er den ganzen Orden in ein furchtbares Bündniß gegen seinen Chef.[1]) Die Stimme des Chors, der ihn zur Pflicht zurückführen will, wird von dem gesammten Haufen der Ritter als ohnmächtig verspottet.[2])

Miranda kommt gewaffnet. Die Ritter fragen, wozu. Er antwortet nicht. Castriot kommt, die Ritter wollen von ihm wissen, wie er die Werke zu Elmo gefunden; er erklärt sich nicht. Es kommen die ganz alten Ritter in weißen Haaren, es kommen die ganz jungen Ritter, die noch Knaben sind, und Alle sind bewaffnet. Endlich kommt der Chor in seiner geistlichen Tracht, mit Speeren bewaffnet. Alle schweigen, und das Erstaunen der Empörer wächst mit jeder neuen Erscheinung.

Zuletzt kommt La Valette, auch gewaffnet, und giebt den Aufschluß über Alles. Er läßt den Castriot zuerst Bericht abstatten, und wie derselbe erklärt, daß das Fort sich möglicherweise noch eine Zeit lang halten könne, so fragt er die jungen Ritter, dann die ganz alten Ritter, endlich den Chor und zuletzt den Miranda, ob sie die Vertheidigung des Forts unter seiner Anführung übernehmen wollen. Ein Theil nach dem andern antwortet mit Ja, und nun bewilligt er den Elmo'schen den Abzug. Ein tiefes Stillschweigen herrscht, so lange er spricht. Er heißt nun alle Aufrührer abtreten und befiehlt dem Romegas, zu bleiben.

Jetzt hält er Diesem den Spiegel über sein Betragen vor.

---

1) Auf einem andern Blatt steht: „Montalto will den Orden zu Grunde richten und ist schon im Einverständniß mit den Türken. Der Großherr hat ihm eine reiche Statthalterschaft und eine Schönheit dafür zugesagt." — (Hoffm.)

2) Siehe S. 97. Von hier fehlt im Manuscript ein halber Foliobogen. — (Hoffm.)

Zuerst spricht er als ein Abscheidender von seinem letzten Willen und erklärt, daß er ihn, den Romegas, zum Nachfolger bestimmt und ihm die Vota aller alten Commandeurs im Voraus verschafft habe. Nur Romegas, der den Orden ins Verderben gestürzt, sei im Stande, ihn zu retten. Jetzt aber, da sich Romegas als Chef ansehen muß, läßt er ihn das Verderbliche seines bisherigen Betragens aus dem hohen Standpunkt ansehen, daß Romegas sich selbst darüber entsetzt und, ergriffen von Scham, hingerissen von La Valette's Großmuth, sich vor ihm demüthigt und ihm Abbitte thut.

17.

Das Ereigniß zu Verona.

In seinem Kalender hat Schiller — und zwar zwischen Wallenstein und Maria Stuart — sich als dramatischen Stoff zur Ausführung notirt:

„Das Ereigniß zu Verona beim Römerzug Sigismund's. Verbrechen seines Günstlings und strenge Justiz des Kaisers."

Es ist kaum zu bezweifeln, daß hier ein Versehen Schiller's vorliegt, und daß es „Siena" statt „Verona" heißen muß. Die beste Monographie über Sigmund: „Geschichte Kaiser Sigmund's von Dr. Joseph Aschbach", Hamburg 1838 bis 1845, 4 Bände, weiß von einem solchen Ereigniß zu Verona nichts; das Ereigniß zu Siena aber ist das Liebesverhältniß von Sigmund's Kanzler, Kaspar Schlick, mit einer verheiratheten Sieneserin, welches durch des Aeneas Sylvius historischen Roman von der Liebe des Euryalus und der Lucretia bekannt geworden ist. Dieser Roman wurde von Niclas von Wyle, Stadtschreiber zu Eßlingen, 1462 ins Deutsche übersetzt. Die beiden Liebenden hatten sich zuerst bei dem feierlichen Einzuge Sigmund's in Siena (1432) gesehen und unter mannichfachen Gefahren ein sträfliches Verhältniß unterhalten. Als Sigmund nach Deutschland zurückkehrte, wohin sein Kanzler ihm folgen mußte, starb „Lucretia" am gebrochnen Herzen. Von einer „strengen Justiz des Kaisers" ist nichts bekannt.

18.

Narbonne oder die Kinder des Hauses.

Im Jahre 1792 schrieb Schiller die auch in seine sämmtlichen Werke (unsere Ausgabe, XV. S. 119 ff.) aufgenommene Vorrede zu den „Merkwürdigen Rechtsfällen, nach Pitaval“, die in Jena bei Cuno's Erben erschienen (der vierte und letzte Theil im Jahre 1795). Körner vermuthet, daß die Lectüre der „Causes célèbres“ des Pitaval Schiller den Stoff zu dem vorliegenden Entwurfe an die Hand gegeben haben möge. Doch haben wir nichts dergleichen in dem eben genannten Werke finden können, und Schiller scheint auch hier, wie bei „Kabale und Liebe“ und „Friedrich Imhof“ sich seinen Stoff frei erfunden zu haben. Er wollte einen kühnen Verbrecher darstellen, der, im Gefühle der Sicherheit und auf seine bürgerliche Unbescholtenheit und sein Ansehen pochend, selbst die Nemesis auf sein Haupt herabbeschwört. Daß solche psychologische Probleme Schiller's dramatische Muse besonders anzogen, haben wir schon in der Einleitung zu der ersten Periode ausführlich darzuthun versucht; sie werden uns auch noch in den folgenden Entwürfen mehrfach begegnen. In dem Verzeichniß seiner Pläne in seinem Kalender folgt der vorliegende auf Nr. 17 und „Maria Stuart“. Einen andern Anhaltepunkt für die Bestimmung der Abfassungszeit haben wir nicht; wir müßten denn als solchen die Worte des von Hoffmeister mitgetheilten Entwurfes gelten lassen: „Er selbst holt sich das Haupt der Gorgone herauf“, die eine Anspielung auf einen Vers in der Odyssee enthalten und auf ähnliche Weise in einem Xenion (also im Jahre 1796) gebraucht werden (vgl. die Anm. S. 114). Auch Boas setzt diesen Entwurf, ohne jedoch einen Grund anzugeben, in das Jahr 1796 (Nachträge, III. S. 32). Hoffmeister bringt zwar aus Schiller's Kalender, der

ihm handschriftlich vorgelegen hatte, zum 24. Januar 1805 die Notiz bei: „An die Kinder des Hauses gegangen“ (Schiller's Leben, herausgegeben von Viehoff, III. S. 381), allein sie findet sich in dem aus Schiller's Nachlaß von Frau v. Gleichen herausgegebenen Kalender nirgends; und hätte sie auch darin gestanden, so wäre immerhin denkbar und anzunehmen, daß die erste Idee aus dem Jahre 1796 stammte, wo Schiller noch mehr Neigung zu frei erfundenen Stoffen hatte.

Der Entwurf wurde zuerst von Körner veröffentlicht; Hoffmeister fügte in seiner Nachlese (III. S. 248 ff.) noch „einige Auszüge bei, welche darüber ein Licht verbreiten können, wie sich der Dichter die Hauptidee des Stückes dachte und zu behandeln vorhatte.“ Ersterer ist nachstehend unter A, die letzteren unter B mitgetheilt.

A.[1])

Narbonne ist ein reicher, angesehener Particulier in einer französischen Provinzialstadt — Bourdeaux, Lyon oder Nantes — ein Mann in seinen besten Jahren zwischen 40 und 50. Er steht in allgemeiner öffentlicher Achtung, und die Neigung, die man zu seinem verstorbenen Bruder Pierre Narbonne gehabt hatte, hat sich schon auf seinen Namen fortgeerbt. Er ist der einzige Uebriggebliebene dieses Hauses, weil sein Bruder keinen Erben hinterließ; denn zwei Kinder desselben verunglückten bei einer Feuersbrunst durch Sorglosigkeit der Bedienten.

Nach dem Tode Pierre's war Louis der einzige Erbe. Er war damals abwesend und kam zurück, um seinen beständigen Aufenthalt in dieser Stadt zu nehmen.

Seit dieser Zeit sind zehn Jahre verflossen, und Narbonne ist nun im Begriff, eine Heirath zu thun und sein Geschlecht fortzupflanzen. Er hat eine Neigung zu einem schönen, edeln und reichen Fräulein, Victoire von Pontis, deren Eltern sich durch seine Anträge geehrt finden und ihm mit Freude ihre Tochter zusagen.

Nun war vor ungefähr sechs Jahren ein junger Mann, Namens Saint-Foix, in Narbonne's Haus als eine hilflose Waise aufgenommen worden und hatte viele Wohlthaten, besonders eine gute Erziehung von ihm erhalten. Er lebte bei ihm nicht auf dem Fuß eines Hausbedienten, sondern eines armen Verwandten, und die ganze Stadt bewunderte die Großmuth Narbonne's gegen diesen jungen Menschen, den man schon zu beneiden anfing.

---

1) Zuerst gedruckt in „Friedrich's von Schiller sämmtliche Werke. [Herausgegeben von Körner.] Bd. XII. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1815." S. 424 bis 432. — A. d. H.

Saint-Foix machte schnelle Fortschritte in der Bildung, die ihm Narbonne geben ließ. Er zeigte treffliche Anlagen des Kopfs und Herzens, zugleich aber auch einen gewissen Adel und Stolz, der dem armen aufgegriffenen Waisen nicht recht zuzukommen schien. Er war voll dankbarer Ehrfurcht gegen seinen Wohlthäter, aber sonst zeigte er nichts Gedrücktes noch Erniedrigtes; er schien, indem er Narbonne's Wohlthaten empfing, sich nur seines Rechts zu bedienen. Sein Muth schien oft an Uebermuth, eine gewisse Naivetät und Fröhlichkeit an Leichtsinn zu grenzen. Er war verschwenderisch, frei und eifersüchtig auf seine Ehre.

Victoire hatte öfters Gelegenheit gehabt, diesen Saint-Foix zu sehen, und empfand bald eine Neigung für ihn, welche aber hoffnungslos schien. Die Bewerbungen Narbonne's um ihre Hand, vor denen sie ein sonderbares Grauen hatte, verstärkten ihre Gefühle für Saint-Foix um so mehr, da Dieser von Narbonne selbst bei dieser Gelegenheit öfter an sie geschickt wurde. Saint-Foix betete Victoire von dem ersten Augenblicke an, als er sie kennen lernte, aber seine Wünsche wagten sich nicht zu ihr hinauf.

Er hatte ein andres Mädchen kennen lernen, welches so wie er elternlos war, und dem er einen großen Dienst geleistet hatte. Für diese hatte er eine zärtliche Freundschaft, zwischen ihr und Victoiren war sein Herz getheilt; aber er unterschied sehr wohl seine Gefühle.

Von den zahlreichen Hausgenossen Narbonne's, worunter ein einziger alter Diener Pierre Narbonne's, Namens Thierry, sich noch erhalten hatte, wurde Saint-Foix zum Theil gehaßt und beneidet; nur eine weibliche Person unter denselben hatte für ihn eine Neigung und Plane auf seine Hand. Sie war viel älter und ohne einen andern Anspruch auf ihn, als das kleine Glück, was sie mit ihm theilen konnte, und das nicht aufs Beste erworben war. Ihr Name war Madelon.

So verhielten sich die Sachen, als die Handlung des Stücks eröffnet wurde.

Madelon kommt von einer kleinen Wallfahrt zurück, wo sie für ihre Unruhe Trost gesucht hatte. Ein begangenes Unrecht quält sie; sie bringt keinen Trost zurück.

Sie findet Narbonne zufrieden, muthig und sicher; Alles scheint ihm nach Wunsch zu gehen. Nur ist er ärgerlich über einen weggekommenen Schmuck, den er seiner Braut hatte verehren wollen, und er will die Gerichte deswegen in Bewegung setzen.

Madelon erschrickt. „Laßt die Gerichte ruhen!“ sagt sie; „nehmt das kleine Unglück willig hin!“ — „Es ist kein kleines Unglück.“ — „Nehmt's an als eine Buße! Schon lange hat mich die ununterbrochene Dauer Eures Wohlstandes bekümmert.“ — „Ich will aber mein Recht verfolgen.“ — „Euer Recht!“ seufzt Madelon.

Noch größere Unruhe zeigt Madelon, wie sie hört, daß eine Zigeunerin im Hause gewesen sei, welche man des Schmucks wegen im Verdacht habe. Sie beklagt sehr, daß sie nicht hier gewesen. „Ach, indem ich eine fruchtlose Wallfahrt anstellte, um mein Herz zu beruhigen, habe ich die einzige Gelegenheit verfehlt, meines langen Grams loszuwerden!“

Herr von Pontis, Baillif des Orts und künftiger Schwiegervater Narbonne's, kommt, wegen des entwendeten Schmucks die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Dies geschieht mit einiger Förmlichkeit und mit Zuziehung eines Gerichtsschreibers. Der Schmuck wird beschrieben, die Hausgenossen werden aufgezählt, und bei dieser Gelegenheit exponirt sich ein Theil der Geschichte. Besonders ist die Rede von Saint-Foix. Seine Geschichte wird erzählt und zeigt den Narbonne im Licht eines Wohlthäters. Er scheint keinem Verdacht gegen Saint-Foix Raum zu geben.

Nach diesen officiellen Dingen wird von der Heirath gesprochen. Pontis zeigt, wie sehr er und die ganze Stadt den Narbonne verehre, und ist glücklich in dem Gedanken einer Verbindung mit ihm.

Saint-Foix im Gespräch mit dem alten Thierry. Der junge Mensch zeigt die leidenschaftlichste Unruhe; es ist ihm zu enge in dem Hause; er strebt ins Weite fort; dabei hat er etwas Geheimnißvolles, Unsicheres, Scheues, Gewaltsames, was aussieht wie Gewissensangst. Besonders scheint er sich eines großen Undanks gegen Narbonne anzuklagen. Wie von der Heirath desselben die Rede ist, steigt seine Unruhe aufs Höchste.

Seine Scene mit Thierry gleicht einem ewigen Abschiede. Er nimmt auch Abschied von den leblosen Gegenständen, und so reißt er sich los in der gewaltsamsten Stimmung.

Thierry schüttelt das Haupt und scheint sich mit Macht gegen

einen aufsteigenden Verdacht zu wehren. In seinem Monolog spricht sich's aus, wie es in alten Zeiten hier war, und wie es jetzt ist.

Saint-Foix mit Adelaiden. Spuren einer unschuldigen Neigung, Dankbarkeit des Mädchens, Mitleiden des Jünglings. Sie erzählt ihre Schicksale, er die seinigen. Adelaide ist einer gefährlichen Zigeunerin entsprungen, die sie tyrannisirte und zum Bösen verleiten wollte. Saint-Foix hat sie in einer hilflosen Lage gefunden und zu guten Leuten gebracht, bei denen sie sich noch heimlich aufhält.

Adelaide hat aus Armuth ihren einzigen Reichthum, eine Kostbarkeit, verkaufen wollen; der Goldschmied, dem sie gebracht wird, erkennt sie für eine Arbeit, die er selbst für die Frau von Narbonne gefertigt hat, giebt es an, und dies veranlaßt die Einziehung Adelaidens.

Die Polizeidiener erscheinen und fordern von Adelaiden, daß sie ihnen zum Baillif folgen soll. Saint-Foix widersetzt sich vergebens.

Victoire und ihre Mutter. Jene zeigt ihren Abscheu vor der Bewerbung Narbonne's, um welche die ganze Welt sie beneidet. Man bemerkt an ihr außer diesem Widerwillen vor Narbonne's Person auch eine geheime und hoffnungslose Neigung.

Pontis kommt und berichtet, daß man dem gestohlnen Schmuck auf der Spur sei.

Adelaide wird gebracht, und wie Pontis fortgeht, um sie zu verhören, kommt Saint-Foix in großer Bewegung zur Victoire, um ihren Beistand und ihre Verwendung für Adelaiden aufzurufen. Eine affectvolle Scene zwischen Beiden, die zur gegenseitigen Entdeckung ihrer Liebe führt.

Narbonne kommt zu dieser Scene und findet in Saint-Foix seinen Nebenbuhler.

Pontis tritt wieder herein nach geendigtem Verhör und erklärt Saint-Foix für mitschuldig. Narbonne hört, daß ein Theil des Schmucks sich gefunden habe; aber wie er diesen Schmuck sieht, geräth er in große Bestürzung.

Scene zwischen Pontis und Narbonne. Dieser macht den Großmüthigen, will die Untersuchung fallen lassen und beide verdächtige Personen nach den Inseln schicken. Pontis besteht auf der strengsten Untersuchung. Wie sie noch beisammen sind, wird dem Baillif gemeldet, daß man die Zigeunerin aufgebracht habe, und daß Adelaide bei ihrem Anblick in Schrecken gerathen sei.

Madelon und Narbonne. Jene hat die Zigeunerin erkannt als diejenige, der sie die beiden Kinder Pierre Narbonne's übergeben hatte, als sie aussprengte, daß sie bei einem Brande umgekommen wären. Es entdeckt sich, daß Adelaide die Tochter sei, aber wo der Knabe hingekommen, bleibt noch unbekannt.

Pontis kommt und meldet, daß sich Adelaide und Saint-Foix als Geschwister erkannt hätten, und daß die Zigeunerin Beide vor sechzehn Jahren erhalten habe. Saint-Foix hatte nur fünf Jahr bei ihr zugebracht und war ihr schon in seinem zehnten Jahre entlaufen.

Narbonne will nun dazwischen treten und die weitere Erörterung hemmen; Pontis aber will die Eltern der Kinder entdeckt haben und erinnert sich an den Schmuck.

Narbonne schlägt dem Saint-Foix und Adelaiden eine heimliche Flucht vor, aber Beide weigern sich.

Narbonne und Madelon. Madelon hat die Kinder erkannt

und dringt in Narbonne, sie an Kindesstatt anzunehmen und zu seinen Erben einzusetzen. Narbonne ist in größter Verlegenheit; er weiß keinen Ausweg, als durch den Tod der Madelon, und ermordet sie.

Die Kinder des Hauses sind erkannt und werden von einer jubelnden Menge zu Narbonne gebracht.

Der Mörder Pierre Narbonne's kennt eine geheime Thüre zu Louis Narbonne's Zimmer; er ist auf diesem Wege heimlich hereingekommen, hat den Schmuck liegen gesehen und ist mit diesem davongegangen. Dem Narbonne ließ er ein paar Zeilen zurück, worin er ihm anzeigte, daß er nun in die weite Welt gehe, weil er einer Mordthat wegen fliehen müsse. Auf dieser Flucht wird er angehalten, welches eine Folge der Polizeiveranstaltung ist.

Narbonne findet auf seinem Zimmer die Spuren des Mörders.

Pontis meldet triumphirend den gefundnen Schmuck.

Narbonne versucht umsonst, zu entfliehen. Er und der Mörder werden confrontirt. Sein Versuch, sich zu tödten, wird vereitelt; er wird ganz entlarvt und den Gerichten übergeben. Saint-Foix erhält die Hand der Victoire.

B[1])

Die Kinder des Hauses, ein Schauspiel.

Durch die Aufrufung der Polizei befruchtete Narbonne gleichsam das Schicksal, daß es von der schrecklichen Entdeckung entbunden wird. Die Nemesis treibt ihn, die Polizei in Bewegung zu setzen, bis dadurch sein eigenes längst veraltetes Verbrechen ans Licht kommt. Er giebt den Anstoß, daß sich die bereit liegenden Umstände wie ein Räderwerk in Bewegung setzen und den furchtbaren Aufschluß herbeiführen, daß er selbst ihn nicht mehr hemmen kann. Es muß also dargestellt und motivirt werden, daß Alles schon verhängnißvoll bereit liegt und nur auf den Anstoß wartet, und daß gerade diese Aufrufung der gerichtlichen Macht diesen Anstoß giebt und jene Ereignisse herbeiführen konnte.

In dem prägnanten Moment, wo die nöthigen Requisiten parat liegen, giebt Narbonne selbst den Impuls, daß sie sich zu der Entdeckung in Bewegung setzen. Seine Sicherheit führt ihn zum Fall.

Alles muß gerade in den unglücklichsten Moment für Narbonne fallen, daß es aussieht, als wenn das Schicksal unmittelbar es dirigirte, obgleich das Interesse jedes einzelnen Umstandes hinreichend motivirt sein muß.

Nachdem die Sachen einmal eine schlimme Wendung nehmen, thut er Alles, um die Untersuchungen zu hemmen, welche aber jetzt in fürchterlichem Laufe sind und einer fürchterlichen Entdeckung zueilen. Es ist nur nöthig, daß in der Exposition dem Zuschauer nicht sogleich Alles verrathen werde, damit die Furcht immer mehr wachse.

Aber Narbonne's Ruf ist so fest gegründet, daß selbst die Ne-

1) Hoffmeister's „Nachlese zu Schiller's Werken" ꝛc., Bd. III. S. 248—250. — A. d. H.

mesis daran zu scheitern scheint. Die Kinder des Hauses sind gefunden, seine Vertraute Madelon ist von seiner Hand ermordet, er selbst ist mit blutigem Messer gefunden, und noch fällt es keiner Seele ein, ihn zu beargwohnen. Die Kinder verehren ihn, er soll sogar im Besitz ihres Erbtheils bleiben &c. — Bis sich durch das nämliche verhängnißvolle Triebwerk, welches er anregte, die ganze Wahrheit entfaltet, und er sein furchtbares Loos zieht. Es schlägt für ihn übel aus, daß er der Nemesis die Hände losbindet.

Daß das einmal in Lauf gekommene Triebwerk wider seinen Willen, und wenn er es gern wieder aufhalten möchte, fortgeht, ist von tragischem Effect. Er selbst holt sich das Haupt der Gorgone herauf.[1])

Der Schmuck, den er vermißt und suchen läßt, ist gleichsam ein abgeschossener Pfeil, der die vorigen Pfeile findet. Er sucht seinen Schmuck und findet etwas, das er nicht sucht, Eins nach dem Andern. Endlich findet er auch den Schmuck, aber zu seinem Verderben.

Es ist von tragischer Kraft, daß etwas Furchtbares, was man nicht erwartet, etwas noch viel Schlimmeres, als was man weiß, noch zurück ist und ans Licht kommt. Der Raub der Kinder und die Usurpation ihres Erbtheils ist das bekannte Unrecht, es ist der Stoff der Handlung; es scheint, daß dies Alles ist, und Madelon hat an diesem Verbrechen schwer genug zu tragen. Aber ein noch fürchterlicheres Factum, um welches selbst Madelon nicht weiß, liegt im Hinterhalt, und dieses, durch die Schmuckuntersuchung an den Tag gebracht, dient zur Enthüllung aller übrigen.

Dieses noch Fürchterlichere, welches nicht eigentlich erwartet wird, wird dadurch angekündigt, daß, wenn schon Alles aufgelöst ist, der Schmuck noch immer fehlt.

Der Held der Tragödie muß ein sicherer und mächtiger Bösewicht sein, den die Reue und Gewissensbisse nie anwandeln; zugleich ist er geehrt, durchaus nicht beargwohnt und wird für einen exemplarischen Mann gehalten. Gerade die Achtung, die man

---

1) Vgl. Xenion 413 (Werke, I. 2. S. 141):

„Muse zu den Xenien:
„Aber jetzt rath' ich Euch, geht! Sonst kommt noch gar der Gorgona
Fratze, oder ein Band Oden von Haschka hervor."

Odyssee, XI. V. 633—635:

„. . . es faßte mich bleiches Entsetzen,
Ob mir jetzt die Schreckensgestalt des Gorgonischen Unholds
Send' aus Aïs' Palast die furchtbare Persephoneia." — A. d. H.

vor ihm hat, erhitzt nachher die Untersuchungen und macht sein Verderben unvermeidlich.

Der Held ist ein verständiger, gesetzter, sich immer besitzender Bösewicht. Die Heuchelei ist nicht blos eine dünne Schminke, der angenommene Charakter ist ihm habituell, ja gewissermaßen natürlich geworden, und die Sicherheit, in der er sich wähnt, läßt ihn sogar Großmuth und Menschlichkeit zeigen.

Victoire allein hat ein geheimes, unerklärliches Grauen vor Narbonne — alle Welt widerspricht ihr, selbst Saint-Foix hält ihren Widerwillen für ungerecht.

Dagegen ist der Gemüthszustand der Madelon bang und ängstlich und spannt die Furcht, so daß hiermit Narbonne's Sicherheit und Ruhe in einem interessanten Contrast steht.

19.

Das Schiff.

Den 26. Januar 1798 schrieb Schiller an Goethe: „Mit meiner Gesundheit geht es zwar seit gestern wieder besser, aber die Stimmung zur Arbeit hat sich noch nicht wieder eingefunden. Unterdessen habe ich mir mit Niebuhr's und Volney's Reise nach Syrien und Aegypten die Zeit vertrieben, und ich rathe wirklich Jedem, der bei den jetzigen schlechten politischen Aspecten den Muth verliert, eine solche Lectüre; denn erst so sieht man, welche Wohlthat es bei Alledem ist, in Europa geboren zu sein. Es ist doch wirklich unbegreiflich, daß die belebende Kraft im Menschen nur in einem so kleinen Theil der Welt wirksam ist, und jene ungeheuren Völkermassen für die menschliche Perfectibilität ganz und gar nicht zählen. Besonders merkwürdig ist es mir, daß es jenen Nationen und überhaupt allen Nicht-Europäern auf der Erde nicht sowol an moralischen als an ästhetischen Anlagen gänzlich fehlt. Der Realism sowie auch der Idealism zeigt sich bei ihnen, aber beide Anlagen fließen niemals in eine menschlich schöne Form zusammen. Ich hielte es wirklich für absolut unmöglich, den Stoff zu einem epischen oder tragischen Gedichte in diesen Völkermassen zu finden, oder einen solchen dahin zu verlegen."

Aber schon den 13. Februar 1798 meldet er Demselben:

„— — Da ich seit diesem Winter viele Reisebeschreibungen las, so habe ich mich nicht enthalten können, zu versuchen, welchen Gebrauch der Poet von einem solchen Stoffe wol möchte machen können, und bei dieser Untersuchung ist mir der Unterschied zwischen einer epischen und dramatischen Behandlung neuerdings lebhaft geworden.

„Es ist keine Frage, daß ein Weltentdecker oder Weltumsegler wie Cook einen schönen Stoff zu einem epischen Gedichte entweder selbst abgeben oder doch herbeiführen könnte; denn alle Requisite eines epischen Gedichtes, worüber wir übereingekommen, finde ich

darin, und auch das wäre dabei sehr günstig, daß das Mittel dieselbe Dignität und selbstständige Bedeutung hätte wie der Zweck selbst, ja, daß der Zweck mehr des Mittels wegen da wäre. Es ließe sich ein gewisser menschlicher Kreis darin erschöpfen, was mir bei einem Epos wesentlich däucht, und das Physische würde sich mit dem Moralischen zu einem schönen Ganzen verbinden lassen.

„Wenn ich mir aber eben diesen Stoff als zu einem Drama bestimmt denke, so erkenne ich auf einmal die große Differenz beider Dichtungsarten. Da incommodirt mich die sinnliche Breite ebenso sehr, als sie mich dort anzog; das Physische erscheint nun blos als ein Mittel, um das Moralische herbeizuführen; es wird lästig durch seine Bedeutung und den Anspruch, den es macht, und kurz, der ganze reiche Stoff dient nun blos zu einem Veranlassungsmittel gewisser Situationen, die den innern Menschen ins Spiel setzen.

„Es nimmt mich aber wirklich Wunder, daß ein solcher Stoff Sie noch nicht in Versuchung geführt hat; denn hier finden Sie beinahe schon von selbst fertig, was so nöthig und doch so schwierig ist, nämlich die persönliche und physische Wirksamkeit des natürlichen Menschen mit einem gewissen Gehalt, den nur die Kunst ihm geben konnte, vereinigt. Le Vaillant auf seinen afrikanischen Zügen ist wirklich ein poetischer Charakter und ein wahrhaft mächtiger Mensch, weil er mit aller Stärke der thierischen Kräfte und allen unmittelbar aus der Natur geschöpften Hilfsmitteln die Vortheile verbindet, welche nur die Cultur gewährt."

Goethe antwortete den 14. Febr.: „— — Ich bin mit Ihnen völlig überzeugt, daß in einer R e i s e, besonders von der Art, die Sie bezeichnen, schöne epische Motive liegen; allein ich würde nie wagen, einen solchen Gegenstand zu behandeln, weil mir das unmittelbare Anschauen fehlt, und mir in dieser Gattung die sinnliche Identification mit dem Gegenstande, welche durch Beschreibungen niemals gewirkt werden kann, ganz unerläßlich scheint. Ueberdies hätte man mit der Odyssee zu kämpfen, welche die interessantesten Motive schon weggenommen hat. Die Rührung eines weiblichen Gemüths durch die Ankunft eines Fremden, als das schönste Motiv, ist nach der Nausikaa gar nicht mehr zu unternehmen. Wie weit steht nicht, selbst im Alterthum, Medea, Helena, Dido schon den Verhältnissen nach hinter der Tochter des Alcinous zurück. Die Narine des Vaillant's oder etwas Aehnliches würde immer nur Parodie jener herrlichen Gestalten bleiben. Dabei komme ich aber auf meinen ersten Satz zurück: daß uns die unmittelbare Erfahrung vielleicht zu Situationen Anlaß gäbe, die noch Reiz genug hätten. Wie nöthig aber eine unmittelbare Anschauung sei, wird

aus Folgendem erhellen. Uns Bewohner des Mittellandes entzückt zwar die Odyssee, es ist aber nur der sittliche Theil des Gedichts, der eigentlich auf uns wirkt; dem ganzen beschreibenden Theile hilft unsere Imagination nur unvollkommen und kümmerlich nach. In welchem Glanze aber dieses Gedicht vor mir erschien, als ich Gesänge desselben in Neapel und Sicilien las! Es war, als wenn man ein eingeschlagenes Bild mit Firniß überzieht, wodurch das Werk zugleich deutlich und in Harmonie erscheint. Ich gestehe, daß es mir aufhörte, ein Gedicht zu sein, es schien die Natur selbst, das auch bei jenen Alten um so nothwendiger war, als ihre Werke in Gegenwart der Natur vorgetragen wurden. Wie viele von unsern Gedichten würden aushalten, auf dem Markte oder sonst unter freiem Himmel vorgelesen zu werden!"

Endlich schreibt Schiller 1804 (wahrscheinlich den 28. Januar): „Neben meinem Pensum [Tell], das langsam fortrückt und wenigstens nicht stockt, habe ich die Memoiren von einem tüchtigen Seemann gelesen, die mich im mittelländischen und indischen Meer herumgeführt haben und in ihrer Art bedeutend genug sind." Düntzer (Schiller und Goethe, S. 289) vermuthet unter diesen Memoiren die „Voyages à Madagascar, Maroc et aux Indes Orientales" von Alexis Rochon.

Von dieser dramatischen Skizze brachte Hoffmeister zuerst in seinem Leben Schiller's Auszüge, und hierauf in der Nachlese nach der Originalhandschrift (welche der in Berlin verstorbene Geheime Rath Eduard Schüller besaß) einen vollständigen Abdruck unter dem Titel: „Ein Drama auf einer außereuropäischen Insel", mit folgender Bemerkung: „Man sieht, daß es ein erdbeschreibendes Weltdrama werden sollte, in welches Schiller einen ungeheuern Reichthum von Ideen und Anschauungen hineinarbeiten wollte, so daß selbst die Geschichte und die Personen nur eine symbolische Bedeutung gewannen. Es sind übrigens, wie man sieht, ganz unentwickelte, zu verschiedenen Zeiten hingeworfene und sich zum Theil widersprechende Gedanken in diesem Entwurfe neben einander gestellt. Nur eine höchst großartige, originelle Grundidee leuchtet uns aus diesen Fragmenten entgegen; über Ausführung, Geschichte, Personen, Local war sich der Dichter nichts weniger als klar, und diese rhapsodischen Umrisse sind gleichsam nichts als ein Suchen und Fragen. Der Hauptheld heißt bald Jenny, bald Eduard, und in einem Personenverzeichniß, welches ich weggelassen habe, ist Jenny, was der Name will, eine weibliche Figur, und zwar die Geliebte des Eduard."

Ein Drama auf einer außereuropäischen Insel.[1])

Die Aufgabe ist ein Drama, worin alle interessanten Motive der Seereisen, der außereuropäischen Zustände und Sitten, der damit verknüpften Schicksale und Zufälle geschickt verbunden werden. Aufzufinden ist also ein punctum saliens, aus dem alle sich entwickeln, um welches sich alle natürlich anknüpfen lassen, ein Punkt also, wo sich Europa, Indien, Handel, Seefahrten, Schiff und Land, Wildheit und Cultur, Kunst und Natur &c. darstellen läßt. Auch die Schiffsdisciplin und Schiffsregierung, der Charakter des Seemanns, des Kaufmanns, des Abenteurers, des Pflanzers, des Indianers, des Creolen müssen bestimmt und lebhaft erscheinen.

Landen und Absegeln. Sturm. Seetreffen. Meuterei auf dem Schiff. Schiffjustiz. Begegnung zweier Schiffe. Scheiterndes Schiff. Ausgesetzte Mannschaft. Proviant. Wassereinnehmen. Handel. Seekarten, Compaß, Längenuhr. Wilde Thiere, wilde Menschen.

Das Local, wo das Stück spielt. Eine Eingeborne liebt den Europäer und beweint ihn nach seiner Abfahrt. Ein Weltumsegler. Ein Eingeborner, der ihn nach Europa begleitet. — Jenny's Patron wird für den Verlust seines Lieblings durch etwas Anderes entschädigt.

Ein Wegsegeln und Dableiben muß zugleich vorkommen. Beides hat etwas Trauriges, aber das Freudige ist überwiegend. Es könnte so gefügt werden, daß die Person, die sich

---

1) Hoffmeister's „Nachlese zu Schiller's Werken" &c., Bd. III. S. 235—240. Die obige Ueberschrift rührt von Hoffmeister her; in Schiller's Kalender (vgl. S. 131) findet sich nur die Bezeichnung: Das Schiff. — A. d. H.

wegsehnt, bleibt, und die, welche zu bleiben gedachte, wegsegelt, oder — — — —.

Unter den Dableibenden ist ein Europäer, der sich mit Freude und Hoffnung ansiedelt, oder Einer, dem Europa fremd war, und der hier sein Vaterland findet. Er hat die Schrecknisse der europäischen Sitten hassen gelernt, und weil er Alles in Europa verloren, was ihm theuer war, so umfaßt er mit Hoffnung das neue Vaterland.

Zwischen Beiden steht der Seemann, der überall und nirgends zu Hause ist und auf dem Meere wohnt.

Der sich expatrisirende Europäer redet die fremde Erde an; Jenny hat sich zuvor an das Meer gewendet.

Schiffe sind selten auf dieser Küste, nur ruhige Pflanzer, nicht Kaufleute leben hier.

Es erscheint also im Stück: ein Pflanzer, der anlandende Kaufmann, der Seemann, der Inder, der Europäer, der Halbeuropäer; außer diesen die Hauptpersonen.

Was bringt das Schiff mit, um Jenny's Schicksal zu verändern? Entweder seinen Freund oder seine Geliebte oder seine Zurückberufung oder seinen Vater.

Ein entscheidendes Motiv, warum er nach Europa geht.

Darf die Revolution mit eingeflochten werden?

Jenny's Geliebte hat ihren Bruder oder Oheim begleitet.

Ein reicher Kaufmann ist der Vater von seiner Geliebten. Dieser ist ganz arm geworden und hat sich deswegen aufs Meer begeben, um außer Europa sein Glück zu verbessern. Er ist's, der mit dem Schiffe anlangt, er und seine Tochter steigen allein ans Land, sein Bruder ist der Patron Jenny's.

Ein Europäer hat sich in Indien etablirt und durch Fleiß und Treue die Neigung seines Patrons in solchem Grade erworben, daß dieser ihn zu seinem Eidam wählt. Seine Tochter aber liebt schon einen Andern, dem aber der Vater nicht hold ist.

An demselben Tag, wo der Kaufmann sich gegen den Europäer erklären will, langt ein Ostindienfahrer auf der Rhede an.

Der junge Europäer hat in Europa etwas Geliebtes verlassen (eine unglückliche, auf einem Irrthum beruhende Geschichte hat ihn von Europa exilirt); sein ganzes Herz ist dahin gewendet, er ist nie glücklich gewesen, seine einzige Freude ist, Schiffe aus Europa, aus dem Land seiner Liebe, ankommen zu sehen und Nachrichten zu empfangen. Auch heute treibt ihn diese Begierde,

da er von dem Schiffe gehört, an das Ufer. (Jenny ist Allen theuer; er ist ein Engel der Unterdrückten.)

Auf dasselbe Schiff hat auch die Tochter des Kaufmanns ihr Absehen gerichtet, um mit ihrem Liebhaber nach Europa zu fliehen, weil sie den Vater nicht zu erweichen hofft. (Sie versieht sich mit Juwelen und Gold. Eine gewisse Härte des Vaters und die Heftigkeit ihrer Liebe entschuldigt ihren Entschluß. Der Liebhaber kämpft mit sich selbst; er verschmäht den Reichthum der Tochter — — —.)

Gespräch zwischen der Tochter und dem jungen Jenny. Ihre Fragen nach Europa, seine wehmüthige Schilderung der Heimath.

Tochter erklärt ihm ihren Entschluß.

Vater hat ihr zuvor den seinigen erklärt.

Jenny erhält aus Europa keine Nachrichten und ist sehr traurig.

Er schlägt die Tochter des Kaufmanns aus.

Er will selbst nach Europa.

England strickt ein Netz von Entdeckungsfahrten um den Globus, womit es alle Meere umfängt.

Das Schiff muß ein lebhaftes Interesse erregen; es ist das einzige Instrument des Zusammenhangs, es ist ein Symbol der europäischen Verbreitung der ganzen Schifffahrt und Weltumseglung. Episode vom Schiffscapitän, Matrosen und Passagiers.

Ein Capitän, der von einer rebellischen Mannschaft ausgesetzt wird oder geworden ist.

Ein wegen eines Mords nach Botany-Bay Geschaffter; sein junger Sohn theilt freiwillig sein Schicksal; dieser ist zum Jüngling herangewachsen.

Das Schiff, welches auf der Rhede liegt, ist von der aufrührerischen Mannschaft in Besitz genommen. Vergebens hat Eduard seine Hoffnung auf dieses Schiff gesetzt; er glaubt, jede Aussicht sei ihm nun zur Rückkehr verloren, als sich Alles aufs Freudigste für ihn entwickelt.

Das Schiff, auf welches man alle Hoffnung setzt, kann entweder untergehen oder verschlagen werden, oder eine Meuterei kann auf demselben ausbrechen. Gefangene auf dem Schiff.

Wie kommt es in dieses Gewässer?

Die spurlose Bahn des Schiffs. Die Korallen. Die Seevögel. Das Seegras. D — — —

Die Handlung kann auf einer Insel, etwa Isle Bourbon oder einer ähnlichen selten besuchten Station sein.

Wie ist Eduard hierher gekommen?

Eduard hat mehrere Jahre vergebens die Wirkungen seiner nach Europa geschickten Briefe und der Versprechung eines Freundes erwartet; er ist auf dem Punkt, die Hoffnung aufzugeben und sich auf der Insel zu binden, wo ihm der Pflanzer seine Tochter anträgt.

Dieser Pflanzer ist auch ein Europäer und durch Schicksale hierher gekommen.

Seine Tochter — — —

Das Stück kann so endigen, daß Eduard in dem gefangenen Hauptmann des Schiffs seinen Freund entdeckt, daß er ihm sein Schiff wiedererobern hilft, und daß die Anführer[1]) statt der vorigen Bewohner auf der Insel zurückbleiben.

---

1) Soll wol heißen: Aufrührer. Vgl. J. Meyer, „Neue Beiträge" ꝛc., S. 63. — A. d. H.

20 u. 21.

Medea. — Thyest und Pelopia.

Den 15. December 1797 schreibt Schiller an Goethe: „Ich habe schon öfters gewünscht, daß unter den vielen schriftstellerischen Speculationen solcher Menschen, die keine andere als compilatorische Arbeit treiben können, auch einer darauf verfallen möchte, in alten Büchern nach poetischen Stoffen auszugehen, und dabei einen gewissen Tact hätte, das punctum saliens an einer an sich unscheinbaren Geschichte zu entdecken. Mir kommen solche Quellen gar nicht vor, und meine Armuth an solchen Stoffen macht mich wirklich unfruchtbarer im Produciren, als ich's ohne das sein würde. Mir däucht, ein gewisser Hyginus, ein Grieche, sammelte einmal eine Anzahl tragischer Fabeln entweder aus oder für den Gebrauch der Poeten. Solch einen Freund könnte ich gut brauchen. Ein Reichthum an Stoffen für möglichen Gebrauch vermehrt wirklich den innern Reichthum, ja, er übt eine wichtige Kraft, und es ist schon von großem Nutzen, einen Stoff auch nur in Gedanken zu beleben und sich daran zu versuchen." Worauf Goethe antwortet (den 16. December): „Hier überschicke ich den Hygin und würde zugleich rathen, sich die Adagia des Erasmus anzuschaffen, die leicht zu haben sind. Da die alten Sprichwörter meist auf geographischen, historischen, nationellen und individuellen Verhältnissen ruhen, so enthalten sie einen großen Schatz von reellem Stoff. Leider wissen wir aus der Erfahrung, daß dem Dichter Niemand seine Gegenstände suchen kann, ja, daß er sich selbst manchmal vergreift." Schiller an Goethe den 28. August 1798: „Was Ihnen mit den griechischen Sprichwörtern zu begegnen pflegt, dies Vergnügen verschafft mir jetzt die Fabelsammlung des Hyginus, den

ich eben durchlese. Es ist eine eigene Lust, durch diese Märchengestalten zu wandeln, welche der poetische Geist belebt hat; man fühlt sich auf dem heimischen Boden und von dem größten Gestaltenreichthum bewegt. Ich möchte deswegen auch an der nachlässigen Ordnung des Buchs nichts geändert haben, man muß es gerade rasch hinter einander durchlesen..., um die ganze Anmuth und Fülle der griechischen Phantasie zu empfinden. Für den tragischen Dichter stecken noch die herrlichsten Stoffe darin, doch ragt besonders die Medea vor, aber in ihrer ganzen Geschichte und als Cyclus müßte man sie brauchen. Die Fabel von Thyest und der Pelopia ist gleichfalls ein vorzüglicher Gegenstand. — — Merkwürdig ist es, wie dieser ganze mythische Cyclus, den ich jetzt übersehe, nur ein Gewebe von Galanterien und, wie sich Hyginus immer bescheiden ausdrückt, von Compressibus ist und alle großen und furchtbaren Motive davon hergenommen sind und darauf ruhen." Goethe an Schiller, den 29. August: „Hygin hat mir auch, so oft ich ihn aufgeschlagen, Freude gemacht; es wird mir sehr lieb sein, ihn einmal im Ganzen mit Ihnen durchzugehen." Den 4. September übersendet dann Schiller die Bürgschaft, „die ihm der Hyginus zugeführt habe."

Die Erzählungen von der Medea setzen wir als bekannt voraus; in dem zweiten Stoffe, „Thyest und Pelopia", berührt sich Schiller mit einer Idee Lessing's. Lessing sagt in seinem „Leben des Sophokles" (S. 143) über dessen verloren gegangene Trauerspiele „Thyestes": „Auch unter diesem Namen hat Sophokles zwei Trauerspiele verfertigt. Das eine hieß .... Thyest in Sicyon, und kann von dem sonderbarsten schrecklichen Inhalte gewesen sein. Nach der abscheulichen Mahlzeit, die ihm sein Bruder bereitete, floh er nach Sicyon. Und hier war es, wo er auf Befragung des Orakels, wie er sich an seinem Bruder rächen solle, die Antwort bekam, er solle seine eigene Tochter [Pelopia] entehren. Er überfiel diese auch unbekannterweise, und aus diesem Beischlafe ward Aegisth, der den Atreus hernach umbrachte, erzeugt. — Die Verzweiflung einer geschändeten Prinzessin! von einem Unbekannten! in welchem sie endlich ihren Vater erkennt! Eine von ihrem Vater entehrte Tochter! und aus Rache entehrt! geschändet, einen Mörder zu gebären! — Welche Situationen! welche Scenen!"

22.

Martinuzzi.

Wenn man von einem großen Dichter lernen kann, welche Stoffe er für geeignet zu einer poetischen Behandlung hält, so ist es fast nicht minder lehrreich, zu erfahren, welche durch äußere Verhältnisse ihm nahe gelegten Stoffe er von sich abweist. Wir haben daher auch diesem Stoffe sowie dem „Attila" (Nr. 48) einige Zeilen widmen wollen.

Den 19. October 1799 schreibt Goethe an Schiller: „Der Herzog hat mir die Geschichte des Martinuzzi zugeschickt; ich lege sein Billet bei, woraus Sie sehen werden, daß er von der Idee selbst abgeht und bald ein Schema Ihrer Malteser zu sehen wünscht. Möchten Sie es doch gelegentlich ausfertigen können!" Und Schiller antwortet unter dem 22. October: „Die vom Herzog vorgeschlagene Geschichte des Martinuzzi scheint mir nicht brauchbar für die Tragödie. Sie enthält blos Begebenheiten, keine Handlung, und Alles ist zu politisch darin. Es ist mir recht lieb, daß der Herzog selbst nicht weiter darauf besteht." Düntzer (Schiller und Goethe, S. 196) meint, es sei wol Bechet's „Histoire du ministère du Cardinal Martinusius" unter jenem Buche zu verstehen, welches der Herzog an Goethe sandte, und fügt hinzu: „Eine gewisse äußere Aehnlichkeit dieses am 10. December 1551 auf seinem Schlosse zu Alvintz auf Befehl des Kaisers ermordeten ungarischen Prälaten mit der Wallenstein's scheint den Herzog darauf geführt zu haben."

III.

Periode der Meisterschaft
und
fruchtbarsten dramatischen Productivität.

Von Maria Stuart bis Demetrius.

1799 bis 1805.

Der Erfolg des „Wallenstein" war für Schiller's dramatischen Beruf entscheidend gewesen. Von nun an ließ er sich die Pflege dieser Gattung der Poesie Hauptangelegenheit seines Lebens sein; auch den Musen-Almanach, in welchem er seine lyrischen Producte zuerst veröffentlichte, gab er seit dieser Zeit auf. Eine reiche Auswahl von dramatischen Stoffen drängte sich in seinem rastlos thätigen Geiste, und hätte nur das „kurze, drängende Leben" es verstattet, so wäre er gewiß, wie er es sich versprach, der fruchtbarste Dramatiker unsrer Nation geworden. Es ist deshalb gerade an diesem Orte geboten, eine Musterung anzustellen über seine dramatischen Entwürfe, die uns erst nach seinem Tode aus seinem Nachlasse bekannt geworden sind.

Kurze Zeit nach seinem Hinscheiden schrieb Fräulein von Göchhausen, Hofdame der Herzogin Amalia von Weimar, an Böttiger nach Dresden, den 10. Juni 1805: „Unter Schiller's Papieren fand man auf einem Bogen noch viele dramatische Süjets aufgezeichnet; die, welche er bearbeitet hatte, als: die Braut von Messina, die Jungfrau von Orleans, waren ausgestrichen. Von einem neuen Stücke ist ein Act und einige Scenen da, das Süjet aus der niederländischen Geschichte, auch fand man mehrere poetische Arbeiten, doch hat man noch nicht Alles durchgesehn." Man sieht, daß sie den „Demetrius", von dem sich 2 Acte vorfanden, mit dem „Warbeck" verwechselte, der in den Niederlanden, in Brüssel, spielt, und mit dem Schiller, wie dem Fräulein von Göchhausen sehr wohl bekannt war, sich noch 1804 lebhaft beschäftigte (siehe Nr. 23). Daraus machte denn Böttiger (denn jedenfalls ist er der Verfasser) für den „Freimüthigen" (1805, Nr. 164, Sonnabend den 17. August) folgende Anzeige: „Aus Weimar. Welch abgeschmacktes Zeug

ist nicht schon über den Schiller'schen Nachlaß in der Welt geschrieben und geschwatzt worden! Noch immer träumen Einige von einem „Attila." (Siehe Nr. 48.) Unter seinen Papieren fand sich ein Stück aus der niederländischen Geschichte, eine englische „Margaretha", wovon aber nur ein Act und einige Scenen vollendet waren. Auf einem andern Bogen waren viele Süjets zu Trauerspielen aufgeschrieben, wovon einige, wie „Die Braut von Messina" „Die Jungfrau" u. s. w., durchstrichen waren. Auch „Themistokles" befand sich darunter. Aber er würde wol etwas anders ausgefallen sein als das Stück, welches ein dramatischer Kunstjünger neuerlich unter diesem Namen, als Manuscript für Freunde und Bühnen, auf Schiller's Urne zu legen gewagt hat. Das ist ein erbärmliches Mach- und Flickwerk voll griechenzenden Ungeschmacks und deutschen Getümmels. Doch mag die Absicht dabei recht gut sein."

Mit diesen vorläufigen Nachrichten mußte sich das deutsche Publicum begnügen, bis Körner 1812—1815 Schiller's sämmtliche Werke herausgab und darin auch fünf dramatische Entwürfe aus seinem Nachlaß veröffentlichte, nämlich „Demetrius", „Warbeck", „Die Malteser" und „Die Kinder des Hauses", von denen letzterer zwei verschiedene Entwürfe, „Die Polizei" (vgl. Nr. 33) und „Die Kinder des Hauses" (Nr. 18), zu einem einzigen vereinigt. Ueber die Art, wie Körner bei der Herausgabe dieses ihm von Schiller's Wittwe anvertrauten Nachlasses verfuhr, erfahren wir Einiges aus den von Urlichs (Charlotte von Schiller und ihre Freunde) veröffentlichten Briefen Körner's. Den 9. Mai 1809 schreibt er an Lotte (III. S. 54): „Es sollte mich freuen, wenn meine Bearbeitung [des theatralischen Nachlasses] nach Ihrem Wunsche ausgefallen wäre. Ich habe, wo es mir möglich war, Schiller's eigne Worte beibehalten und mir blos bei Nachlässigkeiten, die er selbst dafür erkannt haben würde, eine Abänderung erlaubt. Der Plan zu den Kindern des Hauses könnte vielleicht ungedruckt bleiben, aber die Ideen über eine dramatische Behandlung der Pariser Polizei möchten ein größeres Interesse haben. — Es wird mir schwer, zu glauben, daß über die Malteser gar keine Papiere vorhanden sein sollten. So viel weiß ich ganz genau, daß er mir bei seinem letzten Aufenthalt in Dresden die erste Scene in Jamben vorgelesen hat. Mit dem Plane hat er sich lange beschäftigt und mir viel davon gesagt. Wenn Sie nur einige Papiere darüber fänden, so würde ich Manches aus dem Gedächtnisse ergänzen können." Diese Papiere wurden am 15. December übersandt, und am 31. December schrieb Körner: „Mit großer

Begierde habe ich die Fragmente über die Malteser gelesen. Sie enthalten genug, um daraus einen ähnlichen Plan wie von Warbeck mit Schiller's eignen Worten aufzustellen. Indessen wird hier das Geschäft ein Wenig schwieriger." Und den 18. Mai 1810: „Die Malteser hatten bei der Redaction mehr Schwierigkeiten als bei andern Fragmenten und Planen, weil Schiller hier oft seine Ideen geändert hatte und das Ganze weniger geordnet war. Ich habe wieder so viel möglich Schiller's Worte beibehalten." Endlich den 4. Juni 1810: „Daß Sie meine Bearbeitung der Malteser befriedigt hat, ist mir sehr erfreulich. Vielleicht finden sich noch Papiere zum Menschenfeind, um sie ebenso behandeln zu können."

Von jenem „Bogen" aber, den Frl. von Göchhausen und nach ihr Böttiger erwähnt, auf welchem Schiller dramatische Süjets verzeichnet hatte, erfuhr man erst durch seiner Tochter, Frau von Gleichen, Herausgabe von „Schiller's Kalender vom 18. Juli 1795 bis 1805" (Stuttgart 1865). Wir geben diesen Bogen hier wieder, indem wir die darin durchstrichenen Titel durch Sternchen (*) bezeichnen:

„Die Malthefer. Tragödie.
* Wallenstein. Tragödie. 1797. 98. 99.
Das Ereigniß zu Verona beim Römerzug Sigismund's. Verbrechen seines Günstlings und strenge Justiz des Kaisers.
* Maria Stuart. Tragödie. 1799—1800.
Narbonne, oder die Kinder des Hauses.
Der Hausvater.
Verschwörung gegen Venedig.
Sicilianische Vesper.
* Das Mädchen von Orleans. 1800—1801.
* Macbeth nach Shakespear. 1800.
* Gozzi's Turandot. 1802.
Agrippina. Tragödie.
Die Begebenheit zu Famagusta.
Warbek.
Die Polizei, ein Schauspiel.
* Die feindlichen Brüder zu Messina. Tragödie. 1803.
Themistokles. Tragödie.
Gräfin von Flandern. Schauspiel.
* Wilhelm Tell. Tragödie. 1804.
Gräfin von S. Geran.
Die Flibustiers. Schauspiel.
Bluthochzeit zu Moskau.

Das Schiff.
Henri IV. oder Biron.
Charlotte Corday. Tragödie.
Rudolph von Habsburg.
Heinrich der Löwe von Braunschweig.
Der Graf von Königsmark.
Monaldeschi.
Rosamund.
Die Braut der Hölle.
Elfride."

Man wird zugeben, daß es unmöglich ist, diese Welt von dramatischen Plänen noch nach dem Schema der Hinrichs'schen Freiheitsidee oder der Hettner'schen Schicksalsidee gruppiren zu wollen. Was wir in der Einleitung zu der ersten Periode voraus-schickten, müssen wir hier wiederholen: es sind vor Allem markige Charaktere, kühne Persönlichkeiten, die das Schicksal zu zwingen wagen, welche Schiller auf den Schauplatz führt. Und davon sind kühne Verbrecher wie Agrippina, Demetrius, Biron durchaus nicht ausgeschlossen. Sechs dieser Entwürfe, die sich noch in Schiller's Nachlaß vorfanden, hat Frau von Gleichen 1867 veröffentlicht. Wir werden sie unter den betreffenden Nummern mittheilen.

Während so einerseits unser Besitz dramatischer Pläne und Entwürfe Schiller's durch seinen frühzeitigen Tod, der ihn an der Ausführung der meisten hinderte, bereichert worden ist, bieten uns auch die Bemühungen, die er, gemeinschaftlich mit Goethe, der Darstellung fremder Dramen auf der Weimarischen Bühne widmete, ein anziehendes, ja staunenerregendes Bild seines unvergleichlichen dramatischen Gestaltungstalentes. Goethe erzählt in seinem Aufsatze „Ueber das deutsche Theater" (1815): „Schiller hatte nicht lange, in so reifen Jahren, einer Reihe von theatralischen Vorstellungen beigewohnt, als sein thätiger, die Umstände erwägender Geist, ins Ganze arbeitend, den Gedanken faßte, daß man dasjenige, was man an eignen Werken gethan, wol auch an fremden thun könne; und so entwarf er einen Plan, wie dem deutschen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleistet worden. Der einnehmende Stoff, der anerkannte Gehalt solcher Werke sollte einer Form angenähert werden, die theils der Bühne überhaupt, theils dem Sinn und Geist der Gegenwart gemäß wäre. Aus diesen Betrachtungen entstand in ihm der Vorsatz, Ausruhestunden, die ihm von eignen Arbeiten übrig blieben, in

Gesellschaft übereindenkender Freunde planmäßig anzuwenden, daß vorhandene bedeutende Stücke bearbeitet und ein deutsches Theater[1]) herausgegeben würde, sowol für den Leser, welcher bekannte Stücke von einer neuen Seite sollte kennen lernen, als auch für die zahlreichen Bühnen Deutschlands, die dadurch in den Stand gesetzt würden, den oft leichten Erzeugnissen des Tags einen festen alterthümlichen Grund ohne große Anstrengung unterlegen zu können." Vor allen übrigen aber waren es die Werke seines großen Freundes, für deren würdige Darstellung er auf das Liebevollste sorgte. Ueber seine Bearbeitung des „Egmont", über die Rathschläge, mit denen er bei der Bearbeitung des Voltaire'schen „Mahomet" den Freund unterstützte, über seine Bemühungen um zwei andre Goethe'sche Stücke wird weiter unten eingehend die Rede sein. In Bezug auf „Die Laune des Verliebten" sagt Goethe in dem so eben erwähnten Aufsatze, Schiller sei bei den Vorstellungen beiräthig gewesen, und von dem „Götz von Berlichingen" heißt es ebendaselbst: „Wir sprechen zuletzt von dem im September 1804 zum ersten Mal auf dem Theater erschienenen Götz von Berlichingen. Obgleich Schiller diese neue Bearbeitung selbst nicht übernehmen wollte, so wirkte er doch dabei treulich mit und wußte durch seine kühnen Entschließungen dem Verfasser manche Abkürzung zu erleichtern und war mit Rath und That vom ersten Anfange bis zur Vorstellung einwirkend." Ueber eine Schiller'sche Bearbeitung des größten Lessing'schen Meisterwerkes, des „Nathan", wird unsre Ausgabe zum ersten Male ausführliche Rechenschaft geben, und verweisen wir hierüber, sowie über alle andere dahin gehörige Plane auf den den Bühnenbearbeitungen gewidmeten besondern Abschnitt.

---

1) Unterm 26. Juni 1799 schrieb er hierüber an Goethe: „Meinen Vorschlag, eine Sammlung deutscher Schauspiele herauszugeben, und zwar so, daß des Jahrs zehn Stücke herauskämen und über jedes eine Kritik, nimmt er [der Verlagsbuchhändler Unger in Berlin] mit Vergnügen an und will hundert Carolin Honorar für diese zehn Stücke und deren Beurtheilung zahlen, wenn das Werk von uns herausgegeben würde. Wir können sehr leicht zu diesem Verdienste kommen, wenn wir das kritische Geschäft gesprächsweise unter uns abthun; in zehn bis funfzehn Abenden ist es abgethan und für jeden sind dreihundert Thaler verdient." Vorher (26. Mai) hatte er an Unger geschrieben: „Wegen unserer Ausgabe eines deutschen Theaters ist nur eine Schwierigkeit, ob man die Unternehmung nicht unter der verhaßten Form eines Nachdrucks betrachten wird. Wenn dies nicht zu fürchten ist, so wäre Goethe's und meine Idee, jede Messe 5 oder 6 Stücke, in zwei Bände vertheilt, herauszugeben, nebst einer kritischen Rechenschaft über die Wahl der Stücke und einer kurzen Beurtheilung derselben. Wenn Sie für diese vier Bände die Summe von 100 Carolin geben zu können glauben, ohne daß der Preis eines Bandes höher als einen Reichsthaler gesetzt zu werden braucht, so wird das Publicum und wir unsre Rechnung dabei finden."

An Gediegenheit der Form wie an Tiefe der poetischen Auffassung hatte Schiller mit dem „Wallenstein“ die Periode der Meisterschaft erreicht, und von nun an waren seine einzelnen Dramen nicht mehr eine weitere Station auf der Bahn seiner geistigen Entwicklung, sondern sein poetisches Genie, das nun vollständig Herr seiner selbst geworden war, erging sich nach Lust, statt nach einem Ziele zuzuschreiten, in den unermeßlichen Räumen der Phantasie. Und so finden wir neben antiken Stoffen wie die „Agrippina“, die wol ein Seitenstück zu Racine's „Britannicus“ geworden wäre (vgl. Nr. 50), Pläne zu Schauspielen, die er romantischen Ritterromanen entlehnte (Nr. 35), oder dem volksthümlichen romantischen Schauspiel (Nr. 24), Entwürfe aus der deutschen Geschichte, die ihm noch von seinen akademischen Vorlesungen und den Mémoires her geläufig war (Nr. 44, 46). Ja, auch die neuere und neueste Geschichte poetisch zu gestalten, traute er sich Kraft genug zu (Nr. 45, 47). Criminalgeschichten und Sittengemälde blieben auch jetzt nicht von seinen dramatischen Plänen ausgeschlossen (Nr. 33, 36), und daß die Schilderungen der Culturzustände in der neuentdeckten Welt auch jetzt noch fortfuhren, seine dichterische Phantasie zu beschäftigen, bezeugt auch aus dieser Periode ein dramatischer Plan (Nr. 38).

In Bezug auf die Form hatte sich Schiller in dieser Periode seit dem „Wallenstein“ für den 5füßigen jambischen Vers entschieden. Was er an Goethe bei Gelegenheit des „Wallenstein“ über den Unterschied von Vers und Prosa für das Drama schrieb (den 24. November 1797), war von dieser Zeit an für alle seine dramatischen Meisterwerke maßgebend: „Ich habe noch nie so augenscheinlich mich überzeugt als bei meinem jetzigen Geschäft, wie genau in der Poesie Stoff und Form, selbst äußere, zusammenhängen. Seitdem ich meine prosaische Sprache in eine poetisch-rhythmische verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher; selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platz zu stehen schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen: sie waren blos gut für den gewöhnlichen Hausverstand, dessen Organ die Prosa zu sein scheint; aber der Vers fordert schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und so mußte ich auch in mehreren meiner Motive poetischer werden. Man sollte wirklich Alles, was sich über das Gemeine erheben muß, in Versen, wenigstens anfänglich, concipiren; denn das Platte kommt nirgends so ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen wird. — Bei meinen gegenwärtigen Arbeiten hat sich mir eine Bemerkung angeboten, die Sie vielleicht

auch schon gemacht haben. Es scheint, daß ein Theil des poetischen Interesse in dem Antagonism zwischen dem Inhalt und der Darstellung liegt. Ist der Inhalt sehr poetisch bedeutend, so kann eine magere Darstellung und eine bis zum Gemeinen gehende Einfalt des Ausdrucks ihm recht wohl anstehen, da im Gegentheil ein unpoetischer gemeiner Inhalt, wie er in einem größern Ganzen oft nöthig wird, durch den belebten und reichen Ausdruck poetische Dignität erhält. Dies ist auch meines Erachtens der Fall, wo der Schmuck, den Aristoteles fordert, eintreten muß; denn in einem poetischen Werke soll nichts Gemeines sein. — Der Rhythmus leistet bei einer dramatischen Production noch dieses Große und Bedeutende, daß er, indem er alle Charaktere und alle Situationen nach einem Gesetz behandelt und sie, trotz ihres innern Unterschiedes, in einer Form ausführt, dadurch den Dichter und seine Leser nöthiget, von allem noch so Charakteristisch-Verschiedenen etwas Allgemeines, Rein-Menschliches zu verlangen. Alles soll sich in dem Geschlechtsbegriff des Poetischen vereinigen, und diesem Gesetz dient der Rhythmus sowol zum Repräsentanten als zum Werkzeug, da er Alles unter seinem Gesetze begreift. Er bildet auf diese Weise die Atmosphäre für die poetische Schöpfung; das Gröbere bleibt zurück, nur das Geistige kann von diesem dünnen Elemente getragen werden."

So hatte denn auch in Betreff der Form die Schule des classischen Alterthums, dessen Studium er sich mit unvergleichlich beharrlichem Ernst und Fleiß gewidmet, segensreiche und bleibende Früchte getragen.

Betrachten wir diese stattliche Reihe dramatischer Pläne und Entwürfe, von denen er, wie der Künstler aus seiner Werkstatt, durch den Tod abgerufen wurde, ehe er die letzte gestaltende Hand an sie legen konnte, so gemahnt er uns an sein „Pompeji":

„Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben;
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg."

Aber was Goethe von dem großen Erneuerer der Antike, von Winckelmann, sagt, gilt auch deshalb in reichem Maße von Schiller: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen.... Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden.... Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu

erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß er früh hinwegschied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen."

23.

Warbeck.

Nach dem „Wallenstein" wandte sich Schiller entschlossen dem alten Plane der „Maria Stuart" wieder zu, und zwar besonders deshalb, weil er nach der langen Arbeit am „Wallenstein" Helden und Schlachten herzlich satt hatte. Wir wissen, daß er schon im Jahre 1783 während seines Aufenthaltes zu Bauerbach mit diesem Plane beschäftigt war. Im April 1788 schreibt er an Lotte von Lengefeld: „Ich schicke Ihnen die verlangte Geschichte von Schottland; das englische Original habe ich nicht bekommen können. Lassen Sie Sich das Leiden der armen Königin zu Herzen gehen." Unter der „Geschichte von Schottland" ist wol Robertson zu verstehen, der eine Geschichte der Regierungen der Königin Maria Stuart und Jacob's VI. geschrieben hat.

Den 26. April 1799 schreibt er an Goethe:

„Die Zerstreuungen, die ich in Weimar erfahren [bei der Aufführung von „Wallenstein's Tod", 20. April], klingen heute noch bei mir nach, und ich kann noch zu keiner ruhigen Stimmung kommen. Indessen habe ich mich an eine Regierungsgeschichte der Königin Elisabeth gemacht und den Proceß der Maria Stuart zu studiren angefangen. Ein paar tragische Hauptmotive haben sich mir gleich dargeboten und mir großen Glauben an diesen Stoff gegeben, der unstreitig sehr viel dankbare Seiten hat. Besonders scheint er sich zu der Euripidischen Methode, welche in der vollständigsten Darstellung des Zustandes besteht, zu qualificiren; denn ich sehe eine Möglichkeit, den ganzen Gerichtsgang zugleich mit allem Politischen auf die Seite zu bringen und die Tragödie mit der Verurtheilung anzufangen. Doch davon mündlich, und bis meine Ideen bestimmter geworden sind. — Wollten Sie die Güte haben und gegen beiliegende Scheine die notirten Werke aus der Bibliothek

für mich holen und durch das Botenmädchen senden lassen. Camden habe ich schon mitgenommen, aber den Schein vergessen zurückzulassen. Wenn Sie mir, etwa aus der Sammlung des Herzogs, den Genzischen Historischen Kalender, der das Leben der Maria Stuart enthält, verschaffen könnten, so wäre mir's sehr angenehm."

Die weitere Entstehungsgeschichte des Werkes sehe man in der Vorbemerkung des Drama's selbst (Th. V. S. 5 f.). Als seine Hauptquelle nennt Schiller selbst Rapin de Thoyras' allgemeine Geschichte von England, die ihm wahrscheinlich in der Uebersetzung von Baumgarten und Pauli (Halle 1755—1760) zugänglich wurde. Er schreibt den 12. Juli 1799 an Goethe: „Mit meiner Arbeit geht es zwar nicht sehr schnell, aber doch seit einiger Zeit ohne Stillstand fort. Die nöthige Exposition des Processes und der Gerichtsform hat, außerdem daß solche Dinge mir nicht geläufig sind, auch eine Tendenz zur Trockenheit, die ich zwar überwunden zu haben hoffe, aber doch nicht ohne viel Zeit dabei zu verlieren, und zu umgehen war sie nicht. Die englische Geschichte von Rapin Thoyras, die ich seit dieser Zeit lese, hat den guten Einfluß, mir das englische Locale und Wesen immer lebhaft vor der Imagination zu erhalten." Außerdem benutzte er Archenholz' „Geschichte der Königin Elisabeth von England" in Göschen's „Historischem Kalender für Damen für das Jahr 1790", und für den fünften Act besonders Brantome's Mémoiren, die in Schiller's „Sammlung historischer Mémoires" erschienen waren, und dessen Erzählung der Bericht zweier Augenzeuginnen von dem Tode der Maria zu Grunde lag.

Das Studium der Geschichte des Rapin de Thoyras führte ihm auch noch einen andern Stoff zu, über welchen er am 20. August 1799 an Goethe schrieb:

„Ich bin dieser Tage auf die Spur einer neuen möglichen Tragödie gerathen, die zwar erst noch ganz zu erfinden ist, aber, wie mir dünkt, aus diesem Stoff erfunden werden kann.

„Unter der Regierung Heinrich's VII. in England stand ein Betrüger, Warbeck, auf, der sich für einen der Prinzen Eduard's V.[1]) ausgab, welche Richard III. im Tower hatte ermorden lassen. Er wußte scheinbare Gründe anzuführen, wie er gerettet worden, fand eine Partie, die ihn anerkannte und auf den Thron setzen wollte. Eine Prinzessin desselben Hauses York, aus dem Eduard abstammte, und welche Heinrich VII. Händel erregen wollte, wußte und unterstützte den Betrug; sie war es vorzüglich, welche den Warbeck auf

1) Müßte heißen: IV.

die Bühne gestellt hatte. Nachdem er als Fürst an ihrem Hof in Burgund gelebt und seine Rolle eine Zeit lang gespielt hatte, manquirte die Unternehmung; er wurde überwunden, entlarvt und hingerichtet.

„Nun ist zwar von der Geschichte selbst so gut als gar nichts zu gebrauchen, aber die Situation im Ganzen ist sehr fruchtbar, und die beiden Figuren des Betrügers und der Herzogin von York können zur Grundlage einer tragischen Handlung dienen, welche mit völliger Freiheit erfunden werden müßte. Ueberhaupt glaube ich, daß man wohlthun würde, immer nur die allgemeine Situation der Zeit und die Personen aus der Geschichte zu nehmen und alles Uebrige poetisch frei zu erfinden, wodurch eine mittlere Gattung von Stoffen entstünde, welche die Vortheile des historischen Drama's mit dem erdichteten vereinigte.

„Was die Behandlung des erwähnten Stoffs betrifft, so müßte man, däucht mir, das Gegentheil von dem thun, was der Komödiendichter daraus machen würde. Dieser würde durch den Contrast des Betrügers mit seiner großen Rolle und seine Incompetenz zu derselben das Lächerliche hervorbringen. In der Tragödie müßte er als zu seiner Rolle geboren erscheinen, und er müßte sie sich so sehr zu eigen machen, daß mit Denen, die ihn zu ihrem Werkzeug gebrauchen und als ihr Geschöpf behandeln wollten, interessante Kämpfe entstünden. Es müßte ganz so aussehen, daß der Betrug ihm nur den Platz angewiesen, zu dem die Natur selbst ihn bestimmt hatte. Die Katastrophe müßte durch seine Anhänger und Beschützer, nicht durch seine Feinde, und durch Liebeshändel, durch Eifersucht und dergleichen herbeigeführt werden.

„Wenn Sie diesem Stoff im Ganzen etwas Gutes absehen und ihn zur Grundlage einer tragischen Fabel brauchbar glauben, so soll er mich bisweilen beschäftigen; denn wenn ich in der Mitte eines Stücks bin, so muß ich in gewissen Stunden an ein neues denken können."

Goethe antwortete umgehend: „— Der neue tragische Gegenstand, den Sie angeben, hat auf den ersten Anblick viel Gutes, und ich will weiter darüber nachdenken. Es ist gar keine Frage, daß, wenn die Geschichte das simple Factum, den nackten Gegenstand hergiebt und der Dichter Stoff und Behandlung, so ist man besser und bequemer dran, als wenn man sich des Ausführlichern und Umständlichern der Geschichte bedienen soll; denn da wird man immer genöthigt, das Besondere des Zustandes mit aufzunehmen, man entfernt sich vom Rein-Menschlichen, und die Poesie kommt ins Gedränge."

Den 13. Mai 1801 schrieb Schiller an Körner: „Noch habe ich zwei andre Stoffe, die zu ihrer Zeit gewiß auch an die Reihe kommen, aber sich bis jetzt der Form noch nicht haben unterwerfen wollen. Der eine davon ist Warbeck, ein Betrüger im funfzehnten Jahrhundert, der sich für den im Tower getödteten Herzog von York ausgab und gegen Heinrich den Siebenten von England als Gegenkönig auftrat. Aus der Geschichte selbst nehme ich nichts als dieses Factum und die Person der Herzogin von Burgund, einer Prinzessin von York, welche diese Komödie spielte. Das punctum saliens zu dieser Tragödie ist gefunden, sie ist aber schwer zu behandeln, weil der Held des Stücks ein Betrüger ist — und ich möchte auch nicht den kleinsten Knoten im Moralischen zurücklassen." Und an Goethe den 28. Juni 1801: „Das Schauspiel fängt an, sich zu organisiren, und in acht Tagen denke ich an die Ausführung zu gehen. Der Plan ist einfach, die Handlung rasch, und ich darf nicht besorgen, ins Breite getrieben zu werden." Goethe antwortete darauf den 9. Juli (so ist der Brief zu datiren): „Was Ihr Schauspiel betrifft, so weiß ich nicht, ob Sie von den Maltesern oder von dem untergeschobenen Prinzen sprechen, und ich werde also auf doppelte Weise überrascht sein, wenn Sie auch hierin vorwärts rücken." Eine Antwort Schiller's fehlt, aber eine Notiz in seinem Kalender vom 30. September 1801 macht es wahrscheinlich, daß er den „Warbeck" meint: „An den Warbeck gegangen und fortgefahren."

Nach Vollendung der „Turandot" hoffte Schiller, wie er den 16. November 1801 an Körner schreibt, mit der gehörigen Lust an den „Warbeck" gehen zu können. Aber inzwischen hatte ihn wieder ein andrer Stoff, „Wilhelm Tell", so mächtig erfaßt, daß „Warbeck" bei Seite gelegt wurde. So schrieb er an Goethe den 10. März 1802: „Indem Sie in Jena Sich unter den Freunden wohl befinden und gar nicht Unrecht daran thun, zu leben und zu genießen, habe ich mich hier ganz zu Hause gehalten und bin nicht unthätig gewesen, wiewol ich von meinem Thun noch lange keine Rechenschaft geben kann. Ein mächtiger Interesse als der Warbeck hat mich schon seit sechs Wochen beschäftigt und mit einer Kraft und Innigkeit angezogen, wie es mir lange nicht begegnet ist. Noch ist zwar blos der Moment der Hoffnung und der dunkeln Ahnung, aber er ist fruchtbar und vielversprechend, und ich weiß, daß ich mich auf dem rechten Weg befinde." Und an Körner den 17. März 1802: „Du wirst mich fragen, warum ich denn den Warbeck habe liegen lassen; ich habe viel über das Stück gedacht und werde es auch unfehlbar mit Succeß ausführen; aber

ein anderes Süjet hat sich gefunden, das mich jetzt ungleich stärker anzieht, und welches ich getrost auf die Jungfrau von Orleans kann folgen lassen. Aber es fordert Zeit; denn es ist ein gewagtes Unternehmen und werth, daß man Alles dafür thue."

Nach Beendigung der „Braut von Messina" sollte es, so schreibt er an Körner den 9. Sept. 1802, hurtig an den „Warbeck" gehen, wozu der Plan jetzt auch viel weiter gerückt sei, und unmittelbar nach diesem an den „Wilhelm Tell". Noch in seinem Todesjahre dachte er daran, wie sich aus seinem Kalender S. 182 ergiebt, den „Warbeck" zu vollenden. Nach der eben angeführten Notiz begann er ihn im Jahre 1801. Böttiger theilt uns aus dem Aufenthalt der Frau von Staël in Weimar unter dem 8. Februar 1804 Folgendes mit: „Bei Tisch erzählte Schiller, daß er die Gewohnheit habe, noch vor Beendigung eines Stücks an einem zweiten die Hand anzulegen, und daß dies auch schon jetzt bei seinem Wilhelm Tell der Fall sei, indem er noch vor Vollendung desselben ein anderes angefangen habe (Fernow nannte Tags darauf Schiller's sämmtliche Dramen nur Approximationsversuche zu der noch nicht gefundenen Regel des Trauerspiels). Nun war die ganze Neugierde der Dame gereizt, den Gegenstand zu wissen, und aller Protestationen von Seiten Schiller's ungeachtet, der erklärte, daß er beim Verrath des Gegenstandes die ganze Arbeit aufzugeben geneigt sein könnte, drang sie durch verfängliche Fragen so lange in ihn, bis er zugab, daß das Stück den Namen einer Engländerin des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunders in den Niederlanden führe und in Brüssel spiele. Nun fehlte nur noch der Name. Auch diesen mußte der Dichter endlich sagen, indem sie ihm das unbedingte Versprechen abgelockt hatte, ihm (sic) nur noch eine einzige Frage aufrichtig zu beantworten, und nun glattweg fragte: ‚Quel est le nom?' ‚Marguerite', war nun die Antwort. Doch erklärte Schiller zugleich, daß selbst das Wissen des Namens noch wenig Licht über den Gegenstand verbreiten würde, der, nur auf den historischen Stamm gepfropft, ganz selbst geschaffene Dichtung sein würde." Böttiger's Sohn bemerkt dazu im Morgenblatte: „Es handelte sich von Margarethe von York, letzte Gemahlin Karl's des Kühnen von Burgund und Stiefmutter der reichen Erbin von Burgund, Maria, Maximilian's Gemahlin." Aber Böttiger's Vater war noch neugieriger als Frau von Staël, und da Schiller vom „Wallenstein" her seine Neugierde und Schwatzhaftigkeit zu fürchten alle Ursache hatte, so schrieb er ihm den 10. Februar 1804: „Die Person, von der die Rede ist, haben Sie errathen, das will ich ehrlich und redlich eingestehen, die Handlung aber, worauf es

eigentlich ankommt, noch nicht. Und da der Himmel zu wollen scheint, daß das Geheimniß geheim bliebe, so will ich wenigstens nichts zur Enthüllung desselben beitragen. Die beste Art, es zu entdecken, möchte wol das fertige Stück selbst sein, und es ist am Ende auch einer von denjenigen Stoffen, die erst durch die Poesie zu etwas werden. — Da ich indessen keinen Augenblick zweifle, daß Sie meinem Geheimniß auf die Spur kommen werden, so erbitte ich mir im Voraus von Ihrer Güte, es wie ein anvertrautes zu behandeln und möglichst schonend damit umzugehen."

Obgleich nun dieses Stück aus der Geschichte nicht viel mehr als die Namen, die Situation und den Charakter der Herzogin von Burgund entlehnte, wie Schiller selbst sagte, so dürfen wir doch nicht unterlassen, uns mit seiner Quelle näher bekannt zu machen. Es ist, wie schon erwähnt, Rapin de Thoyras' Geschichte von England, aus der wir einen Auszug nach der Uebersetzung von Baumgarten (III. S. 681 ff.) mittheilen:

„In der Zeit, als er [Heinrich VII.] sich gänzlich mit den vorgemeldeten Angelegenheiten beschäftigte, arbeitete die verwittwete Herzogin von Burgund daran, wie sie ihm neue Unruhen erregen möchte, welche um so viel gefährlicher waren, je weniger er deshalb einen Verdacht hatte. Dieser Prinzessin war nicht unbekannt, wie die Engländer und Irländer gegen das Haus York gesinnet waren, und auf derselben Zuneigung insonderheit gründete sie ihre Hoffnung, Heinrichen vom Throne stürzen zu können. Obgleich das mit Lambert Simnel angestellete Spiel mißlungen war, so schrieb sie doch den schlechten Erfolg desselben nicht sowol dem Anschlage selbst als vielmehr Denjenigen zu, welche denselben geführet hatten. Ueberdies war Heinrich der Gefahr ausgesetzt gewesen, eine Schlacht zu wagen, welche er hätte verlieren können, und es war nicht unmöglich, daß er überwunden werden könne, wenn er sich wieder in gleichem Fall befinden sollte. Sie verlor demnach die Hoffnung nicht, das Haus Lancaster, oder vielmehr das Haus Tudor, vom Throne zu stoßen, worauf sie sich Rechnung machte, daß es ihr nicht schwer fallen würde, das Haus York wieder auf denselben zu setzen. Seit dem verunglückten Anschlage Simnel's hatte sie nicht aufgehöret, entweder für sich selbst oder durch ausgeschickte Leute das Gerücht auszusprengen, daß Richard, Herzog von York, Eduard's IV. zweiter Sohn, der Wuth Richard's III., seines Oheims, entgangen und noch am Leben sei. Dieses geschah, um die Gemüther vorzubereiten, ein anderes Gespenst anzunehmen, welches sie die Person des jungen Prinzen, ihres Vettern, wollte spielen lassen, gleich wie Lambert Simnel des Grafen

von Warwick seine gespielt hatte. In dieser Absicht ließ sie mit Fleiß junge Leute von dem Alter des Herzogs von York, welche sich zu ihrem Anschlag schickten, aufsuchen. Endlich fand sich Einer, bei welchem sie alle erforderlichen Eigenschaften, diesen Prinzen wohl vorzustellen, anzutreffen vermeinte. Es war ein junger Mensch, mit Namen Perkin Warbeck, ein Sohn eines bekehrten Juden von Tournay, welcher sich lange zu London aufgehalten hatte. Eduard IV. hatte Gelegenheit gehabt, diesen Juden kennen zu lernen und von ihm einen Dienst zu erhalten. Es hatte ihm beliebet, demselben die Ehre anzuthun, bei einem von seinen Söhnen Pathenstelle zu vertreten, welchem er den Namen Peter hatte geben lassen, davon das Verkleinerungswort Peterkin oder Perkin entstanden. Einige Jahre nachher kehrete der Vater wieder nach Flandern zurück und ließ den jungen Perkin bei einem von seinen Verwandten zu Antwerpen, welcher ihn einige Zeit bei sich behielt. Dieses Kind war so schön und hatte solche Eigenschaften, die über seine Geburt gingen, daß Viele muthmaßten, es dürfte wol Eduard IV. selbst sein Vater sein. In der That war es etwas Außerordentliches, daß Eduard ein Kind von einer so geringen Herkunft in seinem Namen aus der Taufe heben lassen. Dem sei nun, wie ihm wolle, so ging Perkin von Antwerpen weg und hielt sich in verschiedenen niederländischen Städten auf und veränderte seine Wohnung so oft, daß, als in den folgenden Zeiten Heinrich auf seine Spur kommen und Nachrichten von seiner ganzen Lebensgeschichte einziehen wollte, er nicht wenig Schwierigkeiten antraf. Wie Perkin mehrentheils mit Engländern, welche sich in den Niederlanden gesetzt hatten, umging, hatte er die englische Sprache so vollkommen gelernet, daß man ihn leicht für einen Engländer halten konnte, um so viel mehr, da er seine ersten Lebensjahre in England zugebracht hatte. Als dieser junge Mensch der Herzogin von Burgund angezeiget worden, so ließ sie ihn heimlich in ihren Palast kommen, und nachdem sie ihn zu ihrem Anschlag geschickt befunden, so richtete sie ihn mit Fleiß ab, die Person, welche er vorstellen sollte, zu spielen. Man kann hieraus abnehmen, daß Perkin viel Witz und Verstand müsse gehabt haben, daß er in die Absichten dieser Prinzessin einschlagen können, da es sonst vergeblich würde gewesen sein, ihm Unterricht zu geben. Dem sei nun, wie ihm wolle, so machte sie ihm so oft eine Abschilderung von Eduard IV., der Königin, seiner Gemahlin, dem Prinzen Eduard, seinem ältesten Sohn, den Prinzessinnen, ihren Töchtern, daß, nachdem man ihn oftmals seine Lehren wiederholen lassen, er sehr geschickt und umständlich von dem Hofe seines vorgegebenen Vaters zu sprechen

wußte, wenigstens insoweit, als man voraussetzen konnte, daß der Herzog von York davon benachrichtigt gewesen. Die natürliche Art, mit welcher er gelernet hatte, einige dem Begriff der Kinder gemäße Umstände und gewisse sonderbare Begebenheiten vom Hofe Eduard's IV. zu erzählen, ließ die Herzogin hoffen, daß er nicht ermangeln werde, sich Beifall unter den Leuten zu erwerben, wenn er öffentlich auftreten würde. Vor allen Dingen befliß sie sich, ihn in der Geschichte desjenigen festzusetzen, was sich zu der Zeit, als er sich in der Freistatt zu Westminster bei der Königin befunden, und als er durch die gespielten Streiche Richard's III. daraus gezogen worden, sollte zugetragen haben, insonderheit aber in Absicht der Art und Weise, wie er den Händen der Büttel, welche Befehl gehabt, ihm das Leben zu nehmen, entgangen sei. Diese besondern Umstände konnten um so viel leichter angegeben werden, je weniger Leute im Stande waren, ihnen zu widersprechen. Weiter lehrete sie ihn, ein leichtes, freies, ungezwungenes und einem wohlgezogenen Prinzen anständiges Wesen anzunehmen. Sie fand bei diesem jungen Menschen so glückliche Fähigkeiten, daß sie sich selbst darüber verwunderte. In kurzer Zeit gewöhnte sich Perkin dergestalt an, als ein Fürst zu reden und zu handeln, daß man hätte sagen sollen, daß er in einem königlichen Hause geboren und erzogen worden. Man weiß nicht gewiß, zu welcher Zeit die Herzogin von Burgund den Perkin Warbeck zu sich genommen, um ihn abzurichten; es ist aber doch wahrscheinlich, daß es nicht lange nach der Schlacht bei Stoke geschehen, in welcher der Graf von Lincoln und Lambert Simnel den Kürzern gezogen. Dem sei nun, wie ihm wolle, so entschloß sich diese Fürstin, nachdem sie aus den Händeln von Bretagne geurtheilt hatte, daß es nicht lange anstehen würde, daß Heinrich mit Frankreich brechen dürfte, den Perkin, sogleich als der Krieg angegangen sein würde, unter dem Namen des Herzogs von York aufzustellen. Weil sie aber doch wohl begriff, daß, wenn er sich in Flandern oder in einer niederländischen Stadt zeigen sollte, man nicht ermangeln würde, sie in Verdacht zu ziehen, so schickte sie ihn nach Portugal, wo er ungefähr ein Jahr blieb, ohne sich zu erkennen zu geben. Da endlich 1492 der Krieg zwischen England und Frankreich unvermeidlich zu sein schien, so schickte sie Befehl an Perkin, sich nach Irland zu verfügen, wo sie vermuthlich schon mit vielen Personen vom Stande die Karte gemischt haben mochte. Perkin gehorchte unverzüglich, und nachdem er zu Cork ans Land gestiegen, so gab er sich für den Herzog von York, Eduard's IV. Prinzen, aus, worin er von dem Bürgermeister (Mayor) der Stadt, welcher vermuthlich von dem

Verständniß wußte, unterstützt wurde. Wenig Tage darauf schrieb er an die Grafen von Desmond und von Kildare, starke Anhänger des Hauses York, um ihnen seine Ankunft zu berichten und sie zu ersuchen, sich zu ihm zu verfügen." Im Folgenden wird dann erzählt, daß der König Karl VIII. von Frankreich ihn zu sich nach Paris kommen läßt, um von der Aufstellung dieses Prätendenten gegen Heinrich VII. Vortheil zu ziehen, daß dieser ihn als Herzog von York anerkennt, ihn aber fortschickt, sobald er sich des Friedens mit Heinrich versichert hält. „Perkin schätzte sich sehr glücklich, daß er so wohlfeil davongekommen war. Er hatte etwas ganz Anders befürchtet, als er vernommen, daß an einem Frieden zwischen beiden Königen gearbeitet werde. Er verließ also den französischen Hof gar gern und wandte sich nach Flandern zu der Herzogin von Burgund, nahm sich aber dennoch wohl in Acht, sich merken zu lassen, daß er sie vorher schon gesehen habe. Als sie sich zum ersten Male sprachen, spielte Margaretha ihre Person artig. Sie ging anfänglich ganz hart mit ihm um und stellte sich voller Verwunderung, daß er in ihrer Gegenwart die Verwegenheit gehabt, sich einen Herzog von York zu nennen. Sie sagte öffentlich, daß, da sie schon einmal durch einen Betrüger, welcher sich für den Grafen von Warwick ausgegeben, hintergangen worden, sie nun besser auf ihrer Hut sein, und es nicht so leicht angehen würde, sie zum zweiten Mal zu betrügen. Sie rieth ihm demnach, seinen Rückweg zu nehmen, damit er sich nicht eine Strafe zuziehen möchte, welche seine Verwegenheit verdiene. Perkin schien über diese Drohungen gar nicht erschrocken zu sein, sondern erkannte, daß sie allerdings zu zweifeln Ursache habe, behauptete aber dennoch, daß er der Herzog von York, ihr Vetter, sei. Endlich stellte sich die Herzogin, als wolle sie ihn der Betrügerei vor ihrem ganzen Hofe überführen, und legte ihm gewisse Fragen vor, von welchen sie wohl wußte, daß er sie geschickt beantworten konnte. Er antwortete auch wirklich auf eine so leichte und natürliche Art darauf, daß sich die Herzogin darüber zu verwundern schien. Kurz, sie spielten ihre Rolle so wohl, daß diese Prinzessin, unter dem Vorwand, daß sie der Augenscheinlichkeit seiner Beweise nicht widerstehen könne, ihn für ihren Vetter erkannte, ihm eine Leibwache von 30 Hellebardiers anwies und ihm die Benennung von der weißen Rose, welche das Wappenzeichen des Hauses York war, beilegte. Perkin befliß sich von seiner Seite, die Welt durch die natürliche Art, die vornehmsten Umstände seines Lebens zu erzählen, zu überzeugen, daß er der wahre Herzog von York sei. Warf man ihm bisweilen vor, daß er sich vom französischen Hofe habe entfernen müssen, so

antwortete er unter vielen Seufzern, daß es nichts Seltsames sei, daß ein vom Glück verfolgter junger Prinz der Staatskunst zweier mächtigen Monarchen sei aufgeopfert worden. Daß dieses selbst ein kräftiger Beweis sei, welcher ihm zu Statten kommen müsse, daß der Friede zwischen den Königen Karl und Heinrich nicht anders als auf den Grund seines Verderbens habe gebaut werden können. Was Perkin sagte, zu welchem noch das öffentliche Zugeständniß der Herzogin von Burgund kam, überredete anfänglich diesen ganzen Hof, daß er der wahre Herzog von York sei, und von da breitete sich das Gerücht in alle Provinzen der Niederlande aus, wie nachgehends in das ganze übrige Europa. Als die Zeitung mit angehendem Jahr 1493 in England bekannt geworden, daß der Herzog von York in Flandern sei und die Herzogin von Burgund ihn erkannt habe, so verursachte sie große Bewegungen im Königreich. Sie fand gar bald bei sehr viel Leuten Glauben, darunter Einige mit dem Könige nicht zufrieden, Andere Liebhaber von Neuigkeiten waren. Einige nahmen dasjenige blindlings an, was ansehnlicheren Leuten, als sie waren, ihnen für einen Eindruck zu machen gefiel; und Andere, welche ihr Glück in der Welt zu machen verzweifelten, wünschten eine Veränderung in der Regierung. Ueberhaupt war der König nicht beliebt. Der Verlust von Bretagne, der mit Frankreich gemachte Friede, das üble Bezeugen, welches die Königin und das ganze Yorkische Haus vom Könige erduldet hatten und noch täglich erdulden mußten, wie auch die vergeblich aufgelegten Abgaben waren mehr als zu fähig, dem Volk solche Wünsche beizubringen, daß Alles, was man sagte, wahr sein möchte. Der König gerieth darüber in Bestürzung, daß man diese Zeitung so begierig aufgenommen hatte. Dieses gab ihm zu erkennen, daß er von den Anhängern des Hauses York Alles zu befürchten habe, und sie allemal bereit sein würden, eine jede vorkommende Gelegenheit zu ergreifen, ihn zu stürzen, wenn es ihnen möglich sei. Er stellte sich aber dennoch, als wenn er darüber nicht erschrocken sei, weil er besorgte, daß seine Furcht seinen Feinden Muth machen möchte. Er fuhr also fort, wie er gewohnt war, sich zu verhalten, und erwartete, wie sie ihre Anschläge offenbarer äußern würden.“ Es entsteht eine Verschwörung unter den englischen Großen; zwei der Rädelsführer, Clifford und Barley, werden nach Flandern zu der Herzogin Margaretha abgesandt, diese erkennen Warbeck als den Herzog von York an, Heinrich sucht Mittel, dem Volk seinen Irrthum zu benehmen. Er läßt die Mörder des ächten Herzogs von York, Tyrrel und Dighton, verhören. „Als man hierauf diese beiden Zeugen ingeheim verhöret, so

machte man bekannt, daß Beide die That zugestanden, nämlich daß Dighton und Forest die beiden Prinzen im Bette erstickt, und daß sie dieselben dem Ritter Tyrrel todt vorgezeigt und der Priester sie nachher unter einer Treppe vergraben habe; daß Richard sie kurz darauf durch eben diesen Priester anderswohin bringen lassen, welcher seitdem verstorben sei, ohne Jemand den Ort zu entdecken, wo er sie hingebracht habe. Es scheint dennoch, daß die Aussage Tyrrel's dem Könige nicht so günstig gewesen als Dighton's, indem der Erstere im Gefängniß bleiben mußte, dahingegen der Andere auf freien Fuß gestellt wurde, vermuthlich, damit er selbst seine Aussage unter die Leute bringen möchte. Die Bekanntmachung dieser Zeugnisse hatte dennoch die Wirkung nicht, welche sich der König davon versprochen. Denn was konnte ein Bekenntniß für einen Beweis abgeben, welches von Demjenigen bekannt gemacht worden, dem daran gelegen war, es auf eine vortheilhafte Art zum Vorschein kommen zu lassen, nach einem ingeheim angestellten Verhör? Hiernächst machte die Verlegung der beiden Körper aus dem ersten Orte, wo sie vergraben worden, an einen andern unbekannten die Sache sehr verdächtig. Wenn diese Wegschaffung nicht gewesen wäre, so würde nichts leichter gewesen sein, als den Tod der beiden Prinzen zu beweisen, weil man noch ihre Leichen unter der Treppe würde haben finden können. Das Volk urtheilte demnach, daß, weil dem Könige dieser Beweis, welcher so natürlich war, fehle, so habe er diese Wegschaffung erfunden, damit es Niemand befremden möge, daß er sich eines so überzeugenden Beweises nicht bedient habe. Zudem konnte das Zeugniß der beiden Bösewichter, welche sich selbst eines so frevelhaften Verbrechens beschuldigten, und deren Aussage dem Könige so vortheilhaft war, von keinem besonderen Gewicht sein. Wie also der König wohl einsah, daß dieses Mittel nicht hinreichend sei, dem Volk den Wahn zu benehmen, so ging seine vornehmste Bemühung dahin, wie er ausfinden möchte, wer der Betrüger sei, welcher sich für den Herzog von York ausgebe." Er schickt also Kundschafter nach Flandern und läßt diese in den Kirchenbann thun, um sie desto besser zu verbergen. Er erfährt alle besonderen Umstände von dem Leben des Perkin Warbeck und macht sie bekannt, ohne jedoch viel mehr Glauben zu finden als bei der Veröffentlichung des Bekenntnisses von Tyrrel und Dighton. Heinrich wandte sich hierauf an den Erzherzog Philipp und bat ihn um die Auslieferung des Betrügers; dieser lehnte sie jedoch unter dem Vorwande ab, daß die Herzogin von Burgund vollständige Souveränetät über ihre Besitzungen in den Niederlanden hätte. Es gelang jedoch Heinrich, den Mitverschwo-

renen Clifford auf seine Seite zu ziehen und von ihm genaue Nachrichten über den Briefwechsel zu erhalten, welchen Warbeck und die Herzogin in England unterhielten. Demnach ließ er an einem Tage sämmtliche Rädelsführer der Verschwörung festnehmen und einige derselben hinrichten. Unterdessen rüstete die Herzogin von Burgund eine Flotte, und Warbeck versuchte eine Landung in Kent, die aber übel ablief. Von da ging Warbeck nach Irland, traf aber auf dieser Insel nicht so günstige und seinen Anschlägen förderliche Gesinnungen, als er erwartet hatte, und begab sich deshalb nach Schottland, wo ihn der König Jakob gut aufnahm und ihm auch eine seiner Verwandten zur Gemahlin gab, Catharina Gordon, eine Tochter des Grafen von Huntley, eines der schönsten und vollkommensten Frauenzimmer in Schottland. Auch versprach er ihm, Hand anzulegen, um ihn auf den englischen Thron zu setzen. Er fiel zweimal mit gewaffneter Hand in England ein, ohne daß, wie er erwartet hatte, die Engländer sich zum Theil zu ihm schlugen; er kehrte deshalb das erste Mal nach einem Streifzuge in Northumberland, der ihm viel Beute einbrachte, nach Schottland zurück; das zweite Mal belagerte er Norham, welches aber von dem Grafen von Surrey entsetzt wurde, der seinerseits Ayton in Schottland wegnahm. Darauf schloß Jakob mit Heinrich Friede, forderte Warbeck auf, sein Land zu räumen, und ließ ihn mit seiner Gemahlin nach Irland geleiten. Dieser mischte sich nun in die Unruhen in Cornwallis, wohin die Aufrührer ihn beriefen und ihn an ihre Spitze stellten. Er brachte hier ungefähr 3000 Mann zusammen und erließ eine Proclamation, in welcher er den Namen eines Königs von England annahm und sich Richard IV. nannte. Er belagerte Exeter; als aber der König Kriegsvolk anrücken ließ, wagte er es nicht, demselben die Spitze zu bieten, sondern entfloh in eine Freistatt; sein Heer unterwarf sich dem König. Dieser ließ Warbeck das Leben anbieten, wenn er sich freiwillig ergeben würde. Warbeck nahm das Anerbieten an, man brachte ihn nach dem Tower, aus welchem er wieder entfloh, um sich wieder in einer Freistätte zu verkriechen. Auf das Versprechen, ihm das Leben zu schenken, bekam der König ihn wieder in seine Gewalt und ließ ihn wieder in den Tower setzen. Dort beredete er den gleichfalls gefangenen Grafen von Warwick, mit ihm zu entfliehen. Der Plan wurde entdeckt, Warbeck wurde gehängt und Warwick enthauptet.

Dies ist der Abriß der Geschichte Warbeck's, aus welcher Schiller, „um auch nicht den geringsten Knoten im Moralischen zu lassen", die Vermuthung, daß Warbeck ein natürlicher Sohn Eduard's IV. sei, aufgriff und zur Thatsache machte. Die Handlung selbst ist freie

Erfindung Schiller's, wie er selbst sagt; die Figur des Betrügers Simnel jedoch, der sich für den Grafen von Warwick, den Sohn des Herzogs von Clarence und Neffen Eduard's IV., ausgab, entlehnte er gleichfalls aus Rapin (III. S. 629 ff.). Derselbe wurde von Heinrich VII. in der Schlacht von Stoke besiegt und zum Küchenjungen gemacht. Einige andere Namen, aber eben nur die Namen, wie Stanley, Kildare, entnahm er gleichfalls der angeführten Quelle. Merkwürdigerweise kommen Erich, Prinz von Gothland, und der Bischof von Ypern auch in einem andern, später zu erwähnenden Entwurfe Schiller's: „Die Gräfin von Flandern", vor. Die Namen Hereford und Blunt möchte er wol aus Shakespeare's „Richard III." entlehnt haben.

Wir lassen nun den von Körner (Schiller's sämmtliche Werke, XII. Band, 1815. S. 369—397) veröffentlichten vollständigen Plan des Stückes nebst den Fragmenten aus den ersten Scenen des ersten Acts folgen.

Warbeck.

Personen.

Margaretha von York, Herzogin von Burgund.
Adelaide, Prinzessin von Bretagne.
Erich, Prinz von Gothland.
Warbeck, vorgeblicher Herzog Richard von York.
Simnel, vorgeblicher Prinz Eduard von Clarence.
Eduard Plantagenet, der wirkliche Prinz von Clarence.
Graf Hereford, ausgewanderter englischer Lord.
Seine fünf Söhne.
Sir William Stanley, Botschafter Heinrich's VII. von England.
Graf Kildare.
Belmont, Bischof von Ypern.
Sir Richard Blunt, Abgesandter des falschen Eduard's.
Bürger von Brüssel.
Hofdiener der Margaretha.

Erster Act.

Lord Hereford, ein Anhänger York's, hat mit seinen fünf Söhnen England verlassen, auf die Nachricht, daß sich Richard von York, zweiter Sohn Eduard's IV., den man schon als Knabe ermordet glaubte, lebend in Brüssel befinde und sein Erbrecht zurückfordere. Die Anerkennung des Prätendenten durch seine Tante, die Herzogin Margaretha von Burgund, durch Frankreich und Portugal, und die öffentliche Stimme waren ihm hinreichende Gründe, von Heinrich VII. abzufallen und seine Besitzungen an

seine Hoffnungen zu wagen. Er tritt in den Palast der Margaretha, wo er die Bildnisse der Yorks aufgestellt findet; er freut sich nun, auf einem Boden zu sein, wo er seine Neigung zu dem Hause York frei bekennen dürfe.

Lord Stanley, Botschafter Heinrich's VII. am Hofe der Margaretha, tritt ihm hier entgegen und sucht umsonst, ihm die Augen über den gespielten Betrug zu öffnen. Beide gerathen in Hitze, und der Streit der zwei Rosen erneuert sich in der Vorhalle der Margaretha.

Der Bischof von Ypern, vertrauter Rath der Herzogin, kommt dazu und bringt sie aus einander. Er rühmt die Pietät der Herzogin gegen ihre unterdrückte Partei und ihre schutzlosen Verwandten und spricht dasjenige aus, wofür Margaretha gern gehalten sein möchte.

Bürger und Bürgerfrauen von Brüssel erfüllen die Vorhalle, um die Herzogin mit dem Prinzen von York zu erwarten. Stanley schilt ihre Verblendung; sie gerathen aber durch die Schmähungen, die er gegen ihren angebeteten Prinzen ausstößt, in eine solche Wuth, daß sie ihn zu zerreißen drohn. Man hört Trompeten, welche die Ankunft des York verkünden.

Richard tritt zwischen sie, rettet den Abgesandten, haranguirt das Volk und bringt es zur Ruhe. Während er spricht, tritt Margaretha mit dem Prinzen von Gothland, der Prinzessin von Bretagne und andern Großen ein. — Hereford wird von dem Anblick Richard's hingerissen, überzeugt und überwältigt. Er wirft sich vor ihm nieder und huldigt ihm als dem Sohn seines Königs. Margaretha nimmt nun das Wort und erklärt sich über ihren Neffen mit der Zärtlichkeit der mütterlichen Verwandtin. — Sie fordert den Prinzen auf, den Lord wohl aufzunehmen.

Richard umarmt ihn und äußert sich mit Gefühl und zugleich mit fürstlicher Würde. Hereford wird zunehmend von ihm eingenommen und fragt jetzt nach seiner Geschichte. —

Richard will ausweichen.

Die Herzogin übernimmt es, sie vorzutragen, indem sie den Richard entschuldigt. —

Nun folgt die Erzählung von Richard's fabelhafter Geschichte, welche großen Eindruck macht und öfters von dem Affect der Zuhörer unterbrochen wird. —

Stanley protestirt noch einmal dagegen und geht ab, ohne

Glauben zu finden. Richard's edle Erklärung löscht den Eindruck seiner Worte aus.

Hereford verstärkt seine Versicherungen und verspricht dem Herzog Richard einen zuströmenden Anhang in England. Richard erinnert sich mit Rührung an seine vorige Unbekanntheit mit sich selbst und vergleicht jenen sorglosen Zustand mit seiner jetzigen Lage. — Es ist eine schwere Pflicht und kein Glück, daß er seine Rechte behaupten muß. Er scheint sich noch einmal zu bedenken und es der Herzogin zu bedenken zu geben, ob er das blutige Kampfspiel unternehmen soll, welches den Frieden zweier Länder zerstört.

Sie ermuntert ihn dazu, wie schwer ihr auch die Trennung von ihm werde und der Gedanke, ihn den Zufällen des Krieges auszusetzen. — Lebhafte Bezeugungen ihrer Zärtlichkeit. —

Jetzt spricht sie von dem zweifachen Anliegen ihres Herzens, der Restitution ihres Neffen und der Vermählung Adelaidens, welche nächstens mit dem Prinzen von Gothland soll gefeiert werden.

Prinz Erich von Gothland bleibt allein mit der Prinzessin von Bretagne zurück und spottet über die vorhergegangene Farce. Adelaide ist noch in einer großen Gemüthsbewegung und zeigt ihre Empfindlichkeit über Erich's fühllose Kälte. Er verspottet sie und spricht von dem Prinzen von York mit Verachtung. Sie nimmt mit Lebhaftigkeit Warbeck's Partei, an dessen Wahrhaftigkeit sie nicht zweifelt, und stellt zwischen ihm und Erich eine dem Letztern nachtheilige Vergleichung an. Ihre Zärtlichkeit für den vorgeblichen York verräth sich. Erich demonstrirt ihr aus Warbeck's Benehmen, daß Jener kein Fürst sein könne, und führt solche Beweise an, welche seine eignen gemeinen Begriffe von einem Fürsten verrathen. Adelaide verbirgt ihre Verachtung gegen ihn nicht und setzt ihn aufs Tiefste neben dem York'schen Prinzen herab.

Erich hat wohl bemerkt, daß Adelaide für Diesen Zärtlichkeit empfinde, aber seine Schadenfreude ist größer als seine Eifersucht; er findet ein Vergnügen daran, daß jene Beide sich hoffnungslos lieben, er selbst aber die Prinzessin besitzen werde. Der Besitz, meint er, mache es aus, und es giebt ihm einen süßen Genuß, dem Warbeck, den er haßt, die Geliebte zu entreißen.

Adelaide spricht in einem Monolog ihre Liebe, ihr Mitleid mit Warbeck und ihren Schmerz über ihre eigne Lage am Hofe der Margaretha aus. Sie findet eine Aehnlichkeit in Richard's

und ihrem eignen Schicksale; Beide leben von der Gnade einer stolzen, gebieterischen Verwandtin und sind hilflose Opfer der Gewalt.

Zweiter Act.

Der erste Act zeigte Warbeck in seinem öffentlichen Verhältniß; jetzt erblickt man ihn in seinem innern. Die glänzende Hülle fällt; man sieht ihn von den eignen Dienern, welche Margaretha ihm zugegeben hatte, vernachlässigt und unwürdig behandelt. Einige zweifeln an seiner Person und verachten ihn deswegen; andere, die an seine Person glauben, begegnen ihm mit Geringschätzung, weil er arm ist und von der Gnade seiner Anverwandtin lebt. Das doppelte Elend eines Betrügers, der die Rolle des Fürsten spielt, und eines wirklichen Prinzen, der ohne Mittel ist, häuft sich auf seinem Haupte zusammen. Er leidet Mangel an dem Nothwendigen und vermißt in seinem fürstlichen Stande sogar das Glück und den Ueberfluß seines vorigen Privatstandes.

Warbeck spielt seine Rolle mit einem gesetzten Ernst, mit einer gewissen Gravität und mit eignem Glauben. So lange er den Richard vorstellt, ist er Richard; er ist es auch gewissermaßen für sich selbst, ja sogar zum Theil für die Mitansteller des Betrugs. Dieser Schein darf schlechterdings nichts Komödiantisches haben; es muß mehr ein Amt sein, das er bekleidet, und mit dem er sich identificirte, als eine Maske, die er vornimmt. Nachdem der erste Schritt gethan ist, hat er seine vorige Person ganz weggeworfen. Alle Schritte, die aus dem ersten fließen, hat er mit seinem ersten Entschlusse adoptirt, und er stutzt über das Einzelne nicht mehr, nachdem er das Ganze einmal auf sich genommen hat. Eine gewisse poetische Dunkelheit, die er über sich selbst und seine Rolle hat, ein Aberglaube, eine Art von Wahnwitz hilft seine Moralität retten. Eben das, was ihn in den Augen der Herzogin zu einem Rasenden macht, dient ihm zur Entschuldigung.

Er darf nie klagen, als zuletzt, wenn die Liebe ihn aufgelöst hat. Kränkungen erleidet er mit verbissnem Unmuth, und Gutes thut er mit stolzer Größe und einer gewissen Trockenheit, nicht sentimentalisch, sondern realistisch, aus einer gewissen Grandezza, aus Natur und ohne Reflexion.

Es muß fühlbar gemacht werden, wie natürlich es ist, daß

in dem Herzen der Prinzessin sich ein liebender Antheil an dem vorgeblichen Richard einfindet und dort zur vollen Liebe wächst — eine Wirkung des Betrugs, an die man nicht dachte, und die doch so nahe lag. Es ist tragisch, wie ein schönes Gemüth durch die menschlichste Empfindung in ein unglückliches Verhältniß verwickelt wird, wie sich da, wo man nur Verderbliches säete, ein schönes Leben bildet.

Die Prinzessin ist ein einfaches Mädchen ohne alles Fürstliche — Ihre Geburt und ihr Stand erscheinen ihr nur als hindernde Schranken, die ihrer schönen Natur widerstreben. Die Größe hat für sie keinen Reiz; sie hat allein Sinn für das Glück des Herzens, und nur dadurch erinnert sie an ihre Geburt, daß sie mit einer gewissen Exaltation von dem einfachen Stande spricht, der ihr darum eben, weil er außer ihr ist, weil sie ihn aus der Ferne anschaut, poetischer vorkommt.

Adelaide beschäftigt sich mehr mit ihrer Liebe zu Warbeck als mit der seinigen zu ihr. Sie ist von einer resignirten Natur, zum Schlachtopfer erzogen. Ihre Hoffnung zu dem Geliebten zu erheben, wagt sie nicht; sie beneidet nur die Glückliche, die ihn einmal besitzen soll. Er muß eine reiche oder mächtige Königstochter heirathen; aber sie ist eine arme Waise, die nur von der Gnade ihrer Verwandtin lebt.

Warbeck, eine nach Selbstständigkeit strebende Natur, ist in der Gewalt eines falschen, gebieterischen, mächtigen, unversöhnlichen Weibes, wie eines bösen Geistes. Er hat sich ihr verkauft; sein Verhältniß zu ihr ist erniedrigend und tödtend für ihn, und umsonst wendet er Alles an, es zu veredeln. Sie sieht in ihm ewig nur ihr Werkzeug, den falschen York, den Betrüger, und ihre Forderungen an ihn sind durchaus ohne Delicatesse, ohne alle Rücksicht auf sein eignes Ehrgefühl. Umsonst will er emporstreben; immer wird er von ihr an das schändliche Verhältniß erinnert, das er so gern vergessen möchte, ja, das er vergessen haben muß, um seine Rolle gut zu spielen. Oeffentlich ehrt, liebkost sie ihn; insgeheim macht sie seine Tyrannin. Sie befiehlt ihm und verbietet ihm, was er öffentlich wollen und nicht wollen soll; öffentlich thut sie, als ob seine Wünsche Befehle für sie wären, und redet ihm zu, das zu thun, was sie ihm streng verboten hat. Wehe ihm, wenn er sich eigenmächtig etwas herausnehmen wollte!

Dennoch thut er es zuweilen; daher ihre Ungnade und Abneigung.

Adelaide kennt Warbeck's eingeschränkte Lage und sucht sie zu verbessern. Ob er gleich das Geschenk ihrer Großmuth nicht annimmt, so macht ihn doch der Beweis ihrer Liebe glücklich.

Erich sucht einen boshaften Anschlag gegen Warbeck auszuführen, um ihn zu beschimpfen. Er braucht einen verworfenen Menschen, dessen Aussagen für Warbeck äußerst demüthigend sind. Warbeck benimmt sich fest und edel. Der Betrug wird entdeckt und Erich beschämt.

Die Herzogin ist von diesem Vorfall durch Belmont auf der Stelle unterrichtet worden und kommt selbst, die beiden Prinzen mit einander auszusöhnen. Sie will, daß Warbeck dem Feind seine Hand biete, und da Jener sich weigert, so giebt sie ihm zu verstehen, daß sie es so haben wolle. Sie legt einen Nachdruck darauf, daß Erich ein Prinz *sei*, und läßt den Warbeck, wiewol auf eine nur ihm allein bemerkliche Art, seine Abhängigkeit von ihr, seine Nichtigkeit fühlen.

Ein abenteuerlicher Abgesandter kommt im Namen Eduard's von Clarence, um sich eine Sauvegarde nach Brüssel zu erbitten, damit er sich der Herzogin, seiner Tante, vorstellen und die Beweise seiner Geburt beibringen dürfe. Er sei aus dem Tower zu London entflohen und komme, seine Ansprüche an den englischen Thron geltend zu machen. Margaretha zweifelt keinen Augenblick an der Betrügerei; aber es trifft mit ihren Zwecken zusammen, sie zu begünstigen. Sie zeigt sich daher geneigt, die Hand zu bieten; aber Warbeck redet mit Heftigkeit dagegen. Margaretha weist ihn auf die ihr eigne gebietrische Art in seine Schranken zurück und läßt ihn fühlen, daß er hier keine Stimme habe. Warbeck muß schweigen; aber er geht ab mit der Erklärung, daß er es mit dem Prinzen von Clarence durch das Schwert ausmachen werde.

Margaretha ist nun mit Belmont allein und bemerkt mit stolzem Unwillen, daß Warbeck anfange, sich gegen sie etwas herauszunehmen. Sie hat schon längst eine Abneigung gegen ihn gehabt; nun fangen seine Anmaßungen an, ihren Haß zu erregen. Sie findet ihn nicht nur nicht unterwürfig genug, der Betrug

selbst, den sie durch ihn spielt, ist ihr lästig, und seine Existenz als York, als ihr Neffe, beschämt ihren Fürstenstolz.

In dieser ungünstigen Stimmung findet sie Adelaide, welche in großer Bewegung kommt, sie zu bitten, daß sie von den Bewerbungen des Prinzen von G. befreiet werden möchte. Adelaide verräth zugleich ihr zärtliches Interesse für Warbeck und bringt dadurch die schon erzürnte Herzogin noch mehr gegen Diesen auf. Sie wird mit Härte von ihr entlassen und erhält den Befehl, an den Letztern nicht mehr zu denken und Jenen als ihren Gemahl anzusehen. Die Hochzeit wird aufs Schnellste beschlossen, und Adelaide sieht sich in der heftigsten Bedrängniß.

Dritter Act.

Ein offener Platz, Thron für die Herzogin, Schranken sind errichtet, Anstalten zu einem gerichtlichen Zweikampfe. Zuschauer erfüllen den Hintergrund der Scene. —

Eduard Plantagenet läßt sich von einem der Anwesenden erzählen, was diese Anstalten bedeuten. — Exposition von Simnel's und Warbeck's Rechtshandel, der durch einen gerichtlichen Zweikampf entschieden werden soll. Eduard vernimmt diesen Bericht mit dem höchsten Erstaunen, und seine Fragen, die zugleich eine tiefe Unwissenheit des Neuesten und das größte Interesse für diese Angelegenheit verrathen, erregen die Verwunderung des Andern.

Der englische Botschafter ist auch zugegen, und der seltsame Jüngling hat schnell seine ganze Aufmerksamkeit erregt. Er scheint ihn zu kennen und zu erschrecken.

Simnel zeigt sich mit seinem Anhang und haranguirt das Volk. Er spricht von seinem Geschlecht, seiner Flucht aus dem Tower, und die Menge theilt sich über ihn in zwei Parteien. Der englische Botschafter macht sich an Eduard und sucht ihn auszuforschen; aber er findet ihn höchst schüchtern und mißtrauisch und bestärkt sich eben dadurch in seinem Verdachte.

Die Herzogin kommt mit ihrem Hofe; Erich, Adelaide und Warbeck begleiten sie; Trompeten ertönen, und Margaretha setzt sich auf den Thron. —

Unterdessen hat Warbeck eine kurze Scene mit Adelaide, worin Diese ihren Unwillen und Schmerz über die bevorstehende, unwür-

dige Scene, Warbeck aber seinen leichten Muth über den Kampf zu erkennen giebt. —

Ein Herold tritt auf, und nachdem er die Veranlassung dieser Feierlichkeit verkündiget hat, ruft er die beiden Kämpfer in die Schranken. Zuerst den Simnel, der sich öffentlich für Eduard Plantagenet bekennt und seine Ansprüche vorlegt; darauf den Herzog von York, welcher Simnel's Vorgeben für falsch und frevelhaft erklärt und bereit ist, dieses mit seinem Schwerte zu beweisen. Beide Kämpfer berufen sich auf das Urtheil Gottes; man schreitet zu den gewöhnlichen Formalitäten, worauf sich Beide entfernen, um in den Schranken zu kämpfen.

Während die üblichen Vorbereitungen gemacht werden, hat der junge Plantagenet durch seine große Gemüthsbewegung und durch seine rührende Gestalt die Aufmerksamkeit der Herzogin und der Prinzessin erregt. —

Jene fragt nach ihm; er giebt einige sinnvolle Antworten und zeigt etwas Leidenschaftliches in seinem Benehmen gegen die Herzogin. Ehe sie Zeit hat, ihre Neugierde wegen des interessanten Jünglings zu befriedigen, ertönen die Trompeten, welche das Signal zum Kampfe geben.

Der Kampf. — Simnel wird überwunden und fällt. — Alles steht auf; die Schranken werden eingebrochen; das Volk dringt schreiend hinzu. Simnel bekennt sterbend seinen Betrug und die Anstifter; er erkennt den Warbeck für den ächten York und bittet ihn um Verzeihung. Freude des Volks.

Warbeck, als Sieger und anerkannter Herzog, ergreift diesen Augenblick, der Prinzessin öffentlich seine Liebe zu erklären und die Herzogin um ihre Einwilligung zu bitten.

Die englischen Lords legen sich darein und unterstützen seine Bitte. Erich wüthet, die Herzogin knirscht vor Zorn, ruft die Prinzessin hinweg und geht ab mit wüthenden Blicken.

Jetzt sammeln sich die Lords um ihren Herzog, schwören ihm Treue und Beistand und begleiten ihn im Triumph nach Hause.

Plantagenet allein fühlt sich verlassen; seine Persönlichkeit verloren, ohne Stütze, hat nichts für sich als sein Recht. Er ent-

schließt sich dennoch, sich der Herzogin zu nähern. Stanley tritt zu ihm und versucht, ihn hinwegzuängstigen.

Vierter Act.

Die Herzogin kommt voll Zorn und Gift nach Hause. Ihr Haß gegen Warbeck ist durch sein Glück und seine Kühnheit gestiegen; diese erhaltene Nachricht von der Entspringung des ächten Plantagenet aus dem Tower macht ihr den Betrüger entbehrlich; sie ist entschlossen, ihn fallen zu lassen, und fängt gleich damit an, daß sie der Prinzessin, welche ihr nachgefolgt ist, mit Härte verbietet, an ihn zu denken, und sogar einen Zweifel über seine Person erregt. Warbeck läßt sich melden; sie schickt die Prinzessin, welche zu bleiben bittet, in Thränen von sich.

Warbeck und die Herzogin. Warbeck, kühn gemacht durch sein Glück und auf seinen Anhang bauend, zugleich durch seine Liebe erhoben und entschlossen, seine bisherige unerträgliche Lage zu endigen, nimmt gegen die Herzogin einen muthigen Ton an und wagt es, sie wegen ihres widersprechenden Betragens gegen ihn zur Rede zu setzen. Sie erstaunt über seine Dreistigkeit und begegnet ihm mit der tiefsten Verachtung. Je mehr sie ihn zu erniedrigen sucht, desto mehr Selbstständigkeit setzt er ihr entgegen. — Er beruft sich darauf, daß *sie* es gewesen, die ihn aus seinem Privatstand, wo er glücklich war, auf diesen Platz gestellt, daß sie verpflichtet sei, ihn zu halten, daß sie kein Recht habe, mit seinem Glück zu spielen.

Ihre Antworten zeigen ihren fühllosen Fürstenstolz, ihre kalte egoistische Seele; sie hat sich nie um sein Glück bekümmert, er ist ihr blos das Werkzeug ihrer Plane gewesen, das sie wegwirft, sobald es unnütz wird. Aber dieses Werkzeug ist selbstständig, und eben das, was ihn fähig machte, den Fürsten zu spielen, giebt ihm die Kraft, sich einer schimpflichen Abhängigkeit zu entziehen. Endlich sieht sich die Herzogin genöthigt, ihre innere Wuth zu verbergen, und verläßt ihn, scheinbar versöhnt, aber Rache und Grimm in ihrem Herzen.

Die Prinzessin wird durch die Furcht vor einer verhaßten Verbindung, und weil sie alle Hoffnung aufgiebt, etwas von der Güte der Herzogin zu erhalten, dem Betrüger gewaltsam in die Arme getrieben. Im vollen Vertrauen auf seine Person kommt

sie und schlägt ihm selbst die Entführung vor. Sie zeigt ihm ihre ganze Zärtlichkeit und überläßt sich verdachtlos seiner Ehre und Liebe. Sie nennt ihm den Grafen Kildare, einen ehrwürdigen Greis und alten Freund des York'schen Hauses; zu dem wollten sie mit einander fliehen. Sie übergiebt ihm Alles, was sie von Kostbarkeiten besitzt. Je mehr Vertrauen sie ihm zeigt, desto qualvoller fühlt er seine Betrügerei; er darf ihre dargebotene Hand nicht annehmen, und noch weniger das Geständniß der Wahrheit wagen; sein Kampf ist fürchterlich; er verläßt sie in Verzweiflung.

Sie bleibt, verwundert über sein Betragen, zurück und macht sich Vorwürfe, daß sie vielleicht zu weit gegangen sei, entschuldigt sich mit der Gefahr, mit ihrer Liebe.

Plantagenet tritt auf, schüchtern und erschrocken sich umsehend und den theuern Familienboden mit schmerzlicher Rührung begrüßend. Er erblickt die York'schen Familienbilder, kniet davor nieder und weint über sein Geschlecht und sein eignes Schicksal.

Warbeck kommt zurück, entschlossen, der Prinzessin Alles zu sagen. Er erblickt den knieenden Plantagenet, erstaunt, fixirt ihn, läßt sich mit ihm ins Gespräch ein; was er hört, was er sieht, vermehrt seinen Schrecken und sein Erstaunen.

Endlich zweifelt er nicht mehr, daß er den wahren York vor sich habe. Plantagenet entfernt sich mit einer edeln und bedeutenden Aeußerung und läßt ihn schreckenvoll zurück.

Er hat kaum angefangen, seine Ahnung und seine Furcht auszusprechen, als der englische Botschafter eintritt und ein Gespräch mit ihm verlangt. Dieser bestätigt ihm augenblicklich seine Ahnung und trägt ihm einen Vergleich mit dem englischen König an, wenn er den rechten York aus dem Wege schaffen helfe. Beide haben ein gemeinschaftliches Interesse, den wahren York zu verderben. Warbeck fühlt die ganze Gefahr seiner Situation; doch sein Haß gegen Lancaster und seine bessere Natur siegen, und er schickt den Versucher fort.

Aber gehandelt muß werden. Der rechtmäßige York ist da; er kann zurückfordern, was sein ist; die Herzogin wird eilen, ihn anzuerkennen und dem falschen York sein Theaterkleid abzuziehen; Alles ist auf dem Spiel; die Prinzessin ist verloren, wenn der

rechte York nicht entfernt wird. Jetzt fühlt der Unglückliche, daß ein Betrug nur durch eine Reihe von Verbrechen behauptet werden kann; er verwünscht seinen ersten Schritt; er wünscht, daß er nie geboren wäre.

Die Herzogin kommt mit ihrem Rath. Man erfährt, daß der Graf Kildare auf dem Wege nach Brüssel sei, daß er dort den jungen Plantagenet zu finden hoffe, der ihm Nachricht gegeben; er eile dorthin. Die Herzogin ist zugleich erfreut und verlegen über seine Ankunft; verlegen wegen Warbeck; doch sie ist fest entschlossen, Diesen aufzuopfern, sobald der rechte Plantagenet sich gefunden. Aber wo ist er denn, dieser theure Neffe? Kildare schreibt, er sei geraden Wegs nach Brüssel; so könnte er schon da sein. — Sie erinnert sich des Jünglings — ein Tuch wird auf dem Boden bemerkt — Sie erkennt es für dasselbe, welches sie dem Eduard vor neun Jahren geschenkt — Sie fragt voll Erstaunen, wer in das Zimmer gekommen. Man antwortet ihr: Niemand als Warbeck. Es durchfährt sie wie ein Blitz. Sie sendet nach dem unbekannten Jüngling, nach Warbeck.

Fünfter Act.

Herzogin. Ihr Rath. Prinzessin. Lords. Vergeblich sind alle Nachforschungen nach Eduard, er ist nirgends zu finden. Die Herzogin hat einen gräßlichen Argwohn. Sie schickt nach Warbeck.

Erich und der Botschafter erzählen von einem Mord, der geschehn sein müßte; sie hätten um Hilfe schreien hören; wie sie herbeigeeilt, sei Blut auf dem Boden gewesen. Die Herzogin und Prinzessin in der größten Bewegung.

Warbeck kommt. Herzogin empfängt ihn mit den Worten: „Wo ist mein Neffe? Wo habt Ihr ihn hingeschafft?“ Wie er stutzt, nennt sie ihn gerade heraus einen Mörder. Auf dieses Wort gerathen alle Lords in Bewegung. Sie wiederholt es heftiger. Jene machen ihr Vorwürfe, daß sie den Herzog, ihren Neffen, einer so schrecklichen That beschuldige. Jetzt entreißt der Zorn ihr Geheimniß; „Herzog!“ sagt sie, „ein York! Er mein Neffe!“ — und erzählt den ganzen Betrug mit wenigen Worten. Die Prinzessin wankt, will sinken; Warbeck will zu ihr treten. Die Prin-

zessin stürzt der Herzogin in die Arme. Warbeck will sich an die Lords wenden: sie treten mit Abscheu zurück. In diesem Augenblick wird der gefürchtete Graf Kildare angemeldet. Die Herzogin sagt: „Er kommt zur rechten Zeit. Ich habe seine Ankunft nie gewünscht. Jetzt ist sie mir willkommen. Er kennt meine Neffen, er hat ihre Kindheit erzogen" — Sie wendet sich zu Warbeck: „Verbirg Dich, wenn Du kannst! Sieh zu, ob Du Dich auch gegen diesen Zeugen behaupten wirst!"

Kildare tritt herein, Warbeck steht am Meisten von ihm entfernt und hat das Gesicht zu Boden geschlagen. — Die Herzogin geht ihm entgegen. „Ihr kommt, einen York zu umarmen; unglücklicher Mann, Ihr findet keinen," u. s. w. Ehe Kildare noch antwortet, sieht er sich im Kreis um und bemerkt den Warbeck. Er tritt näher, stutzt, staunt, ruft: „Was seh' ich!" Warbeck richtet sich bei diesen Worten auf, sieht den Grafen ins Gesicht und ruft: „Mein Vater!" — Kildare ruft ebenfalls: „Mein Sohn!" — „Sein Sohn?" wiederholen Alle. Warbeck eilt an die Brust seines Vaters. Kildare steht voll Erstaunen, weiß nicht, was er dazu sagen soll. Er bittet die Umstehenden, ihn einen Augenblick mit Warbeck allein zu lassen. Man thut es aus Achtung gegen ihn; zugleich wird gemeldet, daß man zwei Mörder eingebracht habe; die Herzogin eilt ab, sie zu vernehmen.

Warbeck bleibt mit Kildare, der noch voll Erstaunen ist, in dem vermeinten York seinen Sohn zu finden. Warbeck erzählt ihm in kurzen Worten Alles; Kildare apostrophirt die Vorsicht und preist ihre Wege. Er erklärt dem Warbeck, daß er nicht sein Sohn sei — daß er den Namen geraubt, der ihm wirklich gebühre. Er sei ein natürlicher Sohn Eduard's IV., ein geborner York. Das Räthsel seiner dunkeln Gefühle löst sich ihm; das Knäuel seines Schicksals entwirrt sich auf einmal. In einer unendlichen Freudigkeit wirft er die ganze Last seiner bisherigen Qualen ab; er bittet den Kildare, ihn einen Augenblick weggehen zu lassen.

Kildare und die Lords. Sie sind in Verzweiflung über den gespielten Betrug und beklagen ihre verlorne Existenz, ihre zerstörte Hoffnung.

Indem erscheint Warbeck, den Plantagenet an der Hand führend. Alle erstaunen; Kildare erkennt den jungen Prinzen; dieser weiß nicht, wie ihm geschieht, bis Warbeck das ganze Ge-

heimniß löst und damit endigt, dem Plantagenet als seinem Herrn zu huldigen und ihn als seinen Vetter zu umarmen. Warbeck hat den Plantagenet vor dem York'schen Monumente schlafend gefunden und ihn von zwei Mördern gerettet, die im Begriff waren, ihn zu tödten. Freude der Lords, Edelmuth des Plantagenet.

Herzogin kommt zu dieser Scene, sie umarmt ihren Neffen und schließt ihn an ihr Herz. Die Lords verlangen, daß sie gegen Warbeck ein Gleiches thue — Edle Erklärung Warbeck's, der als ihr Neffe zu ihren Füßen fällt — Sie ist gerührt, sie ist gütig und zeigt es dadurch, daß sie geht, um die Prinzessin abzuholen.

Zwischen-Handlung, so lang sie weg ist. Erich's und des Botschafters Mordanschlag kommt ans Licht; ihnen wird verziehn, und sie stehen beschämt da. Warbeck zeigt sich dem Botschafter in der Stellung, wie er den Plantagenet umarmt, und schickt ihn zu seinem König mit der Erklärung, daß sie Beide gemeinschaftlich ihre Rechte an den Thron geltend machen wollten.

Die Herzogin kommt mit der Prinzessin zurück. Schluß.

Fragmente

aus den ersten Scenen des ersten Acts.

Erster Auftritt.

Hof der Herzogin Margaretha zu Brüssel. Eine große Halle.

Graf Hereford mit seinen fünf Söhnen tritt auf.
Sir William Stanley steht seitwärts an dem Proscenium und beobachtet ihn.

Hereford. Dies ist der heil'ge Herd, zu dem wir fliehn,
Ihr Söhne! Dies der wirthliche Palast,
Wo Margaretha, die Beherrscherin
Des reichen Niederlands, ein hohes Weib,
Der theuren Ahnen denkt, die Freunde schützt
Des unterdrückten alten Königstamms
Und den Verfolgten eine Zuflucht beut.
Seht um Euch her! Gleich freundlichen Penaten
Empfangen Euch — — —
Der edlen Yorks erhabene Gestalten.
Erkennt Ihr sie — — — —
Die weiße Rose glänzt in ihrer Hand,
— — — — — — — — — — — —
Mit diesem Zeichen, das wir freudig jetzt
Auf unsre Hüte stecken — — —
— — — — — — — — — — — —

(Streit zwischen Stanley und Hereford.)

Zweiter Auftritt.

Belmont. Die Vorigen.

Belmont. Haltet Ruhe,
Mylords! Dem Frieden heilig ist dies Haus.
Hereford. Hinweg mit diesem Sclaven Lancaster's!
Ich floh hieher — — —
Und an der Schwelle gleich muß ein verhaßter
Lancastrier die freche Stirn mir zeigen!
Stanley. Verräther nenn' ich so, wo ich sie finde.
Belmont. Nicht weiter, edle Lords — — —
Die hohe Frau, die hier gebietend waltet,
— — — — — — — — — — — —
Geöffnet hat sie ihren Fürstenhof
Zu Brüssel allen kämpfenden Parteien,
Und zu vermitteln, ist ihr schönster Ruhm.
Stanley. Wohl! Ein willkommner Gast ist Jeder hier,
Der gegen England böse Ränke spinnt.
Belmont. Sie ist die Schwester zweier Könige
Von York — — —
Und hilfreich, wie's den Anverwandten ziemt,
Gedenkt sie ihres (fürstlichen) Geschlechts,
Das unterm Mißgeschick der Zeiten fiel.
Wo fänd' es Schutz auf der feindsel'gen Erde,
Wo sonst, als hier an ihrem frommen Herd?
Doch auch dem Feind erweist sie sich gerecht,
Und in dem Haupte dieses edlen Lords
Ehrt sie den Abgesandten — —
— — — — — — — — — — — —

Vierter Auftritt.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Hereford. Kommt, meine Söhne! Kommet alle! Kommt!
Mir spricht es laut im innern Eingeweide,
Er ist es! Das sind König Eduard's Züge,
Das ist das edle Antlitz meines Herrn,
Auch seiner Stimme Klang erkenn' ich wieder —
(Sich zu seinen Füßen werfend.)
O Richard! Richard, meines Königs Sohn!
— — — — — — — — — — — —

Warbeck. Steht auf, Mylord! Nicht hier ist Euer Platz —
Kommt an mein Herz! — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Hereford. — — — — Wie entkamet Ihr
Den Mörderhänden? Redet! Wo verbarg Euch
Des Himmels Rettungshand — —
Um jetzt auf einmal in der rechten Stunde
Uns vielwillkommen zu erscheinen?

Warbeck. — — Jetzt nicht — Laßt mich
Den Schleier ziehen über das Vergangne!
Es ist vorüber — ich bin unter Euch —
Ich sehe von den Meinen mich umgeben.
Das Schicksal hat mich wunderbar geführt.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Margaretha. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Richard von Gloster stieg auf Englands Thron;
Des Bruders Söhne schloß der Tower ein.
Das ist die Wahrheit, und die Welt will wissen,
Daß Tyrrel sich mit ihrem Blut befleckt.
Ja, selbst den Ort bezeichnet das Gerücht,
Der ihr Gebein verwahren soll — —
Doch Nacht und undurchdringliches Geheimniß
Bedeckte jenes furchtbare Ereigniß
Im Tower — nur die späte Folgezeit
Hat jetzt den Schleier davon weggezogen.
Wahr ist's, der Mörder Tyrrel ward geschickt,
Die Prinzen zu ermorden; einen Macht-
Befehl vom König Richard zeigt' er auf;
Der Prinz von Wallis fiel durch seinen Dolch.
Den Bruder sollte gleiches Schicksal treffen;
Doch sei's, daß das Gewissen des Barbaren
Erwachte, daß des Kindes rührend Flehn
Sein eisern Herz im Busen wankend machte —
Er führte einen ungewissen Streich,
Und grauend vor der fürchterlichen That
Entfloh er — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

24.

Der Hausvater.

Den 8. November 1800 ließ sich Schiller aus der Weimarischen Bibliothek den 1., 3. und 4. Band von Diderot's Werken geben, und es ist anzunehmen, daß diese Lectüre in Zusammenhang mit dem vorliegenden Plane steht, sowie mit der von Goethe erwähnten Absicht Schiller's, auch fremde Stücke auf den Boden der deutschen Bühne sachgemäß zu verpflanzen. Zwar hatte Diderot's Stück schon früher in Deutschland Nachahmer gefunden; von einer dieser Nachahmungen, dem „deutschen Hausvater" von O. v. Gemmingen, soll Schiller die erste Anregung zu „Kabale und Liebe" erhalten haben. (Man sehe eine nähere Erörterung dieser Frage und eine ausführliche Inhaltsangabe des Gemmingen'schen Stückes in Eckardt's Erläuterungen zu „Kabale und Liebe".)

Daß Diderot's Werke einen so großen Eindruck auf unsre großen deutschen Dichter machten, würde heutzutage ganz unbegreiflich sein, wenn man sich nicht erinnerte, daß Diderot der erste Franzose war, der sich bemühte, auch auf der Bühne die Sprache der Natur zu reden.

Daß Schiller schon in Mannheim den Diderot studirte, erzählt uns Streicher (Schiller's Flucht, S. 199). Aber auch für folgende Erzählung eines Engländers wissen wir unter allen Schiller'schen Plänen keinen aufzufinden, auf den dieselbe sich beziehen könnte, als etwa den „Hausvater". Crabb Robinson (übers. v. Eitner, 1871, S. 293 f.) erzählt aus dem Jahre 1805: „Ich [Robinson] fragte ihn [Schiller], ob ihm Lillo bekannt wäre, worauf er mir erwiderte: er habe ein Schauspiel angefangen, welches sich auf die Geschichte des „George Barnwell" gründe. Er hielt von Lillo's Talent sehr viel." Eitner bemerkt dazu: „George Lillo

(1693—1730) moralisirt in seinen bürgerlichen Trauerspielen, unter denen das berühmteste „Der Kaufmann von London, 1731" (oder „George Barnwell", wie der Held dieses bürgerlichen Trauerspieles heißt). Lillo hat dasselbe nach einer volksthümlichen Ballade gemacht, die sich auf eine wahre Begebenheit gründet. Es ist die Geschichte eines armen, aber ehrlichen Jünglings, der in die Netze einer Buhlerin geräth und von dieser zum Diebstahl und zum Morde verleitet wird. Den Diebstahl, den er an seinem Prinzipale begangen hat, sucht dieser zu verdecken, um das Glück des jungen Mannes, den auch seine Tochter heimlich liebt, nicht zu vernichten; mittlerweile hat er aber auch schon das zweite Verbrechen begangen, welches ihn zum Blutgerüst führt."

25.

Die Verschwörung gegen Venedig.

Unsere Nachrichten über dieses dramatische Project Schiller's beschränken sich auf dessen einfache Notiz in seinem Kalender (s. S. 131).

Die Anregung dazu hatte Schiller jedenfalls durch seine Uebersetzung von St. Réal's „Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahre 1618" erhalten, die er 1788 in der von ihm herausgegebenen „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen" ꝛc. ꝛc. veröffentlichte, und welche in Th. XIV. S. 373 ff. unserer Ausgabe abgedruckt ist.

Auch bei der dramatischen Behandlung dieses Stoffes hatte Schiller denselben Vorgänger wie bei „Don Karlos", den englischen Dramatiker Otway, welcher schon im Jahre 1682 die Verschwörung gegen Venedig in dem berühmtesten seiner Dramen, dem geretteten Venedig (Venice preserved), auf die Bühne brachte.

Derselbe wurde zu Trotton in Sussex 1651 geboren und starb schon in jungen Jahren (1685) im höchsten Elend zu London. Er war ein genialer, aber in seinem Leben wie in seinen dramatischen Productionen zügelloser Dichter. Seine Stücke machten durch den lebhaften Gang der Handlung, die kraftvolle, bisweilen freilich auch ungeschlachte und von seinem wilden, unsittlichen Leben zeugende Diction ziemliches Glück auf der Bühne, und sein Name hat sich auf derselben lange Zeit in Ehren erhalten. Von seinen Stücken haben folgende gewisse Berührungen mit unserer Literatur: 1) Alcibiades, 1675. Lessing, der Otway zwar in der „Dramaturgie" nirgends erwähnt, entwarf nach diesem Stücke und einem gleichnamigen von Campistron den Plan zu seinem „Alcibiades in Persien". 2) Don Carlos, 1696, nach St. Réal, wie Schiller's Stück, bearbeitet. 3) Soldatenglück (The Soldier's Fortune), ein Lustspiel, 1684, aus welchem sich Lessing in seinen jüngeren Jahren Auszüge machte. Endlich 4) Das gerettete Venedig, 1692, gleichfalls nach St. Réal. Daß Schiller Otway's Stücke gekannt habe, ist nicht nachzuweisen, und auch der Versuch, den „Don Karlos" auf eine andere gemeinsame Quelle als St. Réal, auf Campistron, zurückzuführen, muß bei näherer Prüfung aufgegeben werden.

26.

Sicilianische Vesper.

Auch über diesen Plan Schiller's fehlen uns alle weiteren Nachrichten, und wir beschränken uns daher auf die kurze Resumirung seiner historischen Basis:

1266 wurde Manfred in der Schlacht von Benevent seiner Herrschaft über Süd-Italien und Sicilien von Karl von Anjou, dem Günstling des Papstes, beraubt. 1268 fiel Conradin, der letzte der Hohenstaufen, der sein väterliches Erbe dem französischen Räuber wieder entreißen wollte, in der Schlacht bei Tagliacozzo. Nun war das Land vollständig in der Hand der Sieger, die es auf alle mögliche Art bedrückten. Da schwur Johann von Procida, ein seiner Habe beraubter Ghibelline, dem französischen Bedrücker Rache. Er veranlaßte einen Aufruhr der Insel Sicilien, welcher zuerst in Palermo am 30. März 1282 ausbrach, als die dasigen Einwohner zur Vesper gingen, und daher die sicilianische Vesper genannt wurde. Durch diesen Aufruhr, welcher sich schnell über ganz Sicilien verbreitete und bei dem mehr als 24,000 Franzosen umkamen, wurde die Insel nach mannichfachen Kämpfen mit Hilfe des Königs Peter von Aragonien vom französischen Drucke befreit und kam unter die Herrschaft des letztgenannten Königs, eines Verwandten Manfred's.

Casimir Delavigne hat den Stoff 1819 in der Tragödie „Les Vêpres Siciliennes“ dramatisch behandelt.

27.

Agrippina.

Der Schiller'sche Briefwechsel sowol wie sein Kalender geben keinen Aufschluß über die Entstehungszeit dieses Entwurfs. In dem Verzeichniß am Schlusse des Kalenders folgt er auf „Gozzi's Turandot". Er ist der erste der von Frau v. Gleichen veröffentlichten Entwürfe und, wie dieselbe bemerkt, in dem Verzeichniß von Schiller's Hand mit Nr. 7 bezeichnet. — Die Uebersetzung aus dem „Britannicus" des Racine (siehe unten Nr. 50) ist in die erste Hälfte des December 1804 zu setzen. Ob nun aber der Plan zur „Agrippina" früher vorhanden war und aufgegeben wurde, so wie Goethe seinen „Mahomet" aufgab und dafür den Voltaire'schen übersetzte, oder ob über der Beschäftigung mit dem Britannicus unserm Dichter die Idee zu einem selbstständigen Trauerspiele kam, in welchem der Schwerpunkt auf die Ermordung der Agrippina gelegt wurde, ist eine schwer zu lösende Frage. Nehmen wir den letztern Fall an, so ließe sich denken, daß ihm für die Rolle der Agrippina, die im „Britannicus" zu wenig hervortrat, die Madame Becker (siehe Nr. 50) vorschwebte, wie er ihr zu Liebe ja auch die „Phädra" übersetzte, und daß er deshalb beschloß, diese zur Heldin eines eigenen Stückes zu machen. Racine's „Britannicus" ist ein ebenso wässeriges und frostiges Stück wie die übrigen französischen Dramen; es spielt sich an einer elenden Liebesgeschichte herunter und ist im wahren Sinne des Worts ein Serailstück. — Wir geben in den Anmerkungen zu dem Folgenden eine Uebertragung der Stellen des Tacitus, die Schiller bei seinem Entwurf im Auge hat.

Agrippina.

Der Tod des Britannicus [1]) und der Tod der Agrippina geben beide den Stoff zu einer reinen Tragödie, und vorzüglich der letztere.

In dem erstern ist vielleicht noch zu viel von einem stoffartigen Interesse und einem sentimentalischen Mitleid zu fürchten, da der Untergang der Agrippina mehr die tragische Furcht und das tragische Schrecken erregt.

Agrippina ist ein Charakter, der nicht stoffartig interessirt, bei dem vielmehr die Kunst das stoffartig Widrige erst überwinden muß. Rührt Agrippina, versteht sich, ohne ihren Charakter abzulegen, so geschieht es lediglich durch die Macht der Poesie und die tragische Kunst.[2])

Agrippina erleidet blos ein verdientes Schicksal, und ihr Untergang durch die Hand ihres Sohns ist ein Triumph der Ne-

---

1) Der Tod des Britannicus wird von Tacitus in den Annalen, XIII. Cap. 16, erzählt. — A. d. H.

2) Vgl. Schiller an Körner, den 13. Juli 1800: „Nach meiner Ueberzeugung hat das moralische Gefühl niemals den Helden zu bestimmen, sondern die Handlung allein, insofern sie sich auf ihn allein bezieht oder allein von ihm ausgeht. Der Held einer Tragödie braucht nur so viel moralischen Gehalt, als nöthig ist, um Furcht und Mitleid zu erregen. Freilich macht man schon längst andere Forderungen an den tragischen Dichter, und uns Allen ist es schwer, unsere Neigung und Abneigung bei Beurtheilung eines Kunstwerks aus dem Spiel zu lassen. Daß wir es aber sollten, und daß es zum Vortheil der Kunst gereichen würde, wenn wir unser Subject mehr verleugnen könnten, wirst Du mir eingestehen. — Da ich übrigens selbst von alten Zeiten her an solchen Stoffen hänge, die das Herz interessiren, so werde ich wenigstens suchen, das Eine nicht ohne das Andere zu leisten; obgleich es der wahren Tragödie vielleicht gemäßer wäre, wenn man die Gelegenheit vermiede, eine stoffartige Wirkung zu thun." — A. d. H.

mesis. Aber die Gerechtigkeit ihres Falls verbessert nichts an der That des Nero: sie verdient, durch ihren Sohn zu fallen, aber es ist abscheulich, daß Nero sie ermordet. Unser Schrecken wird also hier durch kein weiches Gefühl geschwächt. Wir erschrecken zugleich über den Opferer und über das Opfer. Eine leidende Antigone, Iphigenia, Kassandra, Andromacha ꝛc. geben keine so reine Tragödie ab.

Der Tod der Agrippina macht Epoche in dem Charakter des Nero; hier fühlt er die letzte Scham und die letzten Schauer der Natur, er überwindet sie und hat nun alle moralische Gefühle überwunden.

Er macht Epoche in seinem Charakter; denn so lange die Mutter lebte, hatte Nero noch einen Zügel. Seine ganze Infamie und Schändlichkeit brach noch nicht ganz aus bei ihrem Leben. Wie sie todt ist, achtet er nichts mehr, und eins der ersten ist, daß er aufs Theater geht.[1])

Es kostet dem Nero etwas, seine Mutter umzubringen; nicht etwa aus einem Rest von Liebe, die hat er nie für sie empfunden. Es ist blos die unvertilgbare Naturstimme, die er Mühe hat zum Stillschweigen zu bringen. Diese Naturstimme ist so allgemein, es ist ein so ewiges Naturgesetz, daß selbst ein Nero die heftigste Krise ausstehen muß, eh er es überwindet, und er überwindet es nicht, sondern muß es umgehen.

Die Tragödie hält sich also mehr innerhalb des physischen Kreises als des moralischen auf; oder sie behandelt dasjenige Moralische, welches eine physische Macht ausübt.

Nero scheint noch verbesserlich, so lang er seine Mutter nicht getödtet hat; er steht in dem Stück auf einer Grenze. Er fühlt

---

1) Wie Schiller über den Charakter des Nero, so äußert sich auch Racine in der Vorrede zu der ersten Ausgabe des „Britannicus" über jenen: „J'avoue que je ne m'étais pas formé l'idée d'un bon homme en la personne de Néron: je l'ai toujours regardé comme un monstre. Mais c'est ici un monstre naissant: il n'a pas encore mis le feu à Rome; il n'a pas encore tué sa mère, sa femme, ses gouverneurs: à cela près, il me semble qu'il lui échappe assez de cruautés pour empêcher que personne ne le méconnaisse." — Was Schiller sonst mit Racine gemein hat, haben sie Beide aus ihrer gemeinsamen Quelle, dem Tacitus, geschöpft, außer welchem Racine auch den Seneca benutzte. Nero's Auftreten auf dem Theater schildert Tacitus (Ann., XIV. Cap. 13 ff.) folgendermaßen: „Von da betrat er stolz und als Sieger über das knechtische Volk das Capitol, dankte den Göttern und ergab sich allen Lüsten, die eine gewisse Scheu vor der Mutter bisher, freilich schlecht genug, im Zaume gehalten hatte. Er sehnte sich schon längst, auf einem Viergespann (im Wettrennen) zu fahren und, ebenso schimpflich, als Künstler von der Bühne zu der Zither zu singen. — Zuletzt betritt er selbst die Bühne, indem er in Gegenwart seiner Singlehrer mit vieler Sorgfalt vorher probirt und die Stimme übt." — A. d. H.

noch Scham, er scheut noch etwas Heiliges, es ist noch nicht alle Hoffnung verloren. Aber noch eh er sie tödten läßt, und um sie tödten lassen zu können, muß er die Natur ausziehen. Diese kehrt noch einmal zurück, wenn die That gethan ist, aber ohnmächtig und ohne Folgen.

Ja, es kommt in dem Stücke selbst so weit, daß seine Mutter ihn noch einmal herumbringt.[1])

Agrippina hat ein Orakel erhalten, daß ihr Sohn herrschen und sie tödten würde. Damals war es ihr nur um ihren Zweck zu thun. Occidat dum imperet![2])

Ihre Macht ist gesunken, sie hat ihren Einfluß auf ihn verloren und muß Andre statt ihrer ihn beherrschen sehen. Dies ist ihr größtes Unglück, denn sie hatte ihm die Herrschaft mehr verschafft um ihrentwillen als um seinetwillen;[3]) aber er ist ihr entschlüpft, weil sie ihre Regiersucht nicht zu mäßigen oder zu verbergen verstand. Jetzo büßt sie es theuer durch Verlassenheit und Verachtung — Sie kann diesen Zustand nicht gelassen ertragen.

Sie steht zuweilen auf dem Sprung, gegen ihren eignen Sohn zu conspiriren, und zuverlässig würde sie ihm einen Gegner erwecken, wenn sich hoffen ließe, daß sie dadurch etwas gewänne. Aber im Augenblick des gekränkten Stolzes überlegt sie nicht einmal die Folgen; sie findet eine Befriedigung darin, ihm die Macht zu nehmen, die sie nicht mit ihm theilen soll. — Durch diese Gesinnung ist sie ein gefährlicher Charakter, kann wenigstens dem Nero so abgeschildert werden.

Sie ist eine nicht verächtliche Gegnerin; Tochter eines Cäsars, Gemahlin eines Imperators und Mutter eines solchen, verbindet sie die höchste weibliche Würde auf ihrem Haupt.[4])

---

1) Siehe unten S. 175. — A. d. H.

2) Tac. Ann., XIV. Cap. 9: „An dieses ihr Ende hatte Agrippina seit vielen Jahren geglaubt und es verachtet. Denn als sie in Betreff Nero's die Chaldäer befragte, antworteten diese, er würde Kaiser werden und seine Mutter tödten; sie aber sagte: Mag er mich doch tödten, wenn er nur Kaiser wird." — A. d. H.

3) Tac. Ann., XII. Cap. 64: „Agrippina, die ihrem Sohne die Herrschaft geben, aber es nicht ertragen konnte, daß er herrschte." — A. d. H.

4) Tac. Ann., XII. Cap. 42: „Auch ihren Prunk trieb Agrippina immer höher; sie fuhr im Wagen auf das Capitol, welche, einst nur den Priestern und den Heiligthümern gestattete Scene die Verehrung gegen eine Frau steigerte,

Sie hat in Rom einen Anhang, sie besitzt Schätze, ein großes Mancipium.

Ferner. Sie kann die Rechte des Nero an den Thron des Augustus umstürzen, sobald sie mit Aufopferung ihrer eignen Ehre die Wege bekannt macht, durch die er zum Thron geführt worden, und von ihrer Verzweiflung ist ein solcher Schritt in der That zu fürchten. Auch hat sie schon damit gedroht.[1])

Sie hat sich fähig gezeigt zu jedem Verbrechen, da sie Ehebruch, Blutschande und Mord schon versuchte.[2])

Ein Beweis, wie weit sie aus Rachsucht und blinder Regiersucht zu gehen im Stand ist, war Britannicus, den sie anfangs unterdrückte und nachher in Schutz nahm.

Am Anfang der Handlung ist Agrippina zurückgesetzt und verlassen.[3])

Im Verfolg der Handlung erhält sie noch einmal auf einen Augenblick die Herrschaft über ihren Sohn, der sie

Schnell darauf dem Tode dahingiebt.

Ihre Ermordung geschieht zweimal, da sie das erste Mal entrinnt.

Abschied des Nero von der Agrippina, eh sie sich auf das Schiff begiebt, wo sie der Tod erwartet.[4])

Die eigentliche letzte Gewaltthat gegen Agrippina wird schon mehr durch den Drang des Augenblicks als aus Besonnenheit be-

---

die bis auf diesen Tag das einzige Beispiel ist von einer Tochter eines Imperators, die zugleich Schwester, Gattin und Mutter dreier Kaiser war." (Sie war Tochter des Germanicus Cäsar und Gemahlin des Claudius.) — A. d. H.

1) Tac. Ann., XIII. Cap. 14: „Jetzt suchte Agrippina plötzlich durch Drohungen zu schrecken, und auch vor den Ohren des Fürsten scheute sie sich nicht zu protestiren: Britannicus sei nun erwachsen, der wahre Sproß seines Vaters und würdig, dessen Herrschaft zu übernehmen, die ein Eindringling und nur an Kindesstatt Angenommener mit Kränkung seiner Mutter ausübte. Sie sei nicht abgeneigt, alle Leiden des unglücklichen Hauses zu offenbaren, besonders ihre Vermählung und ihren Giftmord. Die eine Fürsorge hätten die Götter und sie getroffen, daß ihr Stiefsohn am Leben bliebe. Sie wolle mit ihm in das Lager gehn" ꝛc. — A. d. H.

2) Tac. Ann., XIV. Cap. 2: „Das Sinnen auf eine unerhörte Befriedigung der Wollust schien glaublicher bei einer Frau, die schon als Mädchen aus Herrschbegierde die Buhlerei des Lepidus zugelassen hatte, die gleichfalls aus Herrschsucht sich sogar den Lüsten eines Pallas hingegeben hatte und durch die Vermählung mit ihrem Oheim zu jedem Verbrechen abgehärtet war." — A. d. H.

3) Vgl. den Anfang von Racine's „Britannicus", unten Nr. 50. — A. d. H.

4) Tac. Ann., XIV. Cap. 4: „Nachdem nun Nero durch mehrere Gespräche, theils mit jugendlicher Vertraulichkeit, theils mit Ernst, als wenn er wichtige Dinge damit verbände, das Mahl in die Länge gezogen hatte, begleitete er sie, als sie sich entfernte, indem er inniger an ihren Augen und an ihrer Brust hing, sei es, um seine Verstellung zu vollenden, sei es, daß der letzte Anblick seiner dem Tode geweihten Mutter sein, wenn auch grausames Herz fesselte." — A. d. H.

schlossen. Nero fürchtet ganz ernstlich für s. Leben, besonders da er den großen Zulauf zu der geretteten Augusta erfährt.[1])

Der Aberglaube der Römer muß in der Schilderung besonders hervorspringen.

Das Nativitätstellenlassen ist ein Regal; es ist ein capitales Verbrechen, die Magie über die Zukunft zu fragen —[2])

Ein geheimes Ereigniß zwischen dem Nero und seiner Mutter flößt ihr die Hoffnung ein, daß sie ihn entweder noch herumbringen, oder daß er sie doch nicht tödten werde.[3])

---

1) Tac. Ann., XIV. Cap. 7 f.: „Aber während Nero die Nachricht von der vollbrachten Schandthat erwartet, wird ihm gemeldet, daß sie [Agrippina], nur leicht verwundet, entkommen sei, während ihr doch die Gefahr so nahe getreten sei, daß man an dem Urheber derselben nicht zweifeln könnte. Da rief er, von Furcht erfüllt, unter Bitten und Schwüren aus: jetzt, jetzt werde sie, zur Rache bereit, kommen, möge sie nun ihre Sclaven bewaffnen und das Heer entflammen, oder sich zum Senat und dem Volke flüchten, indem sie ihm ihren Schiffbruch, ihre Wunde und den Mord ihrer Freunde vorwürfe; was für einen Schutz habe er dagegen? wenn nicht etwa Burrus und Seneca Rath wüßten, die er sogleich hatte rufen lassen; man weiß nicht, ob er ihnen sein Verbrechen erst jetzt eröffnete. — — — Als inzwischen die Gefahr der Agrippina bekannt geworden war, eilte Jeder, so wie er sie erfahren hatte, als wenn sie nur vom Zufall herbeigeführt worden wäre, an das Ufer. Die Einen bestiegen die vorliegenden Dämme, die Andern die nächsten Dämme; Einige gingen, so weit es ihre Körperlänge erlaubte, in das Meer. Manche streckten die Hände nach ihr aus; die ganze Küste hallte wieder von Klagen, Gelübden, von Geschrei der nach Verschiedenem Fragenden oder Unbestimmtes Antwortenden; eine große Menschenmenge strömte mit Lichtern herbei, und als bekannt geworden war, daß sie gerettet sei, hielten sie sich bereit, sie zu beglückwünschen, bis sie durch den Anblick einer bewaffneten und drohenden Schaar verscheucht wurden."

Hier wäre im Texte ein Zwischenraum zu lassen gewesen; denn das Folgende giebt nur noch einzelne Bemerkungen, aber nicht mehr, wie bisher, den Gang der tragischen Handlung. — A. d. H.

2) Tac. Ann., XII. Cap. 22: „In demselben Jahre entbrannte Agrippina in heftigem Hasse gegen die Lollia, weil sie ihre Nebenbuhlerin bei der Bewerbung um die Hand des Fürsten gewesen war; sie brachte Beschuldigungen auf und stellte einen Ankläger, der ihr Schuld geben mußte, sie hätte die Chaldäer, die Magier und das Heiligthum des Apollo zu Clarus wegen der Vermählung mit dem Kaiser befragt. Darauf gab Claudius der Angeklagten, ohne sie angehört zu haben, verbrecherische Anschläge gegen den Staat Schuld und rieth, ihr die Mittel zum Verbrechen zu entziehen." Ebendas. Cap. 52: „Unter dem Consulate des Faustus Sulla und Salvius Otho wird Furius Scribonianus in die Verbannung geschickt, unter dem Vorwande, er habe die Chaldäer über das Ende des Fürsten befragt. — — Es wurde ein grausamer, aber vergeblicher Staatsbeschluß gefaßt, die Wahrsager aus Italien zu vertreiben." Ebendas. Cap. 59: „Dieser [Tarquitius Priscus] war Legat des Taurus, Proconsuls von Afrika, gewesen, und klagte denselben, als sie zurückgekehrt waren — besonders des magischen Aberglaubens an." Ebendas. Cap. 65: „Uebrigens wurde sie [Domitia Lepida] beschuldigt, der Gemahlin des Fürsten durch Zaubereien nachgestellt zu haben." — A. d. H.

3) Siehe oben S. 173. — A. d. H.

Nichtsdestoweniger nimmt sie die äußersten Vorsichtsmaßregeln gegen einen mörderischen Angriff. [1])

Soll Octavia, Nero's Gemahlin, in die Handlung verflochten werden?

Seneca erscheint nicht zu seinem Vortheil und zeigt einen zweideutigen Charakter.

Burrus ist ein fester Charakter, ein Weltmann und Krieger und steht mit Achtung da zwischen dem Laster und der Tugend. [2])

Agrippina macht einen Versuch, die Begierden des Nero zu erregen; soweit dies nämlich ohne Verletzung der tragischen Würde sich darstellen läßt. Es wird, versteht sich, mehr errathen als ausgesprochen. [3])

Agrippina beschützt die gute Sache gegen den Nero, wie sie

---

1) Tac. Ann., XIV. Cap. 4: „Es stand damals hinreichend fest, daß ein Verräther aufgetreten war, und daß Agrippina, nachdem sie von den Nachstellungen gehört hatte, schwankend, ob sie ihnen glauben sollte, sich in einer Sänfte nach Bajä tragen ließ." — A. d. H.

2) Tac. Ann., XII. Cap. 42: „Der Oberbefehl über die Cohorten wird dem Burrus Afranius, einem Manne von großem militärischen Rufe, dem jedoch nicht unbekannt war, wem er diese Stelle verdankte [nämlich der Agrippina]." Ebendas. XIII. Cap. 2: „Und schon damals hätte Nero seine Mordgelüste befriedigt, wenn nicht Afranius Burrus und Annäus Seneca ihm entgegengetreten wären. Diese, die Jugenderzieher des Kaisers, die, was selten ist bei gemeinsamer Macht, einträchtig waren, übten nach verschiedenen Richtungen gleichen Einfluß, Burrus durch militärische Sorgfalt und Sittenstrenge, Seneca durch Lehren der Beredsamkeit und ehrenhafte Milde; sie unterstützten sich gegenseitig, um desto leichter die ausschweifende Jugend des Kaisers, falls er die Tugend verschmähen sollte, wenigstens in den Schranken erlaubter Genüsse zu halten. Beide verfolgten ein Ziel, den Kampf gegen die Wuth der Agrippina, die, glühend von allen Begierden nach sträflicher Herrschaft, den Pallas auf ihrer Seite hatte, auf dessen Anstiften Claudius durch die blutschänderische Vermählung [mit der Agrippina, seiner Nichte] und die verderbliche Adoption [des Nero] sich zu Grunde gerichtet hatte." Ebendas. XIV. Cap. 51: „Aber während von Tag zu Tag die Leiden des Staates drückender wurden, minderten sich seine Stützen, und Burrus schied aus dem Leben, man weiß nicht, ob durch Krankheit oder Gift. — — Die Meisten behaupteten, daß ihm auf Befehl des Nero unter dem Vorwande, ein Heilmittel anzuwenden, der Gaumen mit einer schädlichen Substanz bestrichen worden sei, daß Burrus dieses Verbrechen durchschaut und, als der Fürst ihn zu besuchen gekommen wäre, sich vor seinem Anblick mit Abscheu abgewandt und auf seine Erkundigung nur so viel geantwortet habe: „Ich befinde mich wohl." Dem Staate verblieb eine große Sehnsucht nach ihm, durch das Andenken an seine Tüchtigkeit und durch die nachlässige Einfalt des einen und die abscheulichsten Verbrechen des andern seiner Nachfolger." — A. d. H.

3) Tac. Ann., XIV. Cap. 2: „Cluvius erzählt, daß Agrippina in ihrer Begierde, die Macht beizubehalten, so weit gegangen sei, daß sie am hellen Tage, während zu dieser Zeit Nero beim Gelage von Wein glühte, dem Erhitzten sich öfter geschmückt und zur Blutschande bereit zeigte, und daß, als schon die Nächststehenden ihre wollüstigen Küsse und auf die Schandthat hindeutenden Schmeichelworte vernahmen, Seneca Schutz gegen die Lockungen dieses Weibes bei einem andern Weibe gesucht habe." — A. d. H.

schon bei Britannicus gethan hat. Dies giebt Gelegenheit, einen schönen Charakter einzuführen, ohne dem Geist des Ganzen zu widersprechen; denn dieser gestattet nicht, daß das Gute dem Bösen, sondern will, daß Böses dem Bösen entgegenstehe.

Agrippina muß in dem Stücke nichts gegen den Nero thun, obgleich sie zu Allem fähig wäre; diesen Grad der Unschuld muß sie ihm gegenüber und in diesem letzten Verhältniß haben, das erfordert das tragische Gesetz — Sie muß als Mutter gegen den Sohn dastehen. Zwar als eine sehr schuldige Mutter, aber nicht gegen den Sohn schuldig.

Nero ist eitel auf seine Talente, er hat nur kleinliche Neigungen; durchaus nichts Großes oder Edles ist in seiner Natur. Er hat eine gemeine Seele; daher kennt er auch keine Großmuth in seiner Rache, und Alles haßt er, was edel und achtungswürdig ist in Rom. Er ist dabei im höchsten Grad feigherzig, argwöhnisch, leicht aufzuschrecken, schwer zu versöhnen. Er ist habsüchtig, wollüstig, liederlich.

28.

Die Braut in Trauer.

Schiller wurde wieder lebhaft an die „Räuber" erinnert, als ihm seine Gattin über die Aufführung derselben am 27. Mai 1800 nach Ettersburg schrieb: „Das Haus war überfüllt. Im Parterre und auf der Galerie konnte kein Apfel zur Erde. Alles, was von Jena kommen konnte, war zugegen, und gewiß alle Studenten. Auch die Herzogin Louise war im Schauspiel und lobte dasselbe." Den 28. Mai wurde sodann „Don Juan" gegeben, für welches „Märchen" sich Schiller ebenfalls interessirte (s. S. 185). Darauf besuchten ihn Vohs und Frau, Becker und Heyde (Weimarische Schauspieler) und werden auch über die Aufführung beider Stücke berichtet haben. Um diese Zeit muß bei Schiller der Gedanke, den er schon in Mannheim gehabt hatte, wieder lebendig geworden sein, einen „zweiten Theil der Räuber" zu schreiben, dem er jetzt den Titel: „Die Braut in Trauer" zu geben beabsichtigte, nach einem englischen Stücke von Congreve: „The mourning bride", welches Johann Elias Schlegel unter dem Titel „Die Braut in Trauer" zu bearbeiten unternommen, von welchem er aber nur zwei Acte vollendet hatte. Die Heldin des Stücks findet ihren todt geglaubten Geliebten, mit dem sie insgeheim vermählt ist, Nachts in einer Gruft, so daß sie ihn für dessen Geist hält. Dies führte möglicherweise zum Entwurf einer „Höllenbraut" (s. Nr. 29). Goethe erzählte Eckermann den 4. Februar 1829: „Wenn Genasts hier bleiben, so schriebe ich Euch zwei Stücke, jedes in einem Act und in Prosa: das eine von der heitersten Art, mit einer Hochzeit endend, das andere grausam und erschütternd, so daß am Ende zwei Leichname zurückbleiben. Das letztere rührt noch aus Schiller's Zeit her, und er hat auf mein Antreiben schon eine Scene davon geschrieben. Beide Süjets habe ich lange durchdacht, und sie sind mir so vollkommen gegenwärtig, daß ich jedes in acht Tagen dictiren wollte, wie ich es mit meinem „Bürgergeneral" gethan habe."

Erst vor Kurzem (in der Beilage zur „Augsburger Allgemeinen

Zeitung" vom 8. October 1873 Nr. 283) wurde der Entwurf, welcher Eigenthum der Cotta'schen Buchhandlung ist, veröffentlicht.

In Bezug auf Schiller's leitenden Gedanken für den Charakter des Stückes und den Gang der Handlung ist zunächst folgende Angabe der Frau von Wolzogen zu beachten: „Einigemal [während der Arbeit am „Tell" 1803] gedachte er auch seines frühern Plans, einen zweiten Theil der Räuber zu geben. Man müsse eine tragische Familie erfinden, fiel ihm einmal ein, ähnlich der des Atreus und Laïus, durch die sich eine Verkettung von Unglück fortzöge. Am Rhein, wo die Revolution so viele edle Geschlechter vom Gipfel des Glücks herabgestürzt, und wo in schwankenden Verhältnissen der Doppelsinn des Lebens die ebene Bahn leicht verwirren könne, sei der passendste Platz für ein solches Gemälde des Menschengeschicks in seiner Allgemeinheit." Er betrachtete also aller Wahrscheinlichkeit nach seine „Räuber" gewissermaßen als den „König Oedipus", auf den noch ein „Oedipus auf Kolonos" folgen müsse. Karl Moor hat sich nicht freiwillig dem Gericht überliefert, aber er hat sich bemüht, die begangenen Frevel durch ein fortan untadeliges Leben zu sühnen und das angerichtete Unglück möglichst wieder gut zu machen. Der Friede ist in seine Brust zurückgekehrt; er hofft in seinen Kindern, in einer neuen Ehe glücklich zu werden. Aber wie er einst selbst seinem Vater durch die Enthüllung der von ihm begangenen Gräuel den Todesstoß gegeben hat, so beschwört er jetzt selbst in seinen Kindern durch die Anstalten, die er zur Gründung ihres und seines Glückes zu treffen vermeint, die Nemesis herauf, wie Narbonne in den „Kindern des Hauses" (Nr. 18). Die „Geister seiner Erwürgten" mengen sich, wie in der schönen Episode im „Geisterseher" der Geist des gemordeten Bruders Jeronymo (Werke, IX. S. 49), sammt den Racheengeln seiner Gräuelthaten in sein neu zu gründendes Familienglück, und erst über den Trümmern desselben lernt er wahrhaft entsagen und schließt so einen dauernden Frieden mit dem Himmel.

Nur so weit glaubten wir uns in der Errathung des leitenden Gedankens, der dem Dichter selbst vielleicht erst dunkel vorschwebte (denn seine Entwürfe sind zum Theil nur Versuche, sich selbst klar zu werden), wagen zu dürfen. Ueber das Einzelne enthalten wir uns jeder Vermuthung, fügen aber noch hinzu, daß es, streng genommen, zwei verschiedene Entwürfe sind, zu deren jedem Schiller auch ein besonderes Personen-Verzeichniß schrieb. Wir geben sie also hier getrennt und verweisen im Uebrigen noch auf das unter Nr. 8 (S. 24) Gesagte.

Die Braut in Trauer
oder
Zweiter Theil der Räuber.

Eine Tragödie in fünf Acten.

I.

[Personenverzeichniß.]

Graf Julian.
Xaver, sein Sohn.
Mathilde, seine Tochter.
Graf v. Dissentis, } bestimmter Bräutigam Mathildens.
Thurn, }
. . . Jäger des Grafen Julian.
Der Geist des Franz Moor.
Kosinsky, ein böhmischer Edelmann.

Die Scene ist auf dem Schloß des Grafen Julian in Savoyen.

Karl Moor, Graf Julian, will seine Tochter Mathilde vermählen. Der Bräutigam ist aus einer Familie, gegen die der Graf etwas Schweres gut zu machen hat, oder er

Karl Moor ist Vater von einem Sohn und einer Tochter. Die Tochter soll vermählt werden, aber der Bruder liebt sie leidenschaftlich und kann den Gedanken nicht ertragen, sie in die Arme eines Andern wandern zu sehen. Er hat seine Leidenschaft bisher noch zu verleugnen gewußt, und Niemand als die Schwester weiß davon. Der Vater ist streng und wird gefürchtet.

Beim herannahenden Vermählungstag bricht die Leidenschaft des Bruders aus. Er gesteht sie der Schwester, der Geist hetzt ihn, er hat eine Furcht und einen gewissen Widerwillen gegen den Vater, der ihm streng ist.

Ein Parricida[1]) muß begangen werden; fragt sich, von welcher Art.

Vater tödtet den Sohn oder die Tochter.

Bruder liebt und tödtet die Schwester, Vater tödtet ihn.

Vater liebt die Braut des Sohns.

Bruder tödtet den Bräutigam der Schwester.

Sohn verräth oder tödtet den Vater.

Eine Geistererscheinung und eine Vermählungsfeier eröffnen die Handlung.

Julian hat einen Sohn Xaver, der ins neunzehnte Jahr geht, Mathilde [ist] wird achtzehn Jahre alt.

Xaver ist ein leidenschaftlicher und unregiersamer Jüngling, der von seinem Vater kurz gehalten und ihm deswegen aufsätzig wird. Er geht seinen Weg allein, ohne alle kindliche Neigung; nur Furcht fühlt er vor seinem Vater. Er liebt die Jagd und ist ein wilder trotziger Weidmann. Niemand ist im Stande, dieses wilde Gemüth zu bändigen, als Mathilde, seine Schwester.

Für diese fühlt er eine unglückliche fatale Liebe, welche aber bis jetzt dem Vater verborgen blieb. Doch Mathilde ist mehrmals durch seine Aufwallung geängstigt worden, und Georg, der Jäger, hat eine böse Ahnung davon. Eben darum treibt er den Grafen, die Vermählung zu beschleunigen.

Diese nahe bevorstehende Vermählung beginnt aber unter den finistersten Anzeigen. Die

hat sonst ein dringendes Interesse, diese Heirath zu schließen. Mathilde liebt ihren Bräutigam zwar nicht, aber sie hat auch nichts gegen ihn, ihr Herz ist ohne Leidenschaft, und sie unterwirft sich gern dem Wunsch ihres Vaters, der in dieser Heirath eine ihr nicht begreifliche Befriedigung findet.

Schweizer. Unter Julian's Hausgesinde ist ein Jäger, auf den er sehr viel hält, der um seine geheimsten Gedanken weiß und an seine Person höchst attachirt ist. Der Jäger ist voll Herzhaftigkeit, ein trefflicher Schütz und hat gleichsam die oberste Aufsicht über alle Diener des Grafen. Er ist mehr der Aufseher und Rathgeber als der Knecht seiner jungen Herrschaft.

---

1) So wörtlich; es muß natürlich heißen: Parricidium (Verwandtenmord). Vielleicht schrieb Schiller französisch: „Parricide“. Das Wort scheint auf die Beschäftigung mit dem „Tell“ hinzudeuten; vgl. die oben (S. 179) angeführte Stelle von Frau v. Wolzogen. — A. d. H.

Bewohner des Schlosses werden durch seltsame Ereignisse beunruhigt. Einem unter ihnen ist eine Erscheinung begegnet [die schwere Ketten schleppend] als er . . . .

Diese Vorfälle werden anfangs vor dem Grafen Julian geheim gehalten, und ihm selbst ist noch nichts dergleichen begegnet. Aber Graf Xaver erfährt davon, und seine natürliche Wildheit treibt ihn, die Sache zu erforschen. Er wacht in der gefährlichen Stunde und an dem bezeichneten Ort und erblickt auch wirklich die Gestalt unter furchtbaren Nebenumständen. Doch hat er wilden Muth genug, ihr zu Leibe zu rücken und sie anzureden, worauf sie verschwindet. Er ahnet ein Geheimniß, das seinen Vater betreffe, und dringt in den Jäger, es zu erforschen.

Georg, der Jäger, ist Ursache, daß man dem Grafen noch nichts von der Sache entdeckt hat.

Xaver ist ungeachtet der schreckenvollen Vision nicht zahmer geworden. Seine wilde Seele fürchtet selbst das Todtenreich nicht; er glaubt, es werde Jemand aus der Familie sterben, und . . . .

Karl Moor hält den Himmel für versöhnt, er ist endlich in eine gewisse Sicherheit eingewiegt worden, ein zwanzigjähriges Glück läßt ihn keinen Umschlag mehr fürchten. Er hat in dieser Zeit Gutes gestiftet, er hat Unglückliche getröstet, er hat eine wohlthätige Rolle gespielt. Er lebt in einem fremden Land und sieht in die frühe Zeit nur wie in einen schweren Traum zurück. Nichts ist ihm in dieser ganzen Zwischenzeit aus der vorigen Epoche mehr erschienen.

Darüber spricht er mit seinem Freund Schweizer und reizt die Nemesis. Schweizer hat unterdessen schon Ursache gehabt, eine Peripetie zu fürchten, und läßt daher ein Wort der Warnung fallen, welches aber nicht geachtet wird. Schweizer liebt ihn noch immer wie in alten Zeiten und möchte ihm gern jedes Unangenehme ersparen.

Die Vermählung seiner Tochter [und] mit dem Grafen Dissentis ist jetzt seine wichtigste Angelegenheit.

II.

Die Braut in Trauer.

Zweiter Theil der Räuber.

Karl Moor, unerkannt unter dem Namen Graf Julian.
Der Geist des Franz Moor. Geist der Amalia.
Moor's Tochter.
Moor's Sohn Xaver.
Moor's Gattin [durchstrichen im Manuscript]. Ein Knabe oder ein kleines Mädchen.
Kosinsky, Herrmann, Schweizer. Geist des alten Moor.
Bräutigam der Tochter.

Eine Nonne kommt zu der jungen Gräfin und bezeugt sich liebkosend gegen sie, doch spricht sie nicht. Sie hat ihr zuerst in der Capelle des Nonnenklosters begegnet, wo sie oft hinzugehen pflegte. Sie hat neben ihr niedergekniet und gebetet und ist oft still an ihrer Seite gegangen, doch hat sie nie ein Wort aus ihr herausbringen können. Es schien aber, sie wolle, daß Adelaide den Schleier anzöge. Diese liebte die stumme Freundin innig, und ohne im Geringsten etwas Arges dabei zu haben, unterhielt sie den Umgang mit ihr.

Einsmals tritt sie in das Zimmer ihres Vaters und findet dort ein Bild liegen. Wie sie es näher ansieht, ist es die Nonne, sie kann es nicht leugnen. Ihr Vater kommt dazu und findet sie das Bild küssend. Wie er sie darüber befragt, so erfährt er mit Erstaunen, daß sie das Original zu dem Bilde zu kennen glaube. Seine Neugier wird erregt, er will die Nonne kennen lernen, die seiner Amalie so gleich sein soll; denn dieses Bildniß ist Amaliens.

[Auf dem Rande befinden sich dann noch folgende Aufzeichnungen:]

Ja, die Nonne kommt heimlich zu ihr auf das Schloß und giebt ihr durch Winke zu verstehen, daß sie das Kloster anstatt des Brautkranzes wählen solle.

Wie die Nonne einmal wieder kommt, wird sie durch etwas gehindert, sich zu nähern.

[Wie leicht ersichtlich, gehören diese Randbemerkungen zu dem ersten Abschnitt, und haben sich eigentlich den Worten anzuschließen: „unterhielt sie den Umgang mit ihr.“]

Die Frage entsteht, dürfen die zwei Geister einmal zusammen sich finden, und wie werden sie sich da verhalten? Wenn es ist, so ist es in Gegenwart des Grafen, und der Geist der Nonne....

---

[1]) Karl Moor ist selbst Bräutigam, er soll die einzige Tochter des Grafen Dissentis ehlichen, der ihm die höchste Verpflichtung hat.

Einige Jahre, die zwischen seiner alten Lebensart und seiner jetzigen verflossen, eine heitere Gegenwart, die Macht der Schönheit und Liebe haben den Frieden in sein Herz gerufen, er fängt an zu glauben, daß er doch noch glücklich werden könne.

Alles liebt ihn im Hause des Grafen, nur der Sohn des Grafen....

---

1) Das von hier ab noch Folgende steht auf einem besondern, dem gegenwärtigen Fragment beigelegten Blatt. — A. d. H.

29.

Rosamund oder die Braut der Hölle.

Im Jahre 1797, dem „Balladenjahre", wie es Hoffmeister mit Schiller's eigenem Ausdrucke in einem Brief an Goethe vom 22. September 1797 nennt, hatte Schiller die Idee, auch den Don Juan, der damals in Weimar öfter aufgeführt wurde, als Ballade zu behandeln. Er erbat sich von Goethe (2. Mai 1797) den Operntext dazu auf einige Tage, da er das Märchen nur vom Hörensagen kannte und doch gern wissen mochte, wie es behandelt wäre. Goethe übersandte ihm denselben am folgenden Tage[1]) und bemerkte dazu: „Der Gedanke, eine Romanze [diese Stelle zeigt deutlich, daß die beiden Meister in dieser Dichtungsgattung keinen Unterschied zwischen Ballade und Romanze statuirt haben, und daß mithin Echtermayer und Andere ihren Scharfsinn vergeblich aufgeboten haben] aus diesem zu machen, ist sehr glücklich. Die allgemein bekannte Fabel, durch eine poetische Behandlung, wie sie Ihnen zu Gebote steht, in ein neues Licht gestellt, wird guten Effect machen." Zwei Tage darauf schickt Schiller den „Don Juan" mit Dank zurück und fügt hinzu: „Ich glaube wohl, das Süjet wird sich ganz gut zu einer Ballade qualificiren." Warum Schiller den Stoff aufgab, erfahren wir nicht, aber aus der sogleich anzuführenden Stelle ersehen wir, daß er mit Goethe sich öfter über ein weibliches Seitenstück zum „Don Juan" besprach, welches er die „Braut in Trauer" betiteln wollte. Ein Zeugniß seiner Beschäftigung mit dem „Don Juan" ist uns noch erhalten in den

1) Der Brief Nr. 310 (3. Ausg.) sollte nicht besonders numerirt sein, da er, wie der Anfang zeigt, nur eine Fortsetzung von Nr. 309 ist.

Worten Isolan's (Piccolomini, IV. Act, die letzten Worte der 6. Scene), mit denen er auf Max hinweist:

> „Gebt Acht, es fehlt an diesem steinernen Gast,
> Der uns den ganzen Abend nichts getaugt."

Das Fragment dieser Ballade, der ersten, die Schiller gedichtet hat, ist aus seinem Nachlaß nunmehr in Goedeke's kritischer Ausgabe (XI. S. 216—219) veröffentlicht worden.

Goethe hatte während seines Aufenthalts in Jena (Ende Juli 1800) von dem dortigen Buchhändler Frommann das erste Stück von Tieck's „Poetischem Journal" zugeschickt bekommen. Den 1. August 1800 schreibt er an Schiller: „Auch sonst sind diese Tage an mancherlei Gutem von außen nicht unfruchtbar gewesen. Wir haben lange auf eine „Braut in Trauer" gesonnen. Tieck in seinem Poetischen Journal erinnert mich an ein altes Marionettenstück, das ich auch in meiner Jugend gesehen habe, Die Höllenbraut genannt. Es ist ein Gegenstück zu Faust oder vielmehr Don Juan. Ein äußerst eitles liebloses Mädchen, das seine treuen Liebhaber zu Grunde richtet, sich aber einem wunderlichen unbekannten Bräutigam verschreibt, der sie denn zuletzt wie billig als Teufel abholt. Sollte hier nicht die Idee zur Braut in Trauer zu finden sein, wenigstens in der Gegend?" Schiller fand den Gedanken wegen der „Höllenbraut" nicht übel; „er werde ihn sich gesagt sein lassen".

Da der Text des von Goethe erwähnten Marionettenspiels aller Wahrscheinlichkeit nach verloren gegangen ist, so werden wir uns zunächst mit Tieck's Bericht darüber bekannt zu machen haben. In seinen „Briefen über W. Shakespeare" heißt es:

„Du mußt schon so viele Geduld haben, Dir das Schauspiel, das mich in solchen Eifer bringt, beschreiben zu lassen. Die Zuhörerschaft bestand aus den vornehmen und geringen Einwohnern des Fleckens, die meisten Arbeitsleute, die nach vollbrachtem Tagewerk noch ihre Schürzen und staubigen Hüte trugen und sich aus großen Bierkannen erquickten; das Theater war in einem großen Zimmer aufgeschlagen und nur mit wenigen Lichtern erleuchtet, das Stück führte den Namen Die Höllenbraut. Als sich der Vorhang, nach einer Musik von etlichen verstimmten Violinen, aufhob, saß eine Frauensperson vor einem Spiegel, die in den übermüthigsten Ausdrücken ihre Reize und große Schönheit bewunderte; bald erschienen einige von ihren Liebhabern, unter denen sich besonders ein junger Mensch durch seine Treue auszeichnete, die sie aber alle mit dem größten Hohne abwies, da sie ihr alle nicht schön, reich

und edel genug dünkten. Von einer alten Freundin ward ihr nachher ihre Ruchlosigkeit vorgehalten und gerathen, daß sie ihr Gemüth mehr zu Gott und zur Frömmigkeit wenden möchte; diese aber ward verlacht und gar nicht gehört, worauf die Alte ihr ein unglückliches Schicksal prophezeihte und sie wieder verließ. Kaum sah sich die Uebermüthige allein, als sie sich wieder zu ihrem besten Freunde, dem Spiegel, wandte, von Neuem an sich putzte und schmückte und allen guten Rath, alle frommen Gedanken und Gottesfurcht lachend verwarf. — Diese grellen Farben, die ohne alle Uebergänge und Vorbereitung hingestellt waren, empörten die meisten Zuschauer gegen die Frauensperson und sie stimmten alle gern in die Prophezeihung ihrer alten Freundin ein; ich ließ mich gern in die unbefangene Kindheit des Schauspiels zurückversetzen und nahm die wunderlichen Eindrücke an, ohne sie zu prüfen. Der junge treue Liebhaber in seinem grünen Kleide erschien hierauf und klagte den Lüften und Winden sein Leid, indem er auf seinen närrischen Bedienten Lipperle nicht Acht gab, der aus allen Reichen der Natur Trostgründe herbeiholte, um ihn zu beruhigen. Dieser Bediente hielt sich mit seinen Vergleichungen eben nicht in den Grenzen der Bescheidenheit und Schicklichkeit und parodirte in vielen Gleichnissen die unglückliche Leidenschaft seines Herrn; die Scene endigte sich, wie man leicht vorhersehen konnte, damit, daß Lipperle mit Prügeln fortgejagt wurde, damit er dem zartgesinnten Gemüth nicht länger zur Last fiele. Dieser Vorfall ist ziemlich abgenutzt, aber doch gehörte er in diesem Zusammenhange nothwendig zum Ganzen.

„Die Geschichte der verschmähten Liebhaber setzte sich fort, und die Schöne brachte es endlich dahin, daß ihr treuer grüner Liebhaber von einem andern in einem Zweikampfe erstochen wurde. Nun hättest Du den Jammer des Lipperle um seinen lieben Herrn sehen sollen. Er heulte und raufte sich die Haare aus, und ich habe fast noch nie die Trauer mit dieser Wahrheit darstellen sehen. Dabei blieb er in seiner Dummheit immer possierlich. „Hab' ich's Dir nicht gesagt? Hab' ich's Dir nicht gesagt?“ rief er in allen abwechselnden Tönen des Jammers, weinend und schluchzend; dabei freute er sich auf den schönen Sarg, den es nun geben würde, und wie die Leute herbeikommen würden, seinen Herrn und den schönen Sarg zu sehen, und dann fiel es ihm wieder ein, daß die Liebe am Tode seines Herrn Schuld sei, und er rief wieder aus: „Hab' ich's Dir nicht gesagt?“ Es war rührend und komisch zugleich.

„Die schöne Dame freute sich über diesen Vorfall, weil sie da-

durch ihre Liebhaber los wurde, die sie ihrer unwürdig hielt. Plötzlich trat ein angesehener Mann herein, ganz in Schwarz gekleidet und mit einer großen Feder auf dem Hut, der sich ihr als der Herr eines großen Reichs und vieler Unterthanen ankündigte. Sie behandelt ihn sehr höflich und ist zuvorkommend gegen ihn, um ihn zu gewinnen; er erklärt ihr seine Liebe, und sie ist nicht spröde; den Zuschauern aber wird dabei ganz unheimlich, denn er läßt gar seltsame Reden fallen, und man muß sich wundern, daß sie von diesen nicht im Mindesten frappirt wird; man ahnet Unheil, er giebt sich durch heimliche Worte immer näher zu erkennen, die sie, die Verblendete, immer noch auf seinen weltlichen Stand deutet; sie reicht ihm endlich die Hand und verlobt sich mit ihm; er verspricht, sie in der Nacht abzuholen, und voller Freude geht sie ab, sich noch schöner zu schmücken, ganz erfüllt mit den Aussichten auf ihre künftige Hoheit.

„Leider bleibt nun über den Stand des Bräutigams kein Zweifel mehr übrig; sein Wesen war schon verdächtig, seine Art zu sprechen, eine gewisse Schadenfreude, die er nicht hat verbergen können: er ist der Satan selbst. Die Nacht kommt herauf, die Dame ist von Träumen und Bangigkeiten beunruhigt, sie läßt den Lipperle kommen, um ihr die Zeit zu vertreiben, dessen Spaß aber nicht in den Gang kommen will, weil er sich fürchtet und immer wider Willen von seinem todten Herrn zu erzählen anfängt; zitternd geht er endlich fort und räth ihr wohlmeinend zu einem guten Gebetbuch. Sie verachtet alles Gute, der Geist des Grünen erscheint und warnt sie, sie erschrickt, bleibt aber auf ihrem Sinne; der Geist geht fort, und nun fühlt sie sich in der einsamen Nacht, von Entsetzen umringt, ohne menschliche Hilfe und Mitleid; sie weiß sich nicht mehr zu lassen und wünscht jetzt, daß ihr Bräutigam schon zugegen sein möchte. Da hört man plötzlich seine Stimme, die sie bei ihrem Namen ruft; sie schaudert und freut sich, doch traut sie ihren Sinnen nicht; sie ruft, er antwortet und tritt herein. Noch einmal fragt er sie um ihre Liebe; sie sagt sie ihm freiwillig zu, versichert, daß sie ihn mehr als alle Menschen, mehr als sich und Gott liebe, und reicht ihm mit diesen Worten die Hand. Er faßt sie und erklärt ihr, wer er sei; sie schreit auf, doch kann sie sich nicht retten; von höllischen Geistern und ihrem Bräutigam wird sie unter Frohlocken und ihrem Zetergeschrei hinweggeführt."

Wie schon erwähnt, schwebte unserm Dichter zunächst der Plan vor, aus diesem Süjet eine Ballade zu machen. Auch wird der Ausdruck „Ballade" zweimal in dem Entwurfe gebraucht. Die Herausgeberin ist dadurch zu der Bemerkung veranlaßt worden,

daß der Entwurf, streng genommen, nicht unter den „dramatischen" Nachlaß gehöre. Indessen zeigen andere Ausdrücke, wie „Rosamund's Rolle" (unten S. 193: „Es muß etwas ausgedacht werden, wodurch Rosamund's Rolle die Gunst gewinnen kann. Als Sängerin kann es durch Gesang geschehen, als Schauspielerin —") und „der Zuschauer" (S. 197): „das Stück" (ebendas.: „Alles in dem Stück muß leidenschaftlich sein, man muß nie zur Reflexion kommen. — Es muß sich gleich wie der Don Juan mit einem Letzten und Höchsten eröffnen. — Rosamund muß bei ihrer ersten Erscheinung Gunst gewinnen.... Wenn Rosamund's Schicksal entschieden ist, so folgt noch etwas Liebliches, Schönes, Reines, und der Zuschauer wird mit einem erfreulichen Eindruck entlassen"), sowie die Menge der darin auftretenden Personen, daß Schiller seinen Plan änderte und später ihn zu einem opernhaften Schauspiel gestalten wollte. Wir halten daher die Partien, in denen der Ausdruck „Ballade" gebraucht ist, für die früheren; vielleicht auch, daß Schiller noch während der Ausarbeitung des Entwurfs geschwankt hat.

Daß ihm Bürger's „Lenore" und „Der wilde Jäger" dabei vorschwebten, ergiebt sich aus folgenden Worten des Plans (S. 194): „Sie fragt ihn nach seinem Königreich, welche Ströme darin fließen, wie groß es sei, wo es liege. Er beschreibt ihr verdeckt die Hölle, sie merkt es nicht. Seine Antworten sind räthselhaft, aber ahnungsvoll, daß sie Schrecken erregen; Alles wird durch Schmeichelei wieder zugedeckt." Man vergleiche damit Tieck's Bericht, wo der Teufel sich als „den Herrn eines großen Reichs und vieler Unterthanen ankündigt", und die Strophe aus Bürger's „Lenore", wo der Teufel ebenso versteckt auf die Fragen des Mädchens das Grab bezeichnet:

„Sag' an, wo ist Dein Kämmerlein?
Wo, wie Dein Hochzeitbettchen?
„Weit, weit von hier! Still, kühl und klein!
Sechs Bretter und zwei Brettchen!"
Hat's Raum für mich? — „Für Dich und mich!
Komm, schürze, spring' und schwinge Dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen." "

Und mitten in die Ballade von Don Juan hatte Schiller folgenden Entwurf einer Strophe eingeschoben (Goedeke, kritische Ausgabe, XI. S. 219):

„Sag an, wo liegt Dein fernes Reich
Süden Norden
Nach [Abend] oder [Morgen]?
Teich
Wie nennt sich Deines Landes [gleich]?
[Was für ein Strom fließt durch Dein Reich?
Und was sind seine Pforten?]
ist nicht Nord
Es [siehet nicht]
Nicht Süden dort
[Der Sonne Licht]
Es führt kein quellend Wasser hin,
Es sieht die Rose niemals blühn,
Es nachtet nie und taget nimmer
Und kennt nicht heitern Sternenschimmer.“

Den „wilden Jäger“ hat Schiller bei folgender Stelle seines Entwurfs im Auge (S. 197): „Die Zwergin oder die Mohrin. Sie ist ein Dämon und verführt die Rosamund. Sie hat aber auch einen guten Engel, der ihr aber durch seine Wahrheit verhaßt wird und unermüdlich zurückkommt, bis er sie ganz verläßt.“ Am Rande steht noch: „Eine Jagd. Ein Einsiedler. Wilde Thiere. Das wüthende Heer,“ lauter Dinge, die uns aus jener Ballade bekannt sind. Aber er gedachte bei dieser Gelegenheit noch manch Anderes dem staunenden Publicum vorzuführen; denn er fährt fort: „der Riese, die Bildsäule [eine Art von steinernem Gast?]. Die Harpyien, die Vögel. Die herausfahrenden Flammen. Wolken, Wagen. Illumination und Transparent. Versenkungen, Tempel, Gärten, Paläste. Meereswogen und Wasserwerke. Farbenerscheinungen. Gespenster, Larven.“ (Vgl. Leporello am Schlusse des „Don Juan“:

„Dann heulten Geister, schreckliche Larven kamen
Und warfen ihn in ein offenes, glühendes Grab.“)

Man erinnere sich dabei, daß Schiller in demselben Jahre (1800) den „Macbeth“ beendet hatte, und daß er in der „Jungfrau von Orleans“, mit der er um diese Zeit sich beschäftigte, opernhafte Motive anbrachte. Iffland wenigstens hatte den opernhaften Charakter dieses Stückes recht wohl erkannt und wußte damit das Berliner Publicum zu kirren, daß er den Krönungszug im vierten Acte mit aller Pracht ausstattete. Wie Schiller's „Räuber“ eine ganze Räuberliteratur hervorriefen, so kann man sich seit Schiller's

„Jungfrau von Orleans“ gar keine rechtschaffene Oper mehr ohne Krönungsmarsch denken.

In noch näherem Zusammenhange mit unserm Stück steht aber Schiller's Bearbeitung von Gozzi's „Turandot“, welche der Dichter im folgenden Jahre begann. Der lieblose, stolze Charakter der Turandot ist ein vollkommenes Seitenstück zu Rosamunden. An einer Stelle des Planes heißt es (S. 194): „Ein andrer [Ritter] ist bei einer gefährlichen Unternehmung umgekommen, die sie [Rosamunde] ihm auftrug. — Sie fordert etwas Unmögliches von ihren Freiern, blos um eine Caprice zu befriedigen; ein Traum gab es ihr ein.“ Dies ist ganz im Sinn der Märchen, wo dieses Motiv sehr häufig vorkommt. Ebenso heißt es in der „Turandot“ (Act II. Scene 1):

„Eine Andre hätte ihre Liebeswerber
Auf blutig schwere Abenteuer aus-
Gesendet, sich mit Riesen 'rum zu schlagen,
Dem Schach zu Babel, wenn er Tafel hält,
Drei Backenzähne höflich auszuziehen,
Das tanzende Wasser und den singenden Baum
Zu holen und den Vogel, welcher redet.“

Rosamund oder die Braut der Hölle.

Rosamund.
Agnes.
Mathilde.
Roger.
Florisel.
Grimoald.
Der Baumeister mit der Leier.
Der Gärtner.
Der Schatzmeister.
Der Stallmeister.
Der Marschall, Truchseß, Mundschenk.
Der Admiral.

Handlung.
Der sterbende Ritter,
Die entzweiten Freunde.
Die getrennten Liebenden.
Die Botschaft des Dämons.
Die Ankunft desselben.
Die Warnung.
Die Künste des Dämons.
Die Katastrophe.
Die böse Rathgeberin.
Der Engel.

Ein junger, schöner, zärtlicher Ritter hat Rosamunden lange geliebt, Alles an sie verschwendet, ihr Alles geopfert mit treuer redlicher Zärtlichkeit; sie hat ihn anfangs aufgemuntert, ihm Gegenliebe gezeigt, Hoffnung gemacht, sie zu besitzen.

Aber ihr Herz ist eitel, lieblos, gefühllos, sie liebt nichts als sich selbst, sie will nur glänzen, nur verehrt sein und weiß ein treues Herz nicht zu schätzen.

Sie hat schon viele Männer hintergangen und zur Verzweiflung gebracht. Man haßt sie, aber die Männer können ihrer Schönheit nicht widerstehen.

Ihr Sinn ist grausam aus eitler Selbstsucht. Kein Opfer rührt sie, kein noch so edles großmüthiges Betragen; um ihre Eitelkeit zu vergnügen, kann sie Blut fließen sehn, wenn nur ihren Reizen gehuldigt wird. Die Unglücklichen, die sie gemacht, zieren nur ihren Triumphwagen.

Famagusta — Majorca.

Es muß etwas ausgedacht werden, wodurch Rosamund's Rolle die Gunst gewinnen kann. Als Sängerin kann es durch Gesang geschehen, als Schauspielerin

Sie geräth durch die Schmeicheleien des Dämons in einewahreTrunkenheit, daß sie ganz schwindelt und blind und dumm wird und alle die groben sichtbarenSchlingen nicht sieht.

Der Unwille gegen Rosamund muß durch ihre kalte Grausamkeit gegen einen liebenswürdigen Ritter, durch seinen schmerzhaften verzweiflungsvollen Untergang und ihre Fühllosigkeit dabei aufs Höchste gereizt werden.

Wenn der Ritter, welcher ihr seine eigene Geliebte aufgeopfert, nun kommt, um von ihr den Lohn zu erhalten, ist sie schon gleichgiltig gegen ihn geworden und von dem Glanz des neuen Freiers geblendet.

Aufs Aeußerste von ihr verhöhnt und verrathen, liebt er sie dennoch und stirbt liebend, obgleich sein Tod ihr Werk ist.

Dies ist der Eingang in die Ballade. Unmittelbar von seinem Tode kommt man in das taumelnde Brautfest, wo Alles glänzt und prangt und sich tobend erfreuet.

Nachdem sie unzählige Liebhaber getäuscht hat, tritt endlich ein Prinz auf, reich, schön, mächtig, kurz, mit Allem ausgerüstet, was ihre Eitelkeit reizen kann. Er zeigt ihr weder Liebe noch sonst irgend eine liebenswürdige Eigenschaft; er gewinnt blos ihre eiteln Sinne durch Schmeichelei, durch seine äußern Vorzüge; keine Spur eines fühlenden Herzens. Er will sie blos besitzen. Diesem giebt sie den Vorzug.

Sie hört, daß es irgendwo eine größere Schönheit gebe, das bringt sie zur Verzweiflung.[1])

Er befriedigt ihre ungeheuersten Wünsche, sie kann nichts so Phantastisches ersinnen, das er nicht gleich ins Werk setzte, er hat einen ungeheuren Comitat, Juwelen, Gold, kunstreiche Tänzer, Baumeister; der Betrug ist so grob, daß alle ihre Diener Böses ahnen; aber ihre Eitelkeit macht sie so verstockt, daß sie Alles glaubt.

---

1) Vgl. die böse stiefmütterliche Königin im Märchen von Sneewittchen. Siehe S. 194, Anm. — A. d. H.

welche Ströme darin fließen, wie groß es sei, wo es liege.

Sie fragt ihn nach seinem Königreich, er beschreibt ihr verdeckt die Hölle, sie merkt es nicht. Seine Antworten sind räthselhaft, aber ahnungsvoll, daß sie Schrecken erregen; Alles wird durch Schmeichelei wieder zugedeckt.

Durch die Gefühle, die sie einflößt, wird sie immer wieder interessant gemacht, bei allem Empörenden ihrer Selbstsucht bleibt doch das Schöne lieblich — der Zauber ihrer Person fängt immer von Neuem an.

Der treue Ritter, den sie seiner Geliebten entführen will, hält sich von ihr geliebt. Ihre Schönheit hat nicht auf ihn gewirkt, aber ihre Empfindung. So wie er Hoffnung hat, liebt er sie.

Mitten in ihrem höchsten Taumel, den Augenblick vorher, ehe die Ringe gewechselt werden (das durch eine furchtbare Formel geschieht), wird sie von einem himmlischen Geist, dem ihres kurz zuvor abgeschiedenen Liebhabers, gewarnt. Sie kann gradatim gewarnt werden und immer vergebens, weil der höllische Freier immer etwas ausfindet, wodurch ihre Eitelkeit geblendet wird.

Der Bräutigam macht solche Bedingungen, die nur durch Verleugnung alles menschlichen Gefühls erfüllt werden können. Sie erfüllt sie, die Natur empörend.

Mit kaltem Herzen sieht sie zwei Ritter* um ihrentwillen auf Leben und Tod kämpfen.

*welche Freunde oder Brüder sind.

Ein andrer ist bei einer gefährlichen Unternehmung umgekommen, die sie ihm auftrug.

Sie fordert etwas Unmögliches von ihren Freiern, blos um eine Caprice zu befriedigen; ein Traum gab es ihr ein.

Geschichte mit dem Spiegel.[1])

Alle, die im Gefolg des Bräutigams sind, haben ein bedenkliches Abzeichen.

Die Ballade handelt von dem prägnanten Moment der Katastrophe, und das Vorhergehende muß daraus widerscheinen.

---

1) Hierbei schwebte wol dem Dichter das Märchen von Sneewittchen vor. Siehe S. 193. — A. d. H.

Der sterbende Ritter und sein treuer Knappe. Dieser letzte verflucht die Schöne und nennt ihre Grausamkeiten.*1)

*ein Fräulein, das den Ritter liebte und um der Grausamen willen von ihm verschmäht war, erweist ihm die letzten treuen Dienste.

Darf noch ein zärtliches Weib eingemischt werden, das mit ihr contrastirt? eine von ihren Fräulein, deren Liebhaber für die Tigerin entbrennt und seiner treuen Geliebten untreu wird.

Rosamund ist nur eitel, aber sie ist es so ganz, daß diese Selbstsucht alle andern Empfindungen in ihr ertödtet und alle Gräuel erzeugt. Diese Einheit der Quelle und diese Allheit der daraus entspringenden Laster zu zeigen, ist die Aufgabe — Leben und Tod der Menschen ist ihr nichts, wenn es auch nur das kleinste Opfer ihrer Eitelkeit kostet. Ein Fräulein, dem sie den Liebhaber raubte, thut einen Fußfall vor ihr, um nur eine geringe Gunst für den sterbenden Geliebten von ihr zu erhalten; aber vergeblich, denn sie müßte sich einen Genuß ihrer Eitelkeit versagen.

Es muß eine Gradation der Unmenschlichkeiten sein, und das Maß muß sich stufenweise vollenden.

Eine sehr tragische Geschichte ist als Episode eingewebt; sie rührt das Herz mit schönen Empfindungen und erfüllt die poetische Forderung, das Ganze des Gemüths zu bewegen.

Rosamund hat noch einen Vater, der die Eitelkeit seiner Tochter verabscheut. Auch an ihm frevelt sie, gleichfalls nur aus Eitelkeit, und tritt die Gefühle der Natur, die kindliche Pflicht mit Füßen.

Sie hat Schwestern, ihre Familie.

Sie wird zu einer Wahl gedrängt.

Was ist sie? Wo geht die Handlung vor?

Sie ist Zuschauerin eines blutigen Zweikampfs, den zwei Freunde um ihrentwillen mit einander halten. Der Sieger ermordet sich selbst mit Verwünschungen ihrer Schönheit.

Einer kommt ihrentwegen um, den sie verschmähte.

Einer wird von ihr verlassen um des Ritters willen.

Sie ist neidisch über eine glückliche Liebe, es ist ihr unerträglich, daß ein Ritter ihren Reizen widersteht und eine Andre ihn erobert.

Der Ritter wird von ihr seiner Geliebten untreu gemacht.

Der Ritter verläßt sie um des fremden Freiers willen, der sich schon angemeldet. Um den fremden

1) Auch dieser Knappe erinnert an Ismael in der „Turandot". — A. d. H.

Freier zu gewinnen, opfert sie noch das Heiligste und tritt alle Gefühle der Natur mit Füßen. Sie nöthigt einen Freund, den andern zu tödten.

Sie entschleiert in dem entscheidenden Augenblick ihre ganze Schönheit.

Alle Lockungen versucht sie, diesen zu fangen; es gelingt ihr, ihn untreu zu machen; seine Geliebte kommt dadurch in Verzweiflung; aber wie sie ihren Zweck erreicht hat, täuscht sie ihn und verhöhnt seine Liebe.

Gespräch der Grausamen mit ihrer Zofe. Sie weint für Zorn, daß ein Mann ihr widerstehen kann. Auch gegen ihre treue Dienerin hat sie kein Herz.

Silbenmaße.[1])

Wer zeigt sich dort? Wer dringt heran,
Mit eh'rnem Panzer angethan?
Wer dringet durch die finstre Nacht,
Als käm' er aus der Todesschlacht?
Es ist mein Freund,
Die Seele weint;
Er kommt, er kommt in finstern Nächten,
Das nie gelöste Band zu flechten.

Wer zeigt sich dort? Wer naht sich stumm,
Mit finsterm Angesichte?
Es flammt und schwirrt um ihn herum,
Ein grauend ernstes Heiligthum,
Und nie erhellt vom Lichte!
Bleibt vereint!
Fließet, Thränen! Augen, weint!

---

1) Vgl. die Anm. in Th. I. 2. S. 147 uns. Ausg. — A. d. H.

Ew'ge Klage töne!
Bei dem Schatten wohnt der Freund,
Sonne scheint
Hin ist seine Schöne!

Alles in dem Stück muß leidenschaftlich sein, man muß nie zur Reflexion kommen.

Es muß sich gleich wie der Don Juan mit einem Letzten und Höchsten eröffnen.

Rosamund muß bei ihrer ersten Erscheinung Gunst gewinnen.

Die Zwergin oder die Mohrin. Sie ist ein Dämon und verführt die Rosamund. Sie hat aber auch einen guten Engel, der ihr aber durch seine Wahrheit verhaßt wird und unermüdlich zurückkommt, bis er sie ganz verläßt.

Eine Jagd.
Ein Einsiedler.
Wilde Thiere.
Das wüthende Heer.
Der Riese.
Die Bildsäule.
Die Harpyien, die Vögel.
Die herausfahrenden Flammen.
Wolken, Wagen.
Illumination und Transparent.
Versenkungen.
Tempel, Gärten, Paläste.
Meereswogen und Wasserwerke.
Farbenerscheinungen.
Gespenster, Larven.

Wenn Rosamund's Schicksal entschieden ist, so folgt noch etwas Liebliches, Schönes, Reines, und der Zuschauer wird mit einem erfreulichen Eindruck entlassen. Eine gefühlvolle Schönheit, ein gutes Mädchen, auf welche Rosamund eifersüchtig war, und der sie den Tod bereitet hatte, bleibt übrig und erhält den Lohn ihrer Unschuld.

Der Sänger.

30.

Coriolanus.

Aus einem Brief von Opitz (Regisseur des sächsischen Hoftheaters) aus Leipzig, 23. September 1801, erhellt, daß Schiller damals die Idee hatte, „das Süjet des Coriolanus neu bearbeiten zu wollen" (Urlichs, „Charlotte von Schiller und ihre Freunde", I. S. 270). Was ihn an diesem Stoffe anzog, erfahren wir besonders aus folgender Stelle seines Aufsatzes: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" (Th. XV. S. 140 unsrer Ausgabe): „Wenn Coriolan, von der Gatten- und Kindes- und Bürgerpflicht besiegt, das schon so gut als eroberte Rom verläßt, seine Rache unterdrückt, sein Heer zurückführt und sich dem Haß eines eifersüchtigen Nebenbuhlers zum Opfer dahingiebt, so begeht er offenbar eine sehr zweckwidrige Handlung; er verliert durch diesen Schritt nicht nur die Frucht aller bisherigen Siege, sondern rennt auch vorsätzlich seinem Verderben entgegen — aber wie trefflich, wie unaussprechlich groß ist es auf der andern Seite, den gröbsten Widerspruch mit der Neigung einem Widerspruch mit dem sittlichen Gefühl kühn vorzuziehen und auf solche Art, dem höchsten Interesse der Sinnlichkeit entgegen, gegen die Regeln der Klugheit zu verstoßen, um nur mit der höhern moralischen Pflicht übereinstimmend zu handeln! Jede Aufopferung des Lebens ist zweckwidrig; denn das Leben ist die Bedingung aller Güter; aber Aufopferung des Lebens in moralischer Absicht ist in hohem Grad zweckmäßig; denn das Leben ist nie für sich selbst, nie als Zweck, nur als Mittel zur Sittlichkeit wichtig."

31.

Die Begebenheit zu Famagusta.

Wahrscheinlich hatte Schiller die historische Begebenheit im Auge, die in Muratori's Geschichte von Italien (Aus dem Italienischen übersetzt. Leipzig bei Breitkopf, 1745—1750) folgendermaßen erzählt wird.

VIII. Theil, S. 614:

„Als in diesem Jahre [1372] der König von Cypern, Petrus, gekrönet wurde, so entstand unter den Venetianern und Genuesen ein großer Streit wegen des Vorsitzes der Bürgermeister [Georg. Stella, Annal. Genuens. Tom. XVII. Rerum Italicarum]. Die Cyprer waren auf der Seite der Erstern. Dabei kamen einige Genueser ums Leben, oder wurden von den Gebäuden und Erkern heruntergestürzet. Da diese unangenehme Zeitung in Genua bekannt gemachet wurde, so gerieth das Volk daselbst in große Wuth und Bewegung; und der dasige Doge, Dominicus von Campofregoso, rüstete ungesäumt eine mächtige Flotte aus, worüber der Bruder des Doge, Petri von Campofregoso, zum Befehlshaber ernennet wurde. Diese sollte nach Cypern gehen und deswegen Rache ausüben. Diese Begebenheit erneuerte wiederum die alte Eifersucht und den alten Haß unter den Venetianern und Genuesen, und daraus entstunden hernach unauslöschliche Feindseligkeiten und Kriege.“

Ebendas., S. 620:

„Auch die Genueser gaben [Georgius Stella, Annal. Genuens. Rerum Italicarum Tom. XVII.] in diesem Jahre [1373] den Zeitungsschreibern viel Gelegenheit, ihre Blätter vollzufüllen. Weil sie begierig waren, sich an den Cyprern wegen des Schimpfes

zu rächen, den sie im vorigen Jahre von ihnen erduldet hatten, so ließen sie ihre mächtige Flotte, die aus 42 Galeeren nebst andern kleinern Schiffen bestund und etwan 14,000 Soldaten führete, wider Cypern auslaufen. Den 10. Octob. nahmen sie ohne großen Widerstand die Hauptstadt auf dieser Insel, Famagusta, ein, setzeten sich daselbst feste und brachten auch die übrigen Städte und Plätze in dieser Insel unter ihren Gehorsam. Dem jungen Könige, Petro Lusignano, mit dem sie Friede gemachet hatten, ließen sie den Namen eines Königs, legeten ihm aber auf, daß er ihnen jährlich 40,000 Goldgülden bezahlen sollte. Die Türken zogen aus diesen Streitigkeiten der Christen nicht geringen Vortheil. Ihre Macht wuchs in Asien immer mehr an, die Macht der Griechen nahm hingegen ab.“

IX. Theil, S. 9:

„Bernabus vermählte in diesem Jahre [1379] seine Tochter Valentinam an Petrum Lusignanum, König von Cypern [Chron. Estense Tom. XV. Rer. Ital.], und schickte sie im April unter einer Bedeckung von sechshundertundsechsundvierzig Pferden über Modena und Ferrara nach Venedig, von welchem Orte sie in Begleitung einer Venetianischen Flotte in Cypern anlangte. Es gelang aber den Venetianern keineswegs, den Genuesern Famagusta, die Hauptstadt dieser Insel, hinwegzunehmen.“

32.

Ein Lustspiel.

Am 13. Mai 1801 schrieb Schiller an Körner: „Außer einigen anderen, noch mehr embryonischen Stoffen habe ich auch eine Idee zu einer Komödie, fühle aber, wenn ich darüber nachdenke, wie fremd mir dieses Genre ist. Zwar glaube ich mich derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten als auf komische Charaktere und auf Humor ankommt, gewachsen — aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt; und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen. — Du siehst, daß ich an Entwürfen nicht arm bin, aber die Götter wissen, was zur Ausführung kommen wird.“

Es scheint, daß Schiller diese Idee einer Komödie nicht weiter verfolgt hat.

33.

Die Polizei.

Ein Schauspiel.

Durch welche Lectüre die Idee zu diesem Drama bei Schiller angeregt wurde, ist nicht genau nachzuweisen. Körner, der in seiner Ausgabe von Schiller's Werken 1815 einen Theil des Entwurfs zuerst veröffentlichte, unter der Ueberschrift: „Die Kinder des Hauses" (siehe oben S. 105), meint, daß Schiller auf diesen letzteren Plan durch die Lectüre der Causes célèbres des Pitaval und durch ihn dann auf den zu dem Schauspiel „Die Polizei" geführt worden sei; denn, sagt er, „es war in Schiller's Charakter, daß sich der erste Gedanke nicht beschränkte, sondern erweiterte, wenn es zur Ausführung kam." Ueber diesen zweiten Plan heißt es bei ihm: „Die Idee eines dramatischen Gemäldes von der Polizei in Paris unter Ludwig XIV. hat Schillern einige Zeit beschäftigt. Ueber dem bunten Gewühl der mannichfaltigen Gestalten einer Pariser Welt sollte die Polizei gleich einem Wesen höherer Art emporschweben, dessen Blick ein unermeßliches Feld überschaut und in die geheimsten Tiefen dringt, so wie für dessen Arm nichts unerreichbar ist."

Im Jahr 1840 veröffentlichte Hoffmeister noch einige dazu gehörige „Aphorismen" aus des Dichters Nachlaß, die er mit folgenden Bemerkungen begleitet:

„Diese Auszüge werden hinreichen, um einen Begriff davon zu geben, welches Meer von Gedanken, Einfällen und Phantasien sich in dem Kopfe dieses seltenen Menschen drängten, und wie sein reiches Gemüth auch den prosaischsten Gegenstand des modernen Lebens wunderbar poetisch zu befruchten und zu veredeln verstand. Aber beinahe noch erstaunenswerther als diese Ideenfülle erscheint der Muth, den der Dichter bei dieser durchgeführten schriftlichen Conception doch haben mußte, diese mannichfaltigen Dinge in

einem dramatischen Gemälde bemeistern zu können. Das Schauspiel wäre, vollendet, gleichsam eine Entblößung aller mannichfachen geheimen Gebrechen der Gesellschaft gewesen und würde seinem Inhalt nach von ferne an die „Räuber“ erinnert haben. Alle Personen hätten in sich nichts bedeutet, sondern nur die Geltung gehabt, zur Veranschaulichung der Grundidee jede das Ihrige beizutragen. Schiller mochte sich aber bald überzeugen, daß eine solche ungeheure Masse ein Drama, ja jedes Kunstwerk überstieg“ rc.

Der von Körner mitgetheilte Entwurf folgt nachstehend unter A, die von Hoffmeister veröffentlichten Bruchstücke unter B.

Im Jahre 1788 recensirte Schiller für die Jenaer Allgemeine Literatur-Zeitung unter Andern auch Hoff's Encyklopädie (s. unsere Ausgabe, Th. XIV. S. 508). Im ersten Bande derselben findet sich eine Charakteristik über den Polizeilieutenant Argenson, die Hauptperson des vorliegenden Entwurfes. Wir theilen aus derselben einige Stellen mit, da sie uns für das Verständniß dieses Entwurfs besonders passend erscheinen:

„Argenson war unter der letzten und vorletzten Regierung Polizeilieutenant zu Paris, und zwar einer der berühmtesten, die je in Paris gewesen sind. Es war im Jahr 1697, als er die Polizei in Paris auf denjenigen Fuß setzte, wie sie noch jetzt zum Theil existirt.

„Herr von Fontenelle schildert diesen berühmten Mann auf folgende Art: Unter ihm waren die Reinlichkeit, die Ruhe, der Ueberfluß, die Sicherheit der Stadt Paris bis auf die höchste Stufe getrieben worden. — Der verstorbene König verließ sich wegen Paris auch ganz auf seine Sorgfalt allein. Er würde von einem Unbekannten, der sich in der Finsterniß der Nacht daselbst eingeschlichen hätte, Rechenschaft gegeben haben. Dieser Unbekannte, so listig er sich auch verbergen mochte, war immer unter seinen Augen; und wenn ihm auch endlich Einer entging, so wagte es doch, was dieselbige Wirkung that, kein Mensch, sich vor verborgen genug halten zu wollen.

„Er hatte es verdient, daß die höchste und von allen Formalien unabhängige Gewalt seine Maßregeln in gewissen wichtigen Gelegenheiten unterstützte. Wirklich würde die Gerechtigkeit zuweilen außer Stand zu handeln gesetzt sein, wenn sie sich nicht zuweilen von so weisen Fesseln losreißen wollte, mit welchen sie sich selbst gebunden hatte.

„In seinen Audienzen von einer Schaar größtentheils des gemeinsten Volks, welches von dem, was sie herbeiführte, selbst wenig unterrichtet, über ein sehr unbedeutendes und oft sehr übel-

verstandenes Interesse in lebhafte Bewegung gesetzt und ein unvernünftiges Getöse an die Stelle der Unterredung zu setzen gewohnt ist, umzingelt und gedrückt, bezeugte er weder die Unachtsamkeit noch die Verachtung, welche die Personen oder die Materien hätten erwarten können. — — —[1])

„Der Anblick einer Audienz bei dem Polizeilieutenant ist sehr ergetzend. Man trägt ihm tausenderlei Klagen und Bitten vor; man nähert sich und sagt ihm was ins Ohr: er antwortet in allgemeinen Ausdrücken. Er nimmt in drei Vorzimmern Bittschriften an, kaum daß sie beide Hände des Secretärs oder Commis alle fassen können. Der Pöbel steht in dem äußersten Vorsaal und nennt ihn mit Zittern Monseigneur. Und gerade diese Classe ist am Geschwindesten abgefertigt.

„Wenn dieser Richter einem Philosophen alle das mittheilen wollte, was er weiß, Alles, was er hört, und Alles, was er sieht, wollte er ihm gewisse Geheimnisse, von denen er ohngefähr nur allein unterrichtet ist, entdecken, es müßte noch nichts so Sonderbares und Unterrichtendes unter der Feder des Philosophen gewesen sein. Der Philosoph würde über seine Mitbrüder erstaunen. Aber dieser Richter ist gerade wie ein Beichtvater. Er hört Alles an und sagt nichts wieder, und wird nicht einmal bei gewissen Verbrechen in dem Grade wie andre Menschen in Erstaunen gesetzt. Weil er immer Ränke des Betrugs, Verbrechen des Lasters, heimliche Verräthereien und den ganzen sündigen Wust menschlicher Handlungen sehen muß, so kann er nicht anders sein, als daß er nur erst nach vieler Ueberwindung der Rechtschaffenheit und Tugend ehrlicher Leute Glauben beimessen kann. Er ist immer mißtrauisch, und sein Amt macht ihm eine fortgesetzte unabweichende Zweifelsucht zum ersten Gesetz.[2])

„Als die Theuerung in den Jahren 1709 und 1710 übertrieben war, so maß das ungerechte Volk, weil es litt, die Schuld zum Theil dem Herrn d'Argenson bei, der diesem Elende indessen durch alle mögliche Maßregeln abzuhelfen suchte. Es waren einige Empörungen, welche streng zu bestrafen weder klug noch menschlich gewesen wäre. — D'Argenson stillte sie, theils durch das Zutrauen, welches das obgleich wüthende Volk allemal zu ihm hatte, theils durch die kluge Kühnheit, mit welcher er ihnen trotzte. In einem Hause, an welches ein zahlreicher Haufe Feuer anlegen wollte,

---

1) Bis hierher nach „Mercier, Tableau de Paris“ (Amsterdam 1784), IV. S. 374—379.

2) Die beiden vorstehenden Abschnitte nach Mercier, a. a. O. I. S. 160—162.

eines Tages belagert, ließ er die Thüre desselben öffnen, zeigte sich, sprach und besänftigte Alles. Er kannte die Gewalt einer obrigkeitlichen Person ohne Waffen; aber man kann sie immer wissen, es gehört ein großer Muth dazu, um sich darauf verlassen zu wollen. Diese Handlung hatte die Würde des Staatsraths zur Belohnung oder zur Folge.[1])

„Was vor ein Leben, ruft Mercier aus, ist das Leben eines Polizeilieutenants! Er hat nicht einen Augenblick für sich, muß alle Tage strafen und zittert dafür, daß er zu nachsichtig sein möchte, weil er nicht weiß, ob er sich einst nicht Vorwürfe machen wird. Er muß strenge sein und gegen den Hang seines Herzens handeln; es wird kein Verbrechen begangen, dessen schändliches oder grausames Bild ihm nicht vor Augen gestellt wird. Man redet ihm von nichts als von lasterhaften Personen und von Lastern vor; mit jedem neuen Augenblicke sagt man es ihm: Wieder eine Mordthat, ein Selbstmord, eine Schändung da! Es trägt sich nicht der kleinste Zufall zu, gegen welchen er nicht Maßregeln, und sogleich ergreifen müßte. Er hat immer nur einen Augenblick zur Ueberlegung und zur Entscheidung vor sich, und er schwebt in der gleichen Besorgniß, seine ihm anvertraute Macht zu mißbrauchen und sie nicht zu rechter Zeit zu gebrauchen. Das Murren des Volks, die ungezogenen Reden, die Factionen des Theaters, ein blinder Lärm — Alles das gehört unter seine Aufsicht.

„Legt er sich nieder, um Ruhe zu genießen, so reißt ihn eine Feuersbrunst ungestüm aus seinem Bette heraus; und ist er vor der Feuersbrunst in Ruhe, so beginnen junge Leute vom Stande in der Nacht ein Lärmen und Toben gegen den Ausspruch des Commissars des Quartiers. Man weckt den Polizeilieutenant auf, um über die Unbesonnenen zu entscheiden. — Der Hof, die Stadt, die Provinz thun tausend Fragen an ihn. Er muß auf Alles antworten, muß den Mordbrenner, den im Finstern schleichenden Straßenräuber, der ein Verbrechen begangen hat, bis auf seine Spur aufsuchen. Der Polizeilieutenant würde strafenswürdig sein, wenn er ihn nicht zu guter Zeit der Justiz zu überliefern gewußt hätte. Man berechnet sicher die Zeit, die seine Untergeordneten auf die Einziehung zugebracht haben, und seine Ehre erfordert es, daß die Zwischenzeit zwischen dem Verbrechen und der Gefangennehmung so kurz als möglich sei. Welche fürchterliche Verrichtungen! welches mühselige Leben! und man strebt doch nach diesem Platze."

---

1) Mercier, a. a. O. IV. S. 379 f.

A.[1])

Paris erscheint in seiner Allheit. Die äußersten Extreme von Zuständen und sittlichen Fällen in ihren höchsten Spitzen und charakteristischen Punkten kommen zur Darstellung, die einfachste Unschuld wie die naturwidrigste Verderbniß, die idyllische Ruhe wie die düstere Verzweiflung.

Ein höchst verwickeltes, durch viele Familien verschlungenes Verbrechen, welches bei fortgehender Nachforschung immer zusammengesetzter wird und immer andre Entdeckungen mit sich bringt, ist der Hauptgegenstand. Es gleicht einem ungeheuren Baum, der seine Aeste weit herum mit andern verschlungen hat, und welchen auszugraben man eine ganze Gegend durchwühlen muß. So wird ganz Paris durchwühlt, und alle Arten von Existenz werden bei dieser Gelegenheit nach und nach an das Licht gezogen.

Der Fall ist scheinbar unauflöslich, aber Argenson — an der Spitze der Polizei — nachdem er sich gewisse Data hat geben lassen, verspricht, im Vertrauen auf seine Macht, einen glücklichen Erfolg und giebt sogleich seine Aufträge.

Nach langem Forschen verliert er die Spur des Wildes und sieht sich in Gefahr, sein dreist gegebenes Wort doch nicht halten zu können. Aber nun tritt gleichsam das Verhängniß selbst ins Spiel und treibt den Mörder in die Hände des Gerichts.

Argenson hat die Menschen zu oft von ihrer schändlichen Seite gesehen, als daß er einen edlen Begriff von der menschlichen Natur haben könnte. Er ist ungläubiger gegen das Gute und gegen das Schlechte toleranter geworden; aber er hat das Gefühl für das Schöne nicht verloren, und da, wo er es unzwei-

1) Friedrich's von Schiller sämmtliche Werke [herausg. v. Körner]. XII. Bd. 1815. S. 421—423. — A. d. H.

deutig antrifft, wird er desto lebhafter davon gerührt. Er kommt in diesen Fall und huldigt der bewährten Tugend.

Er erscheint im Lauf des Stücks als Privatmann, wo er einen ganz andern, jovialischen und gefälligen Charakter zeigt und als feiner Gesellschafter, als Mann von Herz und Geist Wohlwollen und Achtung verdient. Er findet wirklich ein Herz, das ihn liebt, und sein schönes Betragen erwirbt ihm eine liebenswürdige Gemahlin.

Der Polizeiminister kennt, wie der Beichtvater, die Schwächen und Blößen vieler Familien und hat ebenso wie dieser die höchste Discretion nöthig. Es kommt ein Fall vor, wo Jemand durch die Allwissenheit desselben in Erstaunen und Schrecken gesetzt wird, aber einen schonenden Freund an ihm findet.

Scene Argenson's mit einem Philosophen und Schriftsteller. Sie enthält eine Gegeneinanderstellung des Idealen mit dem Realen, und es zeigt sich die Ueberlegenheit des Realisten über den Theoretiker. [1])

Argenson warnt auch zuweilen die Unschuld sowol als die Schuld. Er läßt nicht nur den Verbrechern, sondern auch solchen Unglücklichen, die es durch Verzweiflung werden können, Kundschafter folgen. Ein solcher Verzweifelnder kommt vor, gegen den sich die Polizei als eine rettende Vorsicht zeigt.

Auch die Nachtheile der Polizeiverfassung sind darzustellen. Die Bosheit kann sie zu ihren Absichten brauchen, der Unschuldige kann durch sie leiden; sie ist oft genöthigt, schlimmer Werkzeuge sich zu bedienen, schlimme Mittel anzuwenden. Selbst die Verbrechen ihrer eignen Officianten haben eine gewisse Straflosigkeit.

---

1) Vgl. unten S. 209. — A. d. H.

B.[1])

Es ist eine ungeheure Masse von Handlung zu verarbeiten, und zu verhindern, daß der Zustand durch die Mannichfaltigkeit der Begebenheiten und die Menge der Figuren nicht verwirrt werde. Ein leitender Faden muß da sein, der sie alle verbindet, gleichsam eine Schnur, an welche Alles gereiht wird; sie müssen entweder unter sich oder durch die Aufsicht der Polizei mit einander verknüpft sein, und zuletzt muß sich Alles im Saal des Polizeilieutenants wechselseitig auflösen.

Die eigentliche Einheit ist die Polizei, die den Impuls giebt und zuletzt die Entwickelung bringt. Sie erscheint in ihrer eigentlichen Gestalt am Anfang und am Ende; im Laufe des Stücks handelt sie zwar immer, aber unter der Maske und still.

Die Officianten und selbst der Chef der Polizei (Argenson) müssen zum Theil auch als Privatpersonen und als Menschen in die Handlung verwickelt sein.

Paris, als Gegenstand der Polizei, muß in seiner Allheit erscheinen und das Thema erschöpft werden. Ebenso muß auch die Polizei sich ganz darstellen und Hauptfälle vorkommen.

Ein Verbrechen wird durch die Polizei verhütet, ein anderes wird entdeckt und bestraft. Die Polizei erscheint hier in ihrer Furchtbarkeit, selbst der Ring des Gyges scheint nicht vor ihrem Alles durchdringenden Auge zu schützen. Ein Mörder wird so von ihr durch alle Schlupfwinkel aufgejagt und fällt endlich durch ihre Schlingen.

Ein verloren gegangener Mensch beschäftigt die Polizei. Man kann seine Spur vom Eintritt in die Stadt bis auf einen gewissen Zeitpunkt und Aufenthalt verfolgen, dann verschwindet er.

1) Hoffmeister, Nachlese zu Schiller's Werken ꝛc., III. S. 241—246. — A. d. H.

Eine Gräuelthat wird in einem der Polizei schwer zugänglichen Hause verborgen. Man unterdrückt darin eine Unschuld. Ein Leichnam wird von jungen Aerzten gestohlen. Ein künstlich veranstalteter Leichenzug.

Die Handlung wird im Audienzsaale des Polizeilieutenants eröffnet, welcher seine Commis abhört und sich über alle Zweige des Polizeigeschäfts und durch alle Quartiere der großen Hauptstadt weitumfassend verbreitet. Der Zuschauer wird sonach schnell mitten ins Getriebe der ungeheuern Stadt versetzt und sieht zugleich die Räder der großen Maschine in Bewegung. Delatoren und Kundschafter aus allen Ständen.

Poetische Schilderung der Nacht zu Paris, als des eigentlichen Gegenstandes und Spielraums der Polizei.

Wenn andere Menschen sich der Freude und Freiheit überlassen, an großen Volksfesten u. s. w., dann fängt das Geschäft der Polizei an.

Der Mensch wird von dem Polizeichef immer als eine wilde Thiergattung angesehen und auch so behandelt.

Discussion zwischen Argenson und einem Philosophen über die Frage, ob man die Wahrheit laut sagen dürfe.

Argenson macht sich wenig aus den Individuen, aber sobald die Ehre der Polizei im Spiel ist, dann ist ihm das unwichtigste Individuum heilig und fordert alle seine Sorgfalt auf.

Ueber die Freiheit der Satire. Geheime Gesellschaften.

Das delicate Capitel von dem Unterschied der Stände. Der Adel ist als ein Besitzthum zu respectiren, wie der Reichthum, aber persönliche Achtung kann er nicht erwerben. Argenson hängt ein klein Wenig nach dem Volk. Scene mit einem Edeln, Scene mit einem Bürger.

Charakter eines Pariser Schmarutzers, eines Ubique, [1]) der wirklich auch überall vorkommt, dem man überall begegnet.

Die bekannte Replik: „Ich muß aber doch leben," sagt der Schriftsteller. „Das seh' ich nicht ein," antwortet Argenson. [2])

Die Polizei sucht die Spur eines Diebstahls oder eines an=

---

1) In Shakespeare's „Hamlet", I. 5, ruft Hamlet dem unterirdischen Geiste seines Vaters zu: „Hic et ubique?" Goethe und Schiller nannten den Weimarischen Gymnasialdirector Böttiger „Freund Ubique." — A. d. H.

2) Sturz' Schriften, I. S. 189: „Ich muß dergleichen thun, sagte Fréron, denn ich muß leben. — Je n'en vois pas la nécessité, antwortete der Lieutenant de Police." (Wird in Büchmann's „Geflügelten Worten" andern Personen in den Mund gelegt.) — A. d. H.

dern Verbrechens. Es ist ein körperliches Kennzeichen vorhanden. Falsche Edelsteine.

Zeit und Ort sind bestimmt, wo es geschehen. Werkzeuge.

Man hält Nachsuchung an dem Orte, wo das Gestohlene verkauft werden konnte.

Man erkundigt sich da, wo das Gefundene gemacht worden sein konnte.

Man untersucht, wo es zu einer bestimmten Stunde, an einem bestimmten Ort erblickt wurde.

Die Polizei hat schon lange ihre Augen auf gewisse verdächtige Personen und Häuser.

Ein Frauenzimmer ist an einem Ort versteckt, wo die Polizei Haussuchung thun läßt.

Man findet eine Strickleiter in der Tasche eines jungen Herrn, oder auch ein Brecheisen.

Der Betrug oder Diebstahl, dessen Spur gesucht wird, kann als etwas Unschuldiges befunden werden.

Alle Stände müssen in die Handlung verwickelt werden.

Es kommt bei dieser Gelegenheit heraus, wie ein Aufschneider oder ein sich für vornehm ausgebender Mensch arm und dürftig ist.

Das Verbrechen, welches gesucht wird, ist gerade nichts und löst sich unschuldig. Es kommt durch einen Umweg durch die ganze Stadt in das Haus des Klägers selbst zurück, auf seine Frau oder Tochter, und löst sich als eine unschuldige, wenigstens verzeihliche Handlung auf.

Ein paar lustige Weiber, die durch ihren Leichtsinn und Humor Irrungen veranlassen.

Eine Privatkomödie. Ein Privatball.

---

1. Ein Liebhaber hat eine nächtliche Zusammenkunft. Strickleiter.

2. Eine Frau betrügt ihren Mann und hält es mit einem Andern.

Eine Spielergesellschaft.

Eine verbotene Gesellschaft. Eine Verschwörung. Falschmünzer.

3. Ein unschuldiges, liebenswürdiges Paar, von harten Verwandten eingeschränkt. Eine Entführung oder Flucht.

4. Frau oder Tochter des Polizeiofficiers ist selbst darin verwickelt.

5. Ein Freudenmädchen, welches von einem Heuchler besucht wird. Dieser Heuchler ist streng gegen ein unschuldiges Paar. [1]) Ein Eifersüchtiger.

Alle eingezogenen Personen sind im Hause der Polizei, und eine vollkommene Auflösung geschieht in der Stube des Polizeicommissärs. Dieses kann den ganzen fünften Act ausfüllen. Der Polizeicommissär ist ein feiner, geistvoller und jovialischer Mann, der Lebensart und Gefühl hat, zugleich aber gewandt, listig und, sobald er will, imposant ist. Es wird im Stücke nichts bestraft, als durch die natürlichen Folgen der Handlung selbst. Der Polizeicommissär kann sich verliebt haben und als Freier auftreten.

Ein Vornehmer ist auch darein verwickelt, der einen falschen Namen führt, aber von dem Polizeicommissär recht gut gekannt wird.

Die Geschäfte der Polizei sind:

1. Für die Bedürfnisse der Stadt so zu sorgen, daß das Nothwendige nie fehle, und daß der Kaufmann nicht willkürliche Preise setze. Sie müssen also das Gewerb und die Industrie beleben, aber dem verderblichen Mißbrauch steuern.

2. Die öffentlichen Anstalten zur Gesundheit und Bequemlichkeit.

3. Die Sicherheit des Eigenthums und der Personen. Verhütend und rächend.

4. Maßregeln gegen alle die Gesellschaft störenden Mißbräuche.

5. Die Beschützung der Schwachen gegen die Bosheit und Gewalt.

6. Wachsamkeit auf Alles, was verdächtig ist.

7. Reinigung der Sitten von öffentlichem Scandal.

8. Sie muß Alles mit Leichtigkeit übersehen und schnell nach allen Orten hin wirken können. Dazu dient die Abtheilung und

---

1) Hiezu könnte Schiller die Idee aus Shakespeare's „Maß für Maß" entnommen haben. — A. d. H.

Unterabtheilung, die Register, die Officianten, die Kundschafter, die Angeber.

9. Sie wirkt als Macht und ist bewaffnet, um ihre Beschlüsse zu vollstrecken.

10. Sie muß oft geheimnißvolle Wege nehmen und kann auch nicht immer die Formen beobachten.

11. Sie muß oft das Ueble zulassen, ja begünstigen und zuweilen ausüben, um das Gute zu thun oder das größere Uebel zu entfernen.

In der Suite der Handlung treten auf: 1) der Sohn der Familie debauchirt, zur Verzweiflung gebracht, aber noch davon gerettet; 2) die fromme Tochter; 3) der Vater aus der Provinz; 4) der biedere, aber arme Noble; 5) der übermüthige, aber schlechtdenkende reiche Roturier; 6) der muthwillige Mousquetaire; 7) der Fat, als Parlamentsrath; 8) der Schmarutzer Ubique;[1]) 9) die Courtisane; 10) Escroc und Filou in allen Gestalten; 11) der Brochürenschreiber; 12) der Philosoph; 13) die Savoyarden; 14) die Devote; 15) der Abbé oder Ludwigsritter; 16) der Polizeiminister; 17) der Mörder; 18) der Exempt; 19) der Höfling; 20) der wohldenkende Bürger von Paris; 21) der Porte-faix, Fiacre, Suisse; 22) der Schreiber oder Clerc; 23) die Ehefrau und der Ehemann; 24) der Ausländer; 25) die Schaarwache, Guet; 26) die Marchande de Modes; 27) Poissarden; 28) der Illuminat und geheime Gesellschafter;[2]) 29) der Mönch; 30) der Düc und die Düchesse; 31) der Bettler; 32) der kleine Dieb und seine Gehilfen.[3])

---

1) Siehe oben S. 209. — A. d. H.
2) Siehe oben S. 210. — A. d. H.
3) Mit diesem Personal hat sich Schiller wahrscheinlich aus Mercier's „Tableau de Paris“ bekannt gemacht. — A. d. H.

34.

Themistokles.

In Schiller's Kalender folgt dieser Entwurf auf „Die feindlichen Brüder zu Messina". Ein Blatt von demselben aus Schiller's Nachlaß, welches Hoffmeister von der Familie des Dichters geschenkt erhielt, wurde von ihm 1840 in seiner Nachlese veröffentlicht. Den ganzen übrigen Theil des Entwurfs gab zuerst Frau von Gleichen 1867 in dem mehrerwähnten Buche heraus. Wir theilen S. 219 bis 223 wörtlich die beiden Entwurfsfragmente mit.

Die Geschichte vom Tode des Themistokles wird von Plutarch folgendermaßen erzählt:

„Nach diesem Vorfall betrug er sich mit mehr Vorsicht, um dem Neid und der Eifersucht der Barbaren zu entgehen; denn er fuhr nicht in ganz Asien herum, wie Theopompus schreibt, sondern er hielt sich zu Magnesia auf, wo er lange ungestört lebte, friedlich die großen Wohlthaten des Königs genoß und dieselben Ehren wie die größten Herren Persiens empfing, während die Angelegenheiten der oberen Provinzen Asiens den König beschäftigten und ihn hinderten, seine Gedanken auf Griechenland zu richten. Aber die Nachrichten, daß Aegypten, von den Athenern unterstützt, sich empört hätte, daß die Schiffe der Griechen sich bis zu der Insel Cypern und den Küsten Ciliciens vorgewagt hätten, und daß Cimon Herr des Meeres wäre, riefen ihn zurück, um sich den Griechen zu widersetzen und zu verhindern, daß sie ihre Macht auf Unkosten der seinigen vergrößerten; überall hob man Truppen aus, sandte königliche Beamte rings umher und schickte nach Magnesia Eilboten mit dem königlichen Befehl an Themistokles, die Führung dieses Krieges gegen die Griechen in die Hand zu nehmen und die Versprechungen zu erfüllen, die er gegeben hätte. Themistokles

konnte nicht in Versuchung gerathen, sich an die Spitze dieses Zuges zu stellen, weder durch das Rachegefühl, welches er gegen sein Vaterland hegte, noch durch den Ruhm, sich zu diesem hohen Grade der Macht und des Ansehens erhoben zu sehen. Vielleicht auch sah er die Schwierigkeit oder die Unmöglichkeit eines glücklichen Erfolges vorher; denn Griechenland hatte damals sehr große Heerführer und unter andern Cimon, den das Glück sichtlich begünstigte; aber was ihm noch mehr Abneigung gegen diesen Krieg einflößte, war die Scham, seine großen Thaten und seine alten Trophäen zu beschimpfen. Um sich also vor diesem Unglück zu schützen, faßte er den hochherzigen Entschluß, sein Leben mit einem seiner würdigen Tode zu beschließen. Er veranstaltete ein feierliches Opfer, zu welchem er seine Freunde einlud, und nachdem er sie umarmt und ihnen sein letztes Lebewohl gesagt hatte, trank er Ochsenblut oder nahm, nach Anderen, ein sehr schnell wirkendes Gift und starb so zu Magnesia, 65 Jahre alt, deren größeren Theil er mit der Regierung des Staates und der Führung der Heere zubrachte. Als der König die Ursache und die Art seines Todes erfuhr, schätzte und bewunderte er ihn um so mehr und fuhr fort, seine Freunde und seine Diener günstig zu behandeln."

Da Schiller in seinem Drama „griechische Mimen" auftreten lassen wollte, „einige Scenen aus einer verloren gegangenen Tragödie des Aeschylus [darstellend], die dazu geeignet sind, den Themistokles in eine rührende Begeisterung zu versetzen", auch nach den Worten des Entwurfs Themistokles sich mit Begeisterung der früheren Zeit, der Schlacht bei Salamis, der Olympischen Spiele erinnert, so geben wir hier die Schilderung von der Schlacht bei Salamis, die in Aeschylus' „Persern" ein Bote der Mutter des Xerxes erzählt. Dieselbe ist den 1802 erschienenen „Vier Tragödien des Aeschylos, übersetzt von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg" entnommen, welche Schiller mit großem Interesse und bewundernder Anschauung dieses großen griechischen Tragikers gern und wiederholt las.

„Bote.

„Es kam ein Mann aus der Athener Heer
Und meldete dem Xerxes, Deinem Sohn,
Es würden die Hellenen kaum die Zeit
Der schwarzen Nacht erwarten, sondern, schnell
An ihre Ruder springend, hie und da
Nach Rettung streben in verborgner Flucht.

Das hörte Xerxes, spürte nicht den Trug
Der Griechen und der Götter Mißgunst nicht,
Und gab Befehl den Fürsten seines Volks:
Sobald der Sonne Strahl nicht mehr die Erd'
Erhellen, und die Nacht des Aethers Wölbung
Erfüllen würde, ihre Schiff' in drei
Ordnungen theilend, jeden Weg zur Flucht,
Jedweden Ausgang in das offne Meer
Zu hüten und um Ajas' Insel her.
Wenn die Hellenen flöh'n den Untergang
Und Rettung fänden in erschlichner Flucht,
So sollten sie mit ihren Häuptern büßen.
So dräute Xerxes eifernd, wußte nicht,
Was von den Göttern schon bestimmt ihm war.
Es rüsteten die Perser nun das Mahl,
In Ordnung, wie des Heeres Zucht es heischt.
Die Rudrer fügten mit den Riemen dann
Die Ruder ein an ihren glatten Stift.
Als untergangen war der Sonne Licht,
Und Nacht einbrach, ging jeder Ruderknecht
Und jeder Kriegsmann auch zugleich ins Schiff.
Der Schiffe Ruderreihn ermahnten sich,
Und wohlgeordnet blieb der Schiffe Zug.
Die Feldherrn führten so die ganze Nacht
Das ganze Heer in fortgesetzter Fahrt.
Die Nacht sank tiefer, dennoch regten sich
Die Schiffe Hellas' nicht zur stillen Flucht.
Sobald mit weißen Rossen sich der Tag
Erhub und Schimmer auf die Erde goß,
Erscholl die Stimme der Hellenen hoch
In Feldgesang und rief der Echo laut,
Und günstig scholl der Ruf der Echo laut
Im Hall des Felsgestads der Insel auf.
Die Furcht ergriff der Perser ganzes Heer,
Sie staunten; denn der Hellenen Jubel scholl
Nicht wie der Flucht Geschrei, ihr Jubel scholl
Zum Kampf, entflammt von hohem Edelmuth,
Den heller die Drommete lodern hieß.
Sobald der gleiche Ruderschlag das Meer,
Geschwungen nach der Führer Stimme, traf,
Erschienen alle Schiff' auf einmal schnell.
Es fuhr der rechte Flügel wohlgereiht

Voran; ihm folgte nach das ganze Heer,
Zugleich erscholl vermischtes Feldgeschrei:
„Hinan, Ihr Söhne der Hellenen! auf!
Erhaltet frei das Vaterland! und frei
Die Weiber, Kinder und die heimischen
Altäre unsrer Götter! und die Gruft
Der Väter! denn um Alles gilt der Kampf!“
Nun scholl auch unsrer Perser Sprache Ruf
Entgegen, und des Zauderns war nicht Zeit.
Mit erzbewehrten Schnabels Angriff fiel
Nun Schiff an Schiff; der Griechen eins begann
Und schmetterte herab von einem Schiff
Phöniciens des ganzen Bildes Zier.
Von allen Seiten eilte Kiel auf Kiel.
Im Anfang widerstand mit Stromes Kraft
Der Perser Schiffheer, aber bald, gedrängt
Durch ihre Zahl, und in verengtem Raum,
Vermochten unsre Schiff' einander nicht
Zu schützen, stießen mit den Schnäbeln sich
Und streiften sich die eignen Ruder ab.
Die Schiffe der Hellenen schlugen nicht
Mit blindem Schlag, sie reihten sich im Kreis
Und stürzten rückwärts unsre Schiff' in Grund.
Des Meeres Antlitz war nicht mehr zu sehn,
Mit Trümmern und mit Leichen war's bedeckt,
Deß waren Klippen und Gestade voll.
Nun flohn der Perser Schiff' in verwirrter Flucht;
Die Hellenen, wie man auf den Thonfisch schlägt
Und auf Netzes Fang, so schlugen, metzelten so,
Zermalmten so mit halben Rudern und
Mit Splittern von der Schiffe Trümmern uns,
Daß Wehklag' und Geschrei das Meer erfüllte,
Bis ihnen uns die schwarze Nacht entzog.
Sollt' ich zehn Tage nach einander
Erzählen, spräch' ich doch das Leid nicht aus;
Denn wisse, daß an einem Tag noch nie
So ungeheure Menschenzahl verdarb.

— — — — — — — — —

Die ganze Blüthe von dem Perserheer,
An Jugend, Adel und an Heldenmuth,
Die trautesten Genossen Deines Sohns,
Die sanken jämmerlich und ruhmlos hin.

— — — — — — — — —

Ein Eiland liegt, unfern von Salamin,
Klein, böser Anfurth. Oftmal wandelt Pan,
Der sich der Reigen freut, an seinem Strand.
Da sandte Xerxes diese hin, auf daß,
Wofern sich etwa die Hellenen aus
Zerschellten Schiffen retteten dorthin,
Sie diese leicht ermorden könnten und
Den Ihren Zuflucht geben aus dem Meer —
Der Zukunft übel kundig; — denn nachdem
Ein Gott den Feinden hatte Sieg gewährt,
Entsprangen sie, desselben Tages noch,
Bedeckt mit Erz, den Schiffen und umringten
Das ganze Eiland, so daß nirgendwo
Die Perser Rettung fanden; Einige
Vertilgte mit geworfnen Kieseln und
Die Andern mit geschnelltem Pfeil der Feind,
Bis endlich, mit vereintem Ungestüm,
Er auf die Unsern fällt und metzelnd haut
Und mordend auch nicht Einen übrig läßt.
Wehklagend schaute auf die Noth hinab
Der König, der von einem hohen Sitz
Am Ufer seine Heersmacht übersah;
Zerriß laut jammernd sein Gewand, befahl
Dem Landheer Flucht und nahm ruhmlos zuerst
Verwirrte Flucht. Zu dem, was Du vernahmst,
Ist dieses Unglück auch des Seufzens werth.

— — — — — — — — —

Die Häupter des verlassnen Schiffheers flohn
In Verwirrung, je nachdem der Wind sie trieb.
Viel starb des Landheers im Böoterland,
Erschöpft von langem Durst, am Silberquell;
Wir Andre kamen keuchend, abgezehrt,
In der Phokeer und der Dorier
Gebiet und an die krumme Bucht des Meers,
Wo Fluren tränkend mild Spercheios fleußt.
Von dannen kamen gen Achaïa wir
Und hin zu einer Stadt Thessalia's,
Der Speise dürftig; Viele sanken hin
Von Durst und Hunger, beide drängten uns.
Das Land Magnesia erreichten wir
Darauf und dann der Makedoner Land,

Die Furth des Axios und Bolbe's Pfuhl,
Von Schilf umsäuselt; dann Pangäos' Berg
Und der Edoner Land. Dieselbe Nacht
Gab frühen Winter uns ein Gott, es fror
Des Strymon lautrer Strom, und wer vorher
An Göttern zweifelte, der flehte nun
Gebeugt die Erde und den Himmel an.
Nachdem das Heer gebetet hatte viel,
Ging's über den gefrornen Strom, und wer
Sich hatte aufgemacht zum Uebergang,
Eh hochher seine Strahlen Helios
Zerstreute, rettete das Leben noch.
Denn schimmernd glühte bald des Gottes Kreis
Und drang mit Flammenstrahlen durch den Strom.
Sie fielen auf einander, glücklich noch,
Wem schnell des Lebens Hauch entrissen ward.
Die übrigen Geretteten des Heers
Entkamen kaum, und wenig an der Zahl,
Mit Mühe wandernd durch der Thraker Land
Bis zu der Heimath Herd. Das Vaterland
Mag seufzen ob der edlen Jugend Fall!"

A.[1])

Der Tod des Themistokles als Tragödie.

Der gediegene menschliche Inhalt der Tragödie ist die Darstellung der verderblichen Folgen verletzter Pietät gegen sein Vaterland. Dieses kann nur bei einer Republik stattfinden, in welcher die Bürger frei und glücklich sind, und nur von einem Bürger recht gefühlt werden, dem das Verhältniß zum Vaterland das höchste Gut war. Themistokles ist in Persien heimathlos; heiß und schmerzlich und hoffnungslos ist sein Sehnen nach Griechenland; es ist ihm nie so theuer gewesen, als seitdem er es auf ewig verloren. Ewig strebt er, sich in dieses geliebte Element zurückzubegeben.

Hier gilt es also, die möglichst innige Schilderung des Bürgergefühls vis-à-vis eines ruhmvollen, wachsenden Staats und im Contrast mit dem sclavischen Zustand eines barbarischen, erniedrigten Volks. Die Begeisterung muß für das öffentliche Leben, für den Bürgerruhm ꝛc. erweckt werden, und Allem muß eine hohe, edle, energische Menschheit zu Grunde liegen.

Themistokles stirbt, wie er gelebt hat, nämlich mit einem gleichen Antheil reiner und unreiner Antriebe. Er hatte eine hohe Gesinnung, eine Begeisterung für die wahre Tugend und den wahren Ruhm; aber ihn nagte die Ehrsucht,[2]) und diese tadel-

---

1) Zuerst gedruckt in Hoffmeister's „Nachlese zu Schiller's Werken" ꝛc., Bd. III. 1840. S. 233 f. — A. d. H.

2) Plutarch, übers. von Mad. Dacier, II. S. 147 ff.: „Quoi qu'il en soit, il paroît que Thémistocle s'appliqua de bonne heure et très fortement aux affaires, et qu'il fut d'abord possédé d'un si violent désir de gloire, que, dès le commencement, pour satisfaire son ambition et pour tenir le premier rang, il heurta audacieusement les premiers et les plus puissans de la ville, et s'attira leur inimitié; il se brouilla sur-tout avec Aristide qui lui étoit opposé en tout. —— Il étoit si enflammé du désir de la gloire, si passionné pour les grands exploits, et si plein d'ambition, qu'étant encore fort jeune lorsque la bataille de Marathon fut donnée contre les barbares, comme on célébroit par-tout la valeur et la conduite de Miltiade qui l'avoit gagnée,

hafte Leidenschaft war Ursache, daß er die Probe der wahren Tugend nicht aushielt. Und so mischt sich auch in seine heroische Selbstaufopferung der Schmerz der gekränkten Ruhmsucht. Doch wird er gewissermaßen Herr über diese unreine Empfindung, oder sie läutert sich wenigstens zu einer schön menschlichen Regung, und er scheidet zuletzt als ein edler Mensch, von der Idee seines unsterblichen Nachruhms über die gekränkte Hoffnung getröstet. Mit dem Giftbecher am Munde wird er wieder zum Bürger Athen's.

---

on le voyoit le plus souvent renfermé en lui-même tout pensif; il passoit les nuits entières sans fermer l'oeil; il ne se trouvoit plus aux festins publics comme à son ordinaire; et lorsque ses amis, étonnés de ce changement, lui en demandoient la raison, il leur répondoit que les trophées de Miltiade ne le laissoient pas dormir." — (Wir citiren absichtlich diese französische Uebersetzung des Plutarch, weil es wahrscheinlich dieselbe war, welche Schiller im Gebrauch hatte. Vgl. Th. XV. S. 94 ff. uns. Ausg.) — A. d. H.

B.[1]

Themistokles soll die persische Flotte gegen seine Mitbürger anführen, er hat es dem großen König versprochen, als er auf seiner Flucht bei diesem eine gütige Aufnahme fand und gegen seine undankbaren Landsleute Rache brütete. Aber unterdessen ist ihm ein anderer Sinn gekommen; er kann es nicht über sich gewinnen, für die Barbaren und gegen sein Vaterland zu fechten. Da er nun nicht länger auf persischem Gebiete bleiben, mit seinem Volk aber sich nicht mehr versöhnen, die heiligen Obliegenheiten des Gastrechts nicht verletzen, noch weniger auf Unkosten seiner Ehre und seiner Vaterlandsliebe befriedigen kann, so entschließt er sich, als ein würdiger Grieche freiwillig zu sterben.

Das Stück enthält die geschäftigen Anstalten zu einer großen Kriegsexpedition. Man erwartet eine große kriegerische Handlung, und Alles läuft auf nichts hinaus, da Der, welcher die Seele davon sein sollte, sich tödtet. Beide Anstalten, die der Perser zum Feldzug und die des Themistokles zum Tode, welche jene aufhebt und vernichtet, gehen mit einander fort, und der Geist des Stücks ist dieser, daß etwas ganz Anders, schlechthin Andres erfolgt, als veranstaltet worden, und daß etwas Ideales das Reale zerstört und in Nichts verwandelt.

Es wird dargestellt

a. Der Athenienser Themistokles, der hochgesinnte Grieche unter den Barbaren. Griechische und persische Sitten im Contrast.
b. Themistokles' hohes Ansehen bei den Persern und die Ehrenbezeugungen, die ihm von den Barbaren erwiesen werden.

---

1) Zuerst gedruckt in: „Schiller's dramatische Entwürfe", herausgegeben von Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm. Stuttgart 1867. S. 23—26. — A. d. H.

c. Die Gnade des großen Königs, dessen großes und unerschütterliches Vertrauen zum Themistokles.
d. Jonische Griechen, zwischen den europäischen Griechen und den Barbaren in der Mitte stehend.
e. Aechte Griechen, zwei wenigstens, welche dem Themistokles sein griechisches Vaterland wieder vor die Seele bringen und eine heftige Sehnsucht darnach erwecken.
f. Themistokles' Tochter Nesiptoleme, die Priesterin der Mutter der Götter.[1])
g. Der Neid der Perser gegen den Themistokles.
h. Themistokles' frühere Thaten und Heldenruhm. Geschichte seines Exils und seiner Schicksale.
i. Griechenlands Blüthe und wachsender Ruhm, seitdem er unter den Persern ist. Cimon's Frühling.
k. Themistokles erinnert sich mit Begeisterung der früheren Zeit. Die Schlacht bei Salamis. Olympische Spiele.[2])
l. Er ist dem großen König, den er verachtet, Pietät schuldig.

---

1) Plutarch, übers. v. Mad. Dacier, II. S. 211 f.: „Quelque temps après, Thémistocle étant allé visiter les provinces maritimes pour quelques affaires qui regardoient la Grèce, un seigneur de Perse, nommé Epixyes, Satrape de la Phrygie supérieure, lui dressa des embûches, et aposta quelques soldats Pisidiens pour le tuer quand il seroit arrivé dans la ville appellée Léontocéphale, c'est-à-dire, tête de lion; mais avant qu'il y arrivât, comme il dormoit un jour dans son logis sur l'heure de midi, on dit que la mère des dieux lui apparut en songe, et lui dit: Thémistocle, éloigne-toi de la Tête de lion, pour ne pas tomber entre les griffes du lion; et pour prix de l'avis que je te donne, je te demande pour mon esclave ta fille Mnésiptolème. — Thémistocle, s'éveillant en sursaut et troublé de ce songe, fit ses prières à la déesse, quitta le grand chemin, prit un détour. — — Ayant donc échappé ce danger de cette manière, et ne pouvant assez admirer l'apparition de la déesse, il lui bâtit dans la ville de Magnésie un temple qu'il appella le temple de Dindymène, et lui consacra sa fille Mnésiptolème qu'il fit grande prêtresse." — A. d. H.

2) Plutarch, übers. v. Mad. Dacier, II. S. 155: „Dans un voyage qu'il fit pour assister aux jeux olympiques, il se piqua d'égaler ou de surpasser même Cimon dans la somptuosité de sa table, dans la magnificence de ses pavillons, et dans la richesse du reste de son train et de son équipage; ce qui ne plut pas aux Grecs, qui trouvoient que ce grand éclat convenoit à Cimon qui étoit jeune et de grande maison, mais que Thémistocle, qui n'étoit pas encore connu, ne devoit passer que pour un présomptueux, de s'élever ainsi au-dessus de son état et de sa fortune." Ebendas., S. 188: „On raconte encore qu'aux jeux olympiques, qui furent célébrés après cette bataille de Salamine, si-tôt que Thémistocle parut dans le stade, toute l'assemblée ne se soucia plus de regarder les combattans, et eut pendant tout le jour les yeux attachés sur sa personne, en le montrant aux étrangers avec des battemens de mains et avec toutes les marques d'une admiration extraordinaire, dont il fut si ravi, qu'il avoua à ses amis que ce jour-là il recueilloit le fruit de tous les travaux qu'il avoit soutenus pour la Grèce." — A. d. H.

m. Die Griechen verachten ihn, und er liebt sie mit heftiger Sehnsucht.

n. Ein Kind oder Enkel des Themistokles ist für die Griechen begeistert.

o. Themistokles hat Sclaven und Sclavinnen. Eine hochgesinnte Jonierin ist darunter.

p. Er wird in dem Stücke selbst von dem persischen König beschenkt.

q. Er stellt ein Opfer an, unter dem Vorwand seiner Abreise in den Krieg, es ist aber sein Todtenopfer.

r. Ein griechischer Philosoph.

s. Griechische Mimen, einige Scenen aus einer verloren gegangenen Tragödie des Aeschylus, die dazu geeignet sind, den Themistokles in eine rührende Begeisterung zu versetzen.

t. Ungeachtet er außer Handlung ist und sich dem Tode schon geweiht hat, so sieht man in ihm doch ganz den herrlichen Griechen, den klugen anschlägigen Staatsmann und Feldherrn, die hohe treffliche unzerstörliche Natur, kurz, den ganzen unsterblichen Helden. Geist fließt von seinen Lippen, Leben glüht in seinen Augen, Feuer und Thätigkeit ist in seinem ganzen Thun.

35.

Gräfin von Flandern.

Schauspiel.

In Schiller's Verzeichniß folgt dieser Entwurf unmittelbar auf den vorigen, und unter dem 4. Juli 1801 hatte sich Schiller in seinem Kalender notirt: „Plan zur Gräfin von Flandern vorgenommen." Die Quelle dieses romantischen Ritterschauspiels hat noch nicht ermittelt werden können. Die vielen französischen Ausdrücke in dem Entwurf lassen auf eine französische Erzählung schließen. Auffallend ist es, daß mehrere der darin vorkommenden Namen auch im „Warbeck" sich finden. Tressan (Bibliothèque des Romans) giebt keine Auskunft, wie Schröer aus einer von Schiller an den Rand geschriebenen Notiz (s. S. 244) annimmt. Veröffentlicht wurde der Entwurf zuerst von Frau von Gleichen. An den Rand hatte sich Schiller schon die Namen der Weimarischen Schauspieler beigeschrieben, denen er die Rollen bestimmte. Nach diesem Verzeichniß würde Schiller's Gedanke an eine Aufführung des Stückes in Weimar in die Zeit von Januar bis Ostern 1804 fallen; doch beweist dies noch nichts für die Abfassungszeit des Entwurfes, da derselbe gewiß aus verschiedenen Zeiten stammt.

Gräfin von Flandern.[1])

Personen.

* Mathilde, regierende Gräfin von Flandern.
* Gräfin von Lille.
* Graf von Aremberg.
* Florisel von Ligne.
* Gräfin von Ligne, seine Mutter.
* Robert, Prinz von Artois.
* Erich, Prinz von Gothland.
* Alfons, Prinz von Leon.
* Graf von Montfort.
Bischof von Ypern.
* Der Kanzler.
Robert, dessen Sohn.
* Rosmarin, Florisel's alter Diener.
Jäger der Gräfin von Flandern.
* Bierbrauer, Anführer der Volksrebellen.
Bürger von Gent und Bürgerweiber.
Soldaten.
Kammerfrau der Gräfin von Flandern.
Troubadour.

---

1) Zuerst gedruckt in: „Schiller's dramatische Entwürfe", herausgegeben von Frau von Gleichen. 1867. S. 27—69. — A. d. H.

Hauptmotive fürs Theater.

1. Florisel's fürstliche Großmuth im Zustand der Dienstbarkeit.
2. Er wird zum Ritter geschlagen und zeigt sogleich die Gesinnung.
3. Rosmarin mit dem Antrag der Prinzessin fährt ab.
4. Die Erklärung und das Mißverständniß. Großmuth der Megen.
5. Gräfin erklärt sich mit Aremberg.
6. Montfort versteckt und hervorstürzend.
7. Florisel's Abschied.
8. Florisel. Gräfin. Die Liebenden.
9. Erich's Dummheit.
10. Kanzler und sein Sohn.
11. Kanzler und Sohn. Lächerliches Mißverständniß.
12. Volksaufstand, befreit Gräfin aus Montfort's Hand.
13. Bierbrauer und Bürger. Gräfin.
14. Gräfin als Montfort's Gefangene.
15. Die Staaten der Gräfin angefallen. Montfort geht.
16. Gräfin verschwindet.
17. Rückkehr Florisel's als Sieger und Richter.
18. Schmerzliches Wiedersehen der Megen.
19. Florisel's Abenteuer, wenn er sie sucht.
20. Er und Montfort. Dieser wird überwunden.
21. Gräfin und Florisel's Mutter. Florisel und seine Mutter.
22. Die Liebenden finden sich. Auflösung des Irrthums.
23. Rückkehr und Freude.
24.
25.

Die Gräfin von Flandern.

Eine regierende Gräfin von Flandern wird von ihrem Volk und ihren Großen genöthigt, binnen einer kurzen Frist die Wahl eines Gatten zu treffen, der sie lang auszuweichen gewußt hat.

Vier mächtige Freier machen Ansprüche auf sie; unter diesen sind zwei fremde Prinzen und zwei ihrer vornehmsten Vasallen. Sie liebt keinen und fürchtet jeden.

Prinz Erich von Gothland mit seinem Gouverneur.
Ein spanischer Prinz. Ein französischer Prinz.
Zwei inländische Freier.

Die fremden Prinzen machen ihre Geburt, ihre Macht, ihre Reichthümer geltend; die einheimischen Freier prevaliren sich ihrer persönlichen Vorzüge und des Staatsvortheils; die Ersten suchen ihren Zweck durch Trotz, die Andern durch Ränke zu erreichen.

Die Gräfin ist ganz ohne Stütze, ihre Freunde sind ohnmächtig, ihr Volk verlangt ihre Heirath und wird von den Großen aufgereizt; sie hat keine andre Waffen als Klugheit und List, sich der verhaßten Wahl zu entledigen.

Ihre Abneigung dagegen gründet sich nicht blos auf ihre Gleichgiltigkeit und ihren Widerwillen gegen die Freier. Ihr Herz ist schon für einen Andern interessirt, einen jungen Damoiseau an ihrem Hof, der nicht im Stand ist, sie zu schützen, der keine Ansprüche an sie machen, und den sie nicht wählen kann, ohne sich selbst und ihn zu Grunde zu richten.

Florisel ist der jüngere Sohn eines sehr edeln, aber herabgekommenen Geschlechts; er hat nichts als seine Ahnen und muß am Hof seiner Fürstin von seinen treuen Diensten sein Glück erwarten; aber er ist liebenswürdig, tapfer, verständig und hochgesinnt und seiner Gebieterin mit einer Neigung, die an Anbetung grenzt, ergeben. Von dem Vorzug, den ihm die Gräfin giebt, weiß er nichts, und ob er gleich für keine andere Dame Augen hat als für sie, so ist ihm

1. Gräfin von Flandern. Becker.
3. Gräfin von Megen.
4. Graf von Aremberg. Heide.
2. Florisel. Oels.
9. Robert von Artois. Grimmer. Prinz von Spanien. Grüner.
8. Erich von Gothland. Becker.
5. Montfort. Cordeman.
6. Rosmarin. Graff.
10. Bischof von Ypern.
7. Bierbrauer. Ehlers.
11. Kanzler.
12. Kanzlers Sohn.
13. Bürger.
14. Bürger.
15. Bürgerweib. Bürgerweib. Boten. Soldaten.
16. Diener. Diener. Mutter Florisel. Teller. Spectakel.

doch der Gedanke nie gekommen, sie zu besitzen. Selbst die bevorstehende Heirath der Gräfin beunruhigt ihn nur insofern, als er ihre Abneigung dagegen bemerkt und keinen der Bewerber für würdig genug hält, sie davon zu tragen.

Die Aufgabe des Stücks ist also eine doppelte: erstlich, die zudringlichen Freier zu entfernen; zweitens, dem Geliebten einen unwidersprechlichen Anspruch an ihre Hand zu erwerben. Diese zweifache Aufgabe wird dadurch in eine verwandelt, daß Florisel, indem er durch seine Wachsamkeit, Treue und Tapferkeit die Unternehmungen der Freier vereitelt, sich zugleich das höchste Verdienst um das Land und die Fürstin erwirbt und sich als den würdigsten Gegenstand ihrer Liebe darstellt. Aber erst nach den bänglichsten Proben und Verwicklungen trägt die List, der Muth und die Liebe diesen Sieg davon.

1. Jagdgefolg.
2. Die Freier versammelt.
3. Die Bürger im Schloß.
4. Die Armee zurückkehrend, militärisch Gericht.
5. Der Ritterschlag.
6. Die Verwechslung.
7. Der Ueberfall im Cabinet.
8. Das Gefecht.
9. Der Einzug am Ende.
10.
11.
12.

Um die fremden Freier loszuwerden, bedient sich die Gräfin mit vieler Klugheit der einheimischen. Diese haben ein Interesse, die ausländische Heirath zu verhindern, und obgleich das Volk jene begünstiget, und die Großen selbst aus Neid gegen ihre mächtigen Mitvasallen lieber einen Fremden als einen Unterthanen zum Herrn haben wollen, so weiß die Gräfin doch sich der einheimischen Freier so geschickt zu bedienen, daß die ausländischen das Feld räumen müssen.

Noch ist von Florisel gar nicht die Rede; er steht noch im Dunkeln, und das Wohlwollen der Gräfin für ihn, das sie nicht verhehlt, erscheint blos als herablassende Güte. Doch auch jetzt schon verliert sie das Interesse ihres Herzens nicht aus den Augen, und in dieser Epoche, wo seine Erhebung noch ganz unverfänglich ist, giebt sie ihm nicht nur Gelegenheit, sich zu signalisiren, sondern läßt ihn auch durch einen von den fremden Prinzen zum Ritter schlagen, der ihr gern diese Gunst erweist.

Die Gräfin erklärt sich gegen die ausländischen Freier, welche auf ihre Geburt stolz thun, daß sie darauf keinen Werth lege, daß sie ihre Hand nur dem persönlichen Verdienst schenken würde.

Dadurch bereitet sie die Erhebung ihres Geliebten vor; die einheimischen Freier aber unterstützen diese Gesinnung aufs Lebhafteste, weil sie dadurch zu gewinnen hoffen. Der Stolz des einen der zwei Prinzen läßt sich dadurch wirklich rebütiren; er räumt das Feld ganz und ohne Rancüne. Aber der andre, der die Länder der Gräfin zu seinem Augenmerk gemacht hat und vom Geiz beherrscht wird, giebt seine Entwürfe nicht so leicht auf. Wie er sieht, daß er seinen Zweck nicht auf eine rechtmäßige Art erreichen kann, so beschließt er, per nefas sich in den Besitz der Gräfin und ihrer Staaten zu setzen. Er ist ferox und gewaltthätig; voll Rachsucht geht er, um als Feind zu erlangen, was er als Freund nicht gewinnen kann.

Jetzt also bleiben vor der Hand nur die einheimischen Freier auf dem Kampfplatz. Einer von diesen hat die scheinbarsten Ansprüche und hält sich, nach Entfernung des Prinzen, des Erfolgs für gewiß. Er hat zahlreiche Vasallen, große Schätze, machtgebende Hof- und Staatsämter, ist tapfer und kühn und glaubt noch persönliche Vorzüge zu besitzen. Auf ihm ruht der Stolz einer alten mächtigen Familie, er verschlingt in Gedanken schon die Staaten der Gräfin, und es wird ihm sogar schwer, die humble Miene eines Freiers anzunehmen. Seine Nebenbuhler verachtet er und möchte wüthend werden, daß die Gräfin, um seinen Stolz zu demüthigen, mit Achtung von seinem Nebenbuhler spricht.

Dieser ist gleichfalls der Erbe eines großen Hauses, und mehr die Eifersucht auf seinen Mitbewerber und die Nöthigung seiner Familie als eigener Stolz oder Liebe zur Gräfin führen ihn auf die Arena. Vielmehr hat seine Neigung sich für eine andre edle Dame am Hof der Gräfin entschieden, welches der Gräfin nicht unbekannt und eine Ursache mehr ist, daß sie sich mit weniger Zurückhaltung gegen ihn beträgt.

Um sich der Nöthigungen des Volks zu entziehen und Frist zu gewinnen, giebt sie sich also den Schein, als ob sie den Grafen von Aremberg begünstige, mit welchem sie aber eine Explication hat und sich seiner dadurch entledigt, daß sie ihm ihr Wort giebt, den Montfort gewiß nicht zu heirathen, und ihm den Besitz seiner Geliebten zu verschaffen verspricht. Aus einem Freier, der sie drängt, wird er also ihr Vertrauter, ihr Freund und Beschützer.

Die Geliebte dieses Grafen von Aremberg, eine Gräfin von Megen und Anverwandte der Gräfin von Flandern, hat auch eine zarte Neigung zu Florisel, welche sie weniger verbirgt als ihre Gebieterin. Sie kann frei über ihre Hand gebieten, sie kann ihrem Herzen folgen, und sie ist dazu entschlossen. Nachdem Florisel Ritter geworden und Aufmerksamkeit erregt hat, so gewinnt sie Muth, einen Schritt gegen ihn zu thun und ihm ihren Besitz im Prospect sehen zu lassen. Erst hat sie ihn selbst mit einer zarten Aufmerksamkeit angegangen, selbst in der Gräfin Gegenwart, welcher dieser Antheil nicht entgeht und Eifersucht einflößt — Nun thut sie aber einen entscheidenden Schritt, und weil sie zu hoch über ihm steht, als daß er um sie werben könnte, so steigt sie zu ihm herab und läßt ihn, entweder durch den Bischof oder durch seinen Diener Rosmarin, erfahren, daß er geliebt sei, und daß er ihre Hand erlangen könne.

Rosmarin, in der größten Entzückung über dieses außerordentliche Glück seines jungen Zöglings und Gebieters, kann nicht Worte genug finden, seine Freude auszudrücken, wenn er es ihm ankündigt, wird aber ordentlich böse, wenn Florisel sich kalt und gleichgiltig dabei bezeugt. Florisel wird aber in die Nothwendigkeit gesetzt, sich gegen die Gräfin von Megen zu erklären.

Gräfin von F. ist von dem Schritt ihrer Nebenbuhlerin unterrichtet worden und fürchtet Alles. Sie ist hier nicht blos Weib, sondern eine empfindliche Souveräne und will es den Florisel fühlen lassen.

Man ist in einem Garten. Die beiden Gräfinnen sind auf einerlei Art angezogen. Rosmarin, im Wahn, daß er die Gräfin von Megen vor sich habe, sagt der Gräfin v. Fl., daß Florisel gleich da sein werde.

Imagina, Erbgräfin von Flandern.
Mathilde, Gräfin von Lille.
Fräulein von Megen.
Florisel von Ligne.
Seine Mutter.

Erich, Prinz von Gothland, Robert, Graf von Artois, Prinz von Leon, Graf Montfort, Graf von Aremberg,	Freier der Gräfin von Flandern.

Erster Act.

1.

Spanier. Artois. Erich. Montfort. Megen. Der lächerliche Freier.

Mehrere Freier, ausländische Prinzen und inländische Große, halten sich am Hof der Gräfin auf und werben um ihre Gunst. Die falsche Gravität, der Hochmuth, die Herrschsucht und die Ungeschicklichkeit repräsentiren sich in dem spanischen Prinzen, dem Grafen Robert von Artois, dem Grafen Montfort und dem Prinzen Erich von Gothland.

A. Bediente. Man hört Jagdhörner. Jäger erzählt.

B. Gräfin. Florisel. Gefolge.

Eine abgeschmackte Maskerade des Letztern hat das Pferd der Gräfin auf der Jagd scheu gemacht, daß es mit der Gräfin durchgeht. Florisel, einer ihrer Edelknechte, rettet sie durch seinen Muth und Geschicklichkeit. Er wird von den Freiern geschmeichelt, gepriesen und beschenkt.

C. Florisel. Die Diener.

D. Florisel. Rosmarin.

E. Florisel. Gräfin v. Fl.

Gräfin v. Megen.

F. Florisel. Bischof.

G. Gräfin. Freier. Florisel, welcher zum Ritter geschlagen wird.

Kanzlers Vortrag. Die ausländischen Freier werden abgewiesen.

Florisel gegen Robert.

2.

Florisel theilt das Geschenk an die Diener der Gräfin aus und legt nur auf eine Kleinigkeit, die der Person der Gräfin angehörte, einen Werth. Sein Betragen kündigt eine hohe fürstliche Gesinnung und eine Delicatesse der Gefühle an, die ihn über alle andre Figuren erhebt. Er ist von einem sehr edeln, aber armen Geschlecht, seine Mutter lebt noch auf einem kleinen Stammschloß, er ist ihre einzige Hoffnung. Ein alter Escudero, ein Erbstück seines Hauses, ist zugleich sein Diener und sein Gouverneur. Florisel hat die Liebe des ganzen Hofgesindes, und seine

Frömmigkeit macht ihn auch dem Bischof von Ypern, Beichtvater der Gräfin, werth.

H.
Erich wird abgewiesen.

Dieser läßt ihn große Hoffnungen fassen und stellt ihm gleichsam seine Nativität für die Zukunft; der Diener deutet rückwärts auf seine Kindheit und seinen Ursprung.

I.
Montfort wird plantirt.
K.
Montfort. Erich.

3.

Gräfin und Fräulein von Megen, ihre Dame und Freundin, haben Florisel's Galanterie und Edelmuth erfahren — Jene ist gütig, Diese schmeichelnd gegen ihn. Gräfin, von den Freiern und ihren eigenen Unterthanen gedrängt, spricht ihm von ihrem Widerwillen gegen eine Wahl, von dem Zwang, den man ihr anthun will. Florisel zeigt ihr ein glühendes Devouement, läßt aber merken, daß er Montfort für den Begünstigten halte, weil Dieser selbst es behaupte. Fräulein Megen hält nur den Grafen Aremberg ihrer Hand würdig. Florisel meint, daß Keiner seine Gräfin verdiene, und sie selbst giebt zu erkennen, daß sie Keinen liebt; dennoch scheint sie kein freies Herz zu haben. (Florisel betet seine Gebieterin an, aber er hat sich die Natur seiner Gefühle noch nicht gestanden; er hält sie blos für Ehrfurcht und Diensteifer; er hat noch keinen Gedanken an den Besitz der Gräfin, und selbst ihre Heirath beunruhigt ihn nur um ihrentwillen.)

(Gräfin ist über ihre eigenen Gefühle schon viel entschiedener, aber eben darum hat sie auch mehr Herrschaft über die Aeußerung derselben.)

4.

Freier treten auf und becomplimentiren die Gräfin über ihre Erhaltung; dies veranlaßt sie, Florisel's Verdienst zu rühmen. Sie bittet den Prinzen von Spanien, ihm den Ritterschlag zu geben; dieser, dadurch geschmeichelt, thut es mit selbstzufriedener Gravität. Die Andern schmücken und ehren den neuen Ritter, dem Herkommen gemäß.

Nun thut der Kanzler den Vortrag wegen

der Wahl eines Gatten — Staatsursachen und der Wille des Volks, daß es geschehe. Man will ihr die Wahl lassen, aber sie soll wählen. Er nennt einen Jeden einzeln und seine Ansprüche.

Erklärung der Gräfin, daß die äußern Vorzüge der Geburt und der Macht ihre Wahl nicht bestimmen sollen.

Montfort unterstützt aus Selbstsucht diese Erklärung.

Prinz von Spanien tritt zurück mit höflichem Anstand.

Artois spricht hochmüthig und läßt Drohungen einfließen.

Florisel, der neue Ritter, behauptet mit edelm, aber festem Anstand die Freiheit seiner Gebieterin.

Artois erstaunt über diese Kühnheit eines neugemachten Ritters.

Montfort und Aremberg treten auf Florisel's Seite und loben ihn. Fräulein Megen bewundert ihn, und ihre Liebe zu ihm nimmt zu. Artois entfernt sich drohend.

9 Prinz Erich wird von Montfort spottweise nach einer fabelhaften Braut ausgeschickt; er nimmt es in seiner crassen Unwissenheit für Ernst auf und beurlaubt sich.

Montfort thut nun, als wenn Alles für ihn gewonnen wäre, und triumphirt voreilig über die abgefertigten unglücklichen Liebhaber, indem er sich schon als den Gemahl der Gräfin betrachtet. Gräfin scheint anders gesinnt und giebt dem Grafen von Arem-
10 berg einen sichtbaren Vorzug. Auch beim Abgehen nimmt sie seinen Arm an und läßt Montfort stehen.

Dieser fühlt seinen Stolz sehr gekränkt und ist wüthend — Erich kommt noch einmal zurück, ihn wegen der fabelhaften Prinzessin noch um etwas zu befragen, welches in diesem Augenblick eine empfindliche Persiflage seiner eigenen getäuschten Erwartung ist —

11 Montfort geht voll Zorn, und Erich beschließt den Act oder die Scene.

Fräulein von Megen bewillkommt Florisel, den neuen Ritter, zeigt ihm einen zärtlichen Antheil und bringt ihn auf die Liebe. Er dürstet nach Thaten um etwas Großes, um seiner Gebieterin würdig zu werden.

12 Gräfin und Fräulein haben sich eine Confidence zu machen. Die Rede ist von Aremberg und Florisel. Fräulein läßt ihre Parteilichkeit für den Letztern merken. Gräfin zeigt Eifersucht darüber und wird beinahe empfindlich über ihre Freundin, doch weiß sie ihr Geheimniß noch ziemlich vor ihr zu verbergen — Aremberg kommt, und das Fräulein entfernt sich.

Gräfin spricht dem Aremberg von s. Bewerbung um sie, zeigt ihm, daß sie ihn hochschätzt, aber daß sie recht gut wisse, daß nicht seine eigene Neigung, nur die Rivalität mit Montfort und die Instigationen seiner Partei ihn auf den Kampfplatz gestellt. Sie sagt ihm, sie wisse wohl, daß er sie nicht liebe, er liebe das Fräulein von Megen. Sie giebt ihm ihr Wort, daß Montfort nie ihre Hand erhalten werde, daß er also seiner Bewerbung quitt sei — Sie verspricht ihm ihre Dienste bei dem Fräulein, Beide scheiden als die besten Freunde, und Montfort, der am Schluß hereintritt, sieht den dankbaren Grafen ihre Hand mit Leidenschaft küssen. 13

Montfort und Aremberg.

Dieser läßt den stolzen Gegner in seinem Irrthum, als ob er von der Gräfin begünstigt wäre, und geht ab.

Montfort

Montfort und Florisel? M., weitentfernt, diesen für s. Nebenbuhler zu halten, sucht ihn sich zu attachiren. Er möchte ihn gegen Aremberg aufbringen, wozu F. nur zu sehr geneigt ist, aus heimlicher Eifersucht — darin bestärkt ihn der erhaltene Befehl, an den ** Hof zu gehen.

Das Fräulein hat unterdessen einen Schritt gethan, dem Florisel Hoffnung auf ihre Hand zu geben. 14

Rosmarin, der alte Diener Florisel's, ist über das glänzende Glück seines Herrn ganz außer sich; denn das Fräulein ist nach der Gräfin die erste Partie in Flandern und dabei voll persönlicher Vorzüge. Florisel ist aber nicht so entzückt, als es sein Diener erwartet, und dieser ärgert sich über diese Gleichgiltigkeit —

Monolog des Alten, wenn er seinen jungen Ritter erwartet.

Der Bischof kann auch dazu gebraucht werden.

Geschichte der Troubadours ꝛc.

Gräfin von Lille schickt dem Florisel ihre Farbe.

Gräfin übt eine unschuldige List aus, um hinter das Geheimniß Florisel's und ihrer Nebenbuhlerin zu kommen. Es ist kein prämeditirter

Bis zum feindl. Einfall	40. 38.
Volksaufruhr ꝛc.	7. 6.
Bis zur Ankft d. Ar.	7. 6.

Soldaten. Bis zur Entf. Florisel's. 7. 7.
Letzter Act 16.15.
77.72.
80.

Betrug, aber sie benutzt die Gelegenheit, die der Zufall ihr darbietet. Rosmarin kann sie mit der Gräfin verwechseln, und dies bringt sie nun natürlich auf den Gedanken, sich für jene auszugeben.

15 Florisel glaubt mit dem Fräulein zu sprechen und schlägt ihre Hand aus. Die Aehnlichkeit des Anzugs und der herabgezogene Schleier täuscht ihn; auch ist er nicht frei und unbefangen genug, um scharfsichtig zu sein. Die Stimme der verschleierten Dame entdeckt ihm zuletzt die Gräfin; er erschrickt, und da sich das Fräulein nun zugleich nähert, so entfernt er sich schnell.

16 Das Fräulein durchdringt zugleich den gespielten Betrug und das Herzensgeheimniß der Gräfin; sie beträgt sich dabei zart und großmüthig edel; Gräfin fühlt sich zugleich beschämt und gerührt; ihre Herzen ergießen sich; das Fräulein erscheint im schönsten Licht einer edeln uneigennützigen Freundin; sie giebt den Wünschen der Gräfin nach, Aremberg glücklich zu machen. Ueber die Mittel, Florisel emporzubringen, wird deliberirt und seine Entfernung an einen berühmten Hof beschlossen, wo er sich Ruhm erwerben soll.

Dritter Act.

Dem Montfort fällt ein Billet der Gräfin an Aremberg in die Hände, worin sie ihm sein Glück verkündigt und ihn zu einer Zusammenkunft

17 einlädt.

Florisel ist sich jetzt seiner Leidenschaft für die Gräfin bewußt worden.

Montfort in eifersüchtiger Wuth entschließt sich, zu horchen, und läßt sich von einer treulosen Kammerfrau im Cabinet der Gräfin verstecken.

Gräfin mit ihrem Kanzler, der auf den Ein-

18 fall kommt, sie für verliebt in s. Sohn zu halten.

Gräfin. Fräulein von Megen. Aremberg. Dieser empfängt von der Gräfin die Hand des Fräuleins, sein Glück. Gräfin segnet diese Verbindung

19 und spricht von ihrer eigenen Lage mit Wehmuth.

Montfort stürzt hervor, zu ihren Füßen. 20
Sie flieht erschreckt; er hält sie: ihr Schrecken macht dem Unwillen Platz. Er entschuldigt seine Zudringlichkeit mit der Stärke seiner Liebe: sie bleibt unversöhnlich; er erniedrigt sich: sie zeigt ihm nichts als Verachtung und schickt ihn fort. Er ist glücklich und unglücklich zugleich; jenes, weil er Aremberg nicht mehr zum Nebenbuhler hat.

Florisel kommt dazu. Montfort sucht sich der Gräfin durch eine Gunst oder eine bisher verweigerte Gerechtigkeit, die er Diesem erzeugt, gefällig zu machen. Florisel's edles Benehmen gegen den Grafen.

Florisel erhält, nachdem Montfort weg ist, 21
Befehl von der Gräfin, sich an den ** Hof zu begeben. Er ist trostlos, daß er aus ihren Augen verbannt werden soll, und es beruhigt ihn nicht, daß er Zeichen von ihrer Gnade erhält, daß sie ihn als einen Mann und Herrn behandelt; vielmehr ist ihm diese Veränderung ihres Betragens von der schlimmsten Vorbedeutung.

Fräulein Megen macht sich anfangs eine 22
muthwillige Freude daraus, ihn zu necken, bald aber rührt sie der Ernst seines Schmerzens, und sie sucht ihm Trost einzusprechen.

Der Kanzler kommt mit seinem Sohn und giebt 23
ihm Lehren wegen seiner künftigen Erhebung. Ein komisches Intermezzo. Gräfin hat dem Sohn des Kanzlers Florisel's Stelle gegeben; dieses hält der alte Bonhomme für ein Acheminement zu der Heirath, und Beide machen sich durch ihren eiteln Hochmuth lächerlich.

Florisel's leidenschaftlicher Abschied von dem 24
Ort seiner Liebe. Rosmarin ist bei ihm.

Abschied der Gräfin von Florisel — Sie zeigt ihm ihre Liebe. Er ist auf dem Gipfel seines Glücks. 25

Ihre Verzweiflung, wenn er weg ist; sie zeigt
ihre ganze weibliche Schwäche. Nun will sie sich 26
vor Montfort in Sicherheit setzen und einen andern Aufenthalt wählen; aber sie entdeckt, daß sie so gut als eine Gefangne ist und in Montfort's Gewalt. Sie will als Souveräne mit ihm

Aristokratische Macht.

sprechen; aber er eludirt ihre Erklärung, und unter dem Schein, für sie zu sorgen, hält er sie gewaltsam. — Megen erbietet sich, sie zu befreien; sie will es nicht haben — Die Rede ist von einer Appellation an das Volk; sie fürchtet es. Endlich nimmt sie ihre Zuflucht zur Verstellung.

27 Montfort bedient sich seines Ansehens, um die Gräfin unter dem Schein, für sie und den Staat zu sorgen, ganz in seine Gewalt zu bekommen. Sie ist so gut als seine Gefangne; ihre eignen Diener gehorchen dem Montfort mehr als ihr selbst; aristokratische Unterdrückung. Sie sucht vergebens, aus seiner Gewalt zu entfliehen.

Aremberg und ihre andre Freunde erbieten sich zwar, sie in Freiheit zu setzen, aber sie fürchtet die gewaltsamen Folgen und untersagt es ihnen. Sie nimmt sich in Acht, den Montfort zu sehr zu reizen, und folgt ihm gutwillig in der Hoffnung, sich dieses verhaßten Zwanges auf eine andere Art zu entledigen.

Das lächerliche Mißverständniß des Kanzlers vermehrt ihre Verwirrung, da es sich ihr in einem Augenblick entdeckt, wo sie Schutz und Rath verlangte.

In diesem Zeitpunkt geschieht der feindliche Einfall Robert's
28 von Artois.

Montfort als Feldherr muß in den Krieg, die Staaten der Gräfin zu vertheidigen. Eh er geht, wendet er noch Alles an, sich der Hand der Gräfin zu versichern; da sie aber standhaft bleibt, so läßt er sie so gut als eine Gefangene zurück und geht, um gegen den Feind zu marschiren.

Florisel, nach seiner Trennung von der Gräfin, wird schnell zum Ritter ausgebildet, thut große Thaten und erwirbt sich Länder und Ehre. Er sammelt Ritter, wird ihr Anführer und befindet sich so im Stand, die geschlagene Armee des Montfort zu verstärken.

Vierter Act.

Die Bürger von Gent sprechen von dem Krieg; der Krieg geht unglücklich. Montfort wird geschlagen, Artois macht reißende Fortschritte und bedroht Gent, indem er zugleich durch seine Emissärs einen Volksaufstand zu erregen sucht.

29 Die Furcht vor Montfort macht dem größern Schrecken vor dem Feinde Platz. Das Volk erobert das Schloß, wo Montfort's

Diener die Gräfin gefangen halten, diese aber stürzt von der aristokratischen Tyrannei unter die demokratische. Sie soll dem Artois ihre Hand geben, bleibt aber standhaft.

Man kündigt der Gräfin die Freiheit an, aber sie vertauscht nur die Sclaverei mit einer andern.

Komisch-fürchterliche Scenen der Volksherrschaft. Gräfin unter den Bürgern. Ein Volksanführer. Lächerliches Betragen des Pöbels, Klugheit der Gräfin. Sie sucht umsonst, Einen aus dem Volk zu bestechen; ihre Flucht mißlingt.

Es werden doch Excesse begangen.

Die Bürgerwache in den vornehmen Zimmern. 30

Aremberg hat sich entschlossen, aus [auf?] dem Schloß in der Nähe der Gräfin zu bleiben, um sie zu vertheidigen.

Montfort erscheint wieder in Gent, nachdem er geschlagen.

[Auf einmal kommt Nachricht von der Niederlage des Feinds und einer völligen Endigung des Kriegs durch den Tod des Prinzen von Artois. Florisel ist's, der an der Spitze von dreihundert Edelleuten den Sieg entschieden. Die flüchtige Armee des Montfort sammelt sich unter seinen Fahnen, Alles strömt ihm zu, Soldatengunst, er ist im Anzug gegen Gent.

Aber in eben dieser Nacht ist die Gräfin mit Megen unsichtbar worden. Verzweiflung des Aremberg, Consternation des Volks, Jammer des alten Dieners.

Ende des 4ten Acts.

Im fünften Act erscheint Florisel als Feldherr in der Stadt, die sich vor ihm und seinen Soldaten demüthigt. Er richtet die Verbrecher. Er erfährt die Verschwindung der Gräfin, den bösen Verdacht, den das tiefe Schweigen des Aremberg und die Zunge seines Dieners ausdrückt. Er kann an der Gräfin nicht zweifeln und geht ab, sie aufzusuchen.]

Auf einmal kommt Nachricht von einer Niederlage des Feindes und einer völligen Endigung des Kriegs durch den Tod des Artois.

Die lächerliche Furcht der Bürger.

Florisel ist's, der an der Spitze von 500 Edelleuten den Sieg enschieden; die flüchtige Armee des Montfort sammelt sich unter seinen Fahnen;

31 Der Zuschauer ist auf dem Gipfel der Freude und wird auf

einmal zurückgestürzt.

er ist im Anzug gegen Gent. Gunst der Soldaten. Ein Officier des Florisel bringt dem Fräulein diese Nachricht.

32 Aber in eben dieser Nacht ist die Gräfin und der Graf von Aremberg unsichtbar worden.

Das Räthselhafteste daran ist, daß das Fräulein nichts davon weiß, sonst könnte man glauben, daß Aremberg sich mit der Gräfin durch die Flucht gerettet. Aber warum hätte ihr Geliebter, hätte die Gräfin sie zurücklassen sollen?

Montfort vollendet diese Entführung.

Montfort ist gegenwärtig, auf ihn kann daher der Verdacht nicht wohl fallen. —

33 Siegender Einzug der Armee — Militärische Obergewalt — Florisel als Feldherr richtet die Rebellen und erscheint als höchste Obrigkeit; man sieht ihn anticipando als Grafen von Flandern.

34 Sein treuer Diener berichtet ihm die Verschwindung Aremberg's und der Gräfin und zeigt einen bösen Verdacht.

35 Seine Zusammenkunft mit dem Fräulein von Megen. Ihr stummer Schmerz klagt die Gräfin mehr an als Rosmarin's Zunge.

Er leidet tief, kann aber die Gräfin nicht für schuldig halten. Er entfernt sich heimlich mit seinem Diener, sie aufzusuchen. Sein Gelübde, wenn der Himmel sie ihn finden läßt.

Fünfter Act.

Schicksale der beiden Verlorengegangenen.

Die Gräfin und Florisel's Mutter kommen zusammen. Gräfin giebt sich dieser nicht gleich zu erkennen, eine äußerst rührende Situation.

Florisel kommt zu seiner Mutter, ohne zu ahnen, daß die Gräfin dort sein werde. Er erfüllt die kindliche Pietät.

Aremberg ist auch von der Gräfin getrennt und sucht sie.

Gräfin ist durch ihre Klugheit oder auch durch

ein wunderbar glückliches Ereigniß aus den Händen ihres Räubers entkommen.

Montfort und Florisel gerathen an einander, fürchterliche Wuth; Montfort soll dem Florisel den Aufenthalt der Gräfin entdecken, aber er stirbt, ohne es zu thun.

Ein Troubadour kommt vor.

Eine Jagd. 25

Aremberg ist verwundet und gefangen. Ima- 14
gina ist auf eins von Montfort's Schlössern ge- 15
bracht, wo man ihr heftig zusetzt, dem M. ihre 17
Hand zu geben — 15
—
Schicksale des Florisel, der die Gräfin aufsucht. 86

Gemüthszustand eines unglücklichen Liebenden. Verkleidung.

[Montfort bedient sich der Macht, die ihm seine Stelle giebt, um die Gräfin gleichsam als Gefangene zu halten. Sie ist in keiner geringen Bedrängniß; besonders hat sie auch für Florisel zu fürchten, wenn Montfort ihrer Liebe auf die Spur kommen sollte — Sie denkt darauf, ihm zu entfliehen und sich unter Megen's Schutz zu begeben. Er bedeckt seine Gewaltthätigkeit mit der Pflicht seines Amts, mit der Sorge für ihre Person und für die Ruhe des Staats.

Montfort hat versucht, sich der Gräfin mit Gewalt zu bemächtigen; es ist durch Florisel's Wachsamkeit und Entschlossenheit fehlgeschlagen, und Montfort hat sich davon gemacht. Diesen Feind ist die Gräfin los, und in demselben Augenblick tritt der ausländische Feind auf.

Gräfin erwählt den Florisel zu ihrem Feldherrn.

Das Volk wird aufrührisch über diese schlechte Wahl und verlangt, die Gräfin soll sie widerrufen und Montfort dafür wählen.

Die Gräfin ist geraubt, wenn Florisel als Sieger zurückkommt. Montfort ist da, aber Megen ist verschwunden.

Montfort hat sie nicht geraubt, aber wer? Der Verdacht fällt auf Megen, und man muß glauben, daß die Gräfin seine Mitschuldige sei.

Artois macht reißende Fortschritte und erregt zugleich das Volk; dieses wird aufrührisch und verlangt, die

Gräfin soll der Noth ein Ende machen und dem Mächtigen ihre Hand geben. Es gehört etwas dazu, standhaft zu bleiben — Was thut hier Montfort? Er muß vorher entfernt werden; auch Florisel ist weg und in den Krieg, nur Megen ist da, aber zu ohnmächtig —

Gräfin bleibt fest und denkt nur darauf, aus der Gewalt loszukommen. Sie ist hart eingeschlossen, und von trotzigen Unterthanen.

Die Gräfin verbindet den Grafen Megen mit dem Fräulein, sie wünscht ihnen Glück zu ihrer Liebe, und Beide wünschen ihr auch Glück in der Liebe. Man weiß, daß Montfort diese Scene behorcht. Nun entdeckt er sich entweder selbst aus Ungestüm des Charakters, oder der Zufall entdeckt ihn. In beiden Fällen entrüstet sich die Gräfin aufs Aeußerste; sie flieht, er will sie halten, ihr nacheilen, sie spricht als Gebieterin.

Er steht verlegen, verwirrt, ärgerlich über sich selbst und doch zufrieden, daß er Megen nicht mehr als seinen Nebenbuhler weiß. Er hofft, die Gräfin, die keinen Andern liebt, zu besänftigen. Er bittet jene Beiden um ihr Fürwort, er will Alles thun, was der Gräfin gefallen kann — (Hier kann etwas zum Vortheil Florisel's geschehen)

Wie er mit der Gräfin zusammenkommt, zeigt sie sich unversöhnlich; er entschuldigt sich mit der Heftigkeit seiner Liebe, er erniedrigt sich vor ihr; sie läßt es ihn fühlen und bleibt unversöhnlich. Ihr ist dieser Anlaß zum Bruch sehr willkommen.

Ein Dritter, etwa der Kanzler, kann dazu kommen; sie erklärt in dessen Gegenwart, daß Montfort nichts zu hoffen habe, daß sie nicht mißhandelt sein wolle.]

Vereinigung der Liebenden und glückliches Ende. Die Zurückkunft muß ein Freudengenuß, ein Fest sein, es muß zu dem langen Streben und Ausharren ein Verhältniß haben. Oberon's Schluß. Das Volk zieht den Wagen; den Verbrechern wird verziehen. Florisel begrüßt mit Rührung die bekannten Orte, ist freundlich gegen Die, die vorher Seinesgleichen waren; der Bischof überreicht ihm die Insignien, er kniet nieder davor. Florisel hat in der Angst um die Gräfin ein Gelübde gethan, welches die Entwicklung auf eine interessante Art verzögert und eben dadurch rührender und reizender macht.

Die Aremberg empfängt ihre Freundin,

— — — — — — — — —

Zu erfinden ist:

1.) Wie die Gräfin mit Aremberg verschwindet.
2.) Wo sie Beide in der Zwischenzeit hinkommen, daß ihre Spur sich nicht findet (Aremberg muß, anstatt dadurch zu verlieren, sehr gewinnen).
3.) Was Florisel, sie suchend, unternimmt.
4.) Montfort's Katastrophe.
5.) Florisel's frommes Gelübde.
6.) Erich's Ungeschicklichkeit am Anfang und Florisel's Verdienst um die Gräfin.

Florisel gelangt auf seinem eigenen Weg zu Gütern und Land und Titeln; er heißt am Ende Graf und ist der Gräfin nun an Reichthum so nahe gekommen als Aremberg; von Montfort's Besitzungen nimmt er nichts an, er erlangt seine Güter auf einem viel schönern Weg.

Seine schöne *Kindlichkeit* gegen seine Mutter. Seine *Frömmigkeit und Andacht*; aber auch furchtbar und *streng* zeigt er sich einmal, wenn er Richter ist, *kühn* gegen Artois, *schrecklich* gegen Montfort.

Eine höhere Hand ist im Spiele, deren Organ ein Mönch ist; Träume und Visionen. —

Das Chevalereske in Florisel's Erziehung.

Actus I.

Tressan.

1. Schloßhof. Zurückkunft der Gräfin von einer Jagd, wo bald ein großes Unglück geschehen. Jäger erzählt dem Hofgesinde die Gefahr der Fürstin, die Sottise des Prinzen Erich, ihre Errettung durch eine muthige That des Florisel, aber eine außerordentliche That. Freude Aller, sowol über die Rettung der Gräfin als über den Florisel, dem man den Ruhm davon am Liebsten gönnt.

2. Florisel, gesegnet von dem Bischof, gepriesen von Allen, kommt mit einem Schleier der Gräfin, den er bei der Gelegenheit habhaft geworden. Gräfin, die Prinzen, darunter der lächerlich vermummte Erich, treten auf. — Große Gunst des Florisel, seine Bescheidenheit und Anmuth. Er allein ist nicht über seine That verwundert, nur über das Glück entzückt, ihr gedient zu haben.

3. Geschenk des spanischen Prinzen; er vertheilt es, obgleich ohne Stolz zu zeigen, an die Andern und hält sich an den Schleier der Gräfin.

4. Der Bischof prophezeiht ihm sein Glück, weil er die Gnade Gottes und ein kindliches Herz besitze. Eine kurze Erwähnung seiner Mutter und der Nothwendigkeit, in der er sich befindet, durch Verdienste seinen Weg zu machen.

Exponirt wird:
1. Erich's Albernheit.
2. Florisel's Muth u. Eifer.
3. Seine Gunst bei Allen.
4. Liebe Aller zur Gräfin.
Almosenier.
Haushofmeister.
Hoffräulein.
Stallmeister.

1. Scene.

Schloßhof. Man hört Jagdhörner in der Ferne. Ein Jäger der Gräfin kommt und erzählt dem Hausgesinde oder Hofgesinde das Abenteuer der Gräfin auf der Jagd, welches durch eine abgeschmackte Maskerade des Prinzen von Gothland veranlaßt wurde — ihre Gefahr und ihre Rettung durch Florisel, den Damoiseau der Gräfin. Alle, die zuhören, freuen sich und ergießen sich in Florisel's Lob.

2. Scene.

Gräfin kommt in Jagdkleidern mit ihrem Gefolge, worunter Florisel ist. Man lacht über Erich, man rühmt den Damoiseau, und die Gräfin giebt ihm ihr Wohlwollen lebhaft zu erkennen. Er hat sich in Besitz von etwas gesetzt, das der Gräfin angehört, und was ihm unendlich werth ist. Er steht da, überschüttet und überglänzt von der Gnade seiner Gebieterin. Noch scheint es nur Gnade, er der Diener und sie die Fürstin. Unter diesem Gesichtspunkte betrachten es Alle und gönnen ihm, dem armen Edelmann, dieses Glück. —

3. Scene.

Wenn die Gräfin fort ist, kommt ein Abgeordneter von dem spanischen Prinzen, welcher dem Florisel ein reiches Geschenk von spanischen Dublonen überbringt. Der hochmüthige Prinz will dadurch, daß er den Retter der Gräfin fürstlich belohnt, eine Galanterie gegen diese zeigen und seinen Stolz dadurch kitzeln. Florisel verschenkt das Goldstück unter die anwesenden Hofdiener, welche sich um ihn versammelt haben. Ihn beglückt blos eine Kleinigkeit, die der Gräfin angehörte.

4. Scene.

Florisel hat ein Gespräch mit Rosmarin, seinem alten Diener und Mentor, wodurch

man in seine Herkunft und Personalien rührend zurückgeführt wird.

5. Scene.

Der Bischof von Ypern segnet den jungen und frommen Damoiseau und verheißt ihm alles Schöne und Herrliche von der Gnade des Himmels.

6. Scene.

Gräfin von Flandern und von Megen kommen im Gespräch. Sie haben Florisel's Edelmuth erfahren und loben ihn. Er antwortet groß und fürstlich, wie ein Mensch, der nur von den höchsten Gefühlen belebt ist. Er wünscht ein Ritter zu sein. Er spricht der Gräfin von seiner Mutter; sie äußert eine lebhafte Begierde, sein Geschlecht zu kennen.

Erster Act.

Erster Auftritt.

Schloßhof.

Man hört blasen. **Hofdiener** treten auf. Gleich darauf **Stallmeister**.

Hofdiener.

Hört Ihr? sie sind's. Sie sind zurück vom Jagen!

Andre.

Stallmeister.

unbeschädigt

Sie lebt! Sie ist gerettet!

Hofdiener.

Wer? Was giebt's?

Stallmeister.

Bald kam sie uns nicht lebend mehr zurück!

Hofdiener.

36.

Gräfin von S. Geran.

Ueber das psychologische Interesse, welches Criminalfälle auch dem Dichter gewähren können, sagt Schiller in der Vorrede zum ersten Theil der von ihm 1792 herausgegebenen, im gegenwärtigen Theil schon mehrfach erwähnten „Merkwürdigen Rechtsfälle, nach Pitaval", welche sich in Th. XV. S. 119 ff. uns. Ausg. vollständig abgedruckt findet, u. A.:

„Man findet in demselben [dem Werke] eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche sich an Interesse der Handlung, an künstlicher Verwicklung und Mannichfaltigkeit der Gegenstände bis zum Roman erheben und dabei noch den Vorzug der historischen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menschen in den verwickeltesten Lagen, welche die ganze Erwartung spannen, und deren Auflösung der Divinationsgabe des Lesers eine angenehme Beschäftigung giebt. Das geheime Spiel der Leidenschaft entfaltet sich hier vor unsern Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrigue, über die Machinationen des geistlichen sowol als weltlichen Betruges wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche sich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verstecken, treten bei solchen Anlässen, wo Leben, Freiheit und Eigenthum auf dem Spiele steht, sichtbarer hervor, und so ist der Criminalrichter im Stande, tiefere Blicke in das Menschenherz zu thun. Dazu kommt, daß der umständlichere Rechtsgang die geheimen Bewegursachen menschlicher Handlungen weit mehr ins Klare zu bringen fähig ist, als es sonst geschieht, und wenn die vollständigste Geschichtserzählung uns über die letzten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Mo-

tive der handelnden Spieler oft genug unbefriedigt läßt, so enthüllt uns oft ein Criminalproceß das Innerste der Gedanken und bringt das versteckteste Gewebe der Bosheit an den Tag. Dieser wichtige Gewinn für Menschenkenntniß und Menschenbehandlung, für sich selbst schon erheblich genug, um diesem Werk zu einer hinlänglichen Empfehlung zu dienen, wird um ein Großes noch durch die vielen Rechtskenntnisse erhöht, die darin ausgestreut werden, und die durch die Individualität des Falls, auf den man sie angewendet sieht, Klarheit und Interesse erhalten."

Diese Worte Schiller's sind ein Beweis aus seinem eignen Munde, daß er keineswegs der einseitige Dichter der Idee ist, als welcher er gewöhnlich betrachtet wird. Alles, was das menschliche Herz in seinen Tiefen aufregt, alle heftigen Leidenschaften, alle mit einer gewissen Größe verbundenen Verbrechen waren ihm, dem geborenen Dramatiker, dem Anatomen der Seele, merkwürdig und anziehend.

Der Plan der „Gräfin von St. Geran" ist der Verbrechergeschichte des 17. Jahrhunderts entnommen, und die demselben zu Grunde liegende Begebenheit bildet einen der in dem ersten Theile des erwähnten Werks mitgetheilten Rechtsfälle. Er ist daselbst überschrieben: „Der Streit zweier Mütter um ein Kind, oder Rechtshandel des Grafen von Saint Geran."

Wir theilen einen kurzen Auszug aus demselben mit:

Der Graf von Saint Geran hatte schon 20 Jahre mit seiner nunmehr gegen 35 Jahre alten Gemahlin in kinderloser Ehe gelebt, als diese sich Mutter fühlte. Damals hielt sich auf seinem Schlosse seine Schwester, die Marquise von Bouillé auf, seine vermuthliche einzige Erbin, und der Marquis von Saint Mairant, ein Verwandter des Grafen, der sich dahin geflüchtet hatte, um einer sehr schlimmen obrigkeitlichen Untersuchung zu entgehen. Beide Personen lebten in einem strafbaren Einverständniß; die Marquise hatte sich von ihrem 70jährigen Mann getrennt, und Beide hofften, wenn der Tod sie von diesem lästigen Ehegenossen befreite, sich durch das Band der Ehe zu vereinigen; im Nothfall, versichert man, verließ sich der Marquis auf sein Geheimniß, einem zu langsam schleichenden Greise früher ins Grab zu helfen.

„Die Marquise hatte zwei Kammerfrauen bei sich, welche Schwestern waren und Quinets hießen, Geschöpfe, ganz von der gewöhnlichen Denkungsart ihrer Classe, durchdrungen von dem ächten Zofengeiste, feil zu Allem, verschwiegen, so lang kein größerer Gewinn sie lockt, verrätherisch, sobald ihr Vortheil es gebietet, listig und untreu, demüthig und unverschämt, um die Geheimnisse ihrer

Herrschaften buhlend, um diese von sich abhängig zu machen und ihr Vertrauen, so oft es ihnen gefällt, zu mißbrauchen. Außer diesen Personen war noch auf dem Schlosse: der Haushofmeister des Grafen, Beaulieu, ein Mann, der seinem Herrn, dem er auch einst im Gefecht beigestanden hatte, schon deswegen sehr zugethan war, weil er die Erhaltung seiner ganzen zahlreichen Familie von ihm erwarten mußte — und die Hebamme, Louise Gaillard aus Vichi, eine von den verworfenen Geschöpfen, die man zu jeder Schandthat leicht erkaufen kann, und die mit kaltem Blute Verbrechen aller Art auszuführen im Stande sind."

Nehmen wir noch dazu die Mutter der Gräfin, die der Graf hatte kommen lassen, um ihrer Tochter im Wochenbette beizustehen, so haben wir hier eine Reihe höchst interessanter Charaktere, die alle ein lebhaftes und höchst verschiedenes Interesse an dem erwarteten wichtigen Ereigniß, der Niederkunft der Gräfin, haben.

Den 16. August 1641 wurde die Gräfin von Wehen überfallen und in das Wochenbett gebracht. Alle auf dem Schlosse Anwesenden hatten sich um dasselbe versammelt, wurden aber, da die Hitze für die Kranke unerträglich wurde, von der Hebamme aus dem Zimmer entfernt, selbst die Mutter der Gräfin; es blieb Niemand in dem Zimmer als die Hebamme, die Marquise und ihre beiden Kammerfrauen.

Unter dem Vorwande, die Gräfin werde die Anstrengung sonst nicht aushalten können, brachte ihr die Hebamme gegen Abend einen Schlaftrunk bei, auf welchen sie bis zum andern Morgen fest schlief.

Als sie wieder erwachte, glaubte sie die deutlichsten Spuren ihrer Niederkunft gewahr zu werden, und war schmerzlich verwirrt, als ihr die Umstehenden versicherten, sie sei noch nicht entbunden worden. Sie wurde zuerst auf den nächsten Abend, dann auf den abnehmenden Mond, dann auf Wochen später vertröstet; aber sie wich nicht von ihrer Behauptung, daß sie schon entbunden sei, und daß man ihr ihr Kind entwendet habe. Als sie aber einsah, daß sie doch Niemanden überzeugen würde, verstummte sie und trug ihren Schmerz in sich, während ihr Gemahl und ihre Mutter sich allmählig an den Gedanken gewöhnten, daß ihre ganze Schwangerschaft nur eine eingebildete gewesen sei.

Mehrere Jahre waren so vergangen, als Beaulieu, der Haushofmeister des Grafen, ein Kind von einigen Jahren auf das Schloß brachte, welches angeblich der Sohn seines verstorbenen Bruders war, und das er mit seinen eigenen Kindern erziehen wollte. Die Schönheit des Knaben gewann ihm bald die Liebe des gräflichen Ehepaares, welches denselben nach Beaulieu's plötzlichem Tode (man behauptete später, er wäre vergiftet worden) zu sich nahm.

Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht von einer Verschwörung, welche das Kind der Gräfin unterdrückt haben sollte, und erregte selbst die Aufmerksamkeit des Grafen von S. Geran, der Gouverneur der Provinz war. Er ließ die Hebamme festsetzen und den Proceß einleiten, in welchem dieselbe sich in mannichfache Widersprüche verwickelte, indem sie zu wiederholten Malen bekannte, sie habe die Gräfin entbunden, dies aber ebenso oft widerrief; in dem vierten Verhör sagte sie aus, die Gräfin sei mit einem Sohne niedergekommen, den Beaulieu in einem Korbe weggetragen habe; im fünften Verhör leugnete sie Alles wieder. Nichtsdestoweniger wurde sie endlich der Unterdrückung des Kindes, das die Gräfin zur Welt gebracht hatte, überwiesen und für schuldig erklärt, von dem Richter wegen dieses Verbrechens zum Strang verurtheilt.

Unterdessen bekam der Proceß eine ganz neue Wendung durch die interessante Entdeckung, die der Graf und die Gräfin gemacht zu haben glaubten, daß das Kind, welches sie bisher als Pagen bei sich gehabt hatten, ihr Sohn sei. Ein gewisser Sequeville nämlich zeigte ihnen an, daß im Jahre 1642 zu Paris ein Kind auf eine sehr geheimnißvolle Art zur Taufe gebracht worden sei, wobei sich Marie Pigoreau, die Schwägerin des Haushofmeisters Beaulieu, besonders geschäftig gezeigt habe. Da diese Person es war, die den Knaben als ihr Kind zum Grafen von S. Geran gebracht hatte, so gab sich derselbe die größte Mühe, der Sache näher auf die Spur zu kommen, und obgleich Einiges, wie die Zeit der Taufe des Kindes und die Zeit der Entbindung der Gräfin, nicht ganz stimmte, hielt er es doch für erwiesen, daß jenes zu Paris getaufte und ihm später überbrachte Kind und sein verschwundener Sohn identisch seien, behandelte fortan den Pagen als sein Kind und nannte ihn Vicomte von Palisse.

Wir brauchen von hier an den Proceß nicht genauer zu verfolgen und beschränken uns auf wenige Bemerkungen.

Tragisch war es, daß durch den Tod ihres Gatten die Gräfin von S. Geran ihrer Stütze beraubt wurde und zugleich zwei eifrige Gegnerinnen das Recht bekamen, den Kampfplatz zu betreten, die Herzogin von Ventadour, eine Schwester des Grafen, und die Gräfin von Lüde, seine Nichte, die Tochter der Marquise von Bouillé, die ohne dieses Kind Ansprüche auf die Erbschaft hatte. Diese veranlaßten zunächst die Marie Pigoreau, den jungen Vicomte von Palisse als ihr Kind zu reclamiren, und reichten dann selbst eine lange Klagschrift ein, in der sie 1) die Niederkunft der Gräfin überhaupt bestritten und 2) zu beweisen suchten, daß, wenn auch diese Niederkunft stattgehabt hätte, der sogenannte Vicomte

de Palisse unmöglich ihr Sohn sein könnte. Von den Zeugen des Vorfalls am 17. August 1640 waren nur noch zwei am Leben, die beiden Kammerfrauen der Marquise; diese selbst, sowie ihr Geliebter, der Marquis von Mairant, die beiden Urheber des Complots, wenn ein solches wirklich stattgefunden hatte, waren aus dem Leben geschieden. Gleichwol wurde von Seiten der Gräfin unter Anderm ermittelt, daß das von der Gräfin geborene Kind von dem Haushofmeister Beaulieu, der mit in das Complot gezogen worden war, in einem Korbe fortgetragen und in dem Dorfe Descoutoux bei einer Frau untergebracht wurde, die es aber blos eine Woche lang behielt. Von da an verlor sich seine Spur, bis es in Paris in der Familie von Beaulieu's Bruder wieder auftaucht. Die spätere Taufe des Kindes (7. März 1642) erklärte man aus der Furcht, den wahren Ursprung desselben und seine Entführung zu verrathen. Daß Marie sich des Knaben später entledigte, erklärte man sich damit, daß man annahm, Marie sei von den Verschworenen im Stich gelassen worden, die sich nicht mehr darum bekümmert hätten, die Kosten seines Unterhalts zu entrichten. Sie hätte es zu Beaulieu gebracht, der als Mitverschworener es nicht hätte zurückweisen können. (Eher ist anzunehmen, daß Beaulieu, dem das Gewissen schlug, selbst darauf drang, daß das Kind unter den Augen der Gräfin erzogen wurde, um sein Gewissen damit zu beschwichtigen.) Durch ihre Entweichung aus Paris bestätigte Marie ihr Verbrechen.

So wurde denn nach einem Proceß, der länger als 16 Jahre gedauert hatte, den 5. Junius 1666 das Endurtheil gesprochen, welches dahin lautete, daß der mehrerwähnte Graf von Palisse für den rechtmäßigen Sohn und Erben der Gräfin von S. Geran erklärt, die Herzogin von Ventadour aber und die Gräfin von Lüde in die Proceßkosten und Marie Pigoreau, wenn man ihrer habhaft würde, zum Tode durch den Strang verurtheilt wurde.

Sehen wir uns nun, um mit Schiller zu reden, nach dem punctum saliens in dieser Geschichte um, welches sie zu einer dramatischen Behandlung fähig macht, so konnte dies im Sinne Schiller's kein anderes sein, als der auch schon in der Niedrigkeit hervorbrechende adlige Sinn des Knaben einerseits, und andrerseits das laut im Herzen sich ankündigende Muttergefühl der Gräfin beim Anblick des Kindes. Wie in dem schon von Körner veröffentlichten Entwurfe Schiller's: „Narbonne oder die Kinder des Hauses“, das Stück sich auf dem dunkeln Hintergrunde eines in tiefe Nacht begrabenen, vor langer Zeit verübten Verbrechens baspielen sollte, so darf man vermuthen, daß auch hier der Dichter

gleich zu Anfang durch eine Zankscene zwischen der Marquise von Bouillé und ihrem Geliebten (denn sicherlich würde er sich diese beiden scharf ausgeprägten Charaktere nicht haben entgehen lassen) einen leisen Wink, eine Ahnung von dem verübten Verbrechen gegeben haben würde. Die Auflösung der Katastrophe konnte natürlich nicht durch einen 16jährigen Proceß stattfinden; es mußte etwas Momentanes, Ueberraschendes, Erschütterndes erfunden werden. Wie genial Schiller in der Erfindung solcher Katastrophen war, zeigen u. A. die Entwürfe: „Narbonne" und „Demetrius". Wäre es dem Dichter vergönnt gewesen, dieses Stück zu bearbeiten, so hätte er auch in diesem ein erschütterndes Beispiel vor Augen geführt von der im Stillen waltenden „dunkeln Vergelterin",

„Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht."

37.

Sacontala.

In seinem Briefe an Goethe vom 20. Februar 1802 schreibt Schiller u. A.: „Die Gita Govinda hat mich neulich auch wieder zur Sacontala zurückgeführt, ja, ich habe sie auch in der Idee gelesen, ob sich nicht ein Gebrauch fürs Theater davon machen ließe; aber es scheint, daß ihr das Theater direct entgegensteht, daß es gleichsam der einzige von allen zweiunddreißig Winden ist, mit dem dieses Schiff bei uns nicht segeln kann. Dies liegt wahrscheinlich in der Haupteigenschaft derselben, welche die Zartheit ist, und zugleich in einem Mangel der Bewegung, weil sich der Dichter gefallen hat, die Empfindungen mit einer gewissen bequemen Behaglichkeit auszuspinnen, weil selbst das Klima zur Ruhe einladet."

Das berühmte Drama des indischen Sophokles Kalidasa auf die deutsche Bühne zu verpflanzen, ist jedenfalls Goethe's Idee gewesen. Denn während uns von Schiller sonst keine Aeußerung über indische Literatur bekannt ist, hat Goethe mehrfach sein Entzücken über die „Sacontala" sowie über andere hervorragende Werke der indischen Literatur ausgesprochen. Wir erinnern nur an sein berühmtes Epigramm:

„Willst Du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst Du, was reizt und entzückt, willst Du, was sättigt und nährt,
Willst Du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,
Nenn' ich, Sacontala, Dich, und so ist Alles gesagt."

Weniger bekannt ist folgende Aeußerung aus seiner „Italienischen Reise": „Wer hat es nicht erfahren, daß die flüchtige Lesung eines Buchs, das ihn unwiderstehlich fortriß, auf sein ganzes Leben den größten Einfluß hatte und schon die Wirkung entschied, zu der Wiederlesen und ernstliches Betrachten kaum in der Folge mehr hinzuthun konnte? So ging es mir einst mit Sacontala." Daß der „Prolog auf dem Theater" (mit einem solchen fängt jedes indische Drama an) Goethen die Anregung zu seinem ersten Prolog im „Faust" gegeben hat, ist von G. von Loeper überzeugend nachgewiesen worden. Ebenso scheint auch Schiller aus dem Anfange der „Sacontala", in welchem der König Duschjantas bei der Verfolgung eines Rehes in die Einsiedelei des Kanwas geräth und Sacontala findet, in die er sich verliebt, die Erzählung Manuel's in der „Braut von Messina" von seinem ersten Zusammentreffen mit Beatrice genommen zu haben.

38.

Die Flibustiers.

Schauspiel.

Im Jahre 1803 erschien der zweite Band von Archenholz' „Historischen Schriften", den Schiller auch — wahrscheinlich ein Geschenk des mit ihm in innigem literarischem Freundschaftsverhältnisse stehenden Verfassers — in seiner Bibliothek besaß. Dieser ganze Band enthält die „Geschichte der Flibustier", und es ist anzunehmen, daß Schiller aus ihm die Idee zu einem Drama dieses Namens schöpfte, die also gleichfalls aus dem Jahre 1803 zu datiren sein würde.

Archenholz schließt seine Erzählung von den Thaten dieser Freibeuter mit den Worten (Kleine historische Schriften, II. S. 478 f.): „So war das Ende der berühmten schwimmenden Republik der Flibustier, der in der siebenten, achten und neunten Decade des siebenzehnten Jahrhunderts nichts als ein Oberhaupt von großem Genie und tiefen Einsichten fehlte, um sich Amerika von einem Pol zum andern unterwürfig zu machen und der Erde eine ganz andere politische Gestalt zu geben, als wie sie jetzt durch Colonien, Handel und Schifffahrt hat. Indeß selbst so, wie wir diese Menschen gesehn haben, in ihrem regellosen tumultuarischen Zustande, unabhängig, ohne Ordnung, ohne großen Zweck, ohne Ruhmsucht, ja ohne besondern Ehrgeiz, blos den gegenwärtigen Genuß vor Augen habend, muß Jedermann nach Lesung dieser Geschichte einräumen, daß die Flibustier so sehr wie irgend ein verbündeter, in den Jahrbüchern der Völker aufgestellter Menschenhaufen eine seltne Entwicklung menschlicher Kräfte und Fähigkeiten gezeigt und überhaupt Dinge gethan haben, die noch die späte Nachwelt bewundern wird."

In späterer Zeit wurde das Süjet von dem Freiherrn von Aufseß dramatisch bearbeitet, von welchem 1819 erschien: „Die Flibustier oder die Eroberung von Panama. Ein romantisches Trauerspiel in 4 Acten".

39.

Henri IV. oder Biron.

Im „Kalender" folgt dieses Süjet unmittelbar auf „Das Schiff" (siehe oben S. 132). — Karoline von Wolzogen erzählt in „Schiller's Leben" (II. S. 236): „Er [Schiller] schritt sofort zur Ausführung des Tell, freute sich des schönen Stoffes und sagte: „Wenn es nur mehr Stoffe wie Johanna und Tell in der Geschichte gäbe, so sollte es an Tragödien nicht fehlen." Die Zeiten der Ligue in der französischen Geschichte schienen ihm sehr reich an dramatischem Stoff; Heinrich IV. war einer seiner Lieblings-Charaktere, und er meinte, man könne eine Folge von Stücken aufstellen, wie es Shakespeare in der englischen Geschichte gethan."

Biron's Empörung gegen seinen König Heinrich IV. und seine Enthauptung wird in Sülly's Memoiren erzählt, die Paulus in Schiller's „Sammlung historischer Memoires" (siehe unsre Ausgabe, XIV. S. 608) herausgab und Schiller mit einer Vorrede (s. Th. XIV. S. 619 ff.) begleitete. Sie ist daselbst Abth. II. Bd. 3. Buch 12, und Bd. 4. Buch 13 zu lesen. Wir geben sie aus den Anmerkungen des deutschen Herausgebers zum vierten Bande, S. 342 ff.:

„Karl von Gontaut, Herzog von Biron, Sohn des berühmten Marschalls dieses Namens, einer der Generale, denen Heinrich seine Krone zu verdanken hatte, war, so zu sagen, der Repräsentant der Mißvergnügten. Der Sohn erbte von seinem Vater die Tugenden eines großen Generals, Klugheit in Entschließungen, Lebhaftigkeit in der Ausführung, gütige Herablassung zu den Soldaten und Unerschrockenheit im Gefechte. „Keiner," sagte der König, „hat ein helleres Auge, den Feind zu recognosciren, und eine fertigere Hand, ein Heer in Schlachtordnung zu stellen." Auch ließ ihn Heinrich, der ebenso geschickt, schätzbare Eigenschaften zu beurtheilen, als sorgfältig war, Dienste zu belohnen, schnell alle Ehrenstufen besteigen. Nachdem Biron vom vierzehnten Jahre an Oberster der Schweizer in Flandern, nachher Feldmarschall, Generallieutenant

und Admiral gewesen war, sah er sich im vierzigjährigen Alter als Marschall von Frankreich, Gouverneur von Burgund, zu allen Conseils gelassen, mit Reichthümern überhäuft, als Herrn der Truppen durch ihre Achtung, und als Freund seines Fürsten. Biron's schönste Tage waren die, da er bescheiden mäßig, ein Muster der Aufführung für den Officier und Soldaten und nur darauf bedacht war, sich durch seinen Eifer für seinen Fürsten und durch seine Thaten gegen die Feinde des Staats auszuzeichnen. Es scheint, daß diese schönen Tage bald durch einige Wolken verfinstert wurden, weil sein Vater, der bei der Belagerung von Espernay 1592, zu früh für seinen Sohn, blieb, zu ihm sagte: „Biron, ich rathe Dir, geh, wenn es Friede sein wird, auf Dein Landgut und pflanze Kohl in Deinem Garten; sonst wirst Du Deinen Kopf auf den Grèveplatz bringen!“ — Beauvais la Nocle, Herr von La Fin, hatte immer die größte Herrschaft über Biron's Geist. Sonst hatte ihn der Herzog von Alençon, Bruder Heinrich's II., zu der Zeit bei den Spaniern gebraucht, als dieser Prinz dahin arbeitete, sich zum Souverän von Flandern zu machen. La Fin unterhielt beständig eine Verbindung mit diesen Feinden des Reichs und bediente sich dessen auch beim Herzog von Savoyen, da er der Agent einiger Mißvergnügten in Provence ward, mit vieler Klugheit. Diese Verständnisse machten ihn zum Vertrauten der Liguisten, die aus Frankreich vertrieben und nach Italien, nach den Niederlanden und Spanien geflüchtet waren. La Fin war unternehmend, thätig, einschmeichelnd und überaus geschickt, sich der schwachen Seite Derer zu bemächtigen, die er gewinnen wollte. Verwegen mit den Verwegnen, vorsichtig mit den Klugen, schien er sich ganz seinen Genossen zu übergeben, um sich auf ihre Kosten zu retten. Der König, der ihn kannte und über die Freundschaft, die er zwischen ihm und Biron errichtet sah, unruhig war, konnte sich nicht entbrechen, den Letztern zu warnen. „Schaffen Sie ihn,“ sagte er, „von Sich, wo er Sie nicht zu Grunde richten soll!“ Unglücklicherweise fehlte es dem Marschall, der La Fin's vergifteten Schmeicheleien ausgesetzt war, an Gegengift zur Verwahrung davor. Er war schlecht erzogen. Erst Calvinist durch Erziehung, nachher aus Wohlstand Katholik, hatte er schon, da er sechzehn Jahr alt war, zweimal die Religion verändert und war sein ganzes Leben hindurch gleichgiltig gegen die Lehren der einen sowol als der andern. Die Grundsätze der Moral, welche die Subordination ehrwürdig und die Pflichten gegen den Fürsten und das Vaterland heilig machen, kannte Biron entweder nicht oder verachtete sie als seiner unwürdig. Man gewöhnte ihn früh, die

Regel nach seinem Geschmack und Interesse zu modeln. Stets siegreich im Kriege, beständig glücklich in seinen andern Unternehmungen, gefürchtet in seiner Gesellschaft und niemals einem Widerspruch ausgesetzt, bei seinen Fehlern entschuldigt, bei seinem Glücke mit lautem Beifall beehrt, ward er ungestüm, eigensinnig und stolz. Er hätte sich gern zum Mittelpunkte von Allem gemacht und, wie er zum Könige sagte, zu dem Mann, außer welchem Niemand etwas gethan haben sollte. Seine Zunge war wie bei allen eiteln Leuten sehr leicht. Der König entschuldigte ihn lange Zeit, und wenn man ihm die unbesonnenen Reden des Marschalls hinterbrachte, die zuweilen den Monarchen, sein Betragen und seine Regierung gradezu betrafen, so antwortete Heinrich: „Ich glaube zwar, daß der Marschall Alles dies gesagt hat, allein man muß seine Prahlereien, seine Ruhmredigkeit und Eitelkeit nicht immer im buchstäblichen Sinne nehmen. Man muß dies von ihm als von einem Menschen ertragen, dem es ebenso unmöglich ist, von Andern nicht schlecht zu sprechen und sich selbst nicht äußerst zu rühmen, als mit dem Pferde unterm Leibe und dem Degen in der Hand nicht gut zu handeln, wenn sich eine Gelegenheit dazu findet.“ Biron hätte müssen ununterbrochne Beschäftigungen haben, die so anziehend für ihn gewesen wären, als sie der Krieg darbietet. Weil es ihm daran fehlte, so fand er ein Vergnügen an allen Arten von Aufwand. Seine außerordentlich großen Verluste im Spiel erschreckten ihn selbst. „Ich weiß nicht,“ sagte er, „ob ich auf einem Schaffotte sterben werde; das aber weiß ich, daß es nicht in einem Spitale geschehen wird.“ Traurige Alternative, die in der That zuweilen zügelloser Spieler wartet! — Biron bewies, daß von großem Spielen zum Verbrechen oft nur ein Schritt sei. Nach großen Verlusten seinen Betrachtungen überlassen, ward er auf den König zornig, der es ihm an Geld fehlen ließe. Er beschuldigte ihn des Geizes und der Undankbarkeit. Wenn man ihm glaubte, so hatte der König seine Dienste nie hinlänglich bezahlt. Er wünschte die unruhigen Zeiten zurück, da der Raub die Leeren seiner Verschwendung ausfüllte. Um diese bestreiten zu können, hielt er sich Alles erlaubt, sollte er auch das Reich wieder in einen schrecklichen bürgerlichen Krieg stürzen, woraus er es durch seine Tapferkeit hatte ziehen helfen. Die Spanier wußten diese seine Gesinnung zu ihrem Vortheil anzuwenden. Wir haben gesehen, daß sie sich vor dem Vervins'schen Frieden nur durch Ränke gegen Heinrich IV. behaupteten, daß sie seine Generale zu bestechen suchten, da sie sie nicht besiegen konnten. Von damalen an versuchten sie Biron's Treue, erhielten aber nichts als unbestimmte

Gefälligkeiten. Während der Belagerung von Amiens faßten ihre Spione Hoffnung. Sie wußten ohne Zweifel, daß der Marschall Einer von Denen war, die es gern gesehen hätten, wenn Frankreich in große Lehen getheilt worden wäre. Ueberdies bemerkten sie, daß Biron, der bis jetzt gegen die Religion sehr gleichgiltig gewesen, viel Eifer für sie affectirte, daß er einen Rosenkranz trug, die Kirchen fleißig besuchte, mit Lob von den eifrigen Liguisten sprach und sich für einen standhaften Vertheidiger der Katholiken ausgab, wenn sie einmal seiner Hilfe benöthigt sein sollten. Die spanischen Agenten richteten ihren Verführungsplan nach diesen Kenntnissen ein. Sie verbreiteten Leute um ihn her, die ihm unaufhörlich vorsagten, daß er die einzige Stütze der Religion und Freiheit sei. „Die Spanier," sagten sie zu ihm, „werden zum Frieden genöthigt; der König wird allmächtig werden. Wer wird die Katholiken und die Großen vertheidigen, wenn er sie unterdrücken will?" „Wird der Friede zu Stande gekommen sein," antwortete Biron, „so weiß ich, daß die Liebschaften des Königs, das Mißvergnügen vieler Großen und der Mangel seiner Geschenke viele Zwistigkeiten erregen werden, und zwar mehr, als nöthig sind, den friedlichsten Staat von der Welt in Verwirrung zu bringen. Sollte es aber hieran fehlen, so werden wir in der Religion so viele finden, als wir nur wollen, die kältesten Hugenotten in Zorn und die reuigsten Liguisten in Wuth zu setzen." Zum Unglück wählte ihn der König, der sich dieser Veränderung im Herzen des Marschalls gar nicht versah, ihn nach Brüssel zu schicken, um den Erzherzog den Vervins'schen Frieden beschwören zu lassen. Biron ward hier nicht nur als ein Deputirter eines großen Königs, sondern auch als ein Mann aufgenommen, dessen persönliches Verdienst diese seine Qualität unendlich übertraf. Man befliß sich, ausfindig zu machen, was seinem Geschmack schmeicheln konnte. Spiel, Schauspiele, glänzende Einzüge, Freudengeschrei des Volks, prächtige Feste, achtungsvolle Ehrenbezeugungen, nichts ward vergessen. Mannspersonen und Frauenzimmer redeten mit ihm von seinen Schlachten in einer Art von Begeistrung, und die Bewundrung der Hofleute ging bis zur Verehrung. Von allen Generalen des Königs, sagten sie, hätten sie nie einen gefürchtet, außer ihn. Er hätte dem Monarchen die Krone aufgesetzt. Es müsse ihn aber allerdings verdrießen, daß ihm seine Thaten mit einigen elenden Vorzügen bezahlt würden. „Gewiß," setzten Diejenigen hinzu, die um das Geheimniß wußten, „ist der König auf Ihren Ruhm eifersüchtig. Sie müssen daher von ihm nichts Anders als kaltsinniges Betragen erwarten. Wir hingegen würden Ihre Dienste besser zu

erkennen wissen, wenn Sie Sich zu uns halten wollten.“ Mit diesen Bemühungen verband Emanuel, Herzog von Savoyen, die seinigen. Er kam am Ende dieses Jahres nach Frankreich, um wo möglich vom Könige die Abtretung des Marquisats von Saluzzo zu erhalten, welches er während der Ligue weggenommen hatte. Seiner unangenehmen Gestalt unerachtet war er doch liebenswürdig und verband mit einer geistvollen Physiognomie ein feines und einnehmendes Betragen. Er sprach gut, und auf seinen Lippen wohnte Aufrichtigkeit, in seinem Herzen aber Verstellung. Er hatte geschickte Minister; er verführte sie zuerst, damit sie Andre desto besser verführen könnten. Emanuel mischte sich in alle Unterhandlungen. Der Augenblick, da er einen Vertrag mit einem Hofe unterzeichnete, war derjenige, wo dieser das größeste Mißtrauen gegen ihn haben mußte, weil er mit dem feindlichen Fürsten einen entgegengesetzten schloß. Man fürchtete ihn, weil er fruchtbar an allen Auskunftsmitteln, wenig bedenklich bei der Gerechtigkeit derselben, stets bewaffnet und ein guter Feldherr war. Schien sich auch Emanuel nur mit dem Spiele, der Jagd, Schauspielen und andern Lustbarkeiten, die man ihm darbot, zu beschäftigen, so verlor er dabei doch seinen Gegenstand nie aus dem Auge und bediente sich des Vertrauens, welches das Vergnügen oft unter den Menschen stiftet, die Gesinnungen der Vornehmsten gegen den König zu erforschen. Vieler von ihnen waren, und zwar aus verschiedenen Gründen, nicht vortheilhaft. Epernon zum Beispiel, der unter Heinrich III. ein sehr mächtiger Günstling gewesen war, konnte es nicht gewohnt werden, daß er unter Heinrich IV. nur geschätzt und vielleicht gefürchtet ward. Die Herzoge von Bouillon und de la Tremouille, denen der König und das Vertrauen der Hugenottischen Partei sonst so viel Ansehn gaben, sahn sich zu ihrem Verdruß durch den Anwachs der königlichen Macht bedroht, fernerhin nichts weiter als bloße Hofleute zu sein. Der Graf von Auvergne war äußerst ungehalten darüber, daß der König, der sich gegen seine Schwester, die Marquise von Verneuil, stets schwach zeigte, nicht schwach genug sein wollte, sich mit ihr zu vermählen, und Biron, der unglückliche Biron, ließ sich in eitle Klagen aus, die er für wichtig angesehn wissen wollte, und die mehr Unordnung seines Kopfs als Verdorbenheit seines Herzens zu erkennen gaben. Keiner als Biron, der Verstellung und Furcht unfähig, gab sich zu Allem her. Sein Abfall war das Werk giftiger Nachrichten, die seinen Zorn gegen den König entflammten. Der Herzog von Savoyen sagte ihm, Heinrich liebe den Adel seines Reichs nicht und fürchte, er möchte sich erheben. „Ich will Ihnen,“ ließ sich der ränkevolle

Emanuel eines Tages gegen ihn heraus, „davon einen unverwerflichen Beweis geben. Sie wissen, ich habe eine zahlreiche Familie. Ich hätte gewünscht, eine meiner Töchter in Frankreich anbringen zu können, und habe dem Könige vorgestellt, Ihnen eine zu geben, wenn er Sie anständig setzen wolle. — ‚Was für eine Wahl treffen Sie?‘ antwortete mir Heinrich. ‚Diese Familie ist keine der angesehensten in meinem Reiche.‘“ — „Ein Vertrauen ist das andre werth,“ erwiderte der schäumende Marschall. „Der König hat zu mir gesagt: Sie wären ein Betrüger; zu eben der Zeit, da Sie Sich für ihn gegen die Spanier erklären wollten, haben Sie einen Allianztractat mit ihnen unterzeichnet.“ Ein geschickter Staatsmann lächelt zu dergleichen Vorwürfen. Emanuel ward darüber nicht empfindlich, außer deswegen, daß sie ihm zeigten, man sehe seine Untreue ein. Er fing nun an, für seine Sicherheit in Frankreich besorgt zu sein. Wirklich sprach man auch im Staatsrathe von seiner Verhaftnehmung, und nur des Königs Güte rettete ihn. Er verdoppelte seine Schmeicheleien gegen Biron, sie vereinigten Beide ihren Unwillen. Um die Vereinigung fester zu machen, nahm Emanuel den bekannten Grafen von Fuentes zu Hilfe, dessen Anschläge und Anerbietungen im Stande waren, Biron's letzte Bedenklichkeiten zu besiegen, wenn ihm deren noch einige übrig blieben. Don Pedro Henriquez de Azevedo, Graf von Fuentes, der blutgierigste persönliche Feind, den Heinrich jemals hatte, war des Königs von Spanien, Philipp's III., Gouverneur von Mailand. Voll von der Größe seiner Nation, konnte er nicht ertragen, daß sie eine Nebenbuhlerin hatte. Die Venetianer, der Papst, die Schweizer (doch diese wol mit weniger Geduld), alle seine Nachbarn erfuhren seinen Unternehmungsgeist. Griff er sie nicht an, so drohte er ihnen doch; zerstörte er ihre Festungen nicht, so baute er deren doch auf ihrem Grund und Boden. Spanien, welches bei diesem Verfahren gewann, ließ ihm freie Hand, außer daß es dasselbe nicht billigte, wenn die Klagen zu groß würden. Indessen behielt es doch stets etwas von des Grafen unrechtmäßigen Besitznehmungen zurück. Der Herzog von Savoyen und der Graf von Fuentes waren keine Freunde, sondern fürchteten sich vor einander und dienten sich gegenseitig zum Damme. Wenn sie sich nicht Abbruch thun konnten, vereinigten sie sich zuweilen wieder. Emanuel war versichert, an ihm einen guten Beistand zu finden, wenn es darauf ankam, wider Heinrich IV. etwas zu unternehmen. Es ist mit dem Hasse wie mit der Zuneigung; oft würde man vergebens dem Grunde davon nachspüren. Die Abneigung eines bloßen Gouverneurs von Mailand gegen einen König von Frankreich, von dem er nie weder

Unterthan, noch Gefangener gewesen war, läßt sich nicht leicht erklären. Indessen war sie doch da. Es mochte nun Nationaleifersucht oder Verdruß sein, Frankreich blühend und sein Vaterland herabgesetzt zu sehen; genug, Don Pedro sprach von Heinrich IV. nie anders als in beleidigenden Ausdrücken und hörte gerne Böses von ihm sprechen. Alle aus Frankreich Verbannte fanden einen Zufluchtsort bei ihm, und die Geschichte beschuldigt ihn, daß er Anstifter einiger Unternehmungen gegen des Monarchen Leben gewesen sei. La Fin, der stets um Biron und des Grafen von Fuentes Vertrauter war, führte das aus, was bisher nur Projecte gewesen waren. Man versprach dem Marschall die Souveränetät über Burgund, und Emanuel verband mit dieser Lockspeise das gewöhnliche Anerbieten der Vermählung mit einer von seinen Prinzessinnen. Vermittelst dieser Reizungsmittel überließ sich Biron den Feinden des Staats gänzlich. Noch ward man nicht eins; der Herzog von Savoyen sollte, um auf eine gute Art aus Frankreich zu kommen, alle Bedingungen genehmigen, die ihm der König machen würde; fände er es aber nach der Zurückkunft in seine Staaten für besser, Krieg zu führen, als sein Wort zu halten, so sollte der Marschall die Mißvergnügten des Reichs aufwiegeln und sich an ihre Spitze stellen. Kraft dieser Anordnungen unterzeichnete Emanuel die Austauschung des Marquisats Saluzzo, welches er gegen Bresse und Bügey, welches ihm der König abtrat, an Frankreich zurückzugeben versprach. Er nahm darauf den Weg nach seinen Staaten durch Burgund und hielt seine Freiheit nicht eher für gesichert, als bis er sich in dieser Provinz befand, deren Gouverneur Biron war. Sobald er die Grenzen derselben erreicht hatte, säumte er, die Austauschung zu Stande zu bringen.

„Heinrich, der sich seines Zauderns versehen hatte, erklärte ihm den Krieg und trug dem Marschall das Commando über eins seiner Heere an, indessen er selbst den Herzog mit einem andern angreifen wollte. Der Marschall befand sich in einer großen Verlegenheit. Uebernahm er das Commando, so benahm er sich die Mittel, in den Provinzen heimliche Händel anzurichten, während der König mit dem Kriege beschäftigt sein würde. Uebernahm er es nicht, da man doch seine überaus große Neigung zu dergleichen Geschäften kannte, so setzte er sich dem Verdacht aus. Die Meinungen seiner Rathgeber waren sehr getheilt. La Fin wollte, er sollte das Commando ausschlagen; der Herzog von Savoyen hingegen, er möchte es übernehmen, weil er glaubte, sein Genosse würde an der Spitze der französischen Truppen behutsam mit ihm verfahren müssen.

In der That lag es nicht am Marschall, wenn er nicht die Schande erfuhr, in den Unternehmungen, die ihm anvertraut waren, unglücklich zu sein. Er konnte sich nur nicht ohne die Gefahr zurückschlagen lassen, daß das heimliche Verständniß zu sichtbar geworden wäre. Es mochte nun aus Mangel am Vermögen oder aus Vertrauen zur Schwäche der Angriffe geschehen, genug, Emanuel hatte seine festen Plätze nicht mit Kriegs- und Mundprovision versehen und sie schwachen Besatzungen und schlechten Commandanten überlassen, so daß sich der Marschall vergebens alle Mühe gab, die zu ihrer Rettung nöthig war. Er verschaffte den Gouverneuren Kenntniß seiner Trancheen, ließ Hilfsvölker in die Oerter hinein, griff sie nur da an, wo sie am Festesten waren, und munterte sie auf, sich wenigstens einige Tage zu halten. Demohngeachtet nahm er alle feste Plätze des Herzogs ein, vor welchen er sich zeigte. Kurz, Emanuel sah sich der Gefahr ausgesetzt, seine Staaten zu verlieren, oder zu einem nachtheiligen Frieden genöthigt; eine Lage, die Biron in sehr große Verlegenheit setzte und ihm sein eignes Glück verwünschenswerth machte. Der Ueberbringer seiner Nachrichten an die feindlichen Befehlshaber war Renaze, La Fin's Secretär. Zuweilen ertheilte sie der Marschall schriftlich. Dann faßte er sie aber so ab, daß sie, wenn sie ja aufgefangen würden, eine günstige Erklärung litten. Unterdeß nun der Secretär hierzu gebraucht ward, ging sein Herr eiligst aus Biron's Lager nach Piemont und von da nach Mailand, von wo aus er dem Biron neue Verleumdungen gegen den König zubrachte. Doch waren sie nur von Seiten der Art, wie sie vorgestellt wurden, neu; denn sonst waren es immer die alten Beschuldigungen: daß den Monarchen der niederträchtigste Neid gegen den Marschall plage; daß er ihm nie seine Siege verzeihen und ihre Trophäen früh oder spät in Leichengepräng verwandeln würde. Man brachte dies als einen Vorwurf für Biron an, weil er, obgleich wider seinen Willen, die Staaten des Herzogs von Savoyen zu erobern fortfuhr. Es schien, als ob er sich gegen seine Mitverschworne schuldig mache, weil er gegen den König die Auskunftsmittel nicht ergriff, die sie ihm unter den Fuß gaben. „Er beklagt sich,“ sagte der Graf von Fuentes, „daß er gezwungen sei, zu schlagen, und doch hat er ein ganz einfaches Mittel in seiner Gewalt, zum Vortheile seiner Alliirten Frieden zu machen. Er braucht nur den König, wenn er zu seiner Armee kömmt, aufzuhalten. Dann wollen wir ihn nach Spanien schicken, wo er gut bewirthet werden wird und wir ihm mit Tanzen und Frauenzimmern die Zeit vertreiben wollen.“

„Wenn diese Reden Biron keine Einwilligung zu einer schwarzen

Verrätherei abnöthigten, so machten sie ihn wenigstens mit der Idee eines Verbrechens bekannt, und es fehlte wenig, daß nicht die Geschicklichkeit der Ruchlosen, die der Marschall hörte, ihn eines schrecklichen Meuchelmordes schuldig machten. Sie ließen nicht ab, ihn gegen den König zu verhetzen; sie flößten ihm ein, übermäßige Geschenke, neue Gouverneurschaften und Vergrößerungen seiner Macht zu fordern, die ihm der König nach einer gesunden Politik nicht zugestehn konnte. Biron ward also abgewiesen, und nun waren sein Zorn, sein Haß, seine Wuth unbegrenzt. Da er eben einen Anstoß von diesem Unsinn hatte, bekam der König, dessen Heer nicht weit davon stand, Lust, des Marschalls Armee zu besuchen, welche eine feindliche Festung belagerte. Der Marschall vermuthete, Heinrich würde die Laufgräben besichtigen. Er beorderte also den Renaze, dem Commandanten zu sagen, daß er auf den und den Ort eine Kanone richten und an einem andern eine Compagnie Büchsenschützen postiren sollte, die auf ein gewisses Zeichen auf Die, welche sich sehen lassen würden, Feuer gäben. La Fin, der zugegen war, ließ, entweder aus wahrem Abscheu vor dem Verbrechen, oder um den Marschall auf die Probe zu stellen, Erstaunen blicken und gab ein körperliches Zeichen der Mißbilligung von sich. „Wie?“ schrie der ungestüme Biron, „hab' ich nicht das Recht, mich an einem Menschen zu rächen, der mich zu Grunde richten, der mich ums Leben bringen will?“ Diese Worte geben zu erkennen, welche verhaßten Vorurtheile man ihm eingeflößt hatte. Da er wieder zu sich selbst kam, schämte er sich seiner Hitze und hinderte den König, sich an den fatalen Ort zu begeben, wohin ihn sein gewöhnlicher Muth hätte führen können. La Fin, der den Marschall studirte, hielt ihn nach diesem Vorfalle für einen Mann, der zu Erreichung seines Endzwecks nicht Alles wagen würde. Von diesem Augenblick an nahm er Maßregeln gegen Biron's Reue, wenn er ja welche fühlen sollte, oder gegen seine Geständnisse, wenn ihm Unbesonnenheit oder Nothwendigkeit deren einige entführen würden. Er fing an, alle Papiere, Briefschaften, Antworten und Aufsätze, die zu seiner Lossprechung beitragen konnten, zu verwahren, und als der Marschall ihm befahl, sie in seiner Gegenwart zu verbrennen, so wußte er es so geschickt zu machen, daß er andre an ihrer Stelle ins Feuer warf. La Fin trat deswegen nicht von Biron's Unterhandlungen ab; er blieb beständig das vornehmste Werkzeug derselben. Im November kam zu Mailand ein neuer Vertrag zu Stande, den er nach des Marschalls Befehl nicht unterzeichnen sollte. Man vereinigte sich in demselben dahin, daß der Herzog von Savoyen Friede machen könnte, weil ihn der schnelle

Lauf der Eroberungen durch die französischen Heere dazu nöthigte; daß er aber, sobald die Armeen zurückgezogen sein würden, diesen Frieden brechen sollte; daß alsdann die Spanier sich bei dem Kriege ins Mittel schlagen, dem Herzog von Biron den Titel und die Gewalt eines Generallieutenants ihrer Krone ertheilen und ihm den eigenthümlichen Besitz von Burgund nebst der Vermählung mit einer Prinzessin von Savoyen versichern sollten; daß, wenn der Krieg eine üble Wendung nähme, Spanien Friede machen und dem Marschall drei Millionen Livres baar und sechshunderttausend Thaler jährlich geben sollte, die er allenthalben, wo er wollte, in Empfang nehmen könnte. Mit Heinrich's IV. Vermählung mit Maria von Medicis kam zugleich der Friede mit Savoyen zu Stande. Auch erfuhr Biron des Königs Nachsicht. So viele Unterhandlungen, Zusammenkünfte und heimliche Reisen konnten des Monarchen Kenntniß nicht ganz entgangen sein. Eines Tags nahm er im Franziskanerkloster zu Lyon den Marschall auf die Seite und fragte ihn unter dem Versprechen der Begnadigung, was die geheimen Verständnisse, welche er mit den Feinden des Staats unterhalten, auf sich hätten, und was ihr Zweck und ihr Grund wäre. Von diesen seinen heimlichen Verständnissen verhehlte nun der Schuldige, als ein Mann, der sich schämte, sich an Dinge zu erinnern, die er sich nicht vorwerfen zu müssen wünschte, die besondern Umstände und that nur unvollkommne Geständnisse. Was den Zweck und die Veranlassungen zu den heimlichen Verständnissen anbetraf, so gestand er, die Idee, eine Prinzessin von Savoyen zur Gemahlin zu bekommen, habe ihm geschmeichelt; doch würde er sich von seiner Pflicht nicht entfernt haben, hätte ihm der König nicht das Gouvernement der Bourg'schen Citadelle in Bresse abgeschlagen. Heinrich umarmte ihn voll Güte und sagte zu ihm: „Nun wolan, Marschall, denken Sie nie wieder an Bourg, auch ich will nie wieder an das Vergangne, auch ich will nie wieder an Bourg denken!“ Indem er ihm seinen Fehler vergab, gab er ihm zugleich zu erkennen, daß ein Rückfall tödtlich sein würde. Der Herzog von Epernon gab dem Biron einen ebenfalls heilsamen Rath, da er ihm von der Unterredung erzählte, die er so eben mit dem Könige gehabt hätte, und wie zufrieden er damit wäre. „Ich freue mich darüber,“ sagte der alte Hofmann zu ihm; „allein Sie sollten ein Begnadigungsschreiben suchen; denn Vergehungen dieser Art vergeben sich nicht so leicht.“ „Wird denn,“ erwiderte der Marschall, „eine schriftliche Begnadigung zuverlässiger sein als des Königs Wort? und hat der Herzog von Biron dergleichen nöthig, was werden nicht erst Andre nöthig haben?“ Er vergaß, daß die

königliche Macht die Oberstelle einzunehmen anfing, und daß sie bei Staatsverbrechen keinen Unterschied unter den Schuldigen macht. Das größte Unglück für ihn war, daß der König nicht auf den Grund der Intrigue zu dringen suchte. Dies hätte ihn vielleicht der Verführung entrissen, weil der Marschall, wenn von ihm ins Detail gehende Geständnisse gefordert worden wären, gewiß sein konnte, man würde von nun an auf seine Handlungen Acht haben. Er hätte sich demnach das Gesetz auferlegen müssen, diese ordentlicher einzurichten. Auch ist es möglich, daß, wenn er gewußt hätte, der Monarch sei von Grund aus unterrichtet, er den Werth der Begnadigung besser eingesehn und aus Empfindung der Güte seines Oberherrn Verbindungen entsagt hätte, die ihn zum Undankbaren gemacht haben. So aber befand er sich nach seiner Begnadigung, statt daß ihm dadurch geholfen worden sein sollte, wie zwischen zwei Feuern. Peinigend beunruhigte es ihn, daß der König von einer Zeit zur andern seinen Plan nach allen Umständen erfahren und ihm aus seinem Verschweigen ein Hauptverbrechen machen könnte, und in großer Verlegenheit war er in Absicht des Herzogs von Savoyen und des Grafen von Fuentes, die aus Beleidigung, sich von ihm vernachlässigt zu sehn, dem Könige Beweise seiner Verrätherei übergeben und ihn stürzen konnten. Vorzüglich fürchtete er den Renaze und die andern geringern Mitverbundenen, die er gebraucht hatte. Diese hatten sein Schicksal in ihren Händen; es bedurfte von ihrer Seite zu seinem Untergang nur einer übereilten oder veranlaßten Unbesonnenheit. Gegen diese Leute entschloß er sich also, sich hauptsächlich im Voraus zu verwahren. Er setzte seine Verbindungen mit den Feinden des Staats, die ihm beständig schmeichelten, fort, nahm aber andre Unterhändler, in der festen Versichrung, daß, wenn man auch die bösen Händel, welche diese Art von Leuten unter seinen Befehlen angesponnen, entdeckte, die Begnadigung zu Lyon doch Alles zudecken würde. Biron hielt sich zu einer Rotte, die er am Hofe gemacht fand, und deren Häupter dem Könige nie hätten Kummer verursachen sollen. Der Erste, Heinrich de la Tour d'Auvergne, Herzog von Bouillon, hatte dem Könige Alles zu verdanken. Dieser hatte ihn unter allen Herren seines Hofs gewählt, ihm Charlotten de la Mark, Oberherrin von Sedan, über deren Hand er disponiren konnte, zur Gemahlin zu geben. Der Zweite, Karl von Valois, Graf von Auvergne und Herzog von Angoulême, war vom Könige sowol wegen Karl's IX., dessen Sohn er war, als wegen Henriette von Entragues, Marquise von Verneuil, seiner Mätresse, deren Bruder er war, beständig mit Gunstbezeugungen überhäuft worden. Beide

vergaßen, was sie hatten, und durch wen sie es besaßen. Sie dachten nur darauf, sich immer mehr zu erwerben. Der Herzog von Bouillon brannte vor Begierde, seine Herrschaft zu vergrößern, und glaubte hierzu nur durch Erneurung der Unruhen gelangen zu können. Der Graf von Auvergne hatte das Project gemacht, die Krone auf seine Familie zu bringen, und der Königin Fruchtbarkeit schien ihm kein Hinderniß, welches ihm hiebei im Wege stünde. Maria von Medicis hatte noch im ersten Jahre ihrer Vermählung den König zum Vater eines Dauphins gemacht. Dies Glück hielt den Monarchen nicht ab, sich dem Eigensinn einer flüchtigen Liebe zu überlassen. Seine vielfachen und wenig geheimen Untreuen verursachten der Königin Kummer; sie verheimlichte ihm auch ihren Unwillen nicht. Von der Zeit an entstunden Kaltsinn und Sticheleien, die in einem Privathause ohne solche Folgen geblieben wären, am Hofe eines Königs aber auf das Schicksal des Reichs Einfluß hatten. Henriette von Entragues hatte dem Könige auch, und noch eher als die Königin, einen Sohn gegeben. Sie behauptete, nur unter der Treue eines Eheversprechens, welches älter als Mariens Beilager wäre, Mutter geworden zu sein. Eben da die Vermählung gefeiert ward, hatte sie zu Lyon Einspruch gethan, worauf man aber nicht achtete. Indeß glaubte sie nichtsdestoweniger ihrem Sohne die Rechte, die sie geltend machen könnte, versichert zu haben. Vor allen Dingen mußte des Königs Vermählung für ungiltig und der Dauphin für unrechtmäßig erklärt werden; ein chimärisches Project; aber was macht die Begierde, zu regieren und eine Nebenbuhlerin zu stürzen, nicht glaublich? Henriette wandte zu ihrer Befriedigung die Waffen des schwächern Geschlechts, Reize und Bosheit, an. Durch die erstern erhielt sie den König tyrannisch unter ihrer Herrschaft, und die letztere diente ihr, ihn von seiner Gemahlin zu entfernen. Die Favoritin besaß die Gabe der Nachahmung in vorzüglichem Grade und ahmte in den Augenblicken der Lustigkeit der Königin Ton, Manieren, Aussprache und ihren aus Italienischem und Französischem gemischten Ausdruck drolligt nach. Der König lachte über diese Possen, die Königin aber, welcher man sie hinterbrachte, ward wüthend und forderte Rache. Heinrich suchte die Sache anders vorzustellen und verlangte, sie sollte Possen, die, wie er behauptete, nur zu seinem Zeitvertreib vorgenommen wären, nicht so ernstlich nehmen. Maria bestand auf ihrem Kopfe, und da sie sah, daß der König sie mit Ausflüchten abfinden wolle, so glaubte sie ihre Nebenbuhlerin vorgezogen, brach in Vorwürfe aus, und es gab öffentlich lustige Auftritte des Verdrusses und Unwillens, die auf des Monarchen

empfindsames Herz lebhaften Eindruck machten. Henriette schmeichelte sich, daß diese Auftritte, wenn sie oft vorfielen, den Gemahl am Ende erbittern und ihn zu einem gewaltsamen Entschluß, zum Beispiel die Königin nach Florenz zurückzuschicken — bringen könnten. Sie fand es ganz leicht, daß der König sie, kraft des Eheversprechens, nachher für wirkliche Königin erkennen und ihrem Sohn den Namen Dauphin geben würde. Dies war die Rolle, welche die Marquise von Verneuil bei dieser Gelegenheit spielte. Sie war nicht die leichteste, wenn die Natur dies Frauenzimmer nicht ebenso geschickt gemacht hätte, eine empfindsame Gemahlin zu quälen, als einen lenksamen Fürsten zu fesseln. Der Herzog von Bouillon, der fruchtbarste und geschickteste Plauderer seiner Zeit, spielte die zweite Rolle. Er machte Plane, untersuchte die Schwierigkeiten genau, verabredete die Mittel und ermunterte Die, welche die Gefahr hätte erschrocken machen können. Er schien weiter Fortschritte zu machen als die Uebrigen vom Complot, war aber besorgt, weder Schriften noch Spuren hinter sich zurückzulassen, die ihn hätten verrathen können. Der Graf von Auvergne, ein unternehmender und verwegner Mann, steckte die Fahne der Empörung dreist auf. Er durchstrich die Provinzen jenseit der Loire, wo er seinen Aufenthalt auf immer nehmen zu wollen schien. Hier gewann er den Adel durch Beweise der Hochachtung, die Geistlichkeit durch große Affectation des Katholicismus und das Volk durch ein verstelltes Mitleid mit dem Elend, welches es unter der niederdrückenden Last der Abgaben litt. Den Biron bestimmte man zum Commando der Truppen, die theils von Spanien gestellt, theils in Frankreich errichtet werden sollten. Ihn, sagten seine Schmeichler zu ihm, müßte man dem Könige entgegenstellen. Eine Idee, die allein schon fähig war, seine Eitelkeit zu reizen und ihn seine Pflicht vergessen zu machen. Auch brachten sie ihm bei, daß ein Mann, der den König genöthigt haben würde, die rechtmäßige Gemahlin auf den Thron zu setzen und den wahren Erben anzuerkennen, sich wenigstens einer Oberherrschaft oder jeder andern Belohnung, die er verlangte, versichert halten müsse. Der Herzog von Bouillon war demnach die Seele der Verschwörung, der Graf von Auvergne, so zu sagen, die Trompete, und Biron der Arm derselben. Einzeln genommen, würde Jeder wenig Furcht erweckt haben. Aber vereint mit vielen Andern, die sich noch nicht zeigten, konnten sie, wenn sie den König der Eine am Hofe, der Andre in den Provinzen und wieder Andre auf den Grenzen angriffen, im Staate sehr gefährliche Bewegungen veranlassen. Diese Bosheit erhielt sich am Hofe beständig wie in einem Vulcan, dessen

wahrer Zunder verborgen blieb. Der König, der gewiß war, daß Projecte gemacht würden, ohne genau ihren Zweck und ihre Urheber zu kennen, lebte in Unruhe. Düfresne Canaye, sein Gesandter zu Venedig, ein scharfsichtiger und unermüdeter Mann, dessen Briefwechsel sich über ganz Italien erstreckte, schrieb ihm: man sähe oft zu Mailand und Turin Franzosen; diese verhüllten sich in den Schatten des Geheimnisses und hätten des Nachts häufige Unterredungen mit den Ministern der beiden angeführten Höfe. Düfresne nannte Einige, Andre bezeichnete er, bemerkte Stunde für Stunde ihre Schritte, beschrieb sie bis auf ihre Kleidung, Stellung und Geberden. Auch berichtete er, man verleumde den König in Italien von Seiten seiner Aufführung, verschreie seine Regierung, um über ihn eine Art von Verachtung zu verbreiten, setze seine Macht herab, um seine Alliirten zu überreden, daß er nicht im Stande sei, ihnen im Nothfalle zu helfen, und selbst die Venetianer fingen an, ihrer Anhänglichkeit an Heinrich ohnerachtet, diesen verleumdrischen Reden Gehör zu geben und ein Mißtrauen in Frankreich zu setzen. Doch dem Könige ward durch Biron's Unbesonnenheit besser als durch seine eigne Minister gerathen. Der Marschall erschien seit seiner Rückkehr aus England wenig bei Hofe. Er war mißvergnügt, verachtete und tadelte Alles, war zuweilen in tiefen Gedanken, ungeduldig und zornig, wie Leute sind, die ein böser Handel in Verlegenheit setzt, und die doch Standhaftigkeit affectiren und sich gegen die laute Stimme ihres Gewissens verhärten. Seine Sorgen waren nicht ungegründet. Seine große Vertraulichkeit mit La Fin fing sich an zu ändern, wie alle Freundschaften, die auf ein strafbares Interesse gegründet sind. Es hatte sich zwischen ihnen Mißtrauen eingeschlichen, und der Graf von Fuentes, der mehr Kenner war als der Marschall, kam zuerst durch einige Worte, die dem La Fin entfuhren, auf die Gedanken, daß dieser Mensch ihr Verräther werden könnte. Ohne ihm das Mindeste davon zu erkennen zu geben, schickte er ihn nach Frankreich zurück und brachte ihn unter einigem Vorwande dahin, daß er seinen Weg durch Savoyen nehmen wollte. Dem Emanuel ward Nachricht gegeben, und La Fin würde hier wenigstens seine Freiheit verloren haben. Aber er reiste durch ein für ihn glückliches Ohngefähr oder aus Vorsicht durch die Schweiz und trug seinem Secretär Renaze die savoyische Commission auf, welcher in Verhaft genommen und in das Schloß von Chiari eingesperrt ward. La Fin hatte sich nach Auvergne, seinem Vaterlande, gemacht und sah seine Lage mit unruhigen Augen an. Er erblickte sich mitten in Frankreich, welches er verrieth, und ohne

einen Zufluchtsort bei den Auswärtigen, denen er verdächtig war. Vergebens brachte er beim Herzoge von Biron Klagen über seines Secretärs Gefangenschaft an; er erhielt weiter nichts als beunruhigende Antworten. Biron drückte sich gegen ihn von dem unglücklichen Renaze als von einem Menschen aus, den man der gemeinschaftlichen Sicherheit hätte aufopfern, und dessen Stimme man durchs Grab hätte ersticken müssen. Er rieth ihm, wegen dieses Genossen weder Ansuchungen noch Drohungen zu thun, sondern — so grausam ist die Furcht! — Diejenigen in der Stille aus dem Wege zu räumen, von denen er auf seinen Reisen begleitet worden, und welche Einsicht in seinen Plan geben könnten. Eine schreckliche Vorsichtigkeit, die dem La Fin zu erkennen gab, was er selbst, besonders da er nicht mehr nöthig war, für sich zu fürchten hatte. Der Marschall, der seiner gefaßten Entschließung, seine Unterhändler zu verändern, getreu blieb, hatte sich des La Fin seit der Begnadigung zu Lyon fast gar nicht bedient. Sein ganzes Vertrauen hatte itzt der Baron von Lütz. Seine Reisen nach Mailand und Turin ließ er durch seinen Secretär Hebert verrichten, der eine Wallfahrt zu thun, oder Waffen und Zeuge in Italien zu verkaufen, oder junge Edelleute, die man reisen lassen wollte, dahin zu bringen vorgab. La Fin, der sich gleicher Vorwände bedient hatte, irrte sich in ihrem Zwecke nicht. Er zog daraus die Folge, daß der Herzog von Biron die nämlichen Intriguen unterhalte, aber itzt andre Leute dazu brauche. Durch die genaue Bekanntschaft, die er noch immer in des Marschalls Hause hatte, erfuhr er auch dessen persönliches Betragen. Man benachrichtigte ihn, daß sich Biron vom Könige entferne; daß er seine Wohlgewogenheit zu verachten und ihm verächtlich zu begegnen suche; daß er dabei doch keine Vorsichtigkeit weder zu seiner Vertheidigung, noch wenigstens zu seiner Rettung, wenn man etwas entdecken sollte, anwende. Aus allen diesen Umständen schloß La Fin, Biron renne in sein Verderben. Er für sein Theil aber nahm die gehörigen Maßregeln und bat um Audienz beim Könige. Zu bewundern war es, daß zu einer Zeit, wo die Augen und Ohren des Königs und seiner Minister stets hätten geöffnet sein sollen, La Fin's Ansuchen vernachlässigt ward. Vielleicht hätte man es ganz vergessen, wäre nicht eben ein Flüchtling von Piemont gekommen, der dem Könige genug sagte, das ihm Neugier nach demjenigen einflößen konnte, was La Fin zu entdecken hatte. Man schickte also einen Expressen an ihn ab, der mit ihm über die Belohnung, die man ihm zugestehn würde, und über das Verfahren einig werden sollte, welches er, um den Marschall nicht in Unruhe zu setzen, zu

beobachten hätte. Was die Belohnung anlangte, so forderte La Fin weiter nichts als seine Begnadigung, und diese versprach man ihm. In Absicht der zu beobachtenden Vorsichtigkeit aber, um sein Verständniß mit dem Könige Biron's Aufmerksamkeit zu entziehn, ersann er Folgendes. Er schrieb an den Marschall, er habe eine Familienangelegenheit, die seine Gegenwart bei Hof erfordre. Begäbe er sich bei einem so wichtigen Umstande nicht an denselben, so könne man ein böses Urtheil über die Ursachen fällen, die ihn in der Provinz zurückhielten. Indessen trüge er aus Besorgniß, bei ihm Verdacht zu erregen, Bedenken, am Hofe zu erscheinen; daher überließe er die Sache seiner Entscheidung. Biron, der immer noch Vertrauen hatte, ließ dem La Fin völlige Freiheit, und dieser kam mit des Marschalls Bewilligung und ohne einigen Verdacht desselben nach Fontainebleau. Der König hörte ihn selbst ab. Als ihm La Fin die Papiere zeigte, schrieb Heinrich, nur zu sehr überzeugt, an Sülly. Das Resultat ihrer Zusammenkunft war: man müsse den Marschall von Biron an den Hof kommen lassen, und es wären Beweise genug wider ihn vorhanden, um ihn in Verhaft zu nehmen. Dies selbst war jedoch eine Unternehmung, deren Leichtigkeit zwar der Ausgang bewies, die aber damals bedenklich scheinen konnte. Denn La Fin entdeckte zwar das, was, so lange er des Marschalls Vertrauen gehabt, also bis zur Begnadigung zu Lyon vorgefallen war. Bis dahin war demnach Alles bekannt und nichts zu fürchten. Konnten aber seit dieser Zeit nicht furchtbarere Verschwörungen gestiftet worden sein? und wäre es nicht möglich, daß die Theilnehmer derselben viel zahlreicher und angesehner waren? daß man bessre Maßregeln genommen hatte, und vielleicht nur ein Funke nöthig war, Minen zu sprengen, die an mehrern Orten des Reichs angelegt waren? Biron mußte also nicht in Schrecken gesetzt werden; er hätte sonst entweder flüchten und sein Geheimniß mit sich nehmen, folglich den König stets in der nämlichen Verlegenheit lassen, oder augenblicklich Hand ans Werk legen und ganz Frankreich in Brand setzen können. Biron hatte, den Boden zu untersuchen, den Baron von Lütz nach Hofe geschickt. Gegen diesen bediente sich der König vom Grafen von Biron verbindlicher Ausdrücke. Wirklich konnte sich auch Heinrich, der Verbrechen des Marschalls ohnerachtet, einer wiederkehrenden Zärtlichkeit gegen ihn und die übrigen Schuldigen nicht erwehren. „Weinen sie," sagte er, „so werd' ich mit ihnen weinen; erinnern sie sich dessen, was sie mir schuldig sind, so werde auch ich das nicht vergessen, was ich ihnen schuldig bin. Sie sollen mich so nachsichtsvoll finden, als sie leer an Zuneigung gegen mich

sind. Ich wünschte nicht, daß der Marschall von Biron das erste Beispiel der Strenge meiner Gerechtigkeit würde, und mein Reich, welches bisher einer stillen und heitern Luft glich, auf einmal voll Wolken, Blitze und Donner werden möchte.“ Hätte doch der unglückliche Marschall die günstigen Gesinnungen seines Herrn gekannt! Aber durch La Fin und seine Freunde getäuscht, die den La Fin für aufrichtig hielten, glaubte er sich nur durch Stillschweigen retten zu können. Er kam am dreizehnten Junius zu Fontainebleau an. — —

„Auch über manche Hauptumstände der letzten Geschichte des Marschalls von Biron ist Sülly ganz kurz, seine Verbrechen berührt er gar nicht im Einzelnen. Wir suppliren dies in einer abgekürzten Erzählung nach der Schrift: „L'intrigue du Cabinet sous Henri IV. et Louis XIII. terminée par la Fronde, par Mr. Anquétil . . . Auteur de l'Esprit de la Ligue“ (Mastricht, 4 Tomes in 12.):

„Das Interesse, welches die Königin bei dieser Sache hatte, erlaubte dem Könige nicht, ihr deren Wichtigkeit unbekannt bleiben zu lassen. Er berief sie zu den Rathsversammlungen, die über diesen Gegenstand gehalten wurden, und vielleicht nöthigten ihre große Furcht und ihre Thränen der Gerechtigkeit des Monarchen die letzten Verordnungen gegen den unglücklichen Biron ab. „Zuvor aber,“ sagte der König, „will ich ihm noch sagen, daß, wenn er sich dem Gange der Gerechtigkeit überließe, er sich weiter keiner Gnade von mir gewärtig sein solle.“ Voll von dieser Idee, folgte Heinrich dem Verbrecher mit seinen Augen, sah ihn scherzen und schwätzen, ohne daß er bestürzt und unruhig schien. Endlich, da sich die Nacht näherte, rief er ihn in sein Zimmer, that den letzten Versuch und sagte zu ihm: „Aus Ihrem Munde, Marschall, will ich das wissen, wovon ich zu meinem großen Leidwesen nur zu sehr unterrichtet bin. Ich versichre Sie Ihrer Begnadigung, was Sie auch wider mich begangen haben mögen. Gestehen Sie es frei, so soll Sie mein Schutz decken, und ich werde es auf immer vergessen.“ „Das heißt,“ erwiderte der hartnäckige Biron, „einem rechtschaffnen Mann, der keine andre Absicht gehabt hat, als die er Ihnen sagte, allzu hart zusetzen.“ „Wollte Gott,“ antwortete der König, „es wär' so! — aber ich sehe wohl, daß ich von Ihnen nichts erfahren werde. Ich gehe und will sehen, ob mir der Graf von Auvergne mehr sagen wird.“ Unter diesem Vorwande ging er hinaus und erkundigte sich selbst, ob, was er befohlen, in Bereitschaft gesetzt worden sei. Als er wieder auf sein Zimmer kam, ließ er Jedermann abtreten, wandte sich zum Marschall und sagte zu ihm: „Gott befohlen, Baron von Biron! Sie wissen, was ich

Ihnen gesagt habe.“ Noch war es Zeit. Biron hätte, wenn er sich dem gerührten Monarchen zu Füßen geworfen, Begnadigung erhalten; aber zu stolz, das Knie zu beugen, ging er hinweg. Wie er aus der Thür trat, nahm ihn Vitry, Hauptmann der Leibwache, beim Arm und forderte seinen Degen. — Der Marschall brachte die Nacht in seinem Mantel zu und war äußerst unruhig. Er ging mit großen Schritten auf und nieder, schlug mit der Faust gegen die Mauern, redete die Wache an, sprach mit sich selbst und machte sich Vorwürfe darüber, daß er den ihm ertheilten Rath zum Fliehen nicht befolgt hätte. Er bat, man möchte seinen Secretären sagen, daß sie seine Papiere verbrennten. Nachher unterbrach er sich, da er daran dachte, daß er ein Gefangner sei und ihm Keiner mehr zu Gebot stehe. Den folgenden Tag wurden der Marschall und der Graf von Auvergne zu Wasser von Fontainebleau nach der Bastille gebracht. Der König erließ am achtzehnten ein Schreiben an das Parlament, worin er demselben den Proceß übergab. Der Geschichtschreiber Mathieu bemerkt, daß man unter den von La Fin ausgelieferten Papieren siebenundzwanzig auslas, nicht die das Meiste gegen Biron bewiesen, sondern die nur von ihm handelten. In der That giebt auch unter den Documenten, die man in den verschiedenen Berichten findet, keines die Mitschuld des Grafen von Auvergne und des Herzogs von Bouillon zu erkennen; alle betreffen lediglich den Marschall. Die Anklage enthielt folgende vier Hauptpunkte: daß er durch den Picote, dessen Reisen er bezahlt, ein geheimes Verständniß mit dem Erzherzog gehabt; daß er sich unmittelbar oder durch La Fin mittelbar mit dem Herzoge von Savoyen und dem Grafen von Fuentes in einen Vertrag eingelassen; daß er sich mit dem Feinde einverstanden, die Einnahme der festen Plätze in Bresse aufzuhalten und der königlichen Armee Schaden zufügen zu lassen; endlich, daß er dem Gouverneur des Forts St. Katharina habe sagen lassen, er möchte auf einen gewissen Ort, wo er den König hinführen wolle, eine Kanone richten und einen Hinterhalt von Büchsenschützen gegen ihn anlegen. Zuerst legte man ihm seine Briefe und Aufsätze vor, die er für die seinigen erkannte. Da sie zweideutig abgefaßt waren, so gab er ihnen den Sinn, der seiner Sache günstig war. So benahm er für jetzt diesem Beweise alle seine Stärke. Die Richter fragten ihn nachher, ob er etwas wider La Fin vorzubringen hätte. Weit davon entfernt, antwortete er, er halte ihn für einen ehrlichen Mann. Sogleich las man ihm La Fin's Aussage vor, welche die nämlichen Schriften in dem natürlichsten Sinne erklärte, der von Biron gegebnen Erklärung gerade entgegen. Nun ereiferte sich der Ge-

fangne gegen La Fin und nannte ihn einen Betrüger und Bösewicht, der sich von seinen Feinden, um ihn ins Verderben zu bringen, hätte gewinnen lassen. Indessen blieb der Sinn dieser Papiere ungewiß, weil ihnen La Fin diesen, Biron aber einen andern beilegte. Um daraus einen bündigen Beweis herzunehmen, war ein neuer Zeuge nöthig, den der Beklagte selbst gelten ließ, der durch den Beitritt zu einer der beiden Erklärungen den wahren Sinn bestimmen mußte. Dies geschah auf eine den Marschall gravirende Art. „Wäre," schrie er, „Renaze hier, dieser würde den La Fin Lügen strafen." Kaum hatte er dies gesagt, so erschien Renaze. An dem nämlichen Tage, da Biron in Verhaft genommen wurde, entwischte dieser Gefangne aus dem Schlosse Chiari, nachdem er seine Wache wahrscheinlich durch Geld gewonnen hatte, welches er von Frankreich erhalten. Er nahm sie mit sich, entging allen Nachstellungen des Herzogs von Savoyen und kam unverzüglich, La Fin's Zeugniß zu bestätigen. Seine Gegenwart war für den Beklagten ein Donnerschlag; kaum wollte er seinen Augen glauben und konnte nicht begreifen, durch welch einen Unfall dieser Mensch, den er für todt gehalten hatte, ihn zu überführen, aus dem Grabe hervorkam. Er dachte, Emanuel selbst würde zum Verräther an ihm, und beobachtete in den ersten Augenblicken seines Erstaunens ein tiefes Stillschweigen. Indessen faßte er sich wieder, und da er sich in Absicht des Sinns der Schriften überführt sah, berief er sich auf die Begnadigung, welche ihm der König zu Lyon hatte widerfahren lassen. Allein er machte selbst dies Rettungsmittel dadurch unzureichend, daß ihm gewisse andere Geständnisse entfuhren. Als er über die Umstände dieser Begnadigung befragt ward, gab er zur Antwort: „Ich kann nicht leugnen, daß ich dem Könige nicht Alles, was vorgegangen war, gestanden habe. Allein da ich ihm sagte, daß die Abweisung, die Bourg'sche Citadelle betreffend, mich fähig gemacht hätte, Alles zu sagen und zu thun, glaubte ich nicht Alles specificiren zu müssen, welches unternommen zu haben ich mich schämte." Ein Grund, der anderswo recht gut war, als vor einem Gerichte, welches bestimmt worden war, ein Staatsverbrechen zu beurtheilen, ein Verbrechen, welches eine unbestimmte und mündliche Begnadigung nicht gelten läßt, sondern einen förmlichen Begnadigungsbrief erfordert. Der Marschall setzte hinzu: er habe seit der Begnadigung nichts seiner Pflicht Entgegenlaufendes vorgenommen. Zum Unglück diente der Beweis, den er von seiner Unschuld anführte, wider ihn. Dies war ein Brief, der ohne Zweifel an La Fin gerichtet war. Er schrieb ihm in demselben, daß er sich nicht mehr mit Intriguen abgeben wolle und des Dauphins

Geburt seinen Argwohn und seine Eitelkeit verbannt habe. Nun war die Begnadigung im Anfange des Jahres 1601 vorgefallen, der Dauphin aber erst am Ende des Septembers in dem nämlichen Jahre geboren. Es waren also seit der Begnadigung mehrere Monate verflossen, in welchen Biron bei seinem Argwohn und seiner Eitelkeit geblieben war. Es ist wahrscheinlich, daß der Marschall die Begnadigung zu Lyon zur Endzeit seines Verständnisses mit den Feinden ansetzte, weil er sich seit dieser Zeit des La Fin nicht mehr bedient hatte und sich dennoch schmeichelte, daß man keine überzeugende Beweise gegen ihn habe. Er irrte sich auch hierin nicht. Seine Vertraute in dieser letzten Zeit waren sein Freund, der Baron von Lütz, und Hebert, sein Secretär. Der Erste war nach Burgund entflohen und konnte nicht mit Gewalt aus diesem Lande herbeigebracht werden; Hebert ward zwar auf die Tortur gebracht, gestand aber nichts. Indeß war es nicht möglich, sich in den Bewegungsgründen zu irren, aus welchen er nach Mailand geschickt worden war, noch zu glauben, daß ein vertrauter Secretär seinen Herrn aus so kahlen Gründen, als die angeführten waren, verlassen und in fremde Länder reisen würde, unterdeß seine Dienste bei seinem Herrn nothwendig wären. Rettete nun gleich dem Hebert seine Standhaftigkeit das Leben, so sicherte sie doch für Hebert's Herrn das seinige nicht. Am 23. Juli begab sich der Kanzler ins Parlament. Die zusammenberufnen Pairs fanden sich nicht ein; aber es waren hundertundzwölf Richter da. Man verwendete drei Sitzungen, um sich von dem Processe zu unterrichten, und am siebenundzwanzigsten ward der Marschall aus der Bastille ins Gericht geführt. Er zeigte sich bei dieser Gelegenheit groß und legte alle Bescheidenheit der Reue und alle Stärke des Schmerzens in seine Vertheidigung. Die Anzahl der Richter, ihre Ernsthaftigkeit, ihre Stille, so ansehnliche Gegenstände machten ihn nicht bestürzt. Er fing seine Apologie mit Erzählung der zu seiner Verführung angewandten Mittel an. Hierunter rechnete er vermeinte Zaubereien, wobei zu erstaunen ist, daß sich La Fin derselben bediente, und noch mehr, daß ein Mann, der eben nicht schwach war, dadurch sich verführen ließ; ein sichrer Beweis, daß, wenn man sein Herz der Schmeichelei einmal geöffnet hat, jede Art von Waffen in des Schmeichlers Händen siegt. Der Marschall gab nachher die Gründe an, die ihn verhindert hätten, nach seiner Ankunft zu Fontainebleau dem Könige die verlangten Geständnisse zu thun. „La Fin und ich," sagte er, „hatten uns verschworen, nie etwas zu entdecken, und ich hielt mein Gewissen durch diesen Schwur für gebunden. Ueberdies sagte mir

La Fin selbst bei meiner Ankunft, er habe nichts gestanden, und da ich fest entschlossen war, von dem, was wir mit einander projectirt hatten, nie das Geringste auszuführen, so hielt ich es für unnütz, Sachen auszusagen, die keine Folgen haben sollten, und die uns Beide verunehren konnten.“ Er gestand nichts weniger ein, als daß er die Absicht gehabt habe, des Königs Leben in Gefahr zu setzen; hingegen, sagte er, wäre La Fin dieses Anschlags schuldig, den er voll Unwillen verworfen hätte. Was die Beschuldigung anbetraf, als habe er sich mit den Feinden zu Schonung ihrer Truppen und Festungen einverstanden, so setzte er eine schnelle und heftige Aufzählung von Dingen entgegen, die er bei Gesandtschaften, an der Spitze der Armeen, im Staatsrath und anderswo gegen den Dienst des Königs hätte ausführen können, ohne daß er sich dabei dem Verdachte der Verrätherei ausgesetzt haben würde. „Konnt' ich mich nicht,“ sagte er, „in Burgund wehren, Geld, Truppen und Kriegsvorrath sammeln und mich weigern, zu kommen, zumal da ich gewarnt worden war? Eine schuldige und von Schrecken des Gewissens gequälte Seele würde vor Furcht und Zittern zertrümmert worden sein; aber das innere Bewußtsein meiner Treue, die Unschuld meiner Absichten konnte in mir gar keine Vorstellung von Mißtrauen erwecken. Ich habe dem Könige zu gut gedient, sagte ich stets bei mir selbst, als daß ich denken sollte, er möchte mich nicht für seinen treuen Diener halten. Ueberdies war ich versichert, daß der König mich begnadigt und ich ihn seit der Begnadigung nicht beleidigt hatte.“ Er wiederholte, was er den Referenten während der Einleitung des Processes gesagt hatte. „Der König sollte mir damals das Leben gegeben haben, um es mir jetzt zu nehmen? Gefällt es ihm nicht, meine Dienste und die Versicherungen zu erwägen, die er mir von seinem Mitleiden ertheilt hat, so bekenne ich mich des Todes werth. Ich hoffe meine Rettung nicht von seiner Gerechtigkeit, sondern von der Ihrigen, meine Herren, die Sie Sich besser der Gefahren erinnern werden, die ich bei der Wuth der Ligue übernahm, und daß Sie ohne die Dienste, welche ich damals leistete, jetzt nicht meine Richter sein würden. Ich flehe des Königs Mitleiden an, und — sagte ich auch nicht ein Wort, so fordern es die Wunden für mich, mit welchen ich bedeckt bin. Mein Vergehen, meine Herren, ist groß,“ setzte er seufzend hinzu; „aber große Beleidigungen verlangen große Gnade. Wie es auch kommen mag, so verlasse ich mich mehr auf Sie, meine Herren, als auf den König, der mich sonst mit Augen seiner Liebe ansah, jetzt aber nur mit zornigen Augen betrachtet und es für Tugend hält, grausam gegen mich zu sein, und für Beschimpfung,

gegen mich eine Handlung der Gnade auszuüben. Ach! es wäre besser für mich, wenn er mich das erste Mal nicht begnadigt hätte, als daß er mir das Leben gegeben hat, um mich schimpflich sterben zu lassen!" Biron hörte auf zu reden; er hatte den Trost, seine Richter gerührt zu sehn, und ging nicht ohne einige Hoffnung hinweg. Am neunundzwanzigsten versammelte sich das Gericht wieder. Man schritt zum Stimmgeben; das Gesetz war wider den Beklagten. Er gestand, daß er mit den Feinden des Staats in Verbindung gewesen sei. Die Begnadigung, die er zu Lyon auf ein unvollkommnes Geständniß erhalten hatte, war nicht mit den gesetzlichen Formalien versehen, und es waren starke Vermuthungen da, daß er seit dieser Begnadigung in den nämlichen Intriguen fortgefahren war. Endlich leugnete er, daß er des Königs Leben habe in Gefahr bringen wollen; aber zwei unverworfne Zeugen sagten in diesem Stücke gegen ihn aus. Er ward also einstimmig verurtheilt, daß er wegen der gegen des Königs Person angelegten Verschwörungen, wegen Unternehmungen gegen seinen Staat und wegen seiner mit den Feinden des Staats geschlossnen Tractaten des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig sei und auf dem Grèveplatze enthauptet werden sollte. Einige von den Richtern brachten in Vorschlag, La Fin und Renaze in Untersuchung zu ziehen; allein der Kanzler that die Gegenvorstellung, daß Die, welche Verschwörungen entdeckten, in welche sie mitverflochten gewesen, nicht nur der Begnadigung werth wären, sondern auch eine Belohnung verdienten. „Vielleicht," setzte er hinzu, „wird diese ganze Empörung nicht mit des Marschalls Kopfe weggehauen werden; es kann daraus eine andre erwachsen, die man alsdenn mit vieler Mühe entdecken wird, wenn nicht die gute Behandlung, welche man den Mitschuldigen der gegenwärtigen angedeihen läßt, Andre künftig zur Sprache bringt." Man ließ zwischen der Verurtheilung, die am zwanzigsten Julius geschah, und der Hinrichtung einen Tag verfließen. In dieser Zwischenzeit brachten es die Verwandten dahin, daß der Ort der Execution verändert ward, und man sie in der Bastille, nicht aber auf dem Grèveplatze vornahm. Einige glaubten, daß diese Aendrung mehr aus Vorsichtigkeit als Achtung beliebt worden sei, weil man von Seiten seiner Freunde einige Bewegungen befürchtet habe. Der König verwilligte ihm auch die Gnade, daß er sein Testament machen konnte und gar keine Fesseln trug. „Welch eine Gnade! Welch eine Gnade!" rief der unglückliche Biron mit einer durch Schluchzen unterbrochnen Stimme aus; „konnte man mich hier nicht mit Fesseln an den Händen bewachen, um sich meiner an einem Tage von Wichtigkeit zu bedienen? Mein

Herr,“ sagte er zum Kanzler, „Sie haben meinen Vater so sehr geliebt; noch können Sie dem Könige das, was ich Ihnen sage, vorstellen. Nie, nie habe ich etwas wider des Königs Leben vorgenommen.“ Als man ihm die Worte des Urtheils: weil er wider des Königs Person etwas unternommen, vorlas, rief er von Wuth ergriffen aus: „Keineswegs! das ist falsch! man streiche es aus!“ Noch auf dem Schaffotte sagte er: „Es ist wahr, ich habe mich vergangen, aber nie gegen des Königs Person.“ Man versammelte zu diesem traurigen Schauspiele einige Personen aus dem Staatsrath, aus dem Parlament, aus der Bürger- und Kaufmannschaft. Diese waren Zeugen der heftigen Gemüthsbewegungen des Marschalls und der Art von Wahnwitz, die seinen Kopf nicht, wie er sagte, wegen des Todes, dem er in den Schlachten tausendmal getrotzt hätte, sondern wegen der Schimpflichkeit der Strafe verwirrte. „Ach, wie sehr wünschte ich,“ sagte er zu den Soldaten, die er in den Waffen sah, „wie sehr wünschte ich, daß mich Einer von Euch mitten durch den Leib schösse!“ Dieser Wunsch wird Niemanden befremden, der sich Biron denkt und sich in den Zustand seiner durch eine Menge niederschlagender Betrachtungen zerrissenen Seele versetzt. Er hatte ein überaus feuriges Temperament, ein lebhaftes Blut wallte in seinen Adern, er war von Natur ungeduldig und hatte nie Widerwärtigkeiten erfahren. Er war Herzog, Pair, Marschall, aber mit einem Male sah er sich von dieser Höhe herabgestürzt. Er rief seine Siege, seine Thaten, seine Triumphe in seine Seele zurück und verglich seinen vorigen Glanz mit dem erniedrigenden Zustande, in welchem er sich jetzt befand, und mit dem schimpflichen Tode, der ihn erwartete. Er erinnerte sich seiner chimärischen Projecte, ihres traurigen Ausgangs, seiner treulosen Freunde, die ihn in diesen Abgrund gestürzt hatten und ihn verließen; er dachte daran, daß es zu seiner Rettung nur eines Geständnisses, eines Worts bedurft hatte, und er dies nicht habe von sich geben wollen. Nun kam seine Wache, küßte ihm bestürzt die Hände und sagte ihm das letzte Lebewohl. Die Diener einer von ihm zu sehr vernachlässigten Religion boten ihm Trostgründe dar, die vor seiner Verwirrung nicht zu seinem Herzen dringen konnten. Er war unruhig, ihn schauderte; drauf faßte er wieder Muth und näherte sich dem Schaffotte mit dem nämlichen Schritte, mit welchem er sonst ins Treffen ging. Er erstieg es und sah unruhig um sich her. Er suchte des Scharfrichters Schwert, welches man seinen Augen entzog; ein Zittern an allen Gliedern ergriff ihn, er warf sich auf die Knie nieder und band sich selbst die Augen zu; aber da man ihn berühren und ihm die Haare abschneiden wollte, schrie

er mit donnernder Stimme: „Man nähere sich mir nicht; ich kann es nicht leiden! Werd' ich zornig, so erwürge ich die Hälfte von Denen, die hier sind!“ Sein funkelndes Auge, seine Geberden, seine Drohung machten die Beherztesten vor Schrecken starr. Endlich kniete er wieder nieder, und schneller als ein Augenblick schlug ihm der Nachrichter mit einem Hiebe den Kopf ab.“ —

40.

Friedrich von Oestreich.

Die einzige Nachricht, welche wir darüber besitzen, daß Schiller diese, unter dem Namen Friedrich der Schöne bekannte Persönlichkeit aus unserer vaterländischen Geschichte in das Bereich seiner dramatischen Plane gezogen, ist folgende Mittheilung von Karoline von Wolzogen (Schiller's Leben, II. S. 237): „Unsere deutsche Geschichte [sagte Schiller], obgleich reich an großen Charakteren, liege zu sehr aus einander, und es sei schwer, sie in Hauptmomenten zu concentriren. Der Erzherzog Friedrich von Oestreich, der Gegner und Freund Ludwig's von Baiern, schien ihm ein anziehender Charakter."

Daß dieser Charakter Schiller's poetisches Interesse lebhaft anzog, sehen wir aus seinem Gedicht:

„Deutsche Treue.

„Um den Zepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Bayer
Friedrich aus Habsburg's Stamm, Beide gerufen zum Thron;
Aber den Austrier führt, den Jüngling, das neidische Kriegsglück
In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Throne kauft er sich los, sein Wort muß er geben,
Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu ziehn;
Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen.
Siehe, da stellt er aufs Neu' willig den Banden sich dar.
Tief gerührt umhalst ihn der Feind, sie wechseln von nun an,
Wie der Freund mit dem Freund, traulich die Becher des Mahls;
Arm in Arme schlummern auf einem Lager die Fürsten,
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.
Gegen Friederich's Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
Bayerns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
„Wahrlich! So ist's! Es ist wirklich so! Man hat mir's geschrieben!"
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm."

In seinen „Erläuterungen zu Schiller's Gedichten" hat Düntzer nachgewiesen, daß die von Schiller vielfach benutzte „Geschichte der Deutschen" von Ignaz Schmidt, und zwar der Abschnitt S. 526 ff. des dritten Bandes, als die historische Grundlage anzusehen, der Schiller bei diesem Gedichte gefolgt ist. Nachdem Friedrich's Niederlage und Gefangennehmung bei Mühldorf, 1322, und seine Haft auf dem festen Schlosse Trausnitz erzählt worden ist, heißt es daselbst weiter:

„Ludwig [von Baiern, Friedrich's Gegner] sah nun selbst ein, daß keine Rettung für ihn übrig sei als in der Aussöhnung mit seinem Gegner und den übrigen östreichischen Prinzen. Er ging zu diesem Ende nach Trausnitz zu dem gefangenen Friederich und bot ihm die Freiheit unter gewissen Bedingungen an. Friederich ließ sich Alles gefallen, was man von ihm verlangte, um nur frei zu werden. Es ward demnach ein förmlicher Vergleich errichtet, vermöge dessen Friederich allen Ansprüchen und Rechten an das Königreich entsagen und alle Briefe, die er in Händen hatte und seine Wahl angingen, herausgeben, seine Brüder aber Alles, was sie vom Reich inne hätten, ebenfalls wieder dem Reich zustellen sollten. Er und seine Brüder sollten sich dagegen zudem Ludwig ewiglich „gegen Jedermann, Pfaffen und Laien, und mit Namen wider Den, der sich Papst nennt", verbinden und ihm beholfen sein, dafür auch gewisse Grafen und Herren zu Bürgen stellen; auch sollen sie nebst Allen, die ihnen bis daher angehangen, ihre Lehen von Ludwigen empfangen, Friederich noch dazu seine Tochter Elisabeth dem Stephan, Ludwig's Sohn, zur Ehe geben und, bis der Brautschilling ausgemacht und bezahlt sei, Burgau und Riesenburg an Baiern abtreten. Auf diese Bedingungen kam auch Friederich wirklich aus seiner Gefangenschaft los. — Eine so unerwartete Begebenheit mußte nothwendig ganz Deutschland, den Papst [Johann XXII.] und Alle, die an den bisherigen Vorfällen Theil genommen, aufmerksam machen. Man erstaunte ebenso sehr darüber, als man begierig war, die eigentlichen Punkte des Vergleichs zu erfahren. Nicht so bald hatte Leopold [Friedrich's Bruder] einige davon vernommen, als er, weit davon, sie gut zu heißen, schon wieder Baiern und die Anhänger des Kaisers durch Einfälle und Plünderungen ängstigte. Der Papst aber zernichtete den Vergleich, ohne noch zu wissen, worin er bestünde, nur, weil Viele dafür hielten, wie er sich ausdrückt, daß Dinge darin enthalten sein müßten, die Gott zuwider, dem Friederich schädlich und dem gemeinen Wesen gefährlich seien. Um so mehr wurde dadurch Leopold gereizt, Alles, was sein Bruder eingegangen, für unverbindlich zu halten und seine Feindseligkeiten

gegen den Ludwig fortzusetzen, besonders da er von dem Papste durch eigene Schreiben dazu ermuntert ward. — Friederich suchte jedoch seinerseits, Alles dessen ungeachtet, sein Wort unverbrüchlich zu halten. Er ließ öffentliche Schreiben in das Reich ergehen und machte seine Verzicht auf die Krone kund, ermahnte auch seine Brüder sowol als vormalige Bundsverwandte zur Treue und Unterwerfung gegen Ludwigen. Ja, sogar den Papst suchte er mit Ludwigen auszusöhnen, obschon nichts davon in den Trausnitzer Vergleichspunkten enthalten war. Der gute Herr sah aber bald, daß er mehr versprochen hatte, als er im Stande war, zu erfüllen, und daß es eben nicht ihm zu Gefallen, wenigstens nicht allein, geschah, daß der Papst, seine Brüder und Andere auf Ludwigen bös waren. Nichts wäre in diesen Umständen leichter gewesen, als von dem Papste, der ohnehin schon seinen Vergleich zernichtigt hatte, sich noch einmal absolviren zu lassen und sich nicht an das Versprochene zu kehren; allein Friederich dachte viel edelmüthiger. Da er sah, daß er nicht Wort halten konnte, stellte er sich von selbst zu München wieder ein und warf sich seinem Gegner in die Arme, der, durch diese Großmuth gerührt, nun mit Friederichen als seinem besten Freund umging, mit ihm an einer Tafel speisete und in einem Bette schlief, ja sogar, da er seinem bedrängten Sohn nach Brandenburg zu Hilfe ziehen mußte, ihm die Statthalterschaft von Baiern auftrug, um den Leopold desto eher dahin zu vermögen, daß er wenigstens seinem Bruder zu Gefallen während der Abwesenheit Ludwig's keinen Einfall in Baiern thun möchte. Der in deutschen Sitten unerfahrne Papst Johann, dem dieser Ueberrest altdeutscher Treue und Redlichkeit unbegreiflich vorkam, schrieb hierüber dem König Karl von Frankreich, diese unglaubliche Vertraulichkeit und Freundschaft sei ihm aus Deutschland selbst durch ein Schreiben gemeldet worden." 1)

1) Schmidt citirt: Olenschlager, l. c. [Erläuterte Staats-Geschichte des römischen Kaiserthums], Urkunden. Nr. XLVII [S. 135]. Dort heißt es [aus des Raynaldi Annal. Eccles., Tom. XV. p. 298]: „Schreiben des Pabsts Johanns des XXII. an den Französischen König Carln den IV. wegen der beschehenen Loßlassung Königs Friedrichs des Schönen. G. zu Avignon am 30. July, 1325", und darin u. A.: „Literas receperamus, et non tantum eadem quoad familiaritatem et amicitiam illorum Ducum incredibilem continentes."

41.

Oedipus.

Karoline v. Wolzogen erzählt in „Schiller's Leben" (II. S. 237): „Man müsse eine tragische Familie erfinden, fiel ihm [Schiller] einmal ein, ähnlich der des Atreus und Laius, durch die sich eine Verkettung von Unglück fortzöge. Am Rhein, wo die Revolution so viele edle Geschlechter vom Gipfel des Glücks hinabgestürzt, und wo in schwankenden Verhältnissen der Doppelsinn des Lebens die ebene Bahn leicht verwirren könne, sei der passendste Platz für ein solches Gemälde des Menschengeschicks in seiner Allgemeinheit." Daß Schiller im J. 1803 in der That an einen „Oedipus" und „Heinrich den Löwen" dachte, geht aus mehreren Briefen Iffland's hervor, wie dies Urlichs in dem Werke: „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" (I. S. 306), berichtet. Schiller gab ersteren Stoff auf, als die „Braut von Messina" festere Gestaltung in seiner Phantasie gewann. Den 2. October 1797 hatte er an Goethe geschrieben:

„Ich habe mich dieser Tage viel damit beschäftigt, einen Stoff zur Tragödie aufzufinden, der von der Art des Oedipus Rex wäre und dem Dichter die nämlichen Vortheile verschaffte. Diese Vortheile sind unermeßlich, wenn ich auch nur des einzigen erwähne, daß man die zusammengesetzteste Handlung, welche der tragischen Form ganz widerstrebt, dabei zum Grunde legen kann, indem diese Handlung ja schon geschehen ist und mithin ganz jenseits der Tragödie fällt. Dazu kommt, daß das Geschehene, als unabänderlich, seiner Natur nach viel fürchterlicher ist, und die Furcht, daß etwas g e s c h e h e n s e i n möchte, das Gemüth ganz anders afficirt als die Furcht, daß etwas geschehen möchte. — Der O e d i p u s ist gleichsam nur eine tragische Analysis. Alles ist schon da, und es wird nur herausgewickelt. Das kann in der einfachsten Handlung und in einem sehr kleinen Zeitmoment geschehen, wenn die Begebenheiten auch noch so complicirt und von Umständen abhängig waren. Wie begünstigt das nicht den Poeten! — Aber ich fürchte, der O e d i p u s ist seine eigene Gattung und es giebt keine zweite Species davon; am Allerwenigsten würde man aus weniger fabelhaften Zeiten ein Gegenstück dazu auffinden können. Das Orakel hat einen Antheil an der Tragödie, der schlechterdings durch nichts Anderes zu ersetzen ist, und wollte man das Wesentliche der Fabel selbst bei veränderten Personen und Zeiten beibehalten, so würde lächerlich werden, was jetzt furchtbar ist."

42.

Klopstock's Hermannsschlacht.

Den 13. Mai 1803 erbat sich Schiller von der Weimarischen Bibliothek: „La Bataille de Klopstock“, gab es jedoch schon an demselben Tage wieder zurück. Der vollständige Titel des Buches lautet: „C. F. Cramer, La Bataille d'Herman, Bardiet de Klopstock, traduit de l'Allemand, à Paris 1799 (vgl. Döring, Klopstock's Leben. Weimar 1825, S. 177 f.).

Den 21. Mai 1803 schrieb er an Goethe: „Die Hermannsschlacht habe ich gelesen und mich zu meiner großen Betrübniß überzeugt, daß sie für unsern Zweck völlig unbrauchbar ist. Es ist ein kaltes, herzloses, ja fratzenhaftes Product, ohne Anschauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit, und die paar rührenden Situationen, die sie enthält, sind mit einer Gefühllosigkeit und Kälte behandelt, daß man indignirt wird.“

Goethe berichtet darüber in seinem Aufsatz „Ueber das deutsche Theater“ 1815: „Damit nun aber das deutsche Theater auf ächt deutschen Boden gegründet werden möge, war Schiller's Absicht, zuerst die Hermannsschlacht von Klopstock zu bearbeiten. Das Stück wurde vorgenommen und erregte schon bei dem ersten Anblick manches Bedenken. Schiller's Urtheil war überhaupt sehr liberal, aber zugleich frei und streng. Die ideellen Forderungen, welche Schiller seiner Natur nach machen mußte, fand er hier nicht befriedigt, und das Stück ward bald zurückgelegt. Die Kritik auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte bedarf keines Winkes, um die Bestimmungsgründe zu entfalten.“

43.

Rudolph von Habsburg.

Jedenfalls ist hier nicht an die bekannte Ballade Schiller's zu denken (seine Balladenpläne standen in einem andern Verzeichniß, welches jetzt in Goedeke's kritischer Ausgabe, XI. S. 407 ff., veröffentlicht ist), sondern an ein Drama, welches Rudolph's Kampf mit König Ottokar von Böhmen behandeln sollte, wie dies auch in dem gleichnamigen Stücke des Ritters Anton von Klein in Mannheim aus dem Jahre 1787 und in Kotzebue's „Rudolph von Habsburg und König Ottokar von Böhmen" (1816) geschehen ist. Wie bekannt, fiel Ottokar, nachdem er schon früher sich öfter gegen Rudolph empört hatte, im Kampfe gegen denselben den 26. August 1278. J. Schmidt (Geschichte der Deutschen, III. S. 397) erzählt von dieser Schlacht:

„Ottokar focht nach Rudolph's eigenem Zeugnisse, auch nachdem die Seinigen bereits zerstreuet waren, noch mit dem Muth eines Riesen und mit einer bewunderungswürdigen Tapferkeit, fest entschlossen, eher das Leben als den Sieg zu lassen. Das Erstere begegnete ihm auch endlich, indem er von einigen Leuten Rudolph's sammt seinem Pferde zu Boden geworfen und getödtet ward. Fast hätte Rudolph ein ähnliches Schicksal gehabt, indem er selbst auch bereits vom Pferde geworfen war und nur noch durch seinen Schild sich deckte, daß er nicht von den Pferden zertreten ward, bis ihm endlich die Seinigen wieder aufhalfen: wonach er den Angriff desto lebhafter fortsetzte und endlich den vollkommensten Sieg davontrug."

44.

Heinrich der Löwe von Braunschweig.

Folgt im „Kalender“ unmittelbar auf das vorige Stück. Aus einem Briefe Iffland's an Schiller vom 20. August 1803 ergiebt sich, daß Schiller im Jahre 1803 an dieses Süjet dachte (Teichmann's Literarischer Nachlaß, S. 223).

Rudolph von Habsburg sowol wie Heinrich der Löwe sind Gegenstände der deutschen Volkssage geworden. Doch haben wir hier jedenfalls nur an den geschichtlichen Charakter dieser beiden Helden zu denken. Die Achtserklärung Heinrich's in Folge der für den Kaiser unglücklichen Schlacht von Lignano und seine Demüthigung auf dem Erfurter Reichstage mögen Schiller zu einem Drama besonders geeignet erschienen sein.

Da es sich hier überhaupt nur um Vermuthungen handelt, so mag auch die folgende gewagt werden: Den 12. Mai 1803 schreibt Schiller an Körner: „Ich habe in diesen Tagen auch lustig gelebt. Die preußischen Officiere in Erfurt haben mich zu einem Feste eingeladen, und ich bin hingegangen. Es hat mir viel Spaß gemacht, mich mitten in einem großen Militär zu finden; denn es waren gegen hundert Officiere beisammen, wovon mir insbesondere die alten gedienten Majors und Obersten interessant waren.“ Die erneuerte Anschauung des Militärlebens in dieser alten Festung könnte wol mit Veranlassung gewesen sein, daß von all den von Iffland vorgeschlagenen Stoffen aus der deutschen Geschichte, Karl V., dem großen Kurfürsten, Heinrich dem Löwen, gerade dieser letzte ihm besonders zusagte. Auch Rudolph von Habsburg steht mit Erfurt in den innigsten sowol geschichtlichen wie sagenhaften Beziehungen; noch jetzt erinnert daselbst das Volksfest des „grünen Montags“ an seine Zerstörung der thüringischen Raubritterburgen mit Hilfe der Erfurter Zünfte.

45.

Charlotte Corday.

„Endlich eine Charlotte Corday," schreibt Schiller in einem Briefe (wahrscheinlich vom 12. Juli 1804) an Goethe, „die ich zwar mit Zweifel und Bangigkeit in die Hand nehme, aber doch ist die Neugier groß." Der Jahreszahl nach zu schließen, war es die 1804 in Hamburg anonym erschienene Tragödie mit Chören „Charlotte Corday" von Engel Christina Westphalen, einer sowol durch geistige Bildung als durch ihr gemeinnütziges Wirken in Hamburg hochverehrten Frau, von welcher wir auch ein dramatisches Gedicht, „Petrarca", und mehrere Bände Zeit- und anderer Gedichte besitzen. Die Geschichte der Charlotte Corday war jedoch auch schon vorher zum Gegenstand dramatischer Behandlung gemacht worden, und zwar 1794 von dem bekannten Novellendichter Heinr. Zschokke („Charlotte Corday oder die Rebellion von Calvados. Ein Trauerspiel vom Verfasser des Abällino." Stettin), und 1797 von R. L. Chr. K. von Senckenberg („Charlotte Corday oder Marat's Ermordung. Drama." Frankfurt a. M.).

Schiller's Plan erinnert an seine Absicht, für Ludwig XVI. zu plädiren. Jedenfalls wollte er in dem Stücke seinem Abscheu vor den revolutionären Gräueln in Frankreich einen Ausdruck geben. Nach der Enthauptung Ludwig's XVI. schrieb er an Körner, „ihn ekle vor diesen feilen Schindersknechten"; später brachte ihn ihr Vandalismus bei der Behandlung der griechischen Kunstwerke auf (man vergleiche das Gedicht „Die Antiken zu Paris", Werke, I. 1. S. 197). Den Gegensatz des französischen und des deutschen Geistes stellt er schön in dem Entwurfe zu einem Gedicht für die beabsichtigte Feier des Jahrhundertwechsels zu Weimar dar (Goedeke, krit. Ausg., XI. S. 413): „Nicht aus dem Schooß der Verderbniß, nicht am feilen Hof der Könige schöpft sich der Deutsche eine trostlose Philosophie des Eigennutzes, einen traurigen Materialism, nicht da, wo die Meinung Tugend präget, wo der Witz die Wahrheit wäget. Nicht Redner sind seine Weisen. — Darum blieb ihm das Heilige heilig."

46.

Die Herzogin von Zelle
oder
Der Graf von Königsmark.

An demselben Tage, an welchem Schiller wahrscheinlich das auf der vorigen Seite erwähnte Billet an Goethe schrieb (12. Juli 1804), notirte sich Schiller in seinen Kalender: „Zur Prinzessin von Cleve mich entschlossen.“ „Sophia von Cleve“ wird sie auch einmal in dem noch vorhandenen Plane genannt, wogegen in dem Verzeichniß zu Ende des Kalenders dieses Süjet unter dem Namen „Der Graf von Königsmark“ aufgeführt ist, und zwar gleich hinter „Heinrich der Löwe“. Das Verzeichniß der Weimarischen Schauspieler (siehe unten), denen Schiller die Rollen zudachte, kann nicht vor dem 18. October 1803 entstanden sein, an welchem Tage Madame Becker in Weimar debütirte; das der Berliner Schauspieler wird erst entstanden sein, als Schiller auf seiner Berliner Reise im Mai 1804 deren Leistungen kennen gelernt hatte.

Schiller's Quelle ist nicht bekannt. Im Jahre 1735 erschien ein Buch: „Geschichte der Hertzogin von Hannover, Gemahlin Georgens des Ersten, Königes von Groß-Britannien, oder Beschreibung derer Begebenheiten dieser unglückseligen Prinzessin; ihres Gefängnisses auf dem Schlosse zu Ahlen, woselbst sie ihr Leben beschlossen; ihres geheimen Verständnusses mit dem deswegen umgebrachten Grafen von Königsmarck &c. Aus dem Französischen ins Teutsche mit Fleiß übersetzet“. Hier ist die unglückliche Geschichte der Prinzessin schon zum Liebes- und Ritterroman zugestutzt und also zum poetischen Gebrauche zurechtgelegt. Daß das französische Original von Schiller gelesen worden sei, könnte man daraus vermuthen, daß in der genannten Uebersetzung (S. 42 ff.)

das Süjet von „Elfride“ (siehe unten Nr. 49) unter dem Titel: „Geschichte von Gertraud, Tochter des Herzogs von Devon“ episodisch eingefügt ist. Näheren Aufschluß über den geschichtlichen Stoff, dessen Katastrophe die Ermordung des Grafen von Königsmark bildet, geben Vehse's „Geschichte der deutschen Höfe“, und: „Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen von Dr. Friedrich Cramer“. 2 Bände. Leipzig 1836.[1]) Auch die Gräfin Aurora von Königsmark, die Geliebte August's des Starken von Sachsen, ward in das unglückliche Schicksal ihres Bruders verflochten; denn ihre Verwendung bei dem Kurfürsten von Sachsen zu Gunsten ihres Bruders, dessen Tod sie noch nicht kannte, ward für sie der Weg zur Schande. Von einer ausführlicheren Darstellung der geschichtlichen Thatsachen sehen wir hier ab, da sich dieselben schon aus Schiller's eignen Aufzeichnungen zur Genüge ergeben. Aus dem als Quelle gemuthmaßten Roman, den wir der Kürze wegen „Herzogin von Hannover, 1735“ nennen, geben wir einige Stellen in den Anmerkungen.

---

1) Auch Archenholz' „Minerva“ vom Jahre 1802 enthält einen Aufsatz über diesen Gegenstand, den Schiller jedoch noch nicht benutzt haben kann, da er der Zeit nach später veröffentlicht wurde, als Schiller's Plan entstand.

I.[1])

Ideen zu einem Trauerspiel:

Die Herzogin von Zelle.

Aus diesem Stoff kann eine Tragödie werden, wenn der Charakter der Prinzessin vollkommen rein erhalten wird und kein Liebesverständniß zwischen ihr und Königsmark stattfindet.

Das tragische Interesse gründet sich auf die peinliche Lage der Prinzessin im Hause ihres Gemahls und am Hof ihrer Schwiegereltern. Mit einem Herzen, welches Liebe fordert, und im Hause ihrer Eltern einer zärtlichen Behandlung gewohnt, ist sie an den Hof zu Hannover unter Menschen gekommen, welche für nichts Sinn haben als für ihre Fürstlichkeit und für die Vergrößerung ihres Hauses. Als die Tochter einer bloßen Adeligen (denn ihre Mutter war nicht fürstlichen Geblüts) wird sie an dem stolzen Hof zu Hannover mit Verachtung angesehen. Ihr Gemahl hat sie nicht selbst, viel weniger aus Liebe gewählt; blos um die Erbschaft des Herzogthums Zelle sich nicht entgehen zu lassen, hat die Kurfürstin ihre Abneigung gegen ein solches Mißbündniß überwunden und die Prinzessin ihrem Sohn zur Gemahlin gegeben. Für ihre Person ist sie also unwillkommen in diesem Fürstenhaus, ihrem Gemahle, der sie nicht gewählt hat, und der schon in der Gewalt einer Mätresse ist, ist sie gleichgiltig und wird ihm bald durch ihre Empfindlichkeit lästig.

Die Prinzessin ist in einer Lage, worin Viele ihres Standes sich befinden. Es blieb ihr also Eins von diesen Beiden zu thun:

Entweder sich mit Klugheit der Verhältnisse Meister zu machen, in denen sie einmal ist, und folglich jene Menschen nach ihrer Weise zu beherrschen,

Oder, wenn sie dazu nicht den Charakter hatte, sich mit der

---

1) Die hier S. 290—304 folgenden Vorarbeiten, Entwürfe und Fragmente sind zuerst 1867 von Schiller's Tochter veröffentlicht worden in dem mehrerwähnten Buche: „Schillers dramatische Entwürfe". — A. d. H.

gewöhnlichen Passivität und Ergebung in diesen Zustand zu resigniren. Eins von Beiden würde jede gemeine Weltnatur gewählt haben; aber für das Erste denkt sie zu stolz und zu edel, und für das Zweite ist sie zu lebhaft. Sie hat im väterlichen Haus die Behandlung eines geliebten einzigen Kindes erfahren, sie ist sich ihrer Vorzüge bewußt, und die Vernachlässigung, die sie erfährt, kränkt sie aufs Tiefste. Und eben weil sie eine edle Natur ist, so verschmäht sie es, sich zu der Armseligkeit der Menschen, mit denen sie zu thun hat, herabzulassen; sie pocht auf ihr Recht, sie hüllt sich blos in ihre Unschuld und natürliche Würde, wofür Jene keinen Sinn haben. Ihr lebhafter Verstand läßt ihr die Gemeinheit um sich herum lebhaft fühlen, und sie schont sie nicht; dadurch aber bringt sie nur Haß und Erbitterung hervor.

— — — — — — — — — — — — — —

Sophie ist eine edle Natur, in gemeine, kleinliche, herzlose Verhältnisse geworfen. Sie würde das Glück eines edeln Mannes gemacht haben; aber das Schicksal hat sie zur Gattin eines gemeinen Alltagsmenschen gemacht, der für ihren Werth keinen Sinn hat, der in den Schlingen einer schlechten Person ist, dem jede schöne freie Menschlichkeit fremd ist.

— — — — — — — — — — — — — —

Ihr erster Gedanke ist, da sie es an dem Hof zu Hannover nicht mehr ertragen kann, sich in die Arme ihrer Eltern zu werfen.

Diese befinden sich eben auf einem Besuch zu Hannover, wo die politische Vergrößerung dieses Hauses so eben alle Gemüther beschäftigt. Denn der Kaiser hat dem Herzog die Kurwürde zugesagt, und in England hat man die Herzogin von Hannover zur Succession in diesem Königreich berufen. Beide Ereignisse werden als höchst erfreulich gefeiert, und ein glänzendes Hoffest ist deshalb veranstaltet. Aber selbst dieses fröhliche Familienereigniß führt eine Kränkung der Prinzessin herbei. Denn die Herzogin von Hannover, ganz von königlichen Hoffnungen trunken, macht ihr ein Verbrechen aus ihrer Gleichgiltigkeit und läßt ihr fühlen, daß sie sie des sie erwartenden Glücks für unwürdig halte, und wirft einen beleidigenden Seitenblick auf ihre Geburt. Sophia fühlt bei dieser öffentlichen Freude nur ihr häusliches Unglück; denn eben jetzt ist ihr von ihrem Gemahl und seiner Mätresse eine empfindliche Kränkung widerfahren.

Eben jetzt also, wo ihr die schönsten Hoffnungen zu blühen scheinen, wo das Haus Hannover dem höchsten Glanz entgegengeht, überrascht sie ihre Eltern mit der unerwarteten Bitte, sie wieder bei sich aufzunehmen. Dieser Widerspruch ihres Zustan-

des mit dem öffentlichen giebt eine tragische Situation: verlassen will sie dieses Haus gerade in dem Momente, wo es das höchste Glück scheint, ihm anzugehören, und ohne daß sie für Glanz und Größe unempfindlich wäre.

Ihrem Vater thut sie zuerst dieses Geständniß, und wie sie ihn unbeweglich findet, dann bestürmt sie das mütterliche Herz.

Aber ihre Mutter hat sich vergebens ihrer bei dem Vater angenommen. Der Herzog von Zelle steht unter der höhern Influenz der Kurfürstin und ist selbst gegen seine Gemahlin diesmal streng und hart. Mutter und Tochter vermischen ihre Thränen, und die Prinzessin muß ihre Eltern abreisen sehen.

Wenn diese weg sind und die Feinde der Prinzessin über sie zu triumphiren glauben, so rafft sie sich zu einem edeln Entschluß zusammen. Sie will ihren Gemahl zurückführen, sie will ihn gewinnen oder doch von seinem Unrecht überzeugen. In dieser Absicht sucht sie ihn auf und sucht sich ihm zu nähern. Sie schmückt sich, um ihre Schönheit geltend zu machen, um ihre Nebenbuhlerinnen zu verdunkeln, um seine Eitelkeit zu reizen. Auch trägt sie wirklich einen Triumph davon und ist nahe daran, seine Neigung zu erobern.

Königsmark wird von dem Liebespfeil getroffen, der auf ihren Gemahl gerichtet war.

Der Triumph der Prinzessin macht ihre Feindinnen nur desto erbitterter gegen sie. Sie bringen den Kurprinzen dahin, daß er seine Gemahlin empfindlich beleidigt, und gerade in dem Moment, wo sie sich ihm aufrichtig nähern wollte. Ihr Herz wendet sich nun ganz entschieden von ihm ab.

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Die Handlung besteht also darin, daß die Prinzessin, mit einer lebhaften Natur und zur duldenden Resignation weniger fähig, anfangs 1) gegen ein drückendes Verhältniß strebt, und da sie umsonst versucht, einen lieblosen Gemahl zurückzuführen, weil er, selbst gemein, zum Gemeinen hingezogen wird, da sie gerade durch ihren Widerstand dagegen ihr Verhältniß nur mehr verschlimmert, 2) es zu zerreißen und in die väterlichen Arme zurückzukehren sucht, welches wieder mißlingt und durch die Maßregeln kleinlicher Politik vereitelt wird, so daß sie 3) einen gewaltsamen Entschluß ergreift.

(Ihr Unglück und ihr Fehler ist, sich entweder nicht mit ge-

meiner Klugheit der Verhältnisse Meister machen, oder nicht mit gemeiner Passivität und Ergebung darein schicken zu können.

Eins von Beiden würde jede gemeine Weltnatur gewählt haben; aber ihr Gemüth ist nicht von dieser Art. Sie hat im väterlichen Haus die Behandlung eines geliebten einzigen Kindes erfahren, sie war die Liebe der Menschen,

— — — — — — — — — —

Kurz, sowol ihre schöne edle Natur widerstrebt diesem Zustand, als auch ihre verzeihliche Eigenliebe und ihr Stolz können sich nicht leidend darein ergeben. Dazu kommt, daß eine beredte Zunge, die ihrer Hofdame und noch mehr die ihres Freundes, ihren Unwillen schüren.

Sie muß aber auch etwas zu erleiden haben, was sich schwer ertragen läßt.)

— — — — — — — — — — — —

Der Fürstenstolz des Kurprinzen kehrt sich auch einmal gegen seine Mätresse, und er sagt ihr einige harte Dinge, indem er sie neben seiner Gemahlin herabsetzt. (Indem die Mätresse des Kurprinzen von ihm beleidigt ist, ist die Buhlerin des Kurfürsten von dem Königsmark beleidigt worden. — Davon, daß beide Schwestern sich in Vater und Sohn theilen, ist auszugehen. Sie werden dadurch unüberwindlich.)

Aber er kann sich darum doch aus dem Netz der Buhlerin nicht loswickeln, weil sie seine ganze Schwäche kennt und zu benutzen weiß. Sein beharrlicher Charakter ist für sie blos die augenblickliche edle Anwandlung gegen sie. Hingegen ist bei der Prinzessin der beharrliche Charakter edel und nur die augenblickliche Anwandlung zuweilen weibliche und menschliche Schwäche.

Interessant ist die anfangende Neigung des Prinzen zu seiner Gemahlin, von der sie nichts ahnet. Er verliert das schöne Glück, dessen er nicht werth ist, und fällt zu der Buhlerin zurück, was er werth ist.

Die Katastrophe muß das Gefühl des **Unherstellbaren** geben. Entschiedene Verachtung der Prinzessin gegen ihren Gemahl. (Er hat eine Krone gewonnen, aber er hat ein edles Herz verloren. „Entweder bin ich seiner nicht werth, oder er nicht meiner.")

— — — — — — — — — —

II.

Die Prinzessin von Zelle.

Der Herzog von Hannover.	Ernst August.
Der Erbprinz.	Georg.
Die Herzogin von Hannover.	Sophia.
Die Erbprinzessin.	Sophia Dorothea.
Der Herzog von Zelle.	Georg Wilhelm.
Die Herzogin von Zelle.	Madame d'Olbreuse.

Der Graf von Königsmark.
Der Graf von Platen.
Die Gräfin von Platen.
Die Baronesse von Moltke.
Die Gräfin von Wick.
(Gräfin Platen und Kurfürst.
Kurfürstin und Herzog.
Herzog und Herzogin.
Kurprinz und Gräfin Platen.

Scenen der Kurprinzeß

1) mit dem Kurprinzen *
2) mit der Kurfürstin *
3) mit ihrem Vater *
4) mit ihrer Mutter *
5) mit Königsmark *
6) mit demselben
7) mit demselben *
8) mit der Baronesse
9) mit derselben
10) mit Graf Platen *
11) mit dem Kurfürsten
12)

Scenen Königsmark's

1) mit der Gräfin Platen
2) mit dem Kurprinzen
3) mit der Baroneß
4)
5) 6) 7) mit der Prinzessin.)

III.

Nachricht von der Eröffnung der englischen Thronfolge macht das Haus Hannover schwindeln.

Versuch der Prinzessin, ihren Gemahl zu gewinnen, schlägt fehl.

Eine zweite Hoffnung bleibt ihr, sich von ihm zu trennen und ihren Eltern in die Arme zu werfen; schlägt fehl.

Ihre letzte Ressource ist endlich, mit Hilfe des Grafen von Königsmark in ein Kloster in ***[1]) zu fliehen; schlägt auch fehl, weil sie in ihn, als ihren einzigen Freund, gezwungen ist, ein Mißtrauen zu setzen. Aber nicht genug, daß sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht sieht; dieser Schritt, den sie in aller Unschuld gegen Königsmark gethan, stellt sie dem Schein der Schuld bloß und führt einen unglückseligen Eclat herbei, der ihren Ruf vor der Welt zu Grund richtet.

(Sie ist also ganz hilflos, und ihr Schicksal wird vollends tragisch, daß das Mittel, welches sie zu ihrer Rettung erwählt, zu ihrem Untergang ausschlägt.)

Sophia von Cleve, eine edle Natur, ist eigennützigen Absichten zu Gefallen mit einem herzlosen Fürsten und einer stolzen, seelenlosen Fürstenfamilie zusammengeknüpft worden, wo man sie ganz verkennt, geringschätzt und unerträglich vernachlässigt. Um ihre Erbschaft, das Herzogthum Zelle, nicht um ihre Person war es zu thun; man sieht auf sie als auf eine Rotürière herunter und möchte

---

1) Herzogin von Hannover, 1735, S. 91 f.: „Tages nach ihrer Ankunft allda fanden sich zween Staats-Secretarien bei ihr ein, die sie befragen mußten, ob sie nicht zur Beschimpfung des Churfürstens und des Herzogs Willens gewesen, nebst Königsmarcken nach Frankreich zu fliehen, und ob sie nicht mit Diesem eine strafbare Gemeinschaft gepflogen hätte. Die Prinzessin antwortete hierauf, wie es zwar an dem wäre, daß sie, da ihr die Begegnung ihres Gemahls nicht länger erträglich gefallen, den Schluß gefasset, nach Frankreich in ein Kloster zu gehen, und daß sie Königsmarck auf der Reise hätte begleiten sollen, weil sie sonst keinen Menschen gewußt, dem sie sich desfalls vertrauen gekonnt; was aber die Gemeinschaft mit ihm, deren man sie bezüchtigen wollte, anbeträfe, so nehme sie Gott zum Zeugen ihrer Unschuld." — A. d. H.

sich ihrer lieber gar schämen, da man auf seinen alten Fürstenadel dummstolz ist und königliche Hoffnung auf die englische Krone richtet, welche gerade in dem Moment der Handlung ratificirt worden.

Von den Hauptpersonen verachtet, sieht sie sich verlassen von den Höflingen und insultirt von den frechen Buhlerinnen ihres Gemahls und ihres Schwiegervaters. Sie kennt ihre Pflichten, und ob sie gleich ihren Gemahl nicht aus Liebe wählte, so ist es ihr doch ein Ernst, ihm zu leben und den Namen seiner Gattin im ganzen Umfang zu verdienen.

Die rührende Situation ist, daß sie sich mit einem gewissen Feuer von Vertrauen und Freundschaft an den Grafen Königsmark anschließt, der sie liebt und ihrer nicht werth ist — daß sie, in größter Unschuld, sich dem schwersten Verdacht mit ihm aussetzt und der unwiderleglichste Anschein von Schuld auf sie fällt, indem sie rein ist wie die Unschuld.

(Nach der Mißhandlung, die sie von dem Kurprinz erfahren, ist ihr Herz ganz von ihm abgewendet. Aber gerade jetzt fängt das seinige an, sich ihr zuzuwenden. Die Scham, das Mitleid, die Reue thun diese Wirkung. Doch da sie weit entfernt ist, dies zu ahnen, so benutzt sie diesen Moment nicht, und ihre Feindinnen haben Zeit, ihn fruchtlos zu machen. — Auch die junge Prinzeß kann dazu dienen, den Vater zu rühren.)

Den Kurprinz incommodiren ihre Ansprüche auf sein Herz. Er meint, sie habe genug, daß sie seine Hand und seine Würde besitze. Er hat sie ohne Neigung geheirathet.

Nachher aber wirft er sich doch sein hartes Betragen vor und glaubt ihr zu viel gethan zu haben. Diese Stimmung ist ihren Feinden, der Familie Platen, gefährlich, und sie müssen Alles anwenden, um eine Versöhnung unmöglich zu machen. Jetzt bedienen sie sich des Motivs der Eifersucht; denn da er anfängt, eine gewisse Neigung für die Prinzessin zu fühlen, so ist er auch der Eifersucht desto fähiger.

Wehmuth der Prinzessin, wenn sie ihre Eltern fortreisen sieht.

Jetzt ist sie ganz ihren Feinden preisgegeben und muß ihren Hohn, ihren Triumph erfahren.

(Mätresse des Prinzen Georg ist weniger thätig; nicht sie ist's, welche von der Prinzessin am Meisten gehaßt wird. — Prinz Georg ist abwesend, wenn K. ermordet wird.)

Erst nach der Abreise ihrer Eltern hat sie den Auftritt mit ihrem Gemahl. Sie will noch einen Versuch machen, ihn zu gewinnen; aber sie wählt einen bösen Augenblick.

(Eine Scene, wo Jemand versteckt ist und anhört, was ein Andrer sagt.

Eine Scene, zu welcher Jemand kommt und die letzten Worte hört.

Ein Zweikampf.

In Hannover ist um diese Zeit eine Conspiration.[1])

Hannover ist noch kein Kurfürstenthum.

Merkmale eines ungnädigen Empfanges.

Kann und darf eine Nebenhandlung eingemischt werden, und wenn dieses ist, soll sich die Haupthandlung zu ihr groß oder klein verhalten?

— — — — — — — — — — — — — —

Königsmark kommt erst im Verlauf des Stücks zu der Handlung hinzu und bleibt dann bis zu seinem Tod.

Prinz Georg ist anfangs da und zuletzt abwesend.

Ganz am Schluß, nach Königsmark's Tod, kommt er zurück.)

Prinzessin hat einen großen Scrupel über die nächtliche Zusammenkunft, die sie dem Königsmark bewilligt.

Geschichte mit dem nachgemachten Billet. NB.

Königsmark will die Prinzessin bewegen, noch in der näm-

---

1) Herzogin von Hannover, 1735, S. 75 ff.: „Die damals an dem Hannoverischen Hofe entstandenen Verwirrungen erleichterten ihr den Weg dazu, um wegen eines solchen Fürhabens desto freier ein und die andere Maß-Reguln bei sich selbst zu nehmen; denn Prinz George hatte damals wegen des Streits mit seinem Bruder, dem Prinzen Maximilian von Hannover, viel zu viel zu schaffen, als daß er sich sonderlich sehr um sie hätte bekümmern können. Es herrschte unter diesen beiden Prinzen und Brüdern eine tödtliche Feindschaft, und die Anhänger des Prinzen Maximilian's wünschten, daß der Chur-Fürst seine Länder unter solche seine Söhne theilen möchte. Jedoch das Glücke des Prinzen Georgens, durch die Gräfin von Platen, Maitresse seines Vaters, unterstützet, überwog des Prinzen Maximilian's seines, und Dieser, da er seine Hoffnung verloren sahe, ließ sich durch seine Lebhaftigkeit und Ehrbegierde so weit treiben, daß er durch List und Gewalt zu erhalten versuchte, was er durch das Recht seiner Geburt nicht erlangen konnte. — Er machte hierzu den Anfang, indem er viel fürnehme Herren aus dem Herzogthum Zell, die mit der Regierung nicht zum Besten zufrieden waren, auf seine Seite zog. Folgends schickte er **einen** seiner Vertrautesten nach Wien, bei dem Kaiser anzuhalten, daß er ihn als Erben des Herzogs von Zell erklären möchte, unter dem Fürwande, daß die Staaten von Hannover und Zell niemals von e i n e m Haupte zugleich regiert worden wären." — Im Folgenden wird noch erzählt, daß er einen Vertrauten, Herrn von Kolm, an den Papst sandte, mit dem Versprechen, Katholik zu werden, falls ihm dieser die Succession in Zelle verschaffte. Die Unterhandlungen hatten für ihn einen günstigen Fortgang; aber bei seiner Rückkehr wurde Kolm festgenommen und enthauptet. — A. d. H.

lichen Nacht sich zu flüchten. Seine heftige Leidenschaft schreckt sie, und die Binde fällt ihr von den Augen.[1])

Damit die Geschichte rasch zu einer Katastrophe sich abrolle, muß gleich anfangs ein lebhafter Stoß hineingebracht werden, es muß Alles gleich so anfangen, daß eine Krise erwartet wird.

Gleich die erste Scene muß leidenschaftlich und entweder selbst That oder doch unmittelbare Wirkung davon sein.

Das schlimme Verhältniß der Ehegatten exponirt sich schnell; aber zugleich müssen sich mehrere andre Verhältnisse exponiren, daß man in ein rasches und reiches Leben sogleich versetzt wird.

Politische Vergrößerungsplane (die Kurfürstenwürde und die englische Succession) der einen Partei und auf der andern der Familienverdruß. Kurfürstin hat beide sur le bras.

(Die Kurfürstin hat noch anderen Kummer.)

Sind die Eltern aus Zelle schon in Hannover, oder kommen sie erst an während des Stücks?

Indem die Hannöverischen ihr Haus zu erheben beschäftigt sind, strebt die Prinzessin hinweg, weil sie es nicht mehr darin ertragen kann. Die Eltern aus Zelle, besonders der Vater, freuen sich der künftigen Erhebung ihrer Tochter, und zu ihrem Erstaunen und Schmerz will sie ins väterliche Haus zurück.

Prinzessin will anfangs ihren Eltern nicht die Confidence machen, sondern ihren Verdruß allein tragen; aber es wird zu arg, und ihre Empfindlichkeit ist stärker als ihr Entschluß zu schweigen. Noch in Anwesenheit der Eltern erfährt sie eine ihr unerträgliche Begegnung.

---

1) Herzogin von Hannover, 1735, S. 81: „So heftig aber auch die Prinzessin verlangend war, zu wissen, ob zu ihrer Flucht Alles veranstaltet wäre, so getraute sie sich doch nicht, an diesem Orte, wo so Vieler Augen auf sie Acht hatten, den Grafen darum zu fragen, sondern sie trug der Fräulein von Molck auf, ihm zu sagen, daß er um Mitternacht zu ihr kommen und ihr von seinen Verrichtungen Bericht abstatten möchte. — Königsmarck ermangelte nicht, sothanem Befehle zu gehorsamen, und nachdem er die Prinzessin von allen Umständen unterrichtet hatte, so bestimmte sie ihre Abreise auf den folgenden Tag; er aber drang in sie, keine Stunde länger zu säumen. Denn er stellte ihr für, wie ihnen jetzo Alles geneigt schiene, der Prinz Georg wäre abwesend, die Gräfin unpaß, und der Chur-Fürst viel zu sehr um sie bekümmert, als daß er an sonst etwas dächte, welches Alles aber sich in einem Tage ändern könnte, zu geschweigen, daß er nicht wüßte, was er von der ihm durch den Chur-Fürsten widerfahrnen so unfreundlichen Bewillkommung urtheilen sollte; daher man dem vielleicht obhandenen Ungewitter unverzüglich, und ehe es ausbräche, entgehen müßte; endlich könnte er ihr nicht verhalten, daß, so wenig von Furcht er sonst jederzeit empfunden, er jedoch jetzo ihrentwegen, da er sie in Gefahr sähe, die äußerste Bangigkeit bei sich verspürte; also bäte er sie um des Himmels willen, daß sie doch stracks in diesem Augenblicke mit ihm von dannen eilen möchte. — Gleichwohl war die Prinzessin durch alles dieses Zureden nicht zu bewegen, ihren Fürsatz zu ändern.“ — A. d. H.

(Warum kann sie es nicht mehr ertragen? Wegen
1) der Kälte ihres Gemahls,
2) der Impertinenz der Buhlerinnen,
3) der stolzen Zurückhaltung der Kurfürstin.
4) Die Gräfin Platen bietet der Prinzessin etwas ganz Unerträgliches.)

— — — — — — — — — — — — — —

Königsmark's erster Auftritt muß aufs Höchste prägnant und dramatisch sein. Er ist eine chevalereske, großmüthige und feurige Natur, der sich aber doch zu sehr in seiner Rolle gefällt, und der zum bloßen Freund und Helden zu zärtlich, auch zu eitel ist. (Unfähigkeit des Ritters, seine Freundin durch Muth zu befreien.)

Er tritt später in die Handlung ein, wenn die Eltern aus Zelle schon weg sind, wenn die Prinzeß schon den vergeblichen Versuch auf ihren Gemahl gemacht hat, kurz, wenn sie das höchste Bedürfniß eines Freundes empfindet.

Prinzeß zeigt das muthige Streben eines freien Charakters gegen Bornirtheit und Gemeinheit.

(Stationen also sind:
1. der Vater,
2. die Mutter,
3. der Prinz,
4. der Herzog,
5. die Herzogin,
6. die Mätresse,
7. Königsmark.)

— — — — — — — — — — — — — —

Prinzessin stellt dar eine edle Natur, welche gemeinen Verhältnissen und Absichten aufgeopfert worden, sich mit allen Waffen der Unschuld und Natur dagegen vergebens wehrt, und

— — — — — — — — — — — — — —

Vorzüglich ist auf eine dramatischere Katastrophe und einen ächt tragischen Ausgang zu denken, wo Unglück und Größe vereinigt sind. Die schlechten Menschen triumphiren; aber Unschuld und Seelenadel bleiben doch ein absolutes Gut. Das Edle siegt, auch unterliegend, über das Gemeine und Schlechte.

Die höchste Verlassenheit und Einsamkeit der Prinzessin, die nun nichts mehr hat als das Bewußtsein ihrer Unschuld und die Würde der Tugend.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Kurfürstin erscheint der Prinzessin in einem Augenblick als eine hilfreiche Freundin, wo sie sich ganz verlassen sah. Sie

irrt sich aber, wenn sie etwas von dem Herzen der Kurfürstin hofft, die nur für die Verhältnisse handelt. Auch diese Täuschung ist tragisch.

Unter diesen Umständen ist Königsmark für die Prinzessin eine sehr gewünschte Erscheinung. Sie kannte ihn schon an ihres Vaters Hof; es ist ein freundschaftliches Vertrauen zwischen ihnen; sie weiß sich von ihm verstanden; sie ist seines Antheils gewiß. Deswegen erblickt sie ihn mit einem gewissen Grade von Leidenschaft. Ein solcher Freund ist es ja, der ihr längst gefehlt hat.

Ihr Entschluß steht fest, Hannover zu verlassen; alle Bande sind los, die sie halten können. Aber zur Ausführung bedarf sie eines Freundes, der Muth und Klugheit besitzt.

Königsmark findet die Prinzessin schöner als je und in einer leidenschaftlichen Bewegung. Das Feuer, mit dem sie seine Erscheinung ergreift, entzündet ihn

— — — — — — — — — — — — — —

Königsmark wird durch die Liebe an den Hof zu Hannover zurückgeführt.

Die Beleidigung, welche seiner geliebten Prinzessin von ihrem Gemahl geboten wird, reizt seine chevalereske Gesinnung; er will den Erbprinzen deswegen zur Rechenschaft ziehen. Eigenes Verhältniß des freien Edelmanns zum Fürsten. Er ist nicht hannöverischer Diener.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein Maskenball ist einzuführen, auf welchem Irrungen möglich werden. Die Prinzessin verkleidet sich auf demselben zweimal und hat mit ihrem Gemahl, ohne daß er sie kennt, eine Scene.

Gräfin Platen kommt mit Königsmark zusammen. Königsmark sucht ein Tête à tête mit der Prinzessin.

— — — — — — — — — — — — — —

Worin besteht die Beleidigung, die der Prinzessin von ihrem Gemahl und von den Mätressen widerfährt?

Es wird ihr einmal verboten, an einem gewissen Ort zu erscheinen, Jemandes Besuch anzunehmen, einen gewissen Schmuck zu tragen.

Eine Person, welche sie beschützt, wird beleidigt.

Ein unschuldiges Vergnügen wird ihr verkümmert.

Sie sieht sich deserirt

— — — — — — — — — — — — — —

Da es dieser Geschichte an einem prägnanten dramatischen Momente und überhaupt an sogenannten äußern Handlungen fehlt, so sind diese zu suchen und aus dem Stoffe herauszuwickeln.

Vor allen Dingen muß die Handlung prägnant und so beschaffen sein, daß die Erwartung in hohem Grade gespannt und bis ans Ende immer in Athem gehalten wird. Es muß eine aufbrechende Knospe sein, und Alles, was geschieht, muß sich aus dem Gegebenen nothwendig und ungezwungen entwickeln.

Daher müssen alle Partien in höchster Einheit verschlungen sein und alle bewegenden Kräfte auf einen einzigen Punkt hin drücken.

Alles steht in Correlation.

Die königliche Hoffnung und die niedrige Abkunft der Prinzessin.

Die zwei fürstliche Gattinnen, nämlich die Herzoginnen.

Die zwei Mätressen.

Der blühende Königsmark und der alte Herzog.

Der feurige Freund und der kaltsinnige brutale Gatte.

(Dramatische Scenen wären:

Der anscheinende Triumph der Prinzessin.

Ihre Scene mit dem Kurprinzen und erlittene Mißhandlung.

Vergeblicher Versuch auf das Herz ihres Vaters.

Rührende Scene mit ihrer Mutter.

Königsmark's leidenschaftliche Aufwallung.

Königsmark's letzte Scene, wo er ihr seine Liebe zeigt.

Scene nach dessen Ermordung und Arrestation der Prinzessin.

Scene des Herzogs mit der Herzogin, wo es nahe zu einem Bruch kommt.

Kurfürstin und Prinzessin erklären sich über Fürstenehen.

Erwachende Neigung des Kurprinzen zu seiner Gemahlin.

Erweckte Eifersucht desselben.

Zurückkunft des Kurprinzen.

Eine Cour oder kleinere Assemblée den Abend vorher, ehe Königsmark die geheime Zusammenkunft mit der Prinzessin hat. In dieser Gesellschaft fragen ihn ihre Augen, ob Alles zu ihrer Flucht veranstaltet.[1])

— — — — — — — — — — — — — —

Prinzessin	Jagemann †	Fleck
Königsmark	Oels	Bethmann
Kurfürstin	Teller †	Meiern
Herzogin	Becker †	Böhm
Herzog	Malcolmi	Labes

---

1) Vgl. oben S. 297 f. — A. d. H.

Erbprinz	Cordemann	Beschort
Kurfürst	Graff	Böhm.
Fr. v. Platen		
H. v. Platen	Heide †	
Fr. Moltke	Silie †	

— — — — — — — — — — — — — —

Das Haus Hannover ist im Emporstreben, es hat Hoffnung auf die Thronfolge in England, und in Deutschland geht es der Kurfürstenwürde mit starken Schritten entgegen. Dazu bedarf es aber der Vergrößerung, und es kommt doppelt darauf an, alle Besitzungen des Hauses Hannover und Zelle, welche zu trennen von Andern gearbeitet wird, zu vereinigen.

Die Herzogin betreibt die englische Succession, der Herzog, ihr Gemahl, das Kurfürstenthum.

Die Mätressen betreiben ihre Angelegenheiten, Prinz Georg jagt, und Alles ist in Bewegung, während daß die deserirte Prinzessin sich abhärmt.

Prinzessin Sophia ist aus politischen Absichten in dieses stolze Fürstenhaus hineingeworfen, dem sie gleichgiltig ist, und nur als ein nothwendiges Uebel aufgenommen worden.

(Die zurückgesetzte Gemahlin, die beleidigte Frau, die gereizte Fürstin stellen sich in der Prinzessin dar.

Gräfin Platen muß eine Ursache haben, der Prinzeß übel mitzuspielen, sie muß von ihr beleidigt sein

— — — — — — — — — — — — — —

Die Volksliebe zu der Prinzessin wird auf eine muthige und rührende Art laut bei ihrem Unglück.

Sie hat noch einen standhaften Willen in ihrem letzten Abschied, den sie durchsetzt.

(Ungewißheit über Königsmark's Schicksal. Georg's Zurückkunft nach Hannover.)

Von der Arretirung der Prinzessin an bis zum Schluß des Stücks verstreicht noch einige Zeit.

Trennung von der Baronesse; von ihrem Kind soll sie nicht mehr Abschied nehmen; Trennung von ihrer Dienerschaft, welche sie beschenkt. — Frohe Trennung von den verhaßten Mauern.[1])

---

1) Herzogin von Hannover, 1735, S. 90 f.: „Endlich kam ein Capitain von der Chur-Fürstlichen Leibgarde und kündigte ihr an, daß es nun an der Zeit sei, sich von dannen hinweg zu begeben; es war ihm auch befohlen, ihr den Tod des unglückseligen Grafen Königsmarck's zu berichten. Auf sothane Versicherung, die man ihr davon gab, konnte es nicht anders sein, als daß sie in die heftigste Gemüthsbewegung gerieth; denn bis daher hatte sie sich immer noch nicht einbilden können,

Ein Porträt, welches sie zurückläßt. Es ist von ihrer Mutter.

Wenn die That geschehen, in derselben Nacht kann der Kurprinz zurückkehren. Er ist unwillig über den Eclat der Sache; aber jene Kaltsinnigkeit und Gravität, die ihn als Mensch und Gatte Mangel an Empfindung zeigen ließ, hat nun auch wieder das Gute, daß sie ihn das Gewaltsame verabscheuen lehrt.

Doch will er seine unglückliche Gemahlin nicht mehr sehen; er willigt in ihre Einsperrung; denn er hält sie für schuldig, wenigstens einer zu großen Begünstigung des Grafen. Diesen haßt er.[1])

— — — — — — — — — — — — —

Es ist ein Charakterzug der Herzogin von Hannover, daß sie ihre Schwiegertochter verachtet und ihr doch mit einiger Zartheit begegnet.

Dieses thut sie aus Achtung gegen sich selbst, aus einer gewissen vornehmen Gesinnung, auch aus Mitleiden.

Zuweilen will auch die junge Prinzessin ein Herz zu ihr fassen; aber dann findet sie die Herzogin immer kalt und verschlossen, und ihr aufwallendes Vertrauen sinkt sogleich wieder.

Herzogin von Zelle antwortet ihrer Tochter (welche sagte, daß sie, die Herzogin, doch durch Liebe sei beglückt worden, daß ihr Mann ihr den Fürstenhut zu Füßen gelegt habe), sie sehe an ihrem Beispiel, daß Heirathen der Liebe doch nicht glücklich enden, daß sie, die Herzogin, jetzt eine ganz andere Begegnung von ihrem Gemahl erfahre — Dulden sei des Weibes Loos, es sei doppelt das Loos der Fürstentöchter.

(Charaktere also sind:

1. Die Prinzessin.
2. Der Graf.
3. Die Herzogin von Hannover.
4. Die Gräfin Platen.

---

daß es zu einer solchen Gewaltthätigkeit gekommen sein würde. Sie beehrte daher sein Andenken noch mit einigen Thränen, sich selbst seinen Tod, als ob sie wirklich mit Schuld daran gehabt, fürwerfend, und das Hannoverische Schloß ward ihr dermaßen ein Greuel, daß sie gegen ihren Führer ausbrach: „Fort, fort nur, lasset uns aus dieser unmenschlichen Wohnung eilen! Denn an was für einen Ort Ihr mich auch führen werdet, so soll er mir doch nimmer so entsetzlich fürkommen als dieser abscheuliche Palast.““ — A. d. H.

1) Ebendas., S. 88: „Prinz George säumte nicht lange, sich in Hannover wieder einzufinden, und es war derselbe anfangs nicht wohl zufrieden, daß man mit Gefangennehmung der Prinzessin und der Fräulein von Molck ein solches Aufsehen gemacht hätte; er änderte aber seine Meinung gar bald, nachdem er die von der Prinzessin an den Grafen Königsmarck geschriebenen Briefe gelesen, und billigte nicht nur Alles, was man fürgenommen, sondern war darzu bedacht, sie noch ein Härteres empfinden zu lassen." — A. d. H.

5. Der Prinz.
6. Der Herzog von Hannover.
7. Der Herzog von Zelle.
8. Die Herzogin von Zelle.
9. Graf Platen.
10. Fräulein von Moltke.
11. Prinz Max.
12. Gräfin Wick.)

47.

Monaldeschi.

Die unglückliche Geschichte des Stallmeisters der Königin Christine von Schweden, den dieselbe aus Eifersucht enthaupten ließ, setzen wir als bekannt voraus. Sie ist schon mehrmals dramatisch behandelt worden, u. A. von Heinr. Zschokke in seinem 1790 erschienenen Trauerspiele: „Graf Monaldeschi oder Männerbund und Weiberwuth.“

Bei seinem Aufenthalt in Erfurt im Jahr 1791 sah Schiller den 2. Januar dieses Schauspiel aufführen, das ihm möglicherweise Veranlassung gab, sich den Stoff in dem Verzeichniß seiner Plane zu notiren. Wir geben in der Anmerkung den Bericht eines Augenzeugen über jene Aufführung aus dessen Tagebuche. [1])

---

1) Aus dem ungedruckten Tagebuche von Beyer, Stadtvoigt zu Erfurt.

Sonntag, den 2. Januar 1791. „Abends in der Komödie — wo von der Theater-Dilettanten-Gesellschaft aufgeführt wurde — Graf Monaldeschi oder Männerbund und Weiberwuth — ein Trauerspiel in 5 Acten von Schoke (sic) . . — ein erst neulich erschienenes Stück — oder vielmehr dramatisches Ungeheuer — von Unsinn strotzend. — gleich die erste Scene verrieth den Anstrich der Dinge, die da kommen sollten. — düstre Nacht. — von Donner durchrasselt und dann und wann von Kolophoniumsblitzen erhellt. — eine Gruppe vermummter Banditen, die Mordanschläge im Schauer der düstern Nacht brüten. — Pistolenschüsse — wovon einer zu vorlaut war und der ganze Knall dem einen Banditen — Oelmann genannt — par malheur — — — — — Ausdrücke, die Einem die Haare emporsträubten — es ist die bekannte Geschichte des Stallmeisters der Königin Christine von Schweden, dem sie zu Fontainebleau aus Jalousie (weil er vermuthlich an ihren verjährten Reizen keinen Geschmack finden wollte) das Lebenslicht ausblasen ließ. — Madame Schlegel — machte die Rolle der Königin — — — — in diesem Stücke war übrigens Alles zusammengehäuft, was sonst nur in dergleichen auf Stelzen gehenden Werken einzeln anzutreffen ist — Geistererscheinungen, Sarg, Dolche — Pistolenschüsse — Kerkerwände — Kettenrasseln — Gefechte — und unsinniges Gebrülle — mit allen dergl. Tollheiten unsrer heutigen Modetragiker waren alle Scenen reichlich ausstaffirt. — Doctor Heuser war Monaldeschi —

und kann, wenn er mehrmalen so brüllt und gesticulirt, sich bald etwas im Leibe zerreißen oder eine Ruptur zuziehen. — Carl Kopp spielte die Rolle Walburg's, eines deutschen Ritters — es wurde mir fast übel, wie dieses unreife Bürschchen [Beyer schreibt Pürschgen] da hintrat und in Hercules-Attitüde Kraftphrasen auspackte. — die vor einem Orlando forioso, aber nur nicht vor ihn passend. — Die Demſ. Heinemann machte die Rolle der Kassandra von Cagliari — einer feurigen, ränkesüchtigen, funkensprühenden Italienerin — spielte aber höchst elend. — die Neumann hatte die Rolle der Malerstochter — sie spielte noch unter den Schlechten am Erträglichsten, sang auch ein Liedchen auf die Melodie — Stiller Kirchhof, Ziel der Leiden — — fast Alles in diesem Stücke ist von andern Trauerspielen gestohlen. — etwas aus Macbeth, bald aus den Räubern, Kabale und Liebe und bald aus König Lear. — ich hatt's bald satt — und sah auf die Letzt gar nicht mehr hin. — — es war übrigens ziemlich voll. — Ehes anging, hielt D. Heuser eine Rede — deren Inhalt auf den Wechsel des Jahres anspielte — der berühmte Schiller war nebst seiner Frau und Schwägerin, der Frau von Beulwitz — in der Loge des Coadjutors — wo sich auch Fräulein von Dachröden befand."

48.

Attila.

Daß Schiller die Absicht gehabt, die Geschichte des Attila zum Gegenstand eines Drama's zu machen, beruht auf einem Gerücht, welches sowol in Schiller's Freundeskreise als auch in Zeitschriften Verbreitung gefunden hatte, das aber, wie nachstehende Briefe beweisen, nichts als leere Erfindung war.

Körner an Schiller, den 27. Juli 1804: „Von Deinen Angelegenheiten in Berlin erfahre ich noch nichts weiter; aber wie ich höre, soll in Merkel's Zeitung stehen, daß Du den Attila bearbeitest und zu Michaelis damit fertig werden würdest. Das Letzte kann ich nun wol nicht glauben, auch weiß ich nicht, was Dich am Attila für ein dramatisches Süjet besonders angezogen hätte, da Du schon manche andere Plane bereit hattest."

Gries an Hufeland, Jena, den 5. October 1804: „Schillern fand ich heiter und ziemlich wohl, aber noch sehr blaß und abgefallen. Ueber den Attila, den man ihm zugeschrieben hat, war er sehr verwundert und äußerte, es sei gar kein dramatischer Stoff. Ich mochte ihm nicht sagen, daß ich den Tell auch nicht dafür halte."

Schiller an Körner, den 11. October 1804: „Der Attila ist ein abgeschmackter Einfall, der mir nie in den Sinn gekommen."

Diesen abgeschmackten Einfall hatte gleichwol Zacharias Werner, und die Kritik ist darüber einig, daß er ihn in seinem „Attila, König der Hunnen. Eine romantische Tragödie in fünf Acten" (Berlin 1808) auch in der abgeschmacktesten Weise zur Ausführung gebracht hat.

49.

Elfride.

Dieses Süjet macht in Schiller's Verzeichniß (s. S. 132) den Beschluß. Die Quelle desselben vermögen wir nicht anzugeben; denn daß es wenigstens die oben unter Nr. 46 erwähnte Erzählung nicht allein sein kann, beweist der Name Gertraud statt Elfride, der dieser Erzählung eigenthümlich ist. Am Nächsten liegt es, an Maximilian von Klinger's Drama dieses Namens vom Jahre 1782 zu denken, da es bekannt ist, welch großen Einfluß Klinger auf Schiller, wenigstens auf seine Jugenddramen, ausübte.

Schon von den Engländern ist das Süjet mehrfach dramatisch behandelt worden. So hatte sich Lessing (s. dessen Aufsatz: „Unterbrechung im Dialog" im „Theatralischen Nachlaß") notirt: „Unter den neuesten englischen Dichtern, welche ihn [den Chor] wieder einzuführen gesucht, hat besonders Mason verschiedene Versuche gemacht. Der erste war seine Elfrida, die ich habe, wie er in den vorgesetzten Briefen zugleich die Ursachen angiebt, warum er in dieser alten Manier schreiben wollen." Ebenso erwähnt er in seiner „Theatralischen Bibliothek" (IV. S. 48) einer Tragödie „Elfrid or the fair Inconstant", die Aaron Hill 1709 auf die Bühne brachte.

Im Deutschen besitzen wir von Bertuch ein Stück: „Elfriede. Trauerspiel, nach Mason bearbeitet" (Weimar 1775), welches Huber in Wien mit einigen Abänderungen 1776 neu herausgab. Bekannter ist Hermann Marggraff's Trauerspiel „Elfriede", welches 1840 im Druck erschien.

Auch für dieses Süjet giebt der glücklicherweise noch erhaltene Plan genügende Auskunft.

Elfride.[1]

Wann Ethelwold seiner Gemahlin die Entdeckung des gespielten Betrugs macht — gesetzt, daß er sie machte — so muß es in einem Moment geschehen, wo diese Eröffnung die fatalste Wirkung thut und die höchste tragische Furcht erweckt.

Der Reiz, Königin zu werden und durch Schönheit sowol als Größe alle Andre zu überstrahlen, wirkt um so mächtiger, da Elfride die Eingeschlossenheit schon müde * ist. Aller Pflichten gegen den Gemahl glaubt sie sich quitt, seines Raubes wegen. * und

Fragt sich nun, hat sie ihn geliebt, hat sie ihn nur als Mittel zu einem andern Zweck gebraucht (ohne es nämlich selbst zu wissen)?

Ist das Letztere, wo liegt denn alsdann das Tragische?

Ist sie selbst dabei geschäftig, dem König bekannt zu werden, oder auch nur aus weiblicher Eitelkeit nicht ganz ohne Antheil daran? Die Eitelkeit ist grausam und ohne Liebe.

Ethelwolf fürchtet mehr den Verlust seiner Gattin als seines Lebens. Die Eifersucht muß in ihm so heftig sein, daß sie mit der Heftigkeit seiner Leidenschaft übereinstimmt, welche nöthig war, um ihn zu dem Betrug zu verleiten.

1) Die Fragmente der „Elfride" (S. 309—314) wurden zuerst veröffentlicht in den von Schiller's Tochter herausgegebenen „Dramatischen Entwürfen", 1867, S. 111 ff. — A. d. H.

Situationen sind:

1) Wie er ihr das Geheimniß entdeckt.
2) Ihre Zusammenkunft mit dem König.
3) Seine Eifersucht und Verzweiflung.
4) Königs Ankunft auf dem Schloß.
5) Königs Leidenschaft.
6) Elfride hält es mit dem König gegen ihn.
7) Athelwold aufgeopfert.
8)
9)
10)

Elfride.

Das Tragische beruht auf Ethelwold und nicht auf der Elfride. Er wird unglücklich durch Leidenschaft und Verhängniß, sie aber folgt blos ihrer Natur. Ethelwold ist schön, jung, leidenschaftlich, glänzend und mächtig, also mußte er der einfachen, eingeschlossenen, wenig Ansprüche machenden Elfride gefallen. Er ist der erste Mann, den sie eigentlich kennt, und ihre Empfindung für ihn ist Vergnügen, aber keineswegs Liebe.

Dieser Leichtsinn, diese Selbstsucht stellen sich gleich anfangs dar; man sieht, daß die Liebe ihr nicht Alles ist, daß also die Person ihres Gemahls ihr doch gewißermaßen gleichgiltig ist, und das, was er ihr ist, sich leicht auf einen Andern übertragen läßt.

Anfangs sieht man Beide in einem scheinbar glücklichen Zustand und in völligem Einverständniß, was eine glückliche Wechselliebe scheinen kann. Elfride lebt auf dem Landsitz ihres Gemahls, in einer mäßigen Entfernung von dem königlichen Hoflager, aber in tiefster Abgeschiedenheit. Noch hat sie keine eigentlichen Wünsche außer den Besitz ihres Gemahls, aber doch ein

gewisses unbestimmtes Verlangen, den Hof zu sehen, sich auch von Andern bewundern zu lassen ihrer Schönheit wegen, sich beneiden zu lassen ihres Gemahls wegen. Dann beunruhigt sie auch diese sorgfältige Einschließung und die Aengstlichkeit ihres Gemahls, sie vom Hof entfernt zu halten, und es regt sich einige Eifersucht. Auch das Nitimur in vetitum [1]) wirkt; eben darum möchte sie ihn an den Hof begleiten, weil er es nicht wünscht.

Weil seine Besuche mit Schwierigkeit und Heimlichkeit verbunden sind, so haben sie dadurch einen gewissen Reiz mehr und nähern sich mehr den Bewerbungen des Geliebten, mehr dem Raube als dem Besitz.

Er hat eine vertraute Person um seine Gemahlin, welche über Befolgung seiner Befehle zu wachen hat. Alter Diener.

Welche Gründe führt er ihr an wegen ihrer Entfernung vom Hoflager? Sie wird aber nicht dadurch befriedigt.

Eine junge Person ist um sie, welche ihr den Reiz des Hoflebens schildert und sie gegen ihren Gemahl aufhetzt.

Könnte sie nicht mit dem König einmal unvermuthet zusammenkommen, ohne ihn zu kennen?

Wie wird dem König Athelwold's Verrätherei entdeckt, durch Zufall oder durch Intrigue seiner Neider?

Liebe des Königs für den Athelwold ist sehr feurig und charakterisirt ihn als eine passionirte Natur. — Auch wird dadurch Athelwold's Verrätherei desto crimineller.

Elfride meldet ihrem Gemahl höchst vergnügt die angekündigte Erscheinung des Königs.

Zwei höchst leidenschaftliche Männer, davon der Eine mit dem Recht des Gatten, der Andre mit der absoluten Gewalt ausgerüstet ist, collidiren in der Liebe zu einer schönen, aber eiteln und liebelosen Frau. Sie folgt natürlich dem Glanz und der Macht des Letztern und verräth — aus bloßer Lieblosigkeit und Eitelkeit — die Pflicht und die Treue der Gattin.

So wie Elfride das Geheimniß von ihrem Gatten erfahren, ist es dem Zuschauer fast gewiß, daß sie ihn aufopfern wird.

Wenn Elfride quasi über dem Leichnam ihres Gemahls zum Thron geht, so ändert sich ihr Charakter, und ihre eigenen Diener verabscheuen sie.

---

1) „Nitimur in vetitum semper": „Wir streben immer nach dem Verbotenen". Ovid. Amores, III. 4. 17. (Büchmann, Geflügelte Worte.) — A. d. H.

Zwischen der entdeckten Verrätherei Ethelwold's und seinem Tod verstreicht eine Zeit, verläuft eine Handlung.

Es entsteht eine Hoffnung und eine Furcht.

Zwar ist es zwischen Elfride und dem König stillschweigend ausgemacht, daß Ethelwold untergehen muß. Warum? Des Königs Leidenschaft kann nicht weichen, und ihre Wünsche kann sie nicht aufgeben; Ethelwold aber kann seine Gattin nur durch den Tod aufgeben. Also muß er aus dem Wege.

Elfride, Ethelwold, Edgar stehen im Interesse vollkommen gleich. Sie hat die Schönheit, Ethelwold die Leidenschaft und den Besitz, Edgar die Leidenschaft und die Gewalt.

Edgar's Liebe für den Ethelwold.
Ethelwold's Verlegenheit.
Elfridens Leichtsinn und Untreue.
Edgar's Leidenschaft für Elfriden.
Ethelwold's Eifersucht und Qualen.
Elfridens und Edgar's Verständniß.
Ethelwold's Tod.
Elfridens Erhöhung zur Königin.
Reue des Königs und finistre Aspecten.

Ist's prämeditirter Plan oder Zufall, was den König von der Wahrheit unterrichtet?

Besser ist der Zufall als die Absicht.

Hat Ethelwold Feinde um den König, und was wirken diese bei der Sache?

Elfride war in einem Zustande der Einschränkung und Entbehrung, als Ethelwold sie zu s. Gemahlin machte. Diese Heirath war glänzend und gewinnreich für sie. Um so mehr blendet sie nun der Glanz des Thrones.

Der Graf von Devon, ihr Vater, muß, wenn er vorkommt, eine würdige Rolle spielen. Er fühlt zwar den höchsten Unwillen über Ethelwold's Verrätherei; aber seine stolze Rechtschaffenheit verabscheut ebenso sehr die Verrätherei seiner Tochter.

Elfride kann ebenso gut in die Nähe des

Königs als er in die ihrige kommen. Sie könnte z. B. aus weiblicher Legèreté und Neugier sich unbekannt dahin begeben, wo sie ihren Gemahl und den König beisammen findet. Ethelwald erblickte sie, und so entstünde eine sehr pathetische Situation durch seine Furcht; doch müßte er diesmal noch glücklich davonkommen. Die Schönheit der Elfride rührte den König auf das Lebhafteste, und so wäre die Katastrophe schon avancirt, ehe sich Ethelwald's Verrätherei entdeckte.

Ethelwold, wenn er anfangen muß, an der Liebe und Treue seiner Gemahlin zu zweifeln, wird dem Grafen Devon als seinem letzten Trost in die Arme getrieben.

? Was hindert den König, daß er den Ethelwold nicht gleich seiner Rache aufopfert, da Leidenschaft und Vortheil ihn gleich stark dazu antreiben?

a. Edgar ist kein schlimmer Fürst und zur Güte mehr geneigt als zu Ferocität.

b. Edgar liebte den Ethelwold wirklich, und in einem solchen Grade, daß er mehr Schmerz über den Verrath als Wuth wegen seines Verlustes empfindet.

c. Edgar fühlt im ersten Moment noch nicht die ganze Gewalt der Passion für Elfriden. Es fordert einige Zeit, bis diese Leidenschaft sich völlig entwickelt, und dann freilich sind ihre Folgen tödtlich.

d. Ethelwald's Demüthigung und Reue entwaffnen auch im ersten Augenblicke seinen Zorn.

50.

Racine's Britannicus.

Fragment einer Uebersetzung.

Den 14. Januar 1805 war Schiller nach einer Arbeit von 26 Tagen mit der Uebersetzung von Racine's „Phädra" fertig geworden. Noch vor der Vollendung derselben hatte sich unter den Schauspielern das Gerücht verbreitet, man habe die Rolle der Phädra nicht der Becker, sondern der Madame Unzelmann aus Berlin geben wollen, die nun aber nicht komme; und deshalb habe man so lange mit der Austheilung der Rollen gezögert (das Stück sollte zum Geburtstag der Herzogin, 30. Januar, gegeben werden). Auf Goethe's Anfrage bei Schiller, ob er etwas von dem Ursprung dieses Gerüchts wisse, antwortet Dieser (in einem undatirten Briefe, aus der zweiten Hälfte des Januar): „Da Sie selbst wissen, wie ich beim ersten Gedanken an diese Uebersetzung auf die Becker gerechnet, so daß ich wirklich vorzugsweise um ihretwillen die Phädra und nicht den Britannicus gewählt, so können Sie leicht denken, wie curios mir das herumgehende Gerede vorkommen muß."

Schiller hatte jedoch thatsächlich schon die Uebersetzung der ersten Scene des „Britannicus" entworfen.

Schiller's Tochter, Frau von Gleichen, hat diesen Entwurf 1867 veröffentlicht und scheint denselben für die begonnene Ausarbeitung der „Agrippina" (s. S. 170 ff.) gehalten zu haben, da sie ihn dem Plane der „Agrippina" ohne weitere Bemerkung angefügt hat.

Unserm nachfolgenden Abdruck fügen wir gleich den Originaltext bei, dessen Vergleichung mit Schiller's deutscher Wiedergabe interessante Gesichtspunkte bietet.

Erster Act.

Erster Auftritt.

Agrippina. Albina.

Albina.

Was muß ich sehn? Indeß daß Nero schläft,
Erwartest Du hier einsam sein Erwachen?
Die Mutter Cäsar's irret unbegleitet
an seiner Thür zu lauern
Durch den Palast und wacht an seiner Schwell'?
Augusta, geh zurück, in Dein Gemach zurück!

Agrippina.

Ich darf mich keinen
Nicht einen Augenblick entfernen von hier
Albina — Hier
Ich will ihn hier erwarten.
Entfernen — Hier erwart' ich ihn, Albina!
Der Kummer, den er auf mich häuft, giebt mir
Die Unruh, die
Giebt mir des Stoffs genug, so lang er schläft,
Soll mich beschäftigen, so lang er schläft.
Beschäftigung genug, so lang er schläft.
Was ich vorher gesagt, trifft ein, Albina!
Nero erklärt Britannicus die Fehde,
Des Zwanges ist des Zwanges müd', geliebt
Nicht mehr geliebt, er will gefürchtet sein,
Geliebt zu sein, er will sich Furcht erwerben.
Britannicus drückt seinen stolzen Geist!
Ich selbst, ich fühl' es, daß ich ihm lästig werde!

Acte premier.

Scène I.

Agrippine. Albine.

Albine.

Quoi! tandis que Néron s'abandonne au sommeil,
Faut-il que vous veniez attendre son réveil?
Qu'errant dans le palais, sans suite et sans escorte,
La mère de César veille seule à sa porte?
Madame, retournez dans votre appartement.

Agrippine.

Albine, il ne faut pas s'éloigner un moment.
Je veux l'attendre ici : les chagrins qu'il me cause
M'occuperont assez tout le temps qu'il repose.
Tout ce que j'ai prédit n'est que trop assuré;
Contre Britannicus Néron s'est déclaré.
L'impatient Néron cesse de se contraindre;
Las de se faire aimer, il veut se faire craindre.
Britannicus le gêne, Albine; et chaque jour
Je sens que je deviens importune à mon tour.

Albina.

Ihm lästig Du? die ihm das Leben gab,
Den Thron ihm gab, den er nicht hoffen konnte!
Du, die den Sohn des Claudius enterbt,
Und ihn den
Den glücklichen Domitius
Zum Reich berief? Alles, Alles spricht
Für Agrippina, und er muß Dich lieben!
Für Dich, ist er nicht schuldig, Dich zu lieben?
Er ist Dir Liebe schuldig!

Agrippina.

Er sollt' Schuldig wohl!
wenn er edel denkt!
Wohl ist er das, Albina! Alles schreibt
Ihm diese wenn er edel denkt,
Doch ist er undankbar, verdammt mich Alles.

Albina.

Er undankbar? Wie? Zeigt nicht sein Betragen,
Wie tief er seine Pflichten fühlt und kennt?
Seit dreien Jahren, daß er Rom beherrscht,
Was hat er nicht geäußert und gethan,
Das einen großen Kaiser nicht verspräche?
Seit diesen drei
In den drei Jahren, daß er Rom beherrscht, sah Rom
Seitdem er herrscht,
Die alte Zeit der Consuln wiederkehren!
Er herrscht so väterlich, Nero
Denn wie ein Vater herrschet er! Ein Jüngling zeigt er,
Zeigt er mit der August geendet!
Als Jüngling

Agrippina.

Ich will nicht blind sein gegen sein Verdienst,
Wohl fängt er an, so wie August geendet,
Verleihn die Götter, daß die Zukunft nicht
Die glückliche Vergangenheit zerstöre,
Daß er nicht ende, wie August begann!
verbirgt er sich
Umsonst hüllt er sich ein, in seinen Zügen

Albine.

Quoi ! vous à qui Néron doit le jour qu'il respire,
Qui l'avez appelé de si loin à l'empire?
Vous qui, deshéritant le fils de Claudius,
Avez nommé César l'heureux Domitius?
Tout lui parle, madame, en faveur d'Agrippine:
Il vous doit son amour.

Agrippine.

Il me le doit, Albine:
Tout, s'il est généreux, lui prescrit cette loi;
Mais tout, s'il est ingrat, lui parle contre moi.

Albine.

S'il est ingrat, madame? Ah! toute sa conduite
Marque dans son devoir une âme trop instruite,
Depuis trois ans entiers, qu'a-t-il dit, qu'a-t-il fait
Qui ne promette à Rome un empereur parfait?
Rome, depuis trois ans par ses soins gouvernée,
Au temps de ses consuls croit être retournée.
Il la gouverne en père. Enfin, Néron naissant
A toutes les vertus d'Auguste vieillissant.

Agrippine.

Non, non, mon intérêt ne me rend point injuste.
Il commence, il est vrai, par où finit Auguste,
Mais crains que, l'avenir détruisant le passé,
Il ne finisse ainsi qu'Auguste a commencé.
Il se déguise en vain: je lis sur son visage

Les' ich den Stolz, den wilden düstern Sinn.
O Domitier! Und mit
Dem Stolz, den er aus ihrem Blut geschöpft,
Paart er den ganzen Hochsinn der Neronen,
Den er an meinen Brüsten eingesogen.
Stets glücklich ist der Anfang der Tyrannen;
Auch Cajus war zuerst die Freude Rom's,
in
Eh er zu seinem Schrecken sich verwandelt.
Eh er die
Und kümmert's mich, ob Nero längre Zeit
Sich selbst getreu der Welt ein Muster gebe
Tugend gebe?
Gab ich das Steuer Rom's in seine Hand
Daß er dem Volk und dem Senat
Es nach des Volks und des Senats zu lenken
Zu lenken? Sei er Vater seine
Doch
will er's so
Sei er des Landes Vater, wenn er will,
Doch denk' er etwas mehr daran,
Gefällt's ihm so, doch denk' er etwas mehr
Daß Agrippina seine Mutter.
— Mit welchem Namen aber nennen wir
Die Frevelthat, die dieser Tag beleuchtet?
wer wüßt' es nicht, daß Junia
Er weiß, denn aller Welt ist es bekannt,
Geliebt wird von Britannicus — Das
Und dieser Nero, den die Tugend leitet,
Läßt Junien in dieser Nacht entführen!
Was soll das? Ist's die Liebe? Ist's der Haß,
Der ihn beseelt? Ist's blos die Freude, sie
Zu quälen? Oder straft er sie darum
Wie, oder straft er weil ich sie schütze,
Sie weil ich sie schütze?

Albina.

Du schützest sie, Augusta?

Agrippina.

Vollende nicht, Albina!
Wohl weiß ich's, daß ich selbst sie untergrub,

Des fiers Domitius l'humeur triste et sauvage:
Il mêle avec l'orgueil qu'il a pris dans leur sang
La fierté des Nérons qu'il puisa dans mon flanc.
Toujours la tyrannie a d'heureuses prémices:
De Rome, pour un temps, Caïus fut les délices;
Mais, sa feinte bonté se tournant en fureur
Les délices de Rome en devinrent l'horreur,
Que m'importe, après tout, que Néron plus fidèle
D'une longue vertu laisse un jour le modèle:
Ai-je mis dans sa main le timon de l'état
Pour le conduire au gré du peuple et du sénat?
Ah! que de la patrie il soit, s'il veut, le père:
Mais qu'il songe un peu plus qu'Agrippine est sa mère.
De quel nom cependant pouvons-nous appeler
L'attentat que le jour vient de nous révéler?
Il sait, car leur amour ne peut être ignorée,
Que de Britannicus Junie est adorée:
Et ce même Néron, que la vertu conduit,
Fait enlever Junie au milieu de la nuit!
Que veut-il? Est-ce haine, est-ce amour qui l'inspire?
Cherche-t-il seulement le plaisir de leur nuire!
Ou plutôt n'est-ce point que sa malignité
Punit sur eux l'appui que je leur ai prêté?

Albine.

Vous leur appui, madame?

Agrippine.

Arrête, chère Albine!
Je sais que j'ai moi seule avancé leur ruine;

Daß von dem Thron, auf den Geburt ihn rief,
Britannicus durch mich verdränget ward,
Durch mich Silan, der Bruder Juniens,
Dem Claudius die Herrschaft zugedacht, Silan,
Silan, der
Die Hand Octaviens verlustig ging
Octaviens Hand und

Nero genießt die Frucht von diesem Allem,
Und ich, zum Lohn dafür, muß zwischen ihn
Und Jene treten,

Zum Gegendienste
Auf daß Britannicus einst zwischen mir
Und meinem Sohn das Gleiche mir erzeige!

Albina.

Welch ein

Agrippina.

Mein Hafen in dem Sturm.
Hält dies ihn nicht, ist Nero mir verloren!

Albina.

S   gegen Deinen Sohn?

Agrippina.

Er fürchte mich, damit ich ihn nicht fürchte.

Albina.

Dich schreckt vielleicht
Doch ist Dir Nero nicht mehr, was er soll,
So ist dies ein Geheimniß zwischen Dir
Und Cäsarn und verlautet nicht zu uns.
Was Rom an neuen Würden ihm verleiht,
Mit seiner Mutter eilt er es zu theilen.
Nichts
Dein Name ist so heilig als der seine,
Der traurigen Octavia wird kaum
Gedacht, so hoch hat Euer Ahnherr selbst,
Augustus, niemals Livien geehrt —

Que du trône, où le sang l'a dû faire monter,
Britannicus par moi s'est vu précipiter.
Par moi seule éloigné de l'hymen d'Octavie
Le frère de Junie abandonna la vie,
Silanus, sur qui Claude avait jeté les yeux,
Et qui comptait Auguste au rang de ses aïeux.
Néron jouit de tout: et moi, pour récompense,
Il faut qu'entre eux et lui je tienne la balance,
Afin que quelque jour par une même loi
Britannicus la tienne entre mon fils et moi.

Albine.

Quel dessein!

Agrippine.

Je m'assure un port dans la tempête.
Néron m'échappera, si ce frein ne l'arrête.

Albine.

Mais prendre contre un fils tant de soins superflus?

Agrippine.

Je le craindrais bientôt s'il ne me craignait plus.

Albine.

Une injuste frayeur vous alarme peut-être.
Mais si Néron pour vous n'est plus ce qu'il doit être,
Du moins son changement ne vient pas jusqu'à nous;
Et ce sont des secrets entre César et vous.
Quelques titres nouveaux que Rome lui défère,
Néron n'en reçoit point qu'il ne donne à sa mère.
Sa prodigue amitié ne se réserve rien:
Votre nom est dans Rome aussi saint que le sien;
A peine parle-t-on de la triste Octavie.
Auguste votre aïeul honora moins Livie:

Nero zuerst erlaubt, seiner Mutter
Lorbeerbekränzt die Fasces vorzutragen.
Wie kann er mehr sein kindlich Herz Dir zeigen?
Welch andres Pfand verlangst Du seiner Liebe?

Agrippina.

Der Ehrfurcht weniger, des Vertrauens mehr!
Ein Wenig mehr Vertraun, und minder Ehrfurcht!
All diese Gnaden, die er auf mich häufte,
Sie reizen nur, Albina, meinen Schmerz!
Die Ehren wachsen, und mein Ansehn sinkt!
Nein, nein, sie ist verschwunden, jene Zeit,
Da Nero, noch ein Jüngling, die Huldigungen
mir entgegen brachte
Des Hofs, der ihn vergöttert, an mich wies;
An mich des Hofes Huldigungen wies,
Der Staatsregierung sich bei mir entlud,
Da mein Befehl den Rath versammeln durfte,
Da hinter einem Vorhang ungesehn
Ich dieses Körpers mächt'ge Seele
Denn Nero, noch der Volksgunst ungewiß,
ungewiß der
War er von seiner Macht nicht berauscht!
Damals
Noch jetzt ergreift mich jenes Tages Bild,
Ein trauriger Tag! da Nero selbst zuerst
Geblendet ward von seiner Größe Glanz,
zehen
Da ihn von vielen Königen der Welt
Die Abgesandten zu verehren kamen —
den alten Platz zu an, mich neben ihn zu setzen
Ich nahte mich, den altgewohnten Platz
Auf seinen Thron! — doch welcher böse Rath
von
Sein Herz mir entwendet, weiß ich nicht —
Denn kurz
Doch, schon als er von Weitem mich ersah,
Entstellte finstrer Unmuth sein Gesicht,
Und mich ergriff das böse Zeichen schnell. gleich!
Der Undankbare! Mit verstellter Demuth
Hub er sich schnell, und mir entgegen eilend,
Mich zu umarmen, schob er listig mich

Néron devant sa mère a permis le premier,
Qu'on portât des faisceaux couronnés de laurier.
Quels effets voulez-vous de sa reconnaissance?

Agrippine.

Un peu moins de respect, et plus de confiance.
Tous ces présents, Albine, irritent mon dépit:
Je vois mes honneurs croître et tomber mon crédit.
Non, non, le temps n'est plus que Néron jeune encore
Me renvoyait les voeux d'une cour qui l'adore;
Lorsqu'il se reposait sur moi de tout l'état;
Que mon ordre au palais assemblait le sénat;
Et que derrière un voile, invisible et présente,
J'étais de ce grand corps l'âme toute-puissante.
Des volontés de Rome alors mal assuré
Néron de sa grandeur n'était point enivré.
Ce jour, ce triste jour, frappe encore ma mémoire,
Où Néron fut lui-même ébloui de sa gloire,
Quand les ambassadeurs de tant de rois divers
Vinrent le reconnaître au nom de l'univers,
Sur son trône avec lui j'allais prendre ma place;
J'ignore quel conseil prépara ma disgrâce;
Quoi qu'il en soit, Néron, d'aussi loin qu'il me vit,
Laissa sur son visage éclater son dépit,
Mon coeur même en conçut un malheureux augure.
L'ingrat, d'un faux respect colorant son injure,
Se leva par avance, et courant m'embrasser,

Vom Thron hinweg, den ich besteigen wollte.
Seit diesem Unfall neigt sich meine Macht
ihrem
Mit jedem Tage seinem Falle zu
beschleunigten Schritten
Sich täglich
Mir blieb der Schatten nur der alten Gunst,
Burrhus und Seneca!
die Welt.

Albina.

Gebieterin, wenn Du so Arges wähnst,
Warum dies Gift in Deinem Herzen nähren?
Erkläre Dich mit Cäsarn
So schnell Du kannst,

Agrippina.

Cäsar sieht ohne Zeugen mich nicht mehr
Mich
Albina! Oeffentlich! trifft mich die Reihe,
Gelang' ich zum Gehör; was er mir sagt,
Und was er nicht sagt, ist ihm vorgeschrieben.
Von zwei die er sich und mir
Zu Herren gab, ist Einer stets zugegen.
Doch meid' er meinen Anblick, wie er will
auch
Doch wie er mich vermeide, ich verfolg' ihn,
Ich dränge mich ihm auf, und
Aus seinem Frevel muß ich Vortheil ziehn.
Horch! ein Geräusch! Man öffnet — Auf der Stelle
Geh' ich
und ist
Ist's möglich, überrasch' ich sein Geheimniß.

Il m'écarta du trône où je m'allais placer;
Depuis ce coup fatal le pouvoir d'Agrippine
Vers sa chûte à grands pas chaque jour s'achemine
L'ombre seule m'en reste, et l'on n'implore plus
Que le nom de Sénèque et l'appui de Burrhus.

Albine.

Ah! si de ce soupçon votre âme est prévenue,
Pourquoi nourrissez-vous le venin qui vous tue?
Daignez avec César vous éclaircir du moins!

Agrippine.

César ne me voit plus, Albine, sans témoins.
En public, à mon heure, on me donne audience;
Sa réponse est dictée, et même son silence.
Je vois deux surveillants, ses maîtres et les miens,
Présider l'un ou l'autre à tous nos entretiens.
Mais je le poursuivrai d'autant plus qu'il m'évite:
De son désordre, Albine, il faut que je profite.
J'entends du bruit; on ouvre. Allons subitement
Lui demander raison de cet enlèvement!
Surprenons, s'il se peut, les secrets de son âme.
Mais quoi! déjà Burrhus sort de chez lui!

51.

Demetrius

oder

Die Bluthochzeit zu Moskau.

Unter letzterem Titel ist das Stück in dem Register des „Kalenders“ verzeichnet hinter den „Flibustiern“ und vor dem „Schiff“. Wir haben diesen herrlichen Torso bis zum Schlusse aufgespart, weil sich nachweisen läßt, daß wirklich über dem „Demetrius“, und zwar über dem Monolog der Marfa im zweiten Acte, dem sterbenden Dichter die Feder entsunken ist. Auch deshalb, weil an diesem Stücke sein großer Freund die Unterhaltung mit dem Dahingeschiedenen, dem Tode zum Trotz, über das Grab hinaus fortspinnen wollte.

Eine neue Welt schließt sich hier vor unsern Augen auf, die sich Schiller, wie schon vorher beim „Tell“, durch die sorgfältigsten Studien heimisch und vertraut zu machen gewußt hatte. Von den Eisbergen der Schweiz zum nördlichen Eismeer führt er uns auf dem Zaubermantel seiner dichterischen Schöpfungskraft, und in die unbezwungene Oede der nordischen Eisgefilde, an denen nach wenigen Jahren der größte Eroberer zerschellen sollte, pflanzt er, wie in die Thäler der Schweiz, ein kühnes, von Schmerz und Trübsal ungebeugtes Herz. Der Trotz, das Selbstgefühl, das Karl Moor in den böhmischen Wäldern die Kindesliebe verleugnen läßt, läßt am nordischen Eismeer Marfa den Demetrius als Kind ihrer Rache adoptiren; hier aber wie dort schlägt dasselbe Heldenherz. Aber der Dichter der Freiheit, dessen erster Held mit zwanzig Männern wie er aus Deutschland eine Republik machen wollte, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollten, hatte an einem edlen deutschen Fürstenhofe eine

behagliche Stätte gefunden, wo sein Genius in ungestörter Muße schaffen konnte, und zum Dank ließ er dem jungen Fürstenpaare Weimar's das schönste Gastgeschenk zurück, welches der aus der gebrechlichen Hülle enteilende Genius schaffen konnte, und zugleich schilderte er dem deutschen Volke, wie der Geist es ihm gezeigt hatte, das einzige Land, den einzigen Fürstenthron Europa's, die allein nicht den Nacken bogen unter dem Joche des fränkischen Eroberers, die aus den Hütten der Kosacken dem seufzenden Europa die Befreiung brachten von dem schnöden Joche der fränkischen Republikaner. In der Bluthochzeit zu Moskau schwang sich das Haus Romanow auf den russischen Thron; mit dem Brande Moskau's 1812 bewährte es sich als den Retter Europa's. Es war Schiller's Schwanengesang, und von den Vielen, die wenige Jahre nach seinem Tode der Zweck der Befreiung Europa's aus ihren Eissteppen nach seinem Grabe rief, mögen nur Wenige geahnt haben, wie herrlich Schiller das russische Volk auf der deutschen Bühne würde haben erscheinen lassen, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre. Mit diesem großen prophetischen Sinn, der ihn schon in seinem ersten Stück die französische Revolution vorahnend darstellen ließ, ist er von uns geschieden.

Die äußere Veranlassung zu der Wahl eines Stoffes aus der russischen Geschichte bot ihm die Absicht des Weimarischen Hofes, sich mit dem russischen durch eine Vermählung des Erbprinzen mit der russischen Großfürstin Maria Paulowna zu verschwägern, und die diplomatische Vermittlung, welche Schiller's Schwager, Wilhelm von Wolzogen, dabei aufgetragen wurde. — Den 25. September 1803 schrieb Körner an Schiller: „Die Artigkeit des Königs von Schweden [er hatte bei seiner Durchreise durch Weimar Schillern für seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges einen Brillantring zum Präsent gemacht] kannst Du Dir doppelt hoch anrechnen, da er anderwärts nicht sehr höflich bei seiner Durchreise gewesen ist. Zu einem andern Brillantring könntest Du leicht kommen, wenn Du dem Kaiser Alexander eine Galanterie machtest. Aber die russische Geschichte hat zwar genug gräßliche und traurige Begebenheiten, doch ich wüßte daraus keinen tragischen Stoff vorzuschlagen, besonders keinen solchen, der der Nation **zur** Ehre gereichte. Peter der Erste hat viel Interesse für die historische Darstellung, und er verdiente, in gute Hände zu kommen. Der schwächliche Halem, der ihn jetzt bearbeiten will, ist der Sache nicht gewachsen.“ Den 10. März 1804 notirte Schiller in seinen Kalender: „Mich zum Demetrius entschlossen“, und den 12. April schrieb er an Körner: „Ich gehe wieder frisch auf

eine ganz neue Arbeit los und bin in ganz guter Stimmung dafür." Den 16. Juni meldete er an Wolzogen nach Petersburg: „Daß ich die abenteuerliche Expedition des falschen Demetrius jetzt dramatisch bearbeite, hat Dir Caroline geschrieben. Es ist ein tolles Süjet, aber ich unternehme es mit großer Lust und hoffe, etwas Gutes zu leisten. Sollte Dir etwas in die Hände fallen, was darauf Bezug hat und mich dabei fördern könnte, so erinnere Dich meiner. Costümes aus jener Zeit (es ist jetzt 200 Jahre), Münzen, Prospecte von Städten und dergl. wären wol zu bekommen." Eine Krankheit unterbrach ihn im besten Arbeiten, und erst den 11. October 1804 konnte er wieder an Körner schreiben: „Nach und nach fange ich an, mich wieder zu erholen und einen Glauben an meine Genesung zu bekommen, den ich seit acht Wochen beinahe ganz verloren hatte. Auch zur Thätigkeit finden sich wieder Neigung und Kräfte, und diese, hoffe ich, wird das gute Werk vollenden; denn wenn ich mich beschäftigen kann, so ist mir wohl. — Was ich eigentlich zunächst treiben werde, weiß ich selbst noch nicht, weil ich immer noch zwischen zwei Planen [„Demetrius" und „Herzogin von Zelle"] unschlüssig schwanke und einen um den andern durchdenke, bis ich mich entscheide." Den 9. November kam die russische Erbprinzessin in Weimar an und wurde im Theater mit der „Huldigung der Künste" empfangen. Wolzogen, der sie begleitete, überbrachte Schillern von Seiten der regierenden russischen Kaiserin einen sehr kostbaren Ring; sie hatte viel Geschmack an dem „Don Karlos" gefunden, und Wolzogen hatte ihr ein Exemplar in Schiller's Namen überreicht. Den 28. November 1804 entlieh er von der Bibliothek „Adam Olearius' Moscowitische und Persianische Reisebeschreibung", die erst nach seinem Tode zurückgegeben wurde. Den 14. Januar 1805 schreibt er an Goethe, er werde die nächsten acht Tage dran wagen, ob er sich zu seinem „Demetrius" in die gehörige Stimmung setzen könne, woran er freilich zweifle. Gelinge es nicht, so werde er eine neue, halb mechanische Arbeit [wie die „Phädra"] hervorsuchen müssen. Karoline von Wolzogen berichtet in ihrem „Leben Schiller's", II. S. 259 f.: „Schon bei der Beendigung des Wilhelm Tell trug Schiller den Demetrius im Sinn; er sprach oft darüber und entwarf den Plan des Stückes und einzelne Scenen. Die Uebersetzung der Phädra unterhielt ihn in Stunden, wo er sich zu eignen Dichtungen nicht heiter genug fühlte. Wie rein er seine Dichtungssphäre von jeder äußern Beziehung erhielt, zeigt folgender kleine Zug. Die Verbindung unserer fürstlichen Familie mit dem russischen Kaiserhause war natürlich oft der Gegenstand unsrer Gespräche. „Ich hätte eine sehr passende

Gelegenheit," sagte er eines Abends, „in der Person des jungen Romanow, der eine edle Rolle im Demetrius spielt, der Kaiserfamilie viel Schönes zu sagen." Am folgenden Tage sagte er: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben."" Den 27. März 1805 schrieb er an Goethe: „Ich habe mich mit ganzem Ernst endlich an meine Arbeit angeklammert und denke nun nicht mehr so leicht zerstreut zu werden. Es hat schwer gehalten, nach so langen Pausen und unglücklichen Zwischenfällen wieder Posto zu fassen, und ich mußte mir Gewalt anthun. Jetzt aber bin ich im Zuge." Und an Körner den 25. April: „Ich bin zwar jetzt ziemlich fleißig, aber die lange Entwöhnung von der Arbeit und die noch zurückgebliebene Schwäche lassen mich doch nur langsam fortschreiben. Wenn ich Dir auch gleich meinen Gegenstand nennte, so würdest Du Dir doch keine Idee von meinem Stücke machen können, weil Alles auf die Art ankommt, wie ich den Stoff nehme, und nicht, wie er wirklich ist. Der Stoff ist historisch, und so wie ich ihn nehme, hat er volle tragische Größe und könnte in gewissem Sinne das Gegenstück zu der Jungfrau von Orleans heißen, ob er gleich in allen Theilen davon verschieden ist."

Am 1. Mai begann Schiller's letzte, tödtliche Krankheit. Der „Demetrius" beschäftigte ihn während derselben beständig, und die Unterbrechung dieser Arbeit beklagte er sehr. Am Abend des 7. phantasirte er im Schlaf und sagte einmal: „Ist das Eure Hölle, ist das Euer Himmel?" In der Nacht sprach er viel, wie sein treuer Diener, der bei ihm wachte, der Familie erzählte, meist vom „Demetrius", aus dem er Scenen recitirte.

Auch Goethe erholte sich damals gerade erst von einer gefährlichen Krankheit. „Als ich mich ermannt hatte," erzählt er in seinen „Annalen" unter dem Jahre 1805, „blickte ich nach einer entschiedenen großen Thätigkeit umher; mein erster Gedanke war, den Demetrius zu vollenden. Von dem Vorsatz an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchgesprochen: Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit sich selbst und Andern für und wider streiten, wie es zu machen wäre; er ward ebenso wenig müde, fremde Meinungen zu vernehmen, wie seine eigenen hin und her zu wenden. Und so hatte ich alle seine Stücke, vom Wallenstein an, zur Seite begleitet, meistentheils friedlich und freundlich, ob ich gleich manchmal, zuletzt wenn es zur Aufführung kam, gewisse Dinge mit Heftigkeit bestritt, wobei denn endlich Einer oder der Andere nachzugeben für gut fand. So hatte sein aus- und aufstrebender Geist auch die Darstellung des Demetrius in viel zu großer Breite gedacht; ich war Zeuge,

wie er die Exposition in einem Vorspiel bald dem Wallensteinischen, bald dem Orleanischen ähnlich ausbilden wollte, wie er nach und nach sich ins Engere zog, die Hauptmomente zusammenfaßte und hie und da zu arbeiten anfing. Indem ihn ein Ereigniß vor dem andern anzog, hatte ich beiräthig und mitthätig eingewirkt; das Stück war mir so lebendig als ihm. Nun brannt' ich vor Begierde, unsere Unterhaltung, dem Tode zu Trutz, fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins Einzelne zu bewahren und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaction eigener und fremder Stücke hier zum letzten Mal auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte. Unsere gemeinsamen Freunde hofft' ich zu verbinden; das deutsche Theater, für welches wir bisher gemeinschaftlich, er dichtend und bestimmend, ich belehrend, übend und ausführend, gearbeitet hatten, sollte, bis zur Herankunft eines frischen ähnlichen Geistes, durch seinen Abschied nicht ganz verwaist sein. Genug, aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verlust in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet; es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Todtenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte. Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet. Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte; eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Messina das Begräbniß überdauern sollte; sie wendete sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeugt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weitern Antheil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten. Wie oft mußt' ich nachher im Laufe der Zeit still bei mir lächeln, wenn theilnehmende Freunde Schiller's Monument in Weimar ver-

mißten; mich wollte fort und fort bedünken, als hätt' ich ihm und unserm Zusammensein das erfreulichste stiften können."

In demselben Jahre kündigte die Cotta'sche Buchhandlung vor dem ersten Bande von „Schillers Theater" an: „Für den letzten Theil ist Demetrius bestimmt — ein Trauerspiel, das der unsterbliche Dichter dem Plane nach ganz entworfen, wovon er aber nur die beiden ersten Aufzüge vollendet hat. Möchte der Einzige, der das Fehlende in gleichem Geiste vollenden könnte, seinem Freunde und dem Publicum diesen großen Dienst erweisen!"

Aber was Goethe sich zu leisten nicht getraute, haben bald nach Schiller's Tode kleinere Geister bis auf unsere neueste Zeit versucht. Jeder solche Versuch kann nur das schmerzliche Gefühl erneuern, daß Schiller unwiederbringlich dahin ist, und es bleibt bei dem Worte eines Recensenten: „Schiller's Torso muß Torso bleiben!" — Das schönste Denkmal setzte jedoch gleichwol Goethe im Jahre 1818 dem letzten Werke des dahingegangenen Freundes in dem „Maskenzug bei allerhöchster Anwesenheit Ihro Majestät der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna in Weimar. Den 18. December 1818".

Welche Quelle Schiller vorzugsweise benutzt hat, sind wir nicht im Stande zu bestimmen. Böttiger's Angabe in der „Minerva, Taschenbuch für 1818", S. 26: „Schiller hat bei der historischen Fassung und Vorarbeit blos diese Müller'sche Sammlung [russischer Geschichten, des 5. Bandes 1. und 2. Stück, Petersburg 1760] und die französische Compilation des Levesque vor Augen gehabt", ist nicht stichhaltig.

Wir geben in Folgendem einen Auszug aus der historischen, meisterhaften Darstellung des 1862 erschienenen Vortrages, „Der falsche Demetrius", von dem verstorbenen russischen Staatsrath und Professor Dr. Fr. Lorentz.

„Der Czar Johann IV. von Rußland hatte im Jahre 1584 zwei Söhne hinterlassen; von diesen folgte ihm auf dem Thron Feodor I.; der jüngere, damals erst zwei Jahre alte Prinz Demetrius ward nach dem Fürstensitze Uglitsch entfernt, um hier unter der Aufsicht seiner Mutter und seiner mütterlichen Verwandten erzogen zu werden. Der körperlich und geistig schwache Feodor I. überließ zuerst seinem mütterlichen Oheim Nikolaus Romanow die Regierung; nach dessen bald darauf erfolgtem Tode trat der Schwager Feodor's, Boris Godunow, an seine Stelle und wußte durch den Einfluß seiner Schwester, der Czarin Irene, sich eine solche Gewalt zu verschaffen, daß er später

Regent wurde; je höher aber die Stellung, und je unumschränkter die Macht Godunow's war, desto mehr beunruhigte und erschreckte ihn der Gedanke, daß nach Feodor's Tode der Czarewitsch Demetrius den Thron besteigen würde, und er alsdann dem Hasse der Familie Nagoi (Maria Nagoi, siebente Gemahlin Johann's IV., die Mutter des Demetrius) zum Opfer fallen werde; und um sich selbst den Besitz des Thrones zu sichern — ließ er durch Michael Bitjakowsky den Prinzen Demetrius 1591 ermorden. Der Bericht an den Czaren Feodor über die Ermordung seines Bruders ward von Godunow dahin verändert, daß der Prinz durch die Nachlässigkeit seiner Mutter in einem Anfalle von Epilepsie „sich den Hals durchschnitten habe". Eine nach Uglitsch abgeschickte Commission, um diesen Vorfall zu untersuchen, an deren Spitze Wassilij Iwanowitsch Schiusky (Schinskoj) — der später als Wassilij IV. den Czarenthron bestieg — stand, bestätigte die Lüge Godunow's, und dem Zeugniß der ganzen Stadt Uglitsch entgegen, wurde der Selbstmord des Demetrius zur offiziellen Wahrheit erhoben; die Familie Nagoi ward aufs Härteste bestraft und die Mutter des Prinzen unter dem Namen Marfa in ein Kloster am Bjelo-Oserosee gesteckt. Godunow's Schwester, die Czarin Irene, ward durch seine Vermittelung von Feodor I., der 1598 starb, zu seiner Nachfolgerin auf dem Thron ernannt; aber acht Tage nach dem Tode ihres Gemahls ging auch sie in ein Kloster. Godunow, der bisher im Namen seines Schwagers und seiner Schwester die Zügel der Regierung geführt hatte, hätte diese im eignen Namen behalten können; allein es kam ihm darauf an, durch die allgemeine Stimme der Nation auf den Thron berufen und anerkannt zu werden, er folgte daher seiner Schwester ins Kloster, um sich den Schein zu geben, als ob auch er sich von der Welt zurückziehen wolle, um das Reich und dessen Regierung seinem Schicksale zu überlassen; seine Anhänger waren aber auf seinen geheimen Antrieb desto thätiger, die seinen Wünschen entsprechende Richtung zu geben, und so gelang es ihm endlich durch Verbrechen und Heuchelei, von der Reichsversammlung feierlich zum Czaren erwählt zu werden. Das Verbrechen, durch welches er so den Thron bestiegen hatte, verursachte ihm Gewissensbisse, und als sich 1610 das Gerücht verbreitete, daß Demetrius sich noch am Leben befinde, erwachte in ihrer ganzen Stärke die Erinnerung an das unschuldige Opfer. Dieses Gerücht war die Erfindung eines jungen Mönches Gregor, des Sohnes eines verarmten Edelmanns, Jurij Otrepjew, der, als er bei dem Patriarchen Hiob als Schreiber diente, Gelegenheit hatte, mit der

Geschichte der Czarischen Familie genauer bekannt zu werden und die Entdeckung zu machen, daß er mit dem ermordeten Prinzen Demetrius Aehnlichkeit habe und durch ein wunderbares Spiel der Natur dieselben besonderen Kennzeichen an seinem Körper trage, nämlich eine Warze im Gesicht und einen kürzeren Arm als den andern; dies erzeugte in seinem feurigen und unternehmenden Kopf den Gedanken, sich für den ermordeten Prinzen auszugeben. Der Czar befahl, den Mönch in ein Kloster auf einer Insel des Weißen Meeres zu bringen und unter Aufsicht zu stellen; der Bedrohte rettete sich aber durch die Flucht und wurde auf seinen Wanderungen von der Abneigung des Volkes gegen Boris Godunow in seinem Entschlusse bestärkt, unter dem Namen Demetrius als Prätendent aufzutreten. In Polen von den Jesuiten unterstützt, kam er in die Dienste des Fürsten Wischnewezky; hier stellte er sich gefährlich krank und gab sich durch eine schriftliche Aufzeichnung für den Sohn Johann's IV., Demetrius, aus. Wischnewezky wurde noch mehr in seinem Glauben von der Wahrheit dieser Mittheilung überzeugt, als Otrepjew ihm sein kostbares Taufkreuz zeigte, das demjenigen des wahren Demetrius zum Verwechseln ähnlich war und ohne Zweifel die Jesuiten nach dem Originale hatten anfertigen lassen. Otrepjew's Anhang wurde immer größer und mächtiger, von Wischnewezky, dessen Bruder und ganz besonders von dem Woiwoden von Sendomir, Georg Mnischek auf Schloß Sambor, auf das Lebhafteste unterstützt, als dieser des Demetrius Neigung für seine Tochter Marina bemerkte; ebenso thätig waren die Jesuiten, ihm auch die Anerkennung des Königs Johann Sigismund von Polen zu verschaffen, die 1604 in Krakau erfolgte. Unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß Otrepjew sich in den Schooß der römischen Kirche aufnehmen lassen werde, ward ihm nach seinem Uebertritt zu derselben gestattet, diesen fürs Erste noch nicht zu veröffentlichen, um nicht im Voraus das russische Volk sich abgeneigt zu machen.

„Da ohne Zustimmung des Reichstages Johann Sigismund keinen Krieg gegen den Czaren unternehmen konnte und erst vor Kurzem ein zwanzigjähriger Waffenstillstand mit Rußland abgeschlossen war, blieb dem Könige nur übrig, dem Demetrius zu erlauben, in seinem Reiche Freischaaren zu werben, um mit bewaffneter Hand in Rußland einzufallen. Der Woiwode Mnischek, der seine Tochter dem Betrüger verlobte, übernahm den Oberbefehl über die Schaaren, die sich aus dem beutegierigen und kriegslustigen Adel Polens und Litthauens sammelten, und zu denen die Saporoger und die Donischen Kosacken ihr Contingent zu stellen versprachen.

Während sich in Sambor und in der Umgegend von Lemberg dieser Sturm gegen Rußland zusammenzog, hatte Boris Godunow bei einer Zusammenkunft mit der Mutter des wirklichen Demetrius die Gewißheit gewonnen, daß Derjenige, der sich für ihren Sohn ausgab, der entlaufene Mönch Grischka Otrepjew sei; er schickte deshalb dessen Oheim Smirnoi Otrepjew nach Polen, um den Betrüger zu entlarven, und den Bojaren Chruschtschew zu den Donischen Kosacken; allein beide Sendungen waren ohne Erfolg.

„Im Herbst 1604 wurde der Feldzug gegen Rußland begonnen; bevor aber Otrepjew die Grenze überschritt, mußte ein Mönch, Namens Leonid, sich dazu hergeben, die Rolle des Grischka Otrepjew zu spielen, während dieser selbst nunmehr als Czarewitsch Demetrius auftrat. Seine Hoffnung, mit diesem Namen das Volk zu täuschen und zu verführen, ging über Erwarten in Erfüllung. Die Festung Morawsk und die Stadt Tschernigow übergaben sich ohne Widerstand, Nowgorod-Sewersk, von Peter Basmanow tapfer vertheidigt, mußte belagert werden. Das ganze südliche Rußland erhob sich und erkannte den Otrepjew als rechtmäßigen Herrscher an. Boris Godunow's Heer, an Zahl dem Heere des falschen Demetrius doppelt überlegen, fehlte jedoch der rechte Eifer; denn die Ungewißheit, ob man nicht am Ende für einen listigen Usurpator gegen den rechtmäßigen Czaren kämpfe, lähmte den Muth der Russen, und sie mußten sich mit bedeutendem Verluste zurückziehen. Aber der Sieg des Demetrius war nicht entscheidend genug, um große Folgen zu haben; viele Polen verließen ihn jetzt, die Belagerung von Nowgorod-Sewersk wurde aufgehoben und weiter gegen Osten gezogen, wohin ihm das bis auf 100,000 Mann verstärkte Heer des Boris folgte; und nachdem in einer zweiten Schlacht das Heer des Demetrius völlig zerstreut wurde, floh Demetrius nach Severien. Die Gefangenen und die Bewohner der in die Gewalt der Sieger gefallenen Gegenden wurden aber so grausam und barbarisch behandelt, daß die Anhänger des Demetrius zu dem verzweifeltsten Widerstand getrieben wurden und hierdurch die Sache des Demetrius einen neuen Aufschwung erhielt.

„In Moskau sprach man laut davon, daß die göttliche Versehung sichtbar mit Demetrius sei, und wenn auch in den geringen Erfolgen des Boris das Volk ein Gottesgericht zu erkennen glaubte, wurde auf einmal die Lage der Dinge verändert, als der Czar Boris Godunow plötzlich 1605 nach kurzem Unwohlsein starb und dieser Todesfall dem Volke als ein Strafgericht des Himmels erschien. In Moskau wurde der Sohn des Boris, Feodor II., sofort zum Czaren ausgerufen und ihm der Eid der Treue geleistet; allein

in den Provinzen verbreitete sich die Ueberzeugung, daß Gott durch ein deutliches Zeichen für Demetrius entschieden habe, und daß Dieser der wahre Czar von Rußland sein müsse. Peter Basmanow, der Vertheidiger von Nowgorod-Sewersk, hatte von Feodor II. den Oberbefehl des Heeres erhalten; aber auch er, von der allgemeinen Stimmung verführt, brach seinen Eid und rief den Demetrius zum Czaren aus, und Moskau huldigte dem Betrüger. Der Czar Feodor, seine Mutter Maria und seine Schwester Xenia wurden aus dem Czarenpalast geführt. Demetrius ließ vor seinem Einzuge in Moskau — den 20. Juni 1605 — den Patriarchen Hiob, der ihn als seinen Schüler erkannt haben würde, entfernen und befahl, den gestürzten Czaren Feodor aus der Welt zu schaffen. Der Czar wurde erschlagen, die Mutter des Boris erdrosselt und die Czarewna Xenia, eine der schönsten Prinzessinnen ihrer Zeit, dem Henker ihrer Familie überliefert, um seinen unreinen Begierden zu dienen, und später in ein Kloster verstoßen, wo sie noch 16 Jahre lang ihr entehrtes Leben vertrauerte.

„Demetrius, obgleich mit ungeheurem Enthusiasmus in Moskau empfangen, ward doch von Vielen als der Diaconus Otrepjew erkannt; um aber alle Zweifel an seiner Aechtheit zu beseitigen, veranlaßte er eine Zusammenkunft mit seiner angeblichen Mutter, der Czarin Marfa, die er durch lockende Versprechungen und durch die fürchterlichsten Drohungen dahin brachte, ihn öffentlich als ihren Sohn anzuerkennen; nur in einem Punkte, in seinem Verlangen, ihren wirklichen in Uglitsch bestatteten Sohn wieder ausgraben und als ein gewöhnliches Popenkind beerdigen zu lassen, gab sie nicht nach.

„Drei Tage nach dieser Zusammenkunft ward Demetrius in Moskau gekrönt. Bald nach der Vermählung des Czaren mit Marina — am 8. Mai 1606 — übernahm es Wassilij Iwanowitsch Schiusky (Schinskoj), den Czaren Demetrius aus dem Wege zu räumen. Das Volk drang unter Sturmgeläute in die Höfe des Kremls. Basmanow, der einzige Russe, der dem Demetrius treu geblieben, wurde im Palaste getödtet. Der Czar flüchtete sich zum Fenster hinaus, stürzte hierbei auf den Hof hinab, von wo er in den Palast geschleppt wurde, und aufgefordert, zu bekennen, wer er eigentlich sei, berief er sich auf die Anerkennung der Czarin Marfa; allein als eine an diese abgeschickte Deputation die Erklärung zurückbrachte, daß ihr wahrer Sohn in Uglitsch begraben liege, und daß der Betrüger nur aus Furcht von ihr anerkannt worden sei, verlangte Demetrius, auf den Gerichtsplatz gebracht zu werden, um hier öffentlich die Wahrheit zu enthüllen; und

während draußen das Volk tobte und brüllte: „Schlagt ihn todt!“ drang ein gewisser Walujew ins Zimmer und schoß ihn mit den Worten nieder: „Das ist der rechte Segen für den polnischen Pfeifer!“

„Die Leiche des Betrügers ward aus dem Kreml hinab auf den Rothen Markt geschleift, wo sie mehrere Tage der Beschauung und dem Hohne des Volkes ausgesetzt blieb, und dann außerhalb der Stadt verscharrt. Da aber in den nächsten Tagen einige auffallende Naturerscheinungen von dem abergläubischen Volke als Wirkungen seiner Zauberei betrachtet wurden, ward der Leichnam des Demetrius wieder ausgegraben, öffentlich verbrannt, die Asche in eine Kanone geladen und in der Richtung nach Polen hin abgefeuert. Die Leiche des wahren Demetrius wurde aus Uglitsch nach Moskau geführt, und da der Körper nach seiner Ankunft in der Hauptstadt an Kranken und Gebrechlichen Wunder verrichtete, ward der wahre Demetrius von der russischen Kirche als Heiliger verehrt und Derjenige, der seinen Namen mißbrauchte, bis heute jährlich am ersten Sonntage der großen Fasten, unter dem Namen Grischka Otrepjew, als Ketzer und Zauberer verflucht.“ —

Der Monolog der Marfa ist das Letzte, was Schiller geschrieben hat; das Manuscript desselben fand man nach seinem Tode auf seinem Schreibtisch.

Zu den nachstehend unter A folgenden, von Körner in dem zwölften Bande der sämmtlichen Werke 1815 mitgetheilten „Fragmenten des Demetrius“, von denen einige schon vorher im „Morgenblatt, 1815“, erschienen, gab Hoffmeister aus den hinterlassenen sehr umfangreichen Vorarbeiten zu diesem Trauerspiel — deren vollständige Herausgabe in kurzer Zeit zu erwarten steht — in dem dritten Bande seiner Nachlese Zusätze, die S. 381 bis 408 vollständig abgedruckt sind.

A.[1)]

Demetrius.

Erster Aufzug.

Der Reichstag zu Krakau.

Wenn der Vorhang aufgeht, sieht man die polnische Reichsversammlung in dem großen Senatssaale sitzen. Auf einer drei Stufen hohen Estrade, mit rothem Teppich belegt, ist der königliche Thron, mit einem Himmel bedeckt; zu beiden Seiten hängen die Wappen von Polen und Litthauen.

Der **König** sitzt auf dem Thron; zu seiner Rechten und Linken auf der Estrade stehen die zehn **Kronbeamten.** Unter der Estrade zu beiden Seiten des Theaters sitzen die **Bischöfe, Palatinen** und **Castellane.** Diesen gegenüber stehen mit unbedecktem Haupt die **Landboten** in zwei Reihen, Alle bewaffnet. Der **Erzbischof von Gnesen,** als der Primas des Reichs, sitzt dem Proscenium am Nächsten; hinter ihm hält sein **Kaplan** ein goldnes Kreuz.

Erzbischof von Gnesen.
So ist denn dieser stürmevolle Reichstag
Zum guten Ende glücklich eingeleitet;
König und Stände scheiden wohlgesinnt.
Der Adel willigt ein, sich zu entwaffnen,
Der widerspenst'ge Rokosz,*) sich zu lösen,
Der König aber giebt sein heilig Wort,
Abhilf' zu leisten den gerechten Klagen.
— — — — — — —
Und nun im Innern Fried' ist, können wir
Die Augen richten auf das Ausland.
— — — — — — — —
Ist es der Wille der erlauchten Stände,
Daß Prinz Demetrius, der Rußlands Krone

---

*) Aufstand des Adels.

1) Friedrich's von Schiller sämmtliche Werke, Bd. XII. Stuttgart und Tübingen 1815. S. 295—368. (Ein Theil des ersten Aufzuges, S. 339—352, war bereits vorher im „Morgenblatt", 1815. Nr. 258 u. 259, und ein Fragment aus dem zweiten Aufzuge, S. 369—371 Z. 16, ebendaselbst in Nr. 281 veröffentlicht worden.) — A. d. H.

In Anspruch nimmt, als Iwan's ächter Sohn,
Sich in den Schranken stelle, um sein Recht
Vor diesem Seym Walny*) zu erweisen?

Castellan von Krakau. Die Ehre fordert's und die Billigkeit;
Unziemlich wär's, ihm dies Gesuch zu weigern.

Bischof von Wermeland.
Die Documente seines Rechtsanspruches
Sind eingesehen und bewährt gefunden.
Man kann ihn hören.

Mehrere Landboten. Hören muß man ihn.

Leo Sapieha. Ihn hören, heißt, ihn anerkennen.

Odowalsky. Ihn
Nicht hören, heißt, ihn ungehört verwerfen.

Erzbischof von Gnesen.
Ist's Euch genehm, daß er vernommen werde?
Ich frag' zum zweiten — und zum dritten Mal.

Krongroßkanzler. Er stelle sich vor unserm Thron!

Senatoren. Er rede!

Landboten. Wir wollen ihn hören.

(Krongroßmarschall giebt dem Thürhüter ein Zeichen mit seinem Stabe; dieser geht hinaus, um zu öffnen.)

Leo Sapieha. Schreibet nieder, Kanzler!
Ich mache Einspruch gegen dies Verfahren
Und gegen Alles, was draus folgt, zuwider
Dem Frieden Polens mit der Kron' zu Moskau.

Demetrius tritt ein, geht einige Schritte auf den Thron zu und macht mit bedecktem Haupt drei Verbeugungen, eine gegen den König, darauf gegen die Senatoren, endlich gegen die Landboten; ihm wird von jedem Theile, dem es gilt, mit einer Neigung des Haupts geantwortet. Alsdann stellt er sich so, daß er einen großen Theil der Versammlung und des Publicums, von welchem angenommen wird, daß es im Reichstag mit sitze, im Auge behält und dem königlichen Thron nur nicht den Rücken wendet.

Erzbischof von Gnesen.
Prinz Dmitri, Iwan's Sohn! Wenn Dich der Glanz
Der königlichen Reichsversammlung schreckt,
Des Anblicks Majestät die Zung' Dir bindet,
So magst Du, Dir vergönnt es der Senat,
Dir nach Gefallen einen Anwalt wählen
Und eines fremden Mundes Dich bedienen.

Demetrius. Herr Erzbischof, ich stehe hier, ein Reich
Zu fordern und ein königliches Scepter.

*) Reichstag.

Schlecht stünde mir's, vor einem edlen Volk
Und seinem König und Senat zu zittern.
Ich sah noch nie solch einen hehren Kreis;
Doch dieser Anblick macht das Herz mir groß
Und schreckt mich nicht. Je würdigere Zeugen,
Um so willkommner sind sie mir; ich kann
Vor keiner glänzendern Versammlung reden.

Erzbischof von Gnesen.

— — — — — — Die erlauchte Republik
Ist wohl geneigt, — — — — — —

Demetrius. Großmächt'ger König! würd'ge, mächtige
Bischöf' und Palatinen, gnäd'ge Herren
Landboten der erlauchten Republik!
Verwundert, mit nachdenklichem Erstaunen
Erblick' ich mich, des Czaren Iwan's Sohn,
Auf diesem Reichstag vor dem Volk der Polen.
Der Haß entzweite blutig beide Reiche,
Und Friede wurde nicht, so lang er lebte.
Doch hat es jetzt der Himmel so gewendet,
Daß ich, sein Blut, der mit der Milch der Amme
Den alten Erbhaß in sich sog, als Flehender
Vor Euch erscheinen und in Polens Mitte
Mein Recht mir suchen muß. Drum, eh' ich rede,
Vergesset edelmüthig, was geschehn,
Und daß der Czar, deß Sohn ich mich bekenne,
Den Krieg in Eure Grenzen hat gewälzt.
Ich stehe vor Euch ein beraubter Fürst;
Ich suche Schutz; der Unterdrückte hat
Ein heilig Recht an jede edle Brust.
Wer aber soll gerecht sein auf der Erde,
Wenn es ein großes tapfres Volk nicht ist,
Das, frei in höchster Machtvollkommenheit,
Nur sich allein braucht Rechenschaft zu geben,
Und unbeschränkt — — — — —
Der schönen Menschlichkeit gehorchen kann?

Erzbischof von Gnesen.

Ihr gebt Euch für des Czaren Iwan's Sohn.
Nicht wahrlich Euer Anstand widerspricht
Noch Eure Rede diesem stolzen Anspruch.
Doch überzeuget uns, daß Ihr der seid,
Dann hoffet Alles von dem Edelmuth
Der Republik! — Sie hat den Russen nie

Im Feld gefürchtet; Beides liebt sie gleich,
Ein edler Feind und ein gefäll'ger Freund zu sein.
Demetrius. Iwan Wasilowitsch,[1]) der große Czar
Von Moskau, hatte fünf Gemahlinnen
Gefreit in seines Reiches langer Dauer.
Die erste, aus dem heldenreichen Stamm
Der Romanow, gab ihm den Feodor,
Der nach ihm herrschte. Einen einz'gen Sohn
Dmitri, die späte Blüthe seiner Kraft,
Gebar ihm Marfa[2]) aus dem Stamm Nagori,
Ein zartes Kind noch, da der Vater starb.
Czar Feodor, ein Jüngling schwacher Kraft
Und blöden Geists, ließ seinen obersten
Stallmeister walten, Boris Godunow,
Der mit verschlagner Hofkunst ihn beherrschte.
Fedor war kinderlos, und keinen Erben
Versprach der Czarin unfruchtbarer Schooß.
Als nun der listige Bojar die Gunst
Des Volks mit Schmeichelkünsten sich erschlichen,
Erhub er seine Wünsche bis zum Thron;
Ein junger Prinz nur stand noch zwischen ihm
Und seiner stolzen Hoffnung, Prinz Dimitri
Iwanowitsch, der unterm Aug' der Mutter
Zu Uglitsch, ihrem Wittwensitz, heranwuchs.
Als nun sein schwarzer Anschlag zur Vollziehung
Gereift, sandt' er nach Uglitsch Mörder aus,
Den Czarowitsch zu tödten. — — —
Ein Feu'r ergriff in tiefer Mitternacht
Des Schlosses Flügel, wo der junge Fürst
Mit seinem Wärter abgesondert wohnte.
Ein Raub gewalt'ger Flammen war das Haus,
Der Prinz verschwunden aus dem Aug' der Menschen
Und blieb's; als todt beweint' ihn alle Welt.
Bekannte Dinge meld' ich, die ganz Moskau kennt.
Erzb. v. Gnesen. Was Ihr berichtet, ist uns Allen kund.
Erschollen ist der Ruf durch alle Reiche,
Daß Prinz Dimitri bei der Feuersbrunst
Zu Uglitsch seinen Untergang gefunden.

---

1) D. h. Johann, der Sohn des Basilius. — A. d. H.
2) Marfa ist der Name Martha nach der russischen Aussprache des griechischen th, so wie Feodor = Theodor. — A. d. H.

Und weil sein Tod dem Czar, der jetzo herrscht,
Zum Glück ausschlug, so trug man kein Bedenken,
Ihn anzuklagen dieses schweren Mords.
Doch nicht von seinem Tod ist jetzt die Rede!
Es lebt ja dieser Prinz! Er leb' in Euch,
Behauptet Ihr. Davon gebt uns Beweise!
Wodurch beglaubigt Ihr, daß Ihr der seid?
An welchen Zeichen soll man Euch erkennen?
Wie bliebt Ihr unentdeckt von dem Verfolger,
Und tretet jetzt, nach sechzehnjähr'ger Stille,
Nicht mehr erwartet, an das Licht der Welt?

Demetrius. Kein Jahr ist's noch, daß ich mich selbst gefunden:
Denn bis dahin lebt' ich mir selbst verborgen,
Nicht ahnend meine fürstliche Geburt.
Mönch unter Mönchen fand ich mich, als ich
Anfing, zum Selbstbewußtsein zu erwachen,
Und mich umgab der strenge Klosterzwang.
Der engen Pfaffenweise widerstand
Der muth'ge Geist, und dunkel mächtig in den Adern
Empörte sich das ritterliche Blut.
Das Mönchgewand warf ich entschlossen ab
Und floh nach Polen, wo der edle Fürst
Von Sendomir, der holde Freund der Menschen,
Mich gastlich aufnahm in sein Fürstenhaus
Und zu der Waffen edlem Dienst erzog.

Erzbischof von Gnesen.
— — — — Wie? Ihr kanntet Euch noch nicht,
Und doch erfüllte damals schon der Ruf
Die Welt, daß Prinz Demetrius noch lebe?
Czar Boris zitterte auf seinem Thron
Und stellte seine Sassafs an die Grenzen,
Um scharf auf jeden Wanderer zu achten.
Wie? Diese Sage ging nicht aus von Euch?
Ihr hättet Euch nicht für Demetrius
Gegeben?

Demetrius. Ich erzähle, was ich weiß.
Ging ein Gerücht umher von meinem Dasein,
So hat geschäftig es ein Gott verbreitet.
Ich kannt' mich nicht. Im Haus des Palatins
Und unter seiner Dienerschaar verloren,
Lebt' ich der Jugend fröhlich dunkle Zeit.
— — — — Mit stiller Huldigung

Verehrt' ich seine reizgeschmückte Tochter,
Doch damals von der Kühnheit weit entfernt,
Den Wunsch zu solchem Glück empor zu wagen.
Den Castellan von Lemberg, ihren Freier,
Beleidigt meine Leidenschaft. Er setzt
Mich stolz zur Rede, und in blinder Wuth
Vergißt er sich so weit, nach mir zu schlagen.
So schwer gereizet, greif' ich zum Gewehr;
Er, sinnlos, wüthend, stürzt in meinen Degen
Und fällt durch meine willenlose Hand.

Mnischek. Ja, so verhält sich — — — — —

Demetrius. Mein Unglück war das höchste! Ohne Namen,
Ein Russ' und Fremdling, hatt' ich einen Großen
Des Reichs getödtet, hatte Mord verübt
Im Hause meines gastlichen Beschützers,
Ihm seinen Eidam, seinen Freund getödtet.
Nichts half mir meine Unschuld, nichts das Mitleid
Des ganzen Hofgesindes; nicht die Gunst
Des edeln Palatinus kann mich retten;
Denn das Gesetz, das nur den Polen gnädig,
Doch streng ist allen Fremdlingen, verdammt mich.
Mein Urtheil ward gefällt: ich sollte sterben;
Schon kniet' ich nieder an den Block des Todes,
Entblößte meinen Hals dem Schwert. —
— In diesem Augenblicke ward ein Kreuz
Von Gold mit kostbarn Edelsteinen sichtbar,
Das in der Tauf' mir umgehangen ward.
Ich hatte, wie es Sitte ist bei uns,
Das heil'ge Pfand der christlichen Erlösung
Verborgen stets an meinem Hals getragen
Von Kindesbeinen an, und eben jetzt,
Wo ich vom süßen Leben scheiden sollte,
Ergriff ich es als meinen letzten Trost
Und drückt' es an den Mund mit frommer Andacht.

(Die Polen geben durch stummes Spiel ihre Theilnehmung zu erkennen.)

Das Kleinod wird bemerkt; sein Glanz und Werth
Erregt Erstaunen, weckt die Neugier auf.
Ich werde losgebunden und befragt,
Doch weiß ich keiner Zeit mich zu besinnen,
Wo ich das Kleinod nicht an mir getragen.
Nun fügte sich's, daß drei Bojarenkinder,

Die der Verfolgung ihres Czars entflohn,
Bei meinem Herrn zu Sambor eingesprochen;
Sie sahn das Kleinod und erkannten es
An neun Smaragden, die mit Amethysten
Durchschlungen waren, für dasselbige,
Was Knäs Mestislowskoy dem jüngsten Sohn
Des Czaren bei der Taufe umgehangen.
Sie sehn mich näher an, und sehn erstaunt
Ein seltsam Spielwerk der Natur, daß ich
Am rechten Arme kürzer bin geboren.
Als sie mich nun mit Fragen ängstigten,
Besann ich mich auf einen kleinen Psalter,
Den ich auf meiner Flucht mit mir geführt.
In diesem Psalter standen griech'sche Worte,
Vom Igumen*) mit eigner Hand hinein
Geschrieben. Selbst hatt' ich sie nie gelesen,
Weil ich der Sprach' nicht kundig bin. Der Psalter
Wird jetzt herbeigeholt, die Schrift gelesen;
Ihr Inhalt ist: daß Bruder Wasili Philaret
(Dies war mein Klosternam'), des Buchs Besitzer,
Prinz Dmitri sei, des Iwan's jüngster Sohn,
Den Andrei, ein redlicher Diak,
In jener Mordnacht heimlich weggeflüchtet;
Urkunden dessen lägen aufbewahrt
In zweien Klöstern, die bezeichnet waren.
Hier stürzten die Bojaren mir zu Füßen,
Besiegt von dieser Zeugnisse Gewalt,
Und grüßten mich als ihres Czaren Sohn,
Und also jählings aus des Unglücks Tiefen
Riß mich das Schicksal auf des Glückes Höh'n.

Erzbischof von Gnesen. — — — — — — —

Demetrius. Und jetzt fiel's auch wie Schuppen mir vom Auge!
Erinnrungen belebten sich auf einmal —
Im fernsten Hintergrund vergangner Zeit;
Und wie die letzten Thürme aus der Ferne
Erglänzen in der Sonne Gold, so wurden
Mir in der Seele zwei Gestalten hell,
Die höchsten Sonnengipfel des Bewußtseins.
Ich sah mich fliehn in einer dunkeln Nacht,
Und eine lohe Flamme sah ich steigen

---

*) Abt des Klosters.

In schwarzem Nachtgraun, als ich rückwärts sah.
Ein uralt frühes Denken mußt' es sein;
Denn was vorherging, was darauf gefolgt,
War ausgelöscht in langer Zeitenferne;
Nur abgerissen, einsam leuchtend, stand
Dies Schreckensbild mir im Gedächtniß da;
Doch wohl besann ich mich aus spätern Jahren,
Wie der Gefährten einer mich im Zorn
Den Sohn des Czars genannt. Ich hielt's für Spott
Und rächte mich dafür mit einem Schlage.
Dies Alles traf jetzt blitzschnell meinen Geist,
Und vor mir stand's mit leuchtender Gewißheit,
Ich sei des Czaren todtgeglaubter Sohn.
Es lösten sich mit diesem einzigen Wort
Die Räthsel alle meines dunkeln Wesens.
Nicht blos an Zeichen, die betrüglich sind,
In tiefster Brust, an meines Herzens Schlägen
Fühlt' ich in mir das königliche Blut;
Und eher will ich's tropfenweis verspritzen,
Als meinem Recht entsagen und der Krone.

Erzb. v. Gnesen. Und sollen wir auf eine Schrift vertrauen,
Die sich durch Zufall bei Euch finden mochte?
Dem Zeugniß ein'ger Flüchtlinge vertraun?
Verzeihet, edler Jüngling! Euer Ton
Und Anstand ist gewiß nicht eines Lügners;
Doch könntet Ihr *selbst* der Betrogne sein;
Es ist dem Menschenherzen zu verzeihen,
In solchem großen Spiel sich zu betrügen.
Was stellt Ihr uns für Bürgen Eures Worts?

Demetrius. Ich stelle funfzig Eideshelfer auf,
Piasten alle, freigeborne Polen
Untadeligen Rufs, die Jegliches
Erhärten sollen, was ich hier behauptet.
Dort sitzt der edle Fürst von Sendomir,
Der Castellan von Lublin ihm zur Seite,
Die zeugen mir's, ob ich Wahrheit geredet.

— — — — — — —

Erzb. v. Gnesen. Was nun bedünket den erlauchten Ständen?
So vieler Zeugnisse vereinter Kraft
Muß sich der Zweifel überwunden geben.
Ein schleichendes Gerücht durchläuft schon längst
Die Welt, daß Dmitri, Iwan's Sohn, noch lebe;

Czar Boris selbst bestärkt's durch seine Furcht.
— Ein Jüngling zeigt sich hier, an Alter, Bildung,
Bis auf die Zufallsspiele der Natur,
Ganz dem Verschwundnen ähnlich, den man sucht,
Durch edeln Geist des großen Anspruchs werth.
Aus Klostermauern ging er wunderbar,
Geheimnißvoll hervor, mit Rittertugend
Begabt, der nur der Mönche Zögling war;
Ein Kleinod zeigt er, das der Czarowitsch
Einst an sich trug, von dem er nie sich trennte;
Ein schriftlich Zeugniß noch von frommen Händen
Beglaubigt seine fürstliche Geburt,
Und kräft'ger noch aus seiner schlichten Rede
Und reinen Stirn spricht uns die Wahrheit an.
Nicht solche Züge borgt sich der Betrug;
Der hüllt sich täuschend ein in große Worte
Und in der Sprache rednerischen Schmuck.
Nicht länger denn versag' ich ihm den Namen,
Den er mit Fug und Recht in Anspruch nimmt,
Und meines alten Vorrechts mich bedienend,
Geb' ich als Primas ihm die erste Stimme.

Erzbischof von Lemberg. Ich stimme wie der Primas.

Mehrere Bischöfe. Wie der Primas.

Mehrere Palatinen. Auch ich!

Odowalsky. Und ich!

Landboten (rasch auf einander). Wir Alle!

Sapieha. Gnäd'ge Herren!

Bedenkt es wohl! Man übereile nichts!
Ein edler Reichstag lasse sich nicht rasch
Hinreißen zu — — —

Odowalsky. Hier ist
Nichts zu bedenken; Alles ist bedacht.
Unwiderleglich sprechen die Beweise.
Hier ist nicht Moskau; nicht Despotenfurcht
Schnürt hier die freie Seele zu. Hier darf
Die Wahrheit wandeln mit erhabnem Haupt.
Ich will's nicht hoffen, edle Herrn, daß hier
Zu Krakau auf dem Reichstag selbst der Polen
Der Czar von Moskau feile Sclaven habe.

Demetrius. O, habet Dank, erlauchte Senatoren,
Daß Ihr der Wahrheit Zeichen anerkannt!
Und wenn ich Euch nun Der wahrhaftig bin,

Den ich mich nenne, o, so duldet nicht,
Daß sich ein frecher Räuber meines Erbs
Anmaße und den Scepter länger schände,
Der mir, dem ächten Czarowitsch, gebührt,

— — — — — — —

Die Gerechtigkeit hab' ich, Ihr habt die Macht.
Es ist die große Sache aller Staaten
Und Thronen, daß gescheh', was Rechtens ist,
Und Jedem auf der Welt das Seine werde;
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
Da freut sich Jeder, sicher seines Erbs,
Und über jedem Hause, jedem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache.

— — — — — —

Gerechtigkeit
Heißt der kunstreiche Bau des Weltgewölbes,
Wo Alles Eines, Eines Alles hält,
Wo mit dem Einen Alles stürzt und fällt.

— — — — — — — —

(Antworten der Senatoren, die dem Demetrius beistimmen.)

Demetrius. O, sieh mich an, ruhmreicher Sigismund!
Großmächt'ger König! Greif in Deine Brust
Und sieh Dein eignes Schicksal in dem meinen!
Auch Du erfuhrst die Schläge des Geschicks;
In einem Kerker kamest Du zur Welt;
Dein erster Blick fiel auf Gefängnißmauern.
Du brauchtest einen Retter und Befreier,
Der aus dem Kerker auf den Thron Dich hob.
Du fandest ihn. Großmuth hast Du erfahren;
O, übe Großmuth auch an mir! — —

— — — — — — —

Und Ihr erhabn'en Männer des Senats,
Ehrwürdige Bischöfe, der Kirche Säulen,
Ruhmreiche Palatin' und Castellane,
Hier ist der Augenblick, durch edle That
Zwei lang entzweite Völker zu versöhnen.
Erwerbet Euch den Ruhm, daß Polens Kraft
Den Moscowitern ihren Czar gegeben,
Und in dem Nachbar, der Euch feindlich drängte,
Erwerbt Euch einen dankbarn Freund!

Und Ihr,
Landboten der erlauchten Republik,

Zäumt Eure schnellen Rosse! Sitzet auf!
Euch öffnen sich des Glückes goldne Thore;
Mit Euch will ich den Raub des Feindes theilen.
Moskau ist reich an Gütern, unermeßlich
An Gold und Edelsteinen ist der Schatz
Des Czars; ich kann die Freunde königlich
Belohnen, und ich will's. Wenn ich als Czar
Einziehe auf dem Kremel, dann, ich schwör's,
Soll sich der Aermste unter Euch, der mir
Dahin gefolgt, in Sammt und Zobel kleiden,
Mit reichen Perlen sein Geschirr bedecken,
Und Silber sei das schlechteste Metall,
Um seiner Pferde Hufe zu beschlagen.

(Es entsteht eine große Bewegung unter den Landboten.)

Korela (Kosacken-Hetman).

(Erklärt sich bereit, ihm ein Heer zuzuführen.)

Odowalsky. Soll der Kosack uns Ruhm und Beute rauben?

— — — — — — — — — — — —

Wir haben Friede mit dem Tartarfürst
Und Türken, nichts zu fürchten von dem Schweden.
Schon lang verzehrt sich unser tapfrer Muth
Im trägen Frieden; unsre Schwerter rosten.
Auf! Laßt uns fallen in das Land des Czars
Und einen dankbarn Bundesfreund gewinnen,
Indem wir Polens Macht und Größe mehren.

Viele Landboten. Krieg! Krieg mit Moskau!

Andere. Man beschließe es!
Gleich sammle man die Stimmen!

Sapieha (steht auf). Krongroßmarschall!
Gebietet Stille! Ich verlang' das Wort.

Eine Menge von Stimmen. Krieg! Krieg mit Moskau!

Sapieha. Ich verlang' das Wort.
Marschall! thut Euer Amt!

(Großes Getöse in dem Saale und außerhalb desselben.)

Krongroßmarschall. Ihr seht, es ist
Vergebens.

Sapieha. Was? Der Marschall auch bestochen?
Ist keine Freiheit auf dem Reichstag mehr?
Werft Euren Stab hin und gebietet Schweigen!
Ich fordr' es, ich begehr's und will's.

(Krongroßmarschall wirft seinen Stab in die Mitte des Saals; der Tumult legt sich.)

Was denkt Ihr? Was beschließt Ihr? Stehn wir nicht
In tiefem Frieden mit dem Czar zu Moskau?
Ich selbst als Euer königlicher Bote
Errichtete den zwanzigjähr'gen Bund;
Ich habe meine rechte Hand erhoben
Zum feierlichen Eidschwur auf dem Kremel,
Und redlich hat der Czar uns Wort gehalten.
Was ist beschworne Treu'? Was sind Verträge,
Wenn ein solenner Reichstag sie zerbrechen darf?

Demetrius. Fürst Leo Sapieha! Ihr habt Frieden
Geschlossen, sagt Ihr, mit dem Czar zu Moskau?
Das habt Ihr *nicht*; denn ich bin dieser Czar.
In mir ist Moskau's Majestät; ich bin
Der Sohn des Iwan und sein rechter Erbe.
Wenn Polen Frieden schließen will mit Rußland,
Mit *mir* muß es geschehen; Eu'r Vertrag
Ist nichtig, mit dem Nichtigen errichtet.

Odowalsky.
Was kümmert Eu'r Vertrag uns! Damals haben
Wir so gewollt, und heute woll'n wir anders.

Sapieha. Ist es dahin gekommen? Will sich Niemand
Erheben für das Recht, nun, so will ich's.
Zerreißen will ich das Geweb' der Arglist;
Aufdecken will ich Alles, was ich weiß.
— Ehrwürd'ger Primas! Wie? Bist Du im Ernst
So gutmüthig, oder kannst Dich so verstellen?
Seid Ihr so gläubig, Senatoren? König,
Bist Du so schwach? Ihr wißt nicht, wollt nicht wissen,
Daß Ihr ein Spielwerk seid des list'gen Woiwoda
Von Sendomir, der diesen Czar aufstellte,
Deß ungemessner Ehrgeiz in Gedanken
Das güterreiche Moskau schon verschlingt?
Muß *ich*'s Euch sagen, daß bereits der Bund
Geknüpft ist und beschworen zwischen Beiden?
Daß er die jüngste Tochter ihm verlobte?
Und soll die edle Republik sich blind
In die Gefahren eines Krieges stürzen,
Um den Woiwoden groß, um seine Tochter
Zur Czarin und zur Königin zu machen?

Bestochen hat er Alles und erkauft.
Den Reichstag, weiß ich wohl, will er beherrschen;
Ich sehe seine Faction gewaltig
In diesem Saal, und nicht genug, daß er
Den Seym Walny durch die Mehrheit leitet,
Bezogen hat er mit dreitausend Pferden
Den Reichstag und ganz Krakau überschwemmt
Mit seinen Lehensleuten. Eben jetzt
Erfüllen sie die Hallen dieses Hauses.
Man will die Freiheit unsrer Stimmen zwingen.
Doch keine Furcht bewegt mein tapfres Herz;
So lang noch Blut in meinen Adern rinnt,
Will ich die Freiheit meines Worts behaupten.
Wer wohl gesinnt ist, tritt zu mir herüber.
So lang ich Leben habe, soll kein Schluß
Durchgehn, der wider Recht ist und Vernunft.
Ich hab' mit Moskau Frieden abgeschlossen,
Und ich bin Mann dafür, daß man ihn halte.

Odowalsky.

Man höre nicht auf ihn! Sammelt die Stimmen!

(Bischöfe von Krakau und Wilna stehen auf und gehen jeder an seiner Seite hinab, um die Stimmen zu sammeln.)

Viele. Krieg! Krieg mit Moskau!

Erzbischof von Gnesen (zu Sapieha). Gebt Euch, edler Herr!
Ihr seht, daß Euch die Mehrheit widerstrebt.
Treibt's nicht zu einer unglücksel'gen Spaltung!

Krongroßkanzler (kommt von dem Thron herab, zu Sapieha).
Der König läßt Euch bitten, nachzugeben,
Herr Woiwod, und den Reichstag nicht zu spalten.

Thürhüter (heimlich zu Odowalsky).
Ihr sollt Euch tapfer halten, melden Euch
Die vor der Thür. Ganz Krakau steht zu Euch.

Krongroßmarschall (zu Sapieha).
Es sind so gute Schlüsse durchgegangen;
O, gebt Euch! Um des andern Guten willen,
Was man beschlossen, fügt Euch in die Mehrheit!

Bischof von Krakau (hat auf seiner Seite die Stimmen gesammelt).
Auf dieser rechten Bank ist Alles einig.

Sapieha. Laßt Alles einig sein. — Ich sage Nein.
Ich sage Veto, ich zerreiße den Reichstag.
Man schreite nicht weiter! Aufgehoben, null
Ist Alles, was beschlossen ward!

(Allgemeiner Aufstand; der König steigt vom Thron, die Schranken werden eingestürzt; es entsteht ein tumultuarisches Getöse. Landboten greifen zu den Säbeln und zucken sie links und rechts auf Sapieha. Bischöfe treten auf beiden Seiten dazwischen und vertheidigen ihn mit ihren Stolen.)

Die Mehrheit?
Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn;
Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.
Bekümmert sich ums Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brod und Stiefel seine Stimm' verkaufen.
Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen;
Der Staat muß untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

Odowalsky. Hört den Verräther! —

Landboten. Nieder mit ihm! Haut ihn in Stücken!

Erzbischof von Gnesen (reißt seinem Kaplan das Kreuz aus der Hand und tritt dazwischen). Friede!
Soll Blut der Bürger auf dem Reichstag fließen?
Fürst Sapieha! Mäßigt Euch!

(Zu den Bischöfen.)

Bringt ihn
Hinweg! Macht Eure Brust zu seinem Schilde!
Durch jene Seitenthür entfernt ihn still,
Daß ihn die Menge nicht in Stücken reiße!

(Sapieha, noch immer mit den Blicken drohend, wird von den Bischöfen mit Gewalt fortgezogen, indem der Erzbischof von Gnesen und von Lemberg die andringenden Landboten von ihm abwehren. Unter heftigem Tumult und Säbelgeklirr leert sich der Saal aus, daß nur **Demetrius**, **Mnischek**, **Odowalsky** und der **Kosacken-Hetman** zurückbleiben.)

Odowalsky. Das schlug uns fehl — — — — —
Doch darum soll Euch Hilfe nicht entstehen;
Hält auch die Republik mit Moskau Frieden,
Wir führen's aus mit unsern eignen Kräften.

Korela. Wer hätt' auch das gedacht, daß er allein
Dem ganzen Reichstag würde Spitze bieten!

Mnischek. Der König kommt.

König Sigismund,

begleitet von dem Krongroßkanzler, Krongroßmarschall und einigen Bischöfen.

König. Mein Prinz, laßt Euch umarmen!
Die hohe Republik erzeigt Euch endlich
Gerechtigkeit; mein Herz hat es schon längst.
Tief rührt mich Euer Schicksal. Wohl muß es
Die Herzen aller Könige bewegen.
Demetrius. Vergessen hab' ich Alles, was ich litt;
An Eurer Brust fühl' ich mich neugeboren.
König. Viel Worte lieb' ich nicht; doch was ein König
Vermag, der über reichere Vasallen
Gebietet, als er selbst, biet' ich Euch an.
Ihr habt ein böses Schauspiel angesehn.
Denkt drum nicht schlimmer von der Polen Reich,
Weil wilder Sturm das Schiff des Staats bewegt.
Mnischek. In Sturmes Brausen lenkt der Steuermann
Das Fahrzeug schnell und führt's zum sichern Hafen.
König. Der Reichstag ist zerrissen. Wollt' ich auch,
Ich darf den Frieden mit dem Czar nicht brechen.
Doch habt Ihr mächt'ge Freunde. Will der Pole
Auf eigene Gefahr sich für Euch waffnen,
Will der Kosack des Krieges Glücksspiel wagen,
Er ist ein freier Mann, ich kann's nicht wehren.
Mnischek. Der ganze Rokosz steht noch unter Waffen.
Gefällt Dir's, Herr, so kann der wilde Strom,
Der gegen Deine Hoheit sich empörte,
Unschädlich über Moskau sich ergießen.
König. Die besten Waffen wird Dir Rußland geben;
Dein bester Schirm ist Deines Volkes Herz.
Rußland wird nur durch Rußland überwunden.
So wie Du heute vor dem Reichstag sprachst,
So rede dort in Moskau zu den Bürgern;
Ihr Herz erobre Dir, und Du wirst herrschen.
In Schweden hab' ich als geborner König
Einst friedlich den ererbten Thron bestiegen
Und doch mein väterliches Reich verloren,
Weil mir die Volksgesinnung widerstrebte.
Marina (tritt auf). — — — — — — —
Mnischek. Erhabne Majestät, zu Deinen Füßen
Wirft sich Marina, meine jüngste Tochter;

Der Prinz von Moskau bietet ihr sein Herz —
Du bist der hohe Schirmvogt unsers Hauses,
Von Deiner königlichen Hand allein
Geziemt es ihr, den Gatten zu empfangen.

(Marina kniet vor dem König.)

König. Wohl, Vetter! Ist es Euch genehm, will ich
Des Vaters Stelle bei dem Czar vertreten.

(Zu Demetrius, dem er die Hand der Marina übergiebt.)

So führ' ich Euch in diesem schönen Pfande
Des Glückes heitre Göttin zu. — Und mög' es
Mein Aug' erleben, dieses holde Paar
Sitzen zu sehen auf dem Thron zu Moskau!

Marina. Herr, demuthvoll verehr' ich Deine Gnade,
Und Deine Sclavin bleib' ich, wo ich bin.

König. Steht auf, Czaritza! Dieser Platz ist nicht
Für Euch, nicht für die czarische Verlobte,
Nicht für die Tochter meines ersten Woiwods.
Ihr seid die Jüngste unter Euern Schwestern;
Doch Euer Geist fliegt ihrem Glücke vor,
Und nach dem Höchsten strebt Ihr hochgesinnt.

Demetrius. Sei Zeuge, großer König, meines Schwurs,
Ich leg' als Fürst ihn in des Fürsten Hand!
Die Hand des edeln Fräuleins nehm' ich an
Als ein kostbares Pfand des Glücks. Ich schwöre,
Sobald ich meiner Väter Thron bestiegen,
Als meine Braut sie festlich heimzuführen,
Wie's einer großen Königin geziemt.
Zur Morgengabe schenk' ich meiner Braut
Die Fürstenthümer Pleskow und Groß=Neugard,
Mit allen Städten, Dörfern und Bewohnern,
Mit allen Hoheitsrechten und Gewalten,
Zum freien Eigenthum auf ew'ge Zeit,
Und diese Schenkung will ich ihr als Czar
Bestätigen in meiner Hauptstadt Moskau.
Dem edeln Woiwod zahl' ich zum Ersatz
Für seine Rüstung eine Million
Ducaten polnischen Gepräges. — —
— — — — — — — —
So helf' mir Gott und seine Heiligen,
Als ich dies treulich schwur und halten werde!

König. Ihr werdet es; Ihr werdet nie vergessen,
Was Ihr dem edeln Woiwod schuldig seid,

Der sein gewisses Glück an Eure Wünsche,
Ein theures Kind an Eure Hoffnung wagt.
So seltner Freund ist köstlich zu bewahren!
Drum, wenn Ihr glücklich seid, vergesset nie,
Auf welchen Sprossen Ihr zum Thron gestiegen,
Und mit dem Kleide wechselt nicht das Herz!
Denkt, daß Ihr Euch in Polen selbst gefunden,
Daß Euch dies Land zum zweiten Mal geboren.

Demetrius. Ich bin erwachsen in der Niedrigkeit;
Das schöne Band hab' ich verehren lernen,
Das Mensch an Mensch mit Wechselneigung bindet.

König. Ihr tretet aber in ein Reich jetzt ein,
Wo andre Sitten und Gebräuche gelten.
Hier in der Polen Land regiert die Freiheit;
Der König selbst, wiewol am Glanz der Höchste,
Muß oft des mächt'gen Adels Diener sein;
Dort herrscht des Vaters heilige Gewalt;
Der Sclave dient mit leidendem Gehorsam.

— — — — — — —

Demetrius. Die schöne Freiheit, die ich hier gefunden,
Will ich verpflanzen in mein Vaterland;
Ich will aus Sclaven frohe Menschen machen;
Ich will nicht herrschen über Sclavenseelen.

König. Thut's nicht zu rasch und lernt der Zeit gehorchen!
Hört, Prinz, zum Abschied noch von mir drei Lehren!
Befolgt sie treu, wenn Ihr zum Reich gelangt!
Ein König giebt sie Euch, ein Greis, der viel
Erfuhr, und Eure Jugend kann sie nutzen.

Demetrius. O, lehrt mich Eure Weisheit, großer König!
Ihr seid geehrt von einem freien Volke, —
Wie mach' ich's, um dasselbe zu erreichen?

König. — — — — — Ihr kommt vom Ausland;
Euch führen fremde Feindeswaffen ein;
Dies erste Unrecht habt Ihr gut zu machen.
Drum zeiget Euch als Moskau's wahrer Sohn,
Indem Ihr Achtung tragt vor seinen Sitten.
Dem Polen haltet Wort und ehret ihn;
Denn Freunde braucht Ihr auf dem neuen Thron.
Der Arm, der Euch einführte, kann Euch stürzen.
Hoch haltet ihn, doch ahmet ihm nicht nach.
Nicht fremder Brauch gedeiht in einem Lande

— — — — — — —

Doch was Ihr auch beginnt, — ehrt Eure Mutter —
Ihr findet eine Mutter —

Demetrius. O mein König!

König. Wohl habt Ihr Ursach, kindlich sie zu ehren.
Verehrt sie — Zwischen Euch und Eurem Volk
Steht sie ein heilig theures Band. — Frei ist
Die Czargewalt von menschlichen Gesetzen;
Dort ist nichts Furchtbares als die Natur;
Kein bessres Pfand für Eure Menschlichkeit
Hat Euer Volk als Eure Kindesliebe. —
Ich sage nichts mehr. Manches ist noch übrig,
Eh' ihr das goldne Widderfell erobert.
Erwartet keinen leichten Sieg! — — —
Czar Boris herrscht mit Ansehn und mit Kraft;
Mit keinem Weichling geht Ihr in den Streit.
Wer durch Verdienst sich auf den Thron geschwungen,
Den stürzt der Wind der Meinung nicht so schnell,
Und seine Thaten sind ihm statt der Ahnen. —
Ich überlass' Euch Eurem guten Glück.
Es hat zu zweien Malen durch ein Wunder
Euch aus der Hand des Todes schon gerettet,
Es wird sein Werk vollenden und Euch krönen.

Marina. Odowalsky.

Odowalsky. Nun, Fräulein, hab' ich meinen Auftrag wohl
Erfüllt, und wirst Du meinen Eifer loben?

Marina. Recht gut, daß wir allein sind, Odowalsky.
Wir haben wicht'ge Dinge zu besprechen,
Davon der Prinz nichts wissen soll. Mag er
Der Götterstimme folgen, die ihn treibt!
Er glaub' an sich, so glaubt ihm auch die Welt.
Laß ihn nur jene Dunkelheit bewahren,
Die eine Mutter großer Thaten ist. —
Wir aber müssen hell sehn, müssen handeln.
Er giebt den Namen, die Begeisterung;
Wir müssen die Besinnung für ihn haben,
Und haben wir uns des Erfolgs versichert
Mit kluger Kunst, so wähn' er immerhin,
Daß es aus Himmels Höhn ihm zugefallen.

Odowalsky. Gebiete, Fräulein! Deinem Dienste leb' ich.

Bekümmert mich des Moscowiters Sache?
Du bist es, Deine Größ' und Herrlichkeit,
An die ich Blut und Leben setzen will.
Mir blüht kein Glück; abhängig, güterlos,
Darf ich die Wünsche nicht zu Dir erheben.
Verdienen aber will ich Deine Gunst.
Dich groß zu machen, sei mein einzig Trachten.
Mag immer dann ein Andrer Dich besitzen;
Mein bist Du doch, wenn Du mein Werk nur bist.
Marina. Drum leg' ich auch mein ganzes Herz auf Dich.
Du bist der Mann, dem ich die That vertraue;
Der König meint es falsch. Ich schau' ihn durch. —
Ein abgeredet Spiel mit Sapieha
War Alles nur. Zwar ist's ihm wohl gelegen,
Daß sich mein Vater, dessen Macht er fürchtet,
In dieser Unternehmung schwächt, daß sich
Der Bund des Adels, der ihm furchtbar war,
In diesem fremden Kriegeszug entladet;
Doch will er selbst neutral im Kampfe bleiben.
Des Kampfes Glück denkt er mit uns zu theilen.
Sind wir besiegt, so leichter hofft er uns
Sein Herrscherjoch in Polen aufzulegen.
Wir stehn allein. Geworfen ist das Loos.
Sorgt er für sich, wir sorgen für das Unsre.
— — — — — — —
Du führst die Truppen nach Kiow. Sie schwören
Dem Prinzen Treue dort, und schwören mir,
Mir, hörst Du? Es ist eine nöth'ge Vorsicht.
— — — — — — —
Odowalsky. — — — — — — —
Marina. Nicht Deinen Arm blos will ich, auch Dein Auge.
Odowalsky. Gebiete, sprich! — — — — —
Marina. Du führst den Czarowitsch.
Bewach' ihn gut! Weich' nie von seiner Seite,
Von jedem Schritt giebst Du mir Rechenschaft!
Odowalsky. Vertrau' auf mich, er soll uns nie entbehren.
Marina. Kein Mensch ist dankbar. Fühlt er sich als Czar,
Schnell wird er unsre Fessel von sich werfen.
— — — — — —
Der Russe haßt den Polen, muß ihn hassen;
Da ist kein festes Herzensband zu knüpfen.
— — — — — — — —

Marina. Odowalsky. Opalinsky. Bielsky und mehrere polnische Edelleute.

Opalinsky. Schaff' Geld, Patronin, und wir ziehen mit!
Der lange Reichstag hat uns aufgezehrt;
Wir machen Dich zu Rußlands Königin.
Marina. Der Bischof von Kaminiec und von Kulm
Schießt Geld auf Pfandschaft vor von Land und Leuten.
Verkauft, verpfändet Eure Bauernhöfe,
Versilbert Alles, steckt's in Pferd und Rüstung!
Der beste Kaufmann ist der Krieg. Er macht
Aus Eisen Gold. — Was jetzt Ihr auch verliert,
In Moskau wird sich's zehnfach wiederfinden.
Bielsky. Es sitzen noch Zweihundert in der Trinkstub';
Wenn Du Dich zeigst und einen Becher leerst
Mit ihnen, sind sie Dein, — ich kenne sie.
Marina. Erwarte mich! Du sollst mich hingeleiten.
Opalinsky. — — — — — — —
Gewiß, Du bist zur Königin geboren.
Marina. So ist's. Drum mußt' ich's werden. —
Bielsky. Ja, besteige
Du selbst den weißen Zelter, waffne Dich
Und, eine zweite Vanda, führe Du
Zum sichern Siege Deine muth'gen Schaaren!
Marina.
Mein Geist führt Euch. Der Krieg ist nicht für Weiber.
In Kiow ist der Sammelplatz. Dort wird
Mein Vater aufziehn mit dreitausend Pferden.
Mein Schwager giebt zweitausend. Von dem Don
Erwarten wir ein Hilfsheer von Kosacken.
Schwört Ihr mir Treue?
Alle. Ja, wir schwören! (Ziehn die Säbel.)
Einige. Vivat Marina!
Andere. Russiae Regina!

(Marina zerreißt ihren Schleier und vertheilt ihn unter die Edelleute. Alle gehen ab, außer Marina.)

Mnischek. Marina.

Marina. Warum so ernst, mein Vater, da das Glück
Uns lacht, da jeder Schritt nach Wunsch gelingt
Und alle Arme sich für uns bewaffnen?

Mnischek. Das eben, meine Tochter! Alles, Alles
Steht auf dem Spiel. In dieser Kriegsrüstung
Erschöpft sich Deines Vaters ganze Kraft.
Wohl hab' ich Grund, es ernstlich zu bedenken;
Das Glück ist falsch, unsicher der Erfolg.
— — — — — —

Marina. — — — — — —

Mnischek. Gefährlich Mädchen, wozu hast Du mich
Gebracht! Was bin ich für ein schwacher Vater,
Daß ich nicht Deinem Dringen widerstand!
Ich bin der reichste Woiwoda des Reichs,
Der Erste nach dem König. — Hätten wir
Uns damit nicht bescheiden, unsres Glücks
Genießen können mit vergnügter Seele?
Du strebtest höher — nicht das mäß'ge Loos
Genügte Dir, das Deinen Schwestern ward.
Erreichen wolltest Du das höchste Ziel
Der Sterblichen und eine Krone tragen.
Ich allzu schwacher Vater möchte gern
Auf Dich, mein Liebstes, alles Höchste häufen;
Ich lasse mich bethören durch Dein Flehen,
Und an den Zufall wag' ich das Gewisse!

Marina. Wie? — Theurer Vater, reut Dich Deine Güte?
Wer kann mit dem Geringern sich bescheiden,
Wenn ihm das Höchste überm Haupte schwebt?

Mnischek. Doch tragen Deine Schwestern keine Kronen
Und sind beglückt — — — —
— — — — — —

Marina. Was für ein Glück ist das, wenn ich vom Hause
Des Woiwods, meines Vaters, in das Haus
Des Palatinus, meines Gatten, ziehe?
Was wächst mir Neues zu aus diesem Tausch?
Und kann ich mich des nächsten Tages freun,
Wenn er mir mehr nicht als der heut'ge bringt?
O unschmackhafte Wiederkehr des Alten!
Langweilige Dasselbigkeit des Daseins!
Lohnt sich's der Müh', zu hoffen und zu streben?

Die Liebe oder Größe muß es sein,
Sonst alles Andre ist mir gleich gemein.

Mnischek. — — — — —

Marina. Erheitre Deine Stirn, mein theurer Vater!
Laßt uns der Fluth vertrauen, die uns trägt!
Nicht an die Opfer denke, die Du bringest,
Denk an den Preis, an das erreichte Ziel —
Wenn Du Dein Mädchen sitzen sehen wirst
Im Schmuck der Czarin auf dem Thron zu Moskau,
Wenn Deine Enkel diese Welt beherrschen!

Mnischek. Ich denke nichts, ich sehe nichts als Dich,
Mein Mädchen, Dich im Glanz der Königskrone.
Du forderst es; ich kann Dir nichts versagen.

Marina. Noch eine Bitte, lieber, bester Vater,
Gewähre mir!

Mnischek. Was wünschest Du, mein Kind?

Marina. Soll ich zu Sambor eingeschlossen bleiben
Mit der unbänd'gen Sehnsucht in der Brust?
Jenseits des Dniepers wird mein Loos geworfen —
Endlose Räume trennen mich davon. —
Kann ich das tragen? O, der ungeduld'ge Geist
Wird auf der Folter der Erwartung liegen
Und dieses Raumes ungeheure Länge
Mit Angst ausmessen und mit Herzensschlägen.

Mnischek. Was willst Du? Was verlangst Du? — —

Marina. Laß mich in Kiow des Erfolges harren!
Dort schöpf' ich jedes Neue an der Quelle.
Dort an der Grenzmark beider Reiche, — —
— — — — — —

Mnischek.
Dein Geist strebt furchtbar. Mäß'ge Dich, mein Kind!

Marina. Ja, Du vergönnst mir's, ja, Du führst mich hin.

Mnisch. Du führst mich hin. Muß ich nicht, was Du willst?

Marina. Herzvater, wenn ich Czarin bin zu Moskau,
Sieh, dann muß Kiow unsre Grenze sein.
Kiow muß mein sein, und Du sollst's regieren.

Mnischek.
Mädchen, Du träumst! Schon ist das große Moskau
Zu eng für Deinen Geist; Du willst schon Land
Auf Kosten Deines Vaterlandes — —

Marina. Kiow
Gehörte nicht zu unserm Vaterlande.

Dort herrschten der Waräger alte Fürsten; 1) —
Ich hab' die alten Chroniken wohl inne —
Vom Reich der Russen ist es abgerissen;
Zur alten Krone bring' ich es zurück.

Mnischek. Still! Still! das darf der Woiwoda nicht hören!

(Man hört Trompeten.)

Sie brechen auf — — —

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Ansicht eines griechischen Klosters in einer öden Wintergegend am See Beloſero. 2)

Ein Zug von **Nonnen** in schwarzen Kleidern und Schleiern geht hinten über die Bühne. **Marfa** in einem weißen Schleier steht von den Uebrigen abgesondert an einen Grabstein gelehnt. **Olga** tritt aus dem Zuge heraus, bleibt einen Augenblick stehen, sie zu betrachten, und tritt alsdann näher.

Olga. Treibt Dich das Herz nicht auch heraus mit uns
Ins Freie der erwachenden Natur?
Die Sonne kommt, es weicht die lange Nacht,
Das Eis der Ströme bricht, der Schlitten wird
Zum Nachen, und die Wandervögel ziehn.
Geöffnet ist die Welt, uns Alle lockt
Die neue Lust aus enger Klosterszelle
Ins offne Heitre der verjüngten Flur.
Und Du nur willst, versenkt in ew'gen Schmerz,
Die allgemeine Fröhlichkeit nicht theilen?

Marfa. Laß mich allein und folge Deinen Schwestern!

---

1) Karamsin, „Russische Geschichte", übs. v. Hauschild, 1820. I. S. 95: „In diese Zeit (864) setzt der alte Annalist folgendes wichtige Ereigniß. Zwei Landsleute Rurik's, Askold und Dir, mit diesem Fürsten vielleicht unzufrieden, zogen mit ihren Gefährten aus Nowgorod nach Constantinopel, um ihr Glück zu versuchen; am hohen Ufer des Dnjepers sahen sie eine kleine Stadt und fragten, wem sie gehöre. Man antwortete ihnen, daß ihre Erbauer, drei Brüder, längst todt wären, und daß die friedliebenden Bewohner den Chasaren Tribut zahlten. Dieses Städtchen war Kiew: Askold und Dir bemächtigten sich desselben, zogen viele Waräger aus Nowgorod an sich, begannen unter dem Namen der Russen — gleich Fürsten Kiew zu beherrschen und sogleich an ein wichtigeres Unternehmen zu denken, welches normännischer Kühnheit würdig war. Zuvörderst zogen sie nach Constantinopel" 2c. — A. d. H.

2) D. h. der Weiße See. — A. d. H.

Ergehe sich in Lust, wer hoffen kann.
Mir kann das Jahr, das alle Welt verjüngt,
Nichts bringen; mir ist Alles ein Vergangnes,
Liegt Alles als gewesen hinter mir.

Olga. Beweinst Du ewig Deinen Sohn und trauerst
Um die verlorne Herrlichkeit? Die Zeit,
Die Balsam gießt in jede Herzenswunde,
Verliert sie ihre Macht an Dir allein?
Du warst die Czarin dieses großen Reichs,
Warst Mutter eines blüh'nden Sohns; er wurde
Durch ein entsetzlich Schicksal Dir geraubt;
Ins öde Kloster sahst Du Dich verstoßen,
Hier an den Grenzen der belebten Welt.
Doch sechzehnmal seit jenem Schreckenstage
Hat sich das Angesicht der Welt verjüngt;
Nur Deines seh' ich ewig unverändert,
Ein Bild des Grabs, wenn Alles um Dich lebt.
Du gleichst der unbeweglichen Gestalt,
Wie sie der Künstler in den Stein geprägt,
Um ewig fort dasselbe zu bedeuten.

Marfa. Ja, hingestellt hat mich die Zeit
Zum Denkmal meines schrecklichen Geschicks!
Ich will mich nicht beruhigen, will nicht
Vergessen. Das ist eine feige Seele,
Die eine Heilung annimmt von der Zeit,
Ersatz fürs Unersetzliche! Mir soll
Nichts meinen Gram abkaufen. Wie des Himmels
Gewölbe ewig mit dem Wandrer geht,
Ihn immer, unermeßlich, ganz umfängt,
Wohin er fliehend auch die Schritte wende:
So geht mein Schmerz mit mir, wohin ich wandle;
Er schließt mich ein wie ein unendlich Meer;
Nie ausgeschöpft hat ihn mein ewig Weinen.

Olga. O, sieh doch, was der Fischerknabe bringt,
Um den die Schwestern sich begierig drängen!
Er kommt von fern her, von bewohnten Grenzen;
Er bringt uns Botschaft aus der Menschen Land.
Der See ist auf, die Straßen wieder frei;
Reizt keine Neugier Dich, ihn zu vernehmen?
Denn sind wir gleich gestorben für die Welt,
So hören wir doch gern von ihrem Wechsel,

Und an dem Ufer ruhig mögen wir
Den Brand der Wellen mit Verwundrung schauen.

Nonnen kommen zurück mit einem Fischerknaben.

Xenia. Helena. Sag an, erzähle, was Du Neues bringst!
Alexia. Was draußen lebt im Seculum, erzähle!
Fischer. Laßt mich zum Worte kommen, heil'ge Frauen!
Xenia. Ist's Krieg? — Ist's Friede?
Alexia. Wer regiert die Welt?
Fischer. Ein Schiff ist zu Archangel angekommen,
Herab vom Eispol, wo die Welt erstarrt.
Olga. Wie kam ein Fahrzeug in das wilde Meer?
Fischer. Es ist ein engelländisch Handelsschiff.
Den neuen Weg hat es zu uns gefunden. [1])
Alexia. Was doch der Mensch nicht wagt für den Gewinn!
Xenia. So ist die Welt doch nirgends zu verschließen!
Fischer. Das ist noch die geringste Neuigkeit.
Ganz anderes Geschick bewegt die Erde.
Alexia. O sprich, erzähle!
Olga. Sage, was geschehn!
Fischer. Erstaunliches erlebt man in der Welt;
Die Todten stehen auf, Verstorbne leben.
Olga. Erklär' Dich, sprich!
Fischer. Prinz Dmitri, Iwan's Sohn,
Den wir als todt beweinen sechzehn Jahr',
Er lebt und ist in Polen aufgestanden.

---

1) Fischer, „Geschichte des deutschen Handels", 2. Aufl. II. S. 614 f. (vgl. unsere Ausgabe, X. S. 40 ff.): „Die Engländer, die nun einmal den deutschen Handel bei sich zerstört und in den nordischen Reichen einen Activhandel sich erworben hatten, waren durch nichts abzuhalten, auch den letzten einträglichen Handelszweig der Hansa — ich meine die Handlung mit Rußland, die sie schon längst untergraben hatten — vollends ganz zu Grunde zu richten. Nach unzähligen Mühseligkeiten, die selbst dem Befehlshaber Ritter Hugo Willoughby mit siebenzig Personen von seiner Begleitung das Leben kosteten, entdeckten sie endlich 1553 die nordöstliche Fahrt nach dem Weißen Meere, und Richard Chancellor landete bei der Abtei St. Nikolas unweit Archangel. Es kostete England keine Mühe, sich durch eine eigene Gesandtschaft von dem Czar Iwan Wasiliewitsch, der die ersten Ankömmlinge schon mit offenen Armen aufgenommen hatte, große Handelsfreiheiten zu erwerben und nunmehr einen neuen Handelsweg über Archangel nach Rußland zu eröffnen, da die Russen, die um diese Zeit beständig Einfälle in das mit der Hansa verbündete Livland thaten, von ihren Verbindungen mit den Deutschen leicht abzuziehen und ohnehin den Briten mehr geneigt waren, weil sie mit ihnen in keinen Zusammenstoß des Interesses kamen und von ihnen eben dieselbe Bedürfnisse und Waaren erhalten konnten." — A. d. H.

Olga. Prinz Dmitri lebt!
Marfa (auffahrend). Mein Sohn!
Olga. O fasse Dich! O halte,
Halte Dein Herz, bis wir ihn ganz vernommen!
Alexia. Wie kann er leben, der ermordet ward
Zu Uglitsch und im Feuer umgekommen?
Fischer. Er ist entkommen aus der Feuersnoth;
In einem Kloster hat er Schutz gefunden;
Dort wuchs er auf in der Verborgenheit,
Bis seine Zeit kam, sich zu offenbaren.
Olga (zur Marfa). Du zitterst, Fürstin, Du verbleichst?
Marfa. Ich weiß,
Daß es ein Wahn ist, — doch so wenig noch
Bin ich verhärtet gegen Furcht und Hoffnung,
Daß mir das Herz in meinem Busen wankt.
Olga. Warum wär' es ein Wahn? O hör' ihn! hör' ihn!
Wie könnte solch Gerücht sich ohne Grund
Verbreiten?
Fischer. Ohne Grund? Zur Waffe greift
Das ganze Volk der Litthauer, der Polen.
Der große Fürst erbebt in seiner Hauptstadt!

(**Marfa**, an allen Gliedern zitternd, muß sich an **Olga** und **Alexia** lehnen.)

Xenia. O rede! Sage Alles! Sage, was Du weißt!
Alexia. Sag an, wo Du das Neue aufgerafft!
Fischer. Ich aufgerafft? Ein Brief ist ausgegangen
Vom Czar in alle Lande seiner Herrschaft;
Den hat uns der Posadnik*) unsrer Stadt
Verlesen in versammelter Gemeinde.
Darinnen steht, daß man uns täuschen will,
Und daß wir den Betrug nicht sollen glauben!
Drum eben glauben wir's; denn wär's nicht wahr,
Der große Fürst verachtete die Lüge.
Marfa. Ist dies die Fassung, die ich mir errang?
Gehört mein Herz so sehr der Zeit noch an,
Daß mich ein leeres Wort im Innersten erschüttert?
Schon sechzehn Jahr' bewein' ich meinen Sohn,
Und glaubte nun auf einmal, daß er lebe?
Olga. Du hast ihn sechzehn Jahr' als todt beweint,
Doch seine Asche hast Du nie gesehn!

*) Richter, Schultheiß.

Nichts widerlegt die Wahrheit des Gerüchts.
Wacht doch die Vorsicht über dem Geschick
Der Völker und der Fürsten Haupt. — O öffne
Dein Herz der Hoffnung! — Mehr, als Du begreifst,
Geschieht — wer kann der Allmacht Grenzen setzen?
Marfa. Soll ich den Blick zurück ins Leben wenden,
Von dem ich endlich abgeschieden war?
— — — — — —
Nicht bei den Todten wohnte meine Hoffnung.
O, sagt mir nichts mehr! Laßt mein Herz sich nicht
An dieses Trugbild hängen! Laßt mich nicht
Den theuren Sohn zum zweiten Mal verlieren!
O meine Ruh ist hin, hin ist mein Frieden!
Ich kann dies Wort nicht glauben, ach! und kann's
Nun ewig nicht mehr aus der Seele löschen!
Weh mir! erst jetzt verlier' ich meinen Sohn;
Jetzt weiß ich nicht mehr, ob ich bei den Todten,
Ob bei den Lebenden ihn suchen soll.
Endlosem Zweifel bin ich hingegeben!

Man hört eine Glocke, **Schwester Pförtnerin** kommt.

Olga. Was ruft die Glocke, Schwester Pförtnerin?
Pförtnerin. Der Erzbischof steht draußen vor den Pforten;
Er kommt vom großen Czar und will Gehör.
Olga. Es steht der Erzbischof vor unsern Pforten!
Was führt ihn Außerordentliches her? —
Xenia. Kommt Alle, ihn nach Würden zu empfangen!

Sie gehen nach der Pforte; indem tritt der **Erzbischof** ein; sie lassen sich Alle vor ihm auf ein Knie nieder; er macht das griechische Kreuz über sie.

Hiob. Den Kuß des Friedens bring' ich Euch im Namen
Des Vaters und des Sohnes und des Geists,
Der ausgeht von dem Vater!
Olga. Herr, wir küssen
In Demuth Deine väterliche Hand!
— — — — Gebiete Deinen Töchtern!
Hiob. An Schwester Marfa lautet meine Sendung.
Olga. Hier steht sie und erwartet Dein Gebot.

(Alle Nonnen entfernen sich.)

Hiob und Marfa.

Hiob. Der große Fürst ist's, der mich an Dich sendet,
Auf seinem fernen Throne denkt er Dein;
Denn wie die Sonn' mit ihrem Flammenaug'
Licht durch die Welt und Fülle rings verbreitet,
So ist das Aug' des Herrschers überall;
Bis an die fernsten Enden seines Reichs
Wacht seine Sorge, späht sein Blick umher.
Marfa. Wie weit sein Arm trifft, hab' ich wohl erfahren.
Hiob. Er kennt den hohen Geist, der Dich beseelt;
Drum theilt er zürnend die Beleidigung,
Die ein Verwegner Dir zu bieten wagt.
Marfa. — — — — — —
Hiob. Vernimm, ein Frevler in der Polen Land,
Ein Renegat, der, sein Gelübd' als Mönch
Ruchlos abschwörend, seinen Gott verleugnet,
Mißbraucht den edeln Namen Deines Sohnes,
Den Dir der Tod geraubt im Kindesalter.
Der dreiste Gaukler rühmt sich Deines Bluts
Und giebt sich für des Czaren Jwan's Sohn.
Ein Woiwod bricht den Frieden, führt aus Polen
Den Afterkönig, den er selbst erschaffen,
Mit Heereskraft in unsre Grenzen ein;
Das treue Herz der Reußen führt er irre
Und reizt sie auf zu Abfall und Verrath.
— — — — — Mich schickt
Der Czar zu Dir in väterlicher Meinung.
— Du ehrst die Manen Deines Sohns; Du wirst
Nicht dulden, daß ein frecher Abenteurer
Jhm aus dem Grabe seinen Namen stiehlt
Und sich verwegen drängt in seine Rechte.
Erklären wirst Du laut vor aller Welt,
Daß Du ihn nicht für Deinen Sohn erkennst.
Du wirst nicht fremdes Bastardblut ernähren
An Deinem Herzen, das so edel schlägt;
Du wirst, der Czar erwartet es von Dir,
Der schändlichen Erfindung widersprechen
Mit dem gerechten Zorn, den sie verdient.
Marfa (hat während dieser Rede die heftigsten Bewegungen bekämpft).
Was hör' ich, Erzbischof! Jst's möglich? — O, sagt an!

Durch welcher Zeichen und Beweise Kraft
Beglaubigt sich der kecke Abenteurer
Als Iwan's Sohn, den wir als todt beweinen?

Hiob. Durch eine flücht'ge Aehnlichkeit mit Iwan,
Durch Schriften, die der Zufall ihm verschaffte,
Und durch ein köstlich Kleinod, das er zeigt,
Täuscht er die Menge, die sich gern betrügt.

Marfa. Was für ein Kleinod? O, das sagt mir an!

Hiob. Ein goldnes Kreuz, belegt mit neun Smaragden,
Das ihm der Knäs Iwan Mestislowskoy,
So sagt er, in der Taufe umgehangen.

Marfa. Was sagt Ihr? — Dieses Kleinod weist er auf?
(Mit gezwungener Fassung.)
— Und wie behauptet er, daß er entkommen?

Hiob. Ein treuer Diener und Diak hab' ihn
Dem Mord entrissen und dem Feuerbrand
Und nach Smolenskow heimlich weggeführt.

Marfa. Wo aber hielt er sich — wo giebt er vor,
Daß er bis diese Stunde sich verborgen?

Hiob. Im Kloster Tschudow sei er aufgewachsen,
Sich selber unbekannt; von dort hab' er
Nach Litthauen und Polen sich geflüchtet,
Wo er dem Fürst von Sendomir gedient,
Bis ihm ein Zufall seinen Stand entdeckt!

Marfa. Mit solcher Fabel kann er Freunde finden,
Die Gut und Blut an seine Sache wagen?

Hiob. O Czarin! Falsches Herzens ist der Pole,
Und neidisch sieht er unsres Landes Flor.
Ihm ist ein jeder Vorwand sehr willkommen,
Den Krieg in unsern Grenzen anzuzünden!

Marfa. Doch, gäb' es selbst in Moskau gläub'ge Seelen,
Die dieses Werk des Trugs so leicht berückt?

Hiob. Der Völker Herz ist wankelmüthig, Fürstin!
Sie lieben die Veränderung; sie glauben
Durch eine neue Herrschaft zu gewinnen.
Der Lüge kecke Zuversicht reißt hin,
Das Wunderbare findet Gunst und Glauben.
Drum wünscht der Czar, daß Du den Wahn des Volks
Zerstreust, wie Du allein vermagst. Ein Wort
Von Dir, und der Betrüger ist vernichtet,
Der sich verwegen lügt zu Deinem Sohn.
Mich freut's, Dich so bewegt zu sehen. Dich

Empört, ich seh's, das freche Gaukelspiel,
Und Deine Wangen färbt der edle Zorn.

Marfa. Und wo, — das sagt mir — wo verweilt er jetzt,
Der sich für unsern Sohn zu geben wagt?

Hiob. Schon rückt er gegen Tschernikow heran;
Von Kiow, hört man, sei er aufgebrochen;
Ihm folgt der Polen leichtberittne Schaar
Sammt einem Heerzug donischer Kosacken,

Marfa. O höchste Allmacht, habe Dank! Dank! Dank!
Daß Du mir endlich Rettung, Rache sendest!

Hiob. Was ist Dir, Marfa? — Wie versteh' ich das?

Marfa. O Himmelsmächte, führt ihn glücklich her!
Ihr Engel alle, schwebt um seine Fahnen!

Hiob. Ist's möglich? — Wie? Dich konnte der Betrüger—

Marfa. Er ist mein Sohn. An diesen Zeichen allen
Erkenn' ich ihn. An Deines Czaren Furcht
Erkenn' ich ihn. Er ist's! Er lebt! Er naht!
Herab von Deinem Thron, Tyrann! Erzittre!
Es lebt ein Sprößling noch von Rurik's Stamm;
Der wahre Czar, der rechte Erbe kommt,
Er kommt und fordert Rechnung von dem Seinen.

Hiob. Wahnsinnige! Bedenkst Du, was Du sagst?

Marfa. Erschienen endlich ist der Tag der Rache,
Der Wiederherstellung. Der Himmel zieht
Aus Grabes Nacht die Unschuld an das Licht.
Der stolze Godunow, mein Todfeind, muß
Zu meinen Füßen kriechend Gnade flehn;
O, meine heißen Wünsche sind erfüllt!

Hiob. Kann Dich der Haß zu solchem Grad verblenden?

Marfa. Kann Deinen Czar der Schrecken so verblenden,
Daß er Errettung hofft von mir — von mir —
Der unermeßlich schwer Beleidigten?

— — — — —

Ich soll den Sohn verleugnen, den der Himmel
Mir durch ein Wunder aus dem Grabe ruft?
Ihm, meines Hauses Mörder, zu Gefallen,
Der über mich unsäglich Weh gehäuft,
Die Rettung von mir stoßen, die mir Gott
In meinem tiefen Jammer endlich sendet?

Hiob. — — — — — —

Marfa. Nein, Du entrinnst mir nicht. Du sollst mich hören.
Ich habe Dich, ich lasse Dich nicht los.
O, endlich kann ich meine Brust entladen,
Ausschäumen endlich gegen meinen Feind
Der tiefsten Seele lang verhaltnen Groll!
— — — — Wer war's, der mich
In diese Gruft der Lebenden verstieß,
Mit allen frischen Kräften meiner Jugend,
Mit allen warmen Trieben meiner Brust?
Wer riß den theuern Sohn mir von der Seite
Und sandte Mörder aus, ihn zu durchbohren?
O, keine Sprache nennt, was ich gelitten,
Wenn ich die langen hellgestirnten Nächte
Mit ungestillter Sehnsucht durchgewacht,
Der Stunden Lauf an meinen Thränen zählte!
Der Tag der Rettung und der Rache kommt;
Ich seh' den Mächtigen in meiner Macht.

Hiob. Du glaubst, es fürchte Dich der Czar —

Marfa. Er ist
In meiner Macht — Ein Wort aus meinem Munde,
Ein einziges, kann sein Geschick entscheiden! —
Das ist's, warum Dein Herrscher mich beschickte!
Das ganze Volk der Reußen und der Polen
Sieht jetzt auf **mich**. Wenn ich den Czarowitsch
Für meinen Sohn und Iwan's anerkenne,
So huldigt Alles ihm; das Reich ist sein.
Verleugn' ich ihn, so ist er ganz verloren.
Denn wer wird glauben, daß die wahre Mutter,
Die Mutter, die wie ich beleidigt war,
Verleugnen könnte ihres Herzens Sohn,
Mit ihres Hauses Mörder einverstanden?
Ein Wort nur kostet's mich, und alle Welt
Verläßt ihn als Betrüger. — Ist's nicht so?
Dies Wort will man von mir. — Den großen Dienst,
Gesteh's, kann ich dem Godunow erzeigen!

Hiob. Dem ganzen Vaterland erzeigst Du ihn;
Aus schwerer Kriegsnoth rettest Du das Reich,
Wenn Du der Wahrheit Ehre giebst. Du selbst,
Du zweifelst nicht an Deines Sohnes Tod
Und könntest zeugen wider Dein Gewissen?

Marfa. Ich hab' um ihn getrauert sechzehn Jahr',
Doch seine Asche sah ich nie. Ich glaubte

Der allgemeinen Stimme seinen Tod
Und meinem Schmerz. Der allgemeinen Stimme
Und meiner Hoffnung glaub' ich jetzt sein Leben.
Es wäre ruchlos, mit verwegnem Zweifel
Der höchsten Allmacht Grenzen setzen wollen.
Doch wär' er auch nicht meines Herzens Sohn,
Er soll der Sohn doch meiner Rache sein.
Ich nehm' ihn an und auf an Kindes Statt,
Den mir der Himmel rächend hat geboren.

Hiob. Unglückliche! Dem Starken trotzest Du?
Vor seinem Arme bist Du nicht geborgen
Auch in des Klosters Abgeschiedenheit.

Marfa. Er kann mich tödten; meine Stimme kann
Im Grab ersticken oder Kerkers Nacht,
Daß sie nicht mächtig durch die Welt erschalle —
Das kann er; doch mich reden lassen, was
Ich nicht will, das vermag er nicht; — auch nicht
Durch Deine List — den Zweck hat er verloren!

Hiob. Ist dies Dein letztes Wort? Besinn Dich wohl!
Bring' ich dem Czar nicht besseren Bescheid?

Marfa. Er hoffe auf den Himmel, wenn er darf,
Auf seines Volkes Liebe, wenn er kann!

Hiob. Genug! — Du willst entschlossen Dein Verderben,
Du hältst Dich an ein schwaches Rohr, das bricht;
Du wirst mit ihm zu Grunde gehen.

Marfa (allein). Es ist mein Sohn, ich kann nicht daran zweifeln.
Die wilden Stämme selbst der freien Wüste
Bewaffnen sich für ihn; der stolze Pole,
Der Palatinus, wagt die edle Tochter
An seiner guten Sache reines Gold,
Und ich allein verwärf' ihn, seine Mutter?
Und mich allein durchschauerte der Sturm
Der Freude nicht, der schwindelnd alle Herzen
Ergreift und in Erschüttrung bringt die Erde?
Er ist mein Sohn; ich glaub' an ihn, ich will's.
Ich fasse mit lebendigem Vertrauen
Die Rettung an, die mir der Himmel sendet!
Er ist's, er zieht mit Heereskraft heran,
Mich zu befreien, meine Schmach zu rächen!
Hört seine Trommeln! seine Kriegsdrommeten!

Ihr Völker, kommt vom Morgen und Mittag
Aus Euren Steppen, Euren ew'gen Wäldern!
In allen Zungen, allen Trachten kommt!
Zäumet das Roß, das Rennthier, das Kameel!
Wie Meereswogen strömet zahllos her
Und dränget Euch zu Eures Königs Fahnen! —
O, warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!
Du ew'ge Sonne, die den Erdenball
Umkreist, sei Du die Botin meiner Wünsche!
Du allverbreitet ungehemmte Luft,
Die schnell die weitste Wanderung vollendet,
O, trag' ihm meine glüh'nde Sehnsucht zu!
Ich habe nichts als mein Gebet und Flehn;
Das schöpf' ich flammend aus der tiefsten Seele,
Beflügelt send' ich's zu des Himmels Höhn,
Wie eine Heerschaar send' ich Dir's entgegen.

Zweite Scene.

Eine Anhöhe, mit Bäumen umgeben.

Eine weite und lachende Ferne öffnet sich; man sieht einen schönen Strom durch die Landschaft ausgegossen, die von dem jungen Grün der Saaten belebt ist. Näher und ferner sieht man die Thurmspitzen einiger Städte leuchten. Trommeln und Kriegsmusik hinter der Scene. **Odowalsky** und **andere Officiere** treten auf, gleich darauf **Demetrius**.

Odowalsky. Laßt die Armee am Wald hinunter ziehn,
Indeß wir uns hier umschaun auf der Höhe!

Einige gehen. **Demetrius** tritt auf.

Demetrius (zurückfahrend). Ha! Welch ein Anblick!
Odowalsky. Herr! Du siehst Dein Reich
Vor Dir geöffnet. — Das ist russisch Land.
Razin. Hier diese Säule trägt schon Moskau's Wappen;
Hier hört der Polen Herrschgebiete auf.
Demetrius. Ist das der Dnieper, der den stillen Strom
Durch diese Auen gießt?
Odowalsky. Das ist die Desna.
Dort heben sich die Thürme Tschernigow's.
Razin. Was dort am fernen Himmel glänzt, das sind
Die Kuppeln von Sewerisch Novogrod.

Demetrius. Welch heitrer Anblick! Welche schöne Auen!
Odowalsky. Der Lenz hat sie mit seinem Schmuck bedeckt;
Denn Fülle Korns erzeugt der üpp'ge Boden.
Demetrius. Der Blick schweift hin im Unermeßlichen.
Razin. Doch ist's ein kleiner Anfang nur, o Herr,
Des großen Russenreichs. Denn unabsehbar
Streckt es der Morgensonne sich entgegen,
Und keine Grenzen hat es nach dem Nord,
Als die lebend'ge Zeugungskraft der Erde.
— — — — —
Razin. Sieh, unser Czar ist ganz nachdenkend worden.
Demetrius. Auf diesen schönen Au'n wohnt noch der Friede,
Und mit des Krieges furchtbarem Geräth
Erschein' ich jetzt, sie feindlich zu verheeren!
Odowalsky. Dergleichen, Herr, bedenkt man hinterdrein.
Demetrius. Du fühlst als Pole; ich bin Moskau's Sohn;
Es ist das Land, das mir das Leben gab.
Vergieb mir, theurer Boden, heim'sche Erde,
Du heiliger Grenzpfeiler, den ich fasse,
Auf den mein Vater seinen Adler grub,
Daß ich, Dein Sohn, mit fremden Feindes Waffen
In Deines Friedens ruhigen Tempel falle!
Mein Erb' zurückzufordern, komm' ich her,
Und den geraubten edeln Vaternamen.
Hier herrschten die Waräger, meine Ahnherrn,
In langer Reih' seit dreißig Menschenaltern;
Ich bin der Letzte ihres Stamms, dem Mord
Entrissen durch ein göttliches Verhängniß.
— — — — —

Dritte Scene.

Ein russisches Dorf.

Freier Platz vor der Kirche. Man hört die Sturmglocke. **Gleb**, **Ilia** und **Timoska** eilen mit Aexten bewaffnet auf die Scene.

Gleb (aus dem Hause kommend). Was rennt das Volk?
Ilia (aus einem andern Hause kommend).
Wer zog die Feuerglocke? —
Timoska. Nachbarn, heraus! Kommt Alle, kommt zu Rath!

Oleg und **Igor** mit vielen andern Landleuten, Weibern und Kindern, welche Gepäcke tragen.

Gleb. Wo kommt Ihr her mit Weibern und mit Kindern?
Igor. Flieht, flieht! der Pole ist ins Land gefallen
Bei Moromesk und mordet, was er findet.
Oleg. Flieht, flieht ins innre Land, in feste Städte!
Wir haben unsre Hütten angezündet,
Uns aufgemacht, ein ganzes Dorf, und fliehn
Landeinwärts zu dem Heer des Czaren.[1])
Timoska. Da kommt ein neuer Trupp von Flüchtigen.

Iwanska und **Petruschka** mit bewaffneten Landleuten treten an der entgegengesetzten Seite auf.

Iwanska. Es leb' der Czar! der große Fürst Dimitri!
Gleb. Wie? Was ist das?
Ilia. Wo wollt Ihr hin?
Timoska. Wer seid Ihr?
Petruschka. Wer treu ist unserm Fürstenstamm, kommt mit!
Timoska. Was ist denn das? Da flieht ein ganzes Dorf,
Landeinwärts von den Polen sich zu retten;
Und Ihr wollt hin, wo diese hergeflohn?
Wollt übergehen zu dem Feind des Landes?
Petruschka. Was Feind? Es ist kein Feind, der kommt; es ist
Ein Freund des Volks, der rechte Erb' des Landes.

Es tritt der Posadnik (Dorfrichter) auf, um ein Manifest des Demetrius abzulesen. Schwanken der Einwohner des Dorfs zwischen beiden Parteien. Die Bäuerinnen werden zuerst für Demetrius gewonnen und geben den Ausschlag.

Lager des Demetrius. Er ist in der ersten Action geschlagen, aber die Armee des Czaren Boris siegt gewissermaßen wider ihren Willen und verfolgt ihre Vortheile nicht. Demetrius, in Verzweiflung, will sich tödten und wird mit Mühe von Korela und Odowalsky daran verhindert. Uebermuth der Kosacken selbst gegen Demetrius.

---

1) Auf einem Papierstreifen stand:
„Uns aufgemacht, das ganze Dorf, wir fliehen
Ins innere Land, zum großen Heer des Czaren" —
und auf der Rückseite: „Sie haben zu Tschernigow den Woiwoden gefangen genommen und sich dem Czarowitsch ergeben." (v. Keller, „Nachlese" 2c. S. 26). — A. d. H.

Lager der Armee des Czaren Boris. Er selbst ist abwesend, und dies schadet seiner Sache, weil er gefürchtet, aber nicht geliebt wird. Die Armee ist stark, aber unzuverlässig. Die Anführer sind uneinig und neigen sich zum Theil auf die Seite des Demetrius aus verschiednen Bewegungsgründen. Einer von ihnen, Soltikow, erklärt sich aus Ueberzeugung für ihn. Sein Uebergang ist von den wichtigsten Folgen; ein großer Theil der Armee fällt dem Demetrius zu.

Boris in Moskau. Noch zeigt er sich als absoluter Herrscher und hat treue Diener um sich; aber er ist schon erbittert durch schlimme Nachrichten. Furcht vor einem Aufstand in Moskau hält ihn ab, zur Armee zu gehen. Auch schämt er sich, als Czar in Person gegen den Betrüger zu fechten. Scene zwischen ihm und dem Erzbischof.

Unglücksboten kommen von allen Seiten, und die Gefahr wird immer dringender für Boris. Er hört vom Abfall des Landvolks und der Provinzialstädte, von der Unthätigkeit und Meuterei der Armee, von den Bewegungen in Moskau, von Demetrius' Vordringen. Romanow, den er schwer beleidigt hat, kommt in Moskau an. Dies erregt neue Besorgnisse. Jetzt kommt die Nachricht, daß die Bojaren in das Lager des Demetrius fliehen, und daß die ganze Armee zu ihm übergeht.

Boris und Axinia. Der Czar erscheint rührend als Vater, und im Gespräch mit der Tochter schließt sich sein Innerstes auf.

Boris hat sich durch Verbrechen zum Herrscher gemacht, aber alle Pflichten des Herrschers übernommen und geleistet; dem Lande gegenüber ist er ein schätzbarer Fürst und ein wahrer Vater des Volks. Nur in Angelegenheiten seiner Person gegen Einzelne ist er argwöhnisch, rachsüchtig und grausam. Sein Geist erhebt ihn, wie sein Rang, über Alles, was ihn umgiebt. Der lange Besitz der höchsten Gewalt, die gewohnte Beherrschung der Menschen und die despotische Form der Regierung haben seinen Stolz so genährt, daß es ihm unmöglich ist, seine Größe zu überleben. Er sieht klar, was ihm bevorsteht; aber noch *ist* er Czar und nicht erniedrigt, wenn er zu sterben beschließt.

Er glaubt an Vorherverkündigungen, und in seiner jetzigen Stimmung erscheinen ihm Dinge als bedeutend, die er sonst verachtet hatte. Ein besonderer Umstand, worin er eine Stimme des Schicksals findet, wird für ihn entscheidend.

Kurz vor seinem Tode ändert er seine Natur, wird sanfter auch gegen die Unglücksboten und schämt sich der Aufwallungen des Zorns, womit er die früheren empfing. Er läßt sich das Schlimmste erzählen und beschenkt sogar den Erzähler.

Sobald er das für ihn entscheidende Unglück vernimmt, geht er ab ohne weitere Erklärung, mit Gelassenheit und Resignation. Kurz nachher tritt er in Mönchskleidern wieder auf und entfernt seine Tochter von seinem letzten Augenblicke. In einem Kloster soll sie Schutz vor Beleidigungen suchen; sein Sohn Feodor wird als ein Kind vielleicht weniger zu fürchten haben. Er nimmt das Gift und geht auf ein einsames Zimmer, um in der Stille zu sterben.

Allgemeine Verwirrung bei der Nachricht vom Tode des Czaren. Die Bojaren bilden einen Reichsrath und herrschen im Kremel. Romanow (nachheriger Czar und Stammvater des jetzt regierenden Hauses) tritt auf an der Spitze einer bewaffneten Macht, schwört an der Brust des Czaren seinem Sohn Feodor den Eid der Treue und nöthigt die Bojaren, seinem Beispiel zu folgen. Rache und Ehrsucht sind fern von seiner Seele; er folgt blos dem Rechte. Axinien liebt er ohne Hoffnung und wird, ohne es zu wissen, wieder geliebt.

Romanow eilt zur Armee, um diese für den jungen Czar zu gewinnen. Aufruhr in Moskau, von den Anhängern des Demetrius bewirkt. Das Volk reißt die Bojaren aus ihren Häusern, bemächtigt sich des Feodor und der Axinia, setzt sie gefangen und schickt Abgeordnete an Demetrius.

Demetrius in Tula auf dem Gipfel des Glücks. Die Armee ist sein; man bringt ihm die Schlüssel vieler Städte. Moskau allein scheint noch zu widerstehen. Er ist mild und liebenswürdig, zeigt eine edle Rührung bei der Nachricht vom Tode des Boris, begnadigt einen entdeckten Anschlag gegen sein Leben, verschmäht die knechtischen Ehrenbezeugungen der Russen und will sie abschaffen. Die Polen dagegen, von denen er umgeben ist, sind rauh

und behandeln die Russen mit Verachtung. Demetrius verlangt nach einer Zusammenkunft mit seiner Mutter und sendet Boten an Marina.

Unter der Menge von Russen, die sich in Tula zum Demetrius drängen, erscheint ein Mann, den Demetrius sogleich erkennt; er freut sich höchlich, ihn wiederzusehen. Er entfernt alle Andern, und sobald er mit diesem Manne allein ist, dankt er ihm mit vollem Herzen als seinem Retter und Wohlthäter. Jener giebt zu verstehen, daß Demetrius allerdings eine große Verbindlichkeit gegen ihn habe, und eine größere, als er selbst wisse. Demetrius dringt in ihn, sich deutlicher zu erklären, und der Mörder des ächten Demetrius entdeckt nun den wahren Hergang der Sache. Für diesen Mord wurde er nicht belohnt, hatte vielmehr von Boris nichts als den Tod zu erwarten. Dürstend nach Rache, traf er auf einen Knaben, dessen Aehnlichkeit mit dem Czar Iwan ihm auffiel. Dieser Umstand mußte benutzt werden. Er nahm sich des Knaben an, floh mit ihm aus Uglitsch, brachte ihn zu einem Geistlichen, den er für seinen Plan zu gewinnen wußte, und übergab diesem das Kleinod, das er selbst dem ermordeten Demetrius abgenommen hatte. Durch diesen Knaben, den er nachher nie aus den Augen verloren, und dessen Schritte er jederzeit unvermerkt geleitet hat, ist er nunmehr gerächt. Sein Werkzeug, der falsche Demetrius, herrscht über Rußland an Boris' Stelle.

Während dieser Erzählung geht im Demetrius eine ungeheure Veränderung vor. Sein Stillschweigen ist furchtbar. In dem Momente der höchsten Wuth und Verzweiflung bringt ihn der Mörder aufs Aeußerste, da er mit Trotz und Uebermuth seinen Lohn fordert. Er stößt ihn nieder.

Monolog des Demetrius. Innerer Kampf, aber überwiegendes Gefühl der Nothwendigkeit, sich als Czar zu behaupten.

Die Abgeordneten der Stadt Moskau kommen an und unterwerfen sich dem Demetrius. Sie werden finster und mit drohenden Anstalten empfangen. Unter ihnen ist der Patriarch. Demetrius entsetzt ihn seiner Würde und verurtheilt kurz darauf einen vornehmen Russen, der an seiner Aechtheit gezweifelt hatte.

Marfa und Olga erwarten den Demetrius unter einem prächtigen Zelt. Marfa spricht von der bevorstehenden Zusammenkunft mit mehr Zweifel und Furcht als Hoffnung und zittert diesem

Moment entgegen, der ihre höchste Glückseligkeit sein sollte. Olga redet ihr zu, selbst ohne Glauben. Auf der langen Reise hatten Beide Zeit gehabt, sich an alle Umstände zu erinnern; die erste Exaltation hatte dem Nachdenken Raum gemacht. Das düstre Schweigen und die zurückschreckenden Blicke der Wachen, die das Zelt umgeben, vermehren noch ihre Zweifel.

Die Trompeten erschallen. Marfa ist unschlüssig, ob sie dem Demetrius entgegengehen soll. Jetzt steht er vor ihr, allein. Der kleine Rest von Hoffnung in ihrem Herzen schwindet ganz bei seinem Anblick. Ein unbekanntes Etwas tritt zwischen Beide, die Natur spricht nicht, sie sind ewig geschieden. Der erste Moment war ein Versuch, sich zu nähern; Marfa ist die Erste, die eine zurückweichende Bewegung macht. Demetrius bemerkt es und bleibt einen Augenblick betroffen stehen. Bedeutendes Schweigen. —

Demetrius. Sagt Dir das Herz nichts? Erkennst Du Dein Blut nicht in mir?

Marfa (schweigt).

Demetrius. Die Stimme der Natur ist heilig und frei; ich will sie weder zwingen, noch erlügen. Hätte Dein Herz bei meinem Anblicke gesprochen, so hätte das meinige geantwortet; Du würdest einen frommen, einen liebenden Sohn in mir gefunden haben. Das Nothwendige wäre mit Neigung, mit Liebe, mit Innigkeit geschehen. Doch wenn Du nicht als Mutter für mich fühlst, so denk als Fürstin, fasse Dich als Königin! Das Schicksal gab mich Dir ungehofft zum Sohn; nimm Du mich an als ein Geschenk des Himmels! Wär' ich Dein Sohn auch nicht, der ich jetzt scheine, so raub' ich Deinem Sohne nichts. Ich raubte es Deinem Feinde. Dich und Dein Blut hab' ich gerächt, habe Dich aus der Gruft, in der Du lebendig begraben warst, gezogen und auf den Fürstenstuhl zurückgeführt. — Daß Dein Schicksal an meines befestigt ist, begreifst Du. Du stehst mit mir, und mit mir gehst Du unter. Die Völker alle sehen auf uns. —

Ich hasse die Gaukelei, und was ich nicht empfinde, mag ich nicht zeigen; aber ich fühle wirklich eine Ehrfurcht gegen Dich, und dies Gefühl, das meine Kniee vor Dir beugt, es ist mein Ernst.

(Stummes Spiel der Marfa, das die innere Bewegung in ihr zu erkennen giebt.)

Demetrius. Entschließe Dich! Laß Deines Willens freie Handlung sein, was die Natur Dir versagt! Ich fordere keine

Heuchelei, keine Lüge von Dir; ich fordere wahre Gefühle. Scheine Du nicht meine Mutter, sei es — Wirf das Vergangene von Dir, ergreife das Gegenwärtige mit ganzem Herzen! Bin ich Dein Sohn nicht, so bin ich der Czar; ich habe die Macht, ich habe das Glück. — Der, welcher im Grabe liegt, ist Staub; er hat kein Herz, Dich zu lieben, kein Auge, Dir zu lächeln — Wende Dich zu dem Lebenden —

(Marfa bricht in Thränen aus.)

Demetrius. O, diese goldnen Tropfen sind mir willkommen. Laß sie fließen! Zeige Dich so dem Volk!

(Auf einen Wink des Demetrius öffnet sich das Zelt, und die versammelten Russen werden Zeugen dieser Scene.)

Einzug des Demetrius in Moskau. Große Pracht, aber kriegerische Anstalten. Polen und Kosacken sind es, die den Zug anführen. Das Düstre und Schreckliche mischt sich in die öffentliche Freude. Mißtrauen und Unglück umschweben das Ganze.

Romanow, der zu spät zur Armee kam, ist nach Moskau zurückgekehrt, um Feodor und Axinien zu schützen. Alles ist vergebens; er selbst wird gefangen gesetzt. Axinia flüchtet zur Czarin Marfa und fleht zu ihren Füßen um Schutz vor den Polen. Hier sieht sie Demetrius, und ihr Anblick entzündet bei ihm eine heftige unwiderstehliche Leidenschaft. Axinia verabscheut ihn.

Demetrius als Czar. — Ein furchtbares Element trägt ihn, aber er beherrscht es nicht; er wird von der Gewalt fremder Leidenschaften geführt. — Sein inneres Bewußtsein erzeugt ein allgemeines Mißtrauen; er hat keinen Freund, keine treue Seele. Polen und Kosacken schaden ihm durch ihre Frechheit in der Meinung des Volks. Selbst was ihm zur Ehre gereicht, seine Popularität, Einfachheit und Verschmähung des steifen Ceremoniels, erregt Unzufriedenheit. Zuweilen verletzt er aus Unbedacht die Gebräuche des Landes. Er verfolgt die Mönche, weil er viel unter ihnen gelitten hat. Auch ist er nicht frei von despotischen Launen in den Momenten des beleidigten Stolzes. — Odowalsky weiß sich ihm stets nothwendig zu machen, entfernt die Russen aus seiner Nähe und behauptet seinen überwiegenden Einfluß.

Demetrius sinnt auf Untreue gegen Marina. Er spricht darüber mit dem Erzbischof Hiob, der, um die Polen zu entfernen, seinem Wunsche entgegenkommt und ihm von der czarischen Gewalt eine hohe Vorstellung giebt.

Marina erscheint in Moskau mit einem großen Gefolge. Zusammenkunft mit Demetrius. Falscher und kalter Empfang zu beiden Seiten; jedoch weiß sie sich besser zu verstellen. Sie dringt auf baldige Vermählung. Es werden Anstalten zu einem rauschenden Feste gemacht.

Auf Geheiß der Marina wird Axinien ein Giftbecher gebracht. Der Tod ist ihr willkommen. Sie fürchtete, dem Czaren zum Altare folgen zu müssen.

Heftiger Schmerz des Demetrius. Mit zerrissenem Herzen geht er zur Trauung mit Marina.

Nach der Trauung entdeckt ihm Marina, daß sie ihn nicht für den ächten Demetrius hält und nie dafür gehalten hat. Kalt überläßt sie ihn sich selbst in einem fürchterlichen Zustande.

Unterdessen benutzt Schinskoj, einer der ehemaligen Feldherrn des Czaren Boris, das wachsende Mißvergnügen des Volks und wird das Haupt einer Verschwörung gegen Demetrius.

Romanow im Gefängniß wird durch eine überirdische Erscheinung getröstet. Axiniens Geist steht vor ihm, öffnet ihm einen Blick in künftige, schönere Zeiten und befiehlt ihm, ruhig das Schicksal reifen zu lassen und sich nicht mit Blut zu beflecken. Romanow erhält einen Wink, daß er selbst zum Thron berufen sei. Kurz nachher wird er zur Theilnehmung an der Verschwörung aufgefordert; er lehnt es ab.

Soltikow macht sich bittre Vorwürfe, daß er sein Vaterland an den Demetrius verrathen hat. Aber er will nicht zum zweiten Male ein Verräther sein, und aus Rechtlichkeit behauptet er, wider sein Gefühl, die einmal ergriffene Partei. Da das Unglück einmal geschehen ist, so sucht er es wenigstens zu vermindern und die Macht der Polen zu schwächen. Er bezahlt diesen Versuch mit seinem Leben; aber er nimmt seinen Tod als verdiente Strafe an und bekennt dies sterbend dem Demetrius selbst.

Casimir, ein Bruder der Lodoiska, einer jungen Polin, die den Demetrius im Hause des Woiwoden von Sendomir heimlich und ohne Hoffnung liebte, hat ihn auf Bitten seiner Schwester auf dem Heerzuge begleitet und in jedem Gefecht tapfer vertheidigt. In dem Momente der höchsten Gefahr, da alle übrigen Anhänger des Demetrius auf ihre Rettung denken, bleibt Casimir allein ihm getreu und opfert sich für ihn auf.

Die Verschwörung kommt zum Ausbruch. Demetrius ist bei der Czarin Marfa, und die Aufrührer dringen in das Zimmer. Die Würde und Kühnheit des Demetrius wirkt einige Augenblicke auf die Rebellen. Es gelingt ihm beinahe, sie zu entwaffnen, da er ihnen die Polen preisgeben will. Aber jetzt stürzt Schinskoj mit einer andern wüthenden Schaar herein. Von der Czarin wird eine bestimmte Erklärung gefordert; sie soll das Kreuz darauf küssen, daß Demetrius ihr Sohn sei. Auf eine so feierliche Art gegen ihr Gewissen zu zeugen, ist ihr unmöglich. Stumm wendet sie sich ab von Demetrius und will sich entfernen. „Sie schweigt?“ ruft die tobende Menge, „sie verleugnet ihn? So stirb denn, Betrüger! —“ Und durchbohrt liegt er zu den Füßen der Marfa.

B. [1])

Demetrius.

Allgemeines.

Russische, zum Behuf des „Demetrius" gesammelte Sprichwörter.

Ein Reich zertrennt, nimmt bald ein End'.
Der Flüchtige hat einen Weg, wer ihm nachsetzt, hundert.
Astrachan ist reich an Strömen, Sibirien an Zobeln.
Die Sach' ist recht, nur sieh sie recht.
Die grüne Traube ist herb, der Jüngling schwach.
Ein Zeitungsträger hat deß wenig Ehre.
Bruderliebe ist besser als steinerne Mauern.
Der Nacken der Gemeinde ist stark.
Verstand beim Jüngling, Eis im Frühling.
Das Kätzchen ist stolz worden, es will nicht vom Ofen herab.
Wenn kein Pflüger wär', wär' auch kein Sammetweber.
Du wirst nicht Alles auffangen, was auf dem Wasser schwimmt.
Der Hund ist rauch, drum friert ihn nicht; der Bauer ist reich, drum klagt er nicht.
Gewinn und Verlust wohnen in einem Hause.
Man nimmt Dich auf nach Deinem Rock und begleitet Dich weg nach Deinem Verstand.
Die alten Propheten sind todt, die neuen sagen nicht wahr.
Mit Stillestehen erobert man kein Schloß.
Er zielt' nach einem Kranich und traf einen Sperling.
Dem Stehenden wird's sauer, mit dem Sitzenden zu reden.
Das ist wol wunderbar, was auf dem Eis gesotten war.
Der Morgen ist klüger als der Abend.
Womit man spielt, daran stößt man sich.

---

1) Die von hier ab folgenden Fragmente sind Hoffmeister's „Nachlese zu Schiller's Werken" 2c., Bd. III. S. 301—344, entnommen, wo dieselben 1840 zuerst veröffentlicht wurden. — A. d. H.

Hauptstationen der Handlung.

I. a. Demetrius in Sambor in Galizien
1) unerkannt
2) erkannt.
b. Krakau auf dem Reichstag.
II. c. An der russischen Grenze.
d. Auf russischem Boden. Kampf und wechselndes Kriegsglück.
e. Im Besitz eines Platzes, als Eroberer.
III. f. Vordringend bis Tula, wo er schon als Herr handelt.
g. Vor Moskau, wo sich sein Schicksal wendet.
h. Einzug in Moskau.
IV. i. Im Kremel selbst und im Vollbesitz der Herrschaft, wo er auch
k. seinen Untergang findet.

Hauptscenen.

I.

1) Demetrius, nachdem er den Palatinus ermordet.
2) Er wird zum Tode verurtheilt und sagt seinen Hoffnungen Lebewohl.
3) Seine Person entdeckt sich. Peripetie.
4) Er handelt als Czarowitsch und wird so behandelt.
5) Verspruch mit der Marina und Vertrag.
6) Abschied von der Lodoiska. Ihr Selbstgespräch.
7) Wahl der Landboten. Polnischer Reichstag. Lustiges Intermezzo. Demetrius auf dem polnischen Reichstag.

II.

8) Marfa, als Nonne, hört von dem wieder auferstandenen Sohn.
9) Marfa und Boris, als sein eigener Abgesandter, zuletzt erkannt.
10) Donische Kosacken schlagen sich zu Demetrius.
11) Das Manifest in einem russischen Dorfe.

12) Der Grenzpfeiler. Demetrius tritt in sein Reich.
13) Mordanschlag auf ihn mißlingt.
14) Eine Action. Begeisterung des Demetrius.
15) Soltikow. Partei für den Demetrius in Boris' Lager.
16) Boris und Axinia. Nachrichten, welche die zunehmende Macht des Demetrius versinnlichen. Unglück auf Unglück. Die große Hungersnoth.
17) Boris legt Mönchskleider an und tödtet sich.
18) Romanow und Axinia.
19) Bewegung in Moskau. Kaufleute. Bojaren — Bewegung und Entscheidung im Lager.

III.

20) Demetrius in Tula. Erhält die czarische Kleidung. Alles ist unterworfen.
21) Axinia wird vor ihn gebracht. Er liebt sie.
22) Er erfährt den Betrug und tödtet den Verkünder.
23) Zusammenkunft mit der Marfa. Einzug zu Moskau.

IV.

24) Monolog des Demetrius.
25) Demetrius und Marfa.
26) Romanow blickt in die Zukunft.
27) Ankunft der Polen. Ausgelassenheit der Ausländer, die Demetrius nicht coerciren kann.[1])
28) Demetrius verliert die Gunst des Volks und verändert seinen Charakter.
29) Tod der Axinia. Schmerz des Demetrius.
30) Ankunft der Marina.
31) Demetrius. Bruder der Lodoiska.
32) Das Fest.
33) Die Rebellion. Romanow ein Hauptanführer.
34) Demetrius gefangen.
35) Marfa verleugnet ihn. Er wird getödtet.
36) Schluß.

---

[1]) Auf einem andern Bogen steht: „Die Polen, welche sich in dem ersten Act für den Demetrius waffnen, erscheinen im vierten und fünften Act als Geißeln von Rußland und als die Tyrannen ihres Beschützers.“ — (Hoffmeister, a. a. O.)

Erste Disposition zur Vertheilung der Acte.

I.

Demetrius verurtheilt und als Czarowitsch erfunden. Verspruch mit Marina. Abschied von Lodoiska, der Nausikaa des Stücks. Sie führt ihm ihren Bruder zu und nimmt einen rührenden Abschied von ihm. Ihr Monolog, wenn er weg ist, und wenn man den Marsch blasen hört, schließt den ersten Aufzug.

II.

Marfa im Kloster. Polnischer Reichstag.

III.

Demetrius' Eintritt in Rußland. Kosacken tragen sich an. Romanow und Axinia. Scene in einem Dorf. Das Manifest. Glück des Demetrius. Demetrius geschlagen. Armee des Boris wankt in ihrer Treue. Soltikow geht über. Boris tödtet sich.

IV.

Die Armee schwört dem Demetrius. Auftritt in Moskau. Er empfängt die czarische Kleidung. Axinia und Demetrius. Er erfährt seine Geburt und tödtet den Verkünder. Einholung der Czarin Marfa. Einzug in Moskau.

V.

Unzufriedenheit mit dem Demetrius. Demetrius und die Czarin Marfa. Demetrius, als Tyrann, verliert die Liebe und das Glück. Brutalität der Kosacken. Romanow erhält ein Orakel. Ankunft der Marina. Demetrius bedrängt. Unzufriedenheit der Russen. Sinistra omina. Das Vermählungsfest. Brutalität der Polen und Stolz der Marina. Der Ausbruch der Rebellion. Demetrius gefangen, desavouirt, getödtet. Schluß.

Hauptmomente des Stücks.

Weil die Handlung groß und reich ist und eine Welt von Begebenheiten umfaßt, so muß mit einem kühnen Machtschritt auf den höchsten und bedeutungsreichsten Momenten hingeschritten werden. Jede Bewegung muß die Handlung um ein Merkliches weiter bringen. Man dringt von dem Innern Polens durch die Grenzgouvernements mitten in den Kremel zu Moskau ein, und an jeder Stelle, wo die Handlung sich verweilt, muß man ganz gegenwärtig sein. Verläßt die Handlung auch Momente lang den Helden, um sich mit andern Interessen zu beschäftigen, so ist der Held und sein Unternehmen in dieser Zwischenzeit desto merklicher vorwärts gelangt.

Demetrius wird so weit von seinem ersten Anfang verschlagen, daß dieser am Ende der Handlung ferne hinter ihm liegt. Darum ist es nöthig, daß sich ein lebhaftes und anmuthiges Bild davon in die Seele drücke, welches sich nachher auf eine rührende Art in der Erinnerung auffrischt, wenn ein so ganz anderer Mensch aus ihm geworden. Lodoiska's zarte Neigung fällt in jene Zeit; auch sein dunkler hoffnungsreicher Zustand im Haus des Woiwoden weckt eine rührende Sehnsucht und eine schmerzliche Vergleichung. Er fragt den Kasimir, Lodoiska's Bruder, nach jenem Jüngling, d. h. nach sich selbst, als ob er eine fremde Person wäre. So unähnlich fühlt er sich selber, und so viel hat er indessen erlebt, daß jene Tage ihm nur noch im Dämmerscheine zu liegen scheinen. An diese süßen schmelzenden Erinnerungen knüpft sich hart und schneidend die furchtbare Gegenwart, die Gewalt ohne Liebe, die schwindelige Höhe ohne Ruhe, kurz, seine volle Czarsgewalt an, und die Grausamkeit packt schnell wieder seine gequälte Seele.

Er ist grausam gegen Alle, welche sich einen Zweifel an seiner Person merken lassen, besonders ist ihm der Romanow ein Anstoß, und doch ist's, als ob höhere Mächte diesen jungen Helden beschützten, daß er ihm nichts anhaben kann.

Lodoiska's Bruder stirbt in der Vertheidigung des Demetrius.

Um kommen also: 1) der Palatinus, 2) Boris, 3) Axinia, 4) der Betrugstifter, 5) Lodoiska's Bruder und 6) Demetrius selbst.

Interessante Bestandstücke sind: 1) Demetrius' Glückswechsel und Charakterwechsel; 2) Marfa, die Nonne, Czarin, Mutter; 3) Boris, der untergehende Usurpator; 4) Romanow und Axinia, die Liebenden, Reinen; 5) Marina, die Strebende, Ehrgeizige; 6) Lodoiska, das liebende Mädchen; 7) polnischer Reichstag und anderes polnisches Wesen; 8) Kosackenwesen; 9) Moskau und

russisches Wesen, der Einzug; 10) Soltikow, das Lager; 11) Palatinus; 12) Schuskoi, die Verschwörung; 13) Lodoiska's Bruder; 14) Woiwode; 15) Patriarch Hiob; 16) die russischen Flüchtlinge.

Einige wesentliche Rücksichten.

Das Glück, welches Einen emporträgt und den Andern zu Grund richtet.

Alles beruht auf einer glücklichen Eröffnung der Handlung: 1) um das Fremdartige, Seltsame und abenteuerlich Unwahrscheinliche des Stoffs objective möglichst zu überwinden, und 2) um die Neigung und das Interesse subjective dafür in Bewegung zu setzen.

Jenes wird bewerkstelligt durch Bestimmtheit, Klarheit, Consequenz und vollständige Angabe aller Daten, wodurch die Handlung begründet wird, durch eine anschauliche Darstellung des Locals, der Umstände, der Zustände, innerhalb deren eine solche Handlung vorgehen kann, damit sie dadurch vor dem Verstande gerechtfertigt werde. Ihre natürliche Entstehungsweise und Möglichkeit unter den gegebenen Umständen werde gezeigt, oder vielmehr die Umstände werden so gegeben, daß eine solche Handlung möglicher oder natürlicher Weise daraus hervorgehe. Einzelne Daten zur Begründung der Handlung sind: 1) Polen gegen Rußland; 2) Unzufriedenheit mit Boris und seine nicht befestigte Herrschaft; 3) Keckheit der unternehmenden Personen; 4) Rohheit des Volks und des Zeitmoments, die ein so grobes Spiel möglich macht. Wilder Zustand; 5) Hazardspiel und Versuch; 6) Ehrgeiz der Marina, sich ein höheres Loos vor ihren Schwestern zu bereiten; 7) der Woiwod ist selbst betrogen; 8) ein geschäftiger Feind des Boris ist das Triebrad der ganzen Handlung.

Charaktere.

Demetrius zeigt sich wirklich fürstlich, sowol im Unglück als im Glück. Es sind ihm außerordentliche Dinge prophezeiht worden. Seine große Aehnlichkeit mit dem Czar Iwan. Er war fünf bis sechs Jahr alt, da er von seiner Mutter getrennt ward. Im Stück wird er ungefähr zwanzigjährig supponirt. Es sind also seit Boris' Regierungsantritt etwa funfzehn bis sechzehn Jahr verstrichen. — Demetrius befiehlt einem Schmeichler, sich vom Thurm herabzustürzen. —

Der russische Jüngling unter dem Hofgesinde des Woiwoden

in Sambor ist der Gegenstand, womit sich das Stück ganz zuerst beschäftigt. Er ist kühn und keck, hochgesinnt, trotzig und bescheiden. Man erblickt in ihm eine unbändige, wilde (feroce), unabhängige Natur, weit über den Stand, worin man ihn findet. Er war ein Mönch, und Alles an ihm ist ritterlich; er erscheint als Diener, und Alles an ihm ist fürstlich. Er hat eine unbändige Wißbegierde und haßt Alles, was barbarisch ist. Er hat alle ritterlichen Geschicklichkeiten inne, weiß die wildesten Pferde zu bändigen, feuert Kanonen ab, er kennt die Landesgeschichte, ist von Staatsdingen unterrichtet und zeigt überall ein kurzes, entschiedenes, entschlossenes Wesen. Er möchte gern im Kriege sich zeigen und strebt fort. Er hat einen großen Stolz gegen Alle, die ihn verachten. Er schenkt Etwas, das ihm geschenkt worden, an seine Mitbedienten weg und behält blos das, was einen Affectionswerth für ihn hat.[1]) Dieser Jüngling soll im Lauf der Handlung russischer Czar und des furchtbaren Basilides Sohn sein. Mithin muß sich gleich ein solches Bild von ihm eindrücken, als mit seiner künftigen Rolle übereinstimmt.

Als Ausländer, als der Bürger einer feindlichen Nation und Religion, als Abenteurer, Exmönch und Flüchtling, der sans aveu ist, steckt er unter den Polen. Einigen ist er verhaßt, weil er ihnen im Weg ist, Andere, besonders die Weiber, begünstigen ihn, der Woiwod ist ihm geneigt, seine Tochter Marina unterscheidet ihn, Lodoiska, des Castellans Tochter, liebt ihn. Er beträgt sich mit einer gewissen Grandezza gegen die Mitbedienten, mit edlem Devouement gegen seinen Wohlthäter, mit Verehrung und Anmuth gegen seine Tochter.

Das Stück muß sich sogleich mit einer lebhaften Handlung eröffnen, und der Held des Stücks muß der Gegenstand sein. Demetrius erscheint aber nicht gleich selbst. Man muß sogleich ins volle Interesse der Handlung gerissen werden.

Es fragt sich, ob eine zwiefache Glücksveränderung in dem ersten Acte statthaben darf, nämlich, ob Demetrius aus einem hoffnungsvollen Zustand, worin er zum ersten Mal auftritt, in einen unglücklichen gerathen und dann aus diesem zum Glück erhoben werden soll; oder ob es besser ist, daß er gleich anfangs im Unglück erscheine? Dieses Letztere ist darum nicht günstig, weil es die Gelegenheit abschneidet, ihn gehörig zu introduciren, besonders seinen kühnen hohen Sinn, womit er sich über seine Lage erhebt, recht darzustellen. Alles wird gleich zu sehr ins

1) Vgl. S. 232, 244 f. — A. d. H.

Sentimentale gespielt, wenn er gleich anfangs als ein Gegenstand des Mitleids erscheint.

Vorzüglich ist darauf zu sehen, daß sich die Gunst der Marina für den jungen Dimitri und seine Neigung zu ihr glücklich exponiren, wie auch die Liebe der Lodoiska zu ihm. Seine Neigung ist eine Kühnheit, ihre Gunst ist eine Schönheit. Marina hat einen intriguirenden, unruhig strebenden, stolzen Sinn. Sie will höher hinaus als ihre Schwestern, und eben darum, weil sie eine gewöhnliche Heirath mit Ihresgleichen für nichts hält, weil ihr keine andere Stelle als die höchste imponirt, so überläßt sie sich desto unbekümmerter ihrem Wohlgefallen an dem russischen Jüngling. Indem sie ihn vorzieht, macht sie ihn zu Etwas, und es schmeichelt ihrem stolzen, herrschsüchtigen Geist, ihn gleichsam zu constituiren.

Demetrius steht gefährlich im Haus des Woiwoden, als Ausländer und namenloser Fremdling, der keine Stütze hat als die Gunst seines Beschützers, aber Feinde genug und einen furchtbaren Gegner in dem stolzen Palatin, dem er bei seiner Braut im Wege steht.

Die schöne Gunst der Marina selbst ist ein verderbliches Geschenk. Es macht ihn verwegen und blind und macht seinen Gegner wüthend. Seine Freude über die Gunstbezeugung der Marina, indem man Ursache hat, so viel für ihn zu fürchten, ist von großer Wirkung, indem das Glück und die Furcht zusammen verbunden wirken; auch das liebende Interesse der Lodoiska erhöht die Situation. Lodoiska, das liebende Mädchen, warnt ihn, will ihn weg und dem Palatinus aus den Augen bringen, aber sein edler Stolz gestattet es nicht. Er fühlt sich erhoben durch den Vorzug, den ihm die Liebe giebt, er will nicht weichen, und so trifft er mit dem wüthenden Palatin zusammen.

Die Schwestern machen der Marina Vorwürfe über ihr Betragen; sie spricht ihren Charakter aus und erscheint als eine selbstständige Natur von tragischer Größe, indem die Schwestern als Alltäglichkeiten neben ihr vergehen.

Worin besteht die Gunstbezeugung der Marina gegen den Demetrius? Sie muß von solcher Art sein, daß sie einen Kühnen aufmuntert, einen Eifersüchtigen beleidigt und doch von Seiten des Fräuleins unschuldig kann gedeutet werden. Sie kann ein plumpes Geschenk des Palatinus verachten und eine Huldigung des Grischka[1]) (Demetrius) ehren.

---

1) Grischka ist die Koseform für Gregor, wie Timoska, Iwanska und Petruschka (S. 372 f.) für Timotheus, Johann, Peter. — A. d. H.

Besonderes.

Demetrius in Sambor in Galizien.

Der Palatin verbietet mit stolzem Ton dem Grischka, sich jemals wieder in seinem Weg zu zeigen. Er schilt die Kühnheit des jungen Menschen, seine Augen bis zu der Braut des Palatinus und der Tochter des Woiwoden zu erheben. Indem er ihm seine Nichtigkeit in Erinnerung bringt und mit zürnender Verachtung ihm die Geschichte seines Lebens, und daß er nur von der Gnade des Woiwoden lebe, vorhält, exponirt er das Nöthige vom Stücke, und Grischka zeigt bei seinen Antworten die edle Hoheit seines Charakters. Zuletzt geht der Palatinus, ein stolzer, täppischer und gemeiner Geselle, zu unerträglichen Beleidigungen über und reizt dadurch den Grischka aufs Aeußerste. Es kommt dahin, daß sich Letzterer mit dem Degen gegen ihn vertheidigt, und der Palatinus fällt tödtlich verwundet.

In dem Augenblick entsteht ein Zusammenlauf um die Streitenden. Der Koch des Woiwoden, der Castellan, seine Tochter, die Stallknechte, der Gärtner u. s. w. sammeln sich um sie her. Grischka erkennt verzweiflungsvoll das ganze Unglück seiner Lage. Obgleich Alle dem Entleibten sein Schicksal gönnen, geben sie doch den Demetrius verloren. Indem ein Theil ihm zur Flucht verhelfen will, eilt der andere, die That weiter zu verkünden. Grischka steht wie gelähmt und erwartet sein Verhängniß. —

Grischka. Was hab' ich gethan! — Entsetzliches Geschick!

(Es kommen Mehrere vom Hausgesinde, der Koch, der Gärtner, die Stallknechte.)

Gärtner (draußen). Hieher! hieher! da hört' ich Degen klirren! — Bringt sie aus einander —

Stallknechte, hereinstürzend.

Ruft den Herrn, den gnäd'gen Herrn, daß er uns helfe!

Andere. Ha! was ist das?

Koch. Der Palatinus todt in seinem Blut!

Gärtner. Dmitri mit bloßem Schwert! Unglücklicher, Ihr habt ihn getödtet!

Andere (eilen herein). Was giebt's, was ist geschehn?

Alle. Der Palatinus todt! verwundet! Unglücklicher, Ihr seid verloren!

Koch. Der Eidam unsres Herrn! Ein Magnat des Königreichs! Ihr seid ein verlorner Mensch!

Grischka. Ist's meine Schuld? Er war der Angreifer, nicht ich. Er rannt' in meinen Degen. Das Gesetz ist auf meiner Seite!

Koch. Genug! Ihr zoget gegen ihn, Ihr, ein Ausländer, gegen einen Polen, einen Magnaten! — Für Euch ist kein Gesetz, Ihr seid ein Fremdling! Euch ist nicht zu helfen! Ihr müßt sterben. — Ihr seid kein Edelmann, wie wir, Ihr gehört nur zum Volk.

Gärtner. Unglücklicher Mensch, was habt Ihr gethan?

Koch. Warum seid Ihr nicht geflohen und warft Euer Schwert nicht weg? Wir hätten Euch entwischen lassen. Jetzt ist's zu spät! Da kömmt der gnäd'ge Herr, es ist zu spät.

Woiwode. Marina (seine jüngste Tochter). **Lodoiska** (des Castellans Tochter).

Woiwode. Was? — Welche blutige That! Unglücklicher, was hast Du gethan?

Lodoiska. Marina. Der Unglückselige!

Koch. Wir hörten heft'gen Streit und Degenklirren. Wir eilten her, sie zu trennen. Doch schon war's geschehn. Wir fanden den Palatinus todt in seinem Blute und Jenen mit blut'gem Degen vor ihm stehen.

Lodoiska (zu Marina). O Fräulein! rettet ihn! Ihr könnt Alles.

Marina. Vermag ich's?

Der Woiwode befiehlt nach vernommenem Vorgang, den Grischka einzukerkern. Marina ist gleichgiltig über den Tod ihres Verlobten und spricht für den Mörder. Ihre Schwestern tadeln sie deshalb. Sie verbirgt nicht ihre Gunst für den Grischka. „Was ist das für ein Glück, das Ihr mir nennt?" sagt sie zu ihren Schwestern. „Was wächst mir Neues und Erfreuliches zu, wenn ich vom Haus des Woiwoden, meines Vaters, in das Haus des Palatinus ziehe? Habe ich Ursache, mich auf den folgenden Tag zu freuen, wenn er mir mehr nicht als der heutige bringt?

Lohnt sich's der Müh', zu hoffen und zu streben?
Die Liebe oder Größe muß es sein,
Sonst alles Andre ist mir gleich gemein."[1])

Es wird mit Verachtung und Mitleid von dem Russen gesprochen, der im Hause ist, und auf den alle Diener des Hauses im stolzen Selbstgefühl ihres polnischen Adels hoch herabsehen, und welchen sie protegiren. Der edelmännische Geist der Polen

1) Vgl. S. 359 f. — A. d. H.

stellt sich in ihren Urtheilen dar.[1]) Schmerzlicher Antheil der Lodoiska an dem Unglück des Jünglings, den sie heimlich liebt.

Der Woiwode beklagt, daß er gezwungen ist, den Grischka zu verurtheilen. Er beschließt, Gericht zu halten, und beordnet dazu die Edeln als Beisitzer.

Grischka erwartet im Gefängniß sein Schicksal, er glaubt seine Rolle ausgespielt zu haben. Lodoiska ist bei ihm. Er übergiebt ihr das Kleinod und sendet sie mit einer Botschaft ab.[2]) Wenn sie weggegangen ist, hat sie eine Scene mit dem Jesuiten, der ihn katholisch machen will.

Da tritt statt des erwarteten Todesboten herein der Woiwode, die Fräulein u. s. w. Er wird entfesselt; man beträgt sich ganz anders gegen ihn, als ihm zu gebühren scheint. Besonders ist Marina gnädig und der Woiwode achtungsvoll. Nur Lodoiska ist verlegen, welches ihn allein hindert, etwas Freudiges zu erwarten.

Nun kommt es zu Fragen, welche Grischka ganz schlicht beantwortet.

Es wird ihm endlich eröffnet, daß der Inhalt des Kleinods, welches er der Lodoiska anvertraut, ihn als den Czaren Demetrius zu erkennen gebe.

Sein tiefes, langes Erstaunen, welches endlich einem großen Selbstgefühl Platz macht. Die Decke fällt von seinen Augen, er glaubt an sich selbst und überzeugt dadurch auch den Woiwoden. Reminiscenzen aus seiner Knabenzeit. Der große Brand.

Pathetischer Uebergang aus seinem vorigen Zustand in den neuen. Seine Neigung zur Marina wird laut.

Sie fordert ihn auf, sein Erbreich sich zu vindiciren, und da er keine Mittel dazu weiß, so dringt sie in ihren Vater und verspricht ihm kühnlich in dessen Namen allen Beistand.

Der Reichstag zu Krakau wird angekündigt. Ein vornehmer flüchtiger Russe oder mehrere, welche vom gegenwärtigen Zu-

---

1) Vgl. Archenholz' „Sobieski", in den „Horen", 1795. Stück 12. S. 65: „Man sahe in Polen seltsame Contraste und überhaupt viel Außerordentliches. Orientalische Pracht neben irokesischer Nacktheit; altrömische Gebräuche, vermischt mit gothischer Barbarei; einen König, umgeben mit Kronbeamten, an der Spitze einer Republik, und negerartige Sclaverei der bei Weitem größern Anzahl der Einwohner Polens mitten unter dem Geschrei von bestehender Freiheit; Edelleute, die den Handel für entehrend hielten, nicht aber die niedrigsten Dienste und Peitschenhiebe, die sie als Stallknechte empfingen." — A. d. H.

2) Auf einem andern Blatt heißt es: „Demetrius, im Begriff, nach dem Gefängniß zu gehen, hat eine Scene mit der Lodoiska und vertraut ihr sein Kleinod, indem er sich schon als einen Todten betrachtet." — (Hoffmeister, a. a. O.)

stand des Reichs Kunde bringen. Sie bitten um das Gastrecht und werden gleich eingelassen. Man läßt sie in Gegenwart des Demetrius vom Zustand des moscowitischen Reichs erzählen. Sie erwähnen einer Volkssage, nach welcher der Großfürst Demetrius noch lebe. Demetrius wird durch ihre Reden noch mehr im Glauben an sich selbst bestärkt. Die Russen erstaunen über ihn.

Gehäufte Kennzeichen. Er wird den Russen als ihr Czar vorgestellt und empfängt die Huldigung von ihnen, weil sie die Gelegenheit zur Rache gegen Boris ergreifen, auch vom Interesse wirklich zu sehr geblendet sind, um lange zu zweifeln. Erst nach dieser Scene wird an eine Unternehmung mit Rußland gedacht.

Zudrang der subalternen Personen zu dem neuentdeckten Czar.

Lodoiska mit ihrer Liebe. Sie freut sich dieser Scene, ob sie gleich schmerzlich seinen Verlust fühlt. Er verspricht, ihr Glück zu machen, doch für sie ist ohne ihn kein Glück mehr auf Erden.

Ein Jesuit könnte mit eingeführt werden.

Demetrius ändert nach geschehener Erkennung seine Kleider und ist eine ganz andere Person geworden, wenn er wieder auftritt. Das Hausgesinde des Woiwoden freut sich über ihn, Lodoiska allein ist traurig, die Schwestern der Marina sind neidisch, er selbst aber ist nie liebenswürdiger gewesen, obgleich er sich vollkommen in die Würde seines Standes findet. Die anwesenden Russen geben ihm durch ihre Unterwürfigkeit den Glanz eines Souveräns.

---

[1]) Vornehme Flüchtlinge aus Moskau melden sich bei dem Woiwoden und werden gastfreundlich aufgenommen. Kurze Introductionsscene ohne den Woiwoden. Die neuesten Zeitläufte. Sie sind in der Absicht gekommen, dem Boris Feinde zu erwerben, hassen seine Regierung und sind nach einer Veränderung lüstern. Actueller Zustand in Rußland. Sage, daß Demetrius noch lebe, Furcht und Gegenanstalten des Boris.

Marina bringt das Kleinod, welches ihr Lodoiska gegeben. Es erweckt durch seine Pracht und, wie es die Russen sehen, durch seine Form Erstaunen. Sie glauben es zu erkennen und erinnern sich, es beim Basilides gesehen zu haben. Sie dringen darauf, den gefangenen Demetrius zu sehen, von dessen hoher Abkunft man schon anfängt, sich zu überzeugen.

Wie sie weggehen, dringt Lodoiska herein, höchst ungeduldig,

---

1) Nach einem andern Entwurf unter Schiller's Papieren sind die Reihenfolge und Situationen dieser Handlung einigermaßen verändert. — (Hoffmeister, a. a. O.)

zu erfahren, was das Kleinod bedeute. Marina befriedigt ihre Neugier zwar nicht, läßt ihr aber merken, daß sich das Schicksal des jungen Russen auf eine außerordentliche Art zu wenden beginne.

Demetrius im Gefängniß, den Tod erwartend, glaubt seine Rolle ausgespielt zu haben. Scene mit dem Castellan. Man schließt auf, und er erwartet nichts Anders, als zu sterben — er giebt sich mit Anstand in sein hartes Schicksal. Herein tritt der Woiwode mit den Russen, mit der Marina, mit der Lodoiska. Man entfesselt ihn, man behandelt ihn mit Achtung und Feierlichkeit, man fragt ihn über ganz vergangene Dinge. Er antwortet schlicht und ruhig. Das Erstaunen steigt. Natürliche Zeichen. Er erinnert sich noch an ein Besitzthum, welches über seinen Ursprung Licht geben kann. Es wird herbeigebracht und von den Russen untersucht, welche jetzt überzeugt und befriedigt vor ihm niederfallen und ihn als Czarowitsch begrüßen.

Eine Binde fällt von seinen Augen. Er greift mit seinen Reminiscenzen in die Vergangenheit und Alles wird ihm hell auf einmal. Er erzählt von der Feuersbrunst, von seinem Aufenthalt in jenem Kloster, und erinnert sich, daß man ihn damals schon einmal als Czarowitsch begrüßt.[1]) Wie seine Besinnung steigt, erhebt er sich und steht jetzt mit dem ganzen Anstand eines Fürsten in der Mitte der Gesellschaft.[2])

Afanassei. Ja, edler Herr, wir kommen, um das Gastrecht anzuflehen. Der Woiwode von Kiow hat uns an Euch gewiesen, als an Den, welcher sein Haus gern den Verfolgten öffnet. Wir sprechen Eure fürstliche Gastfreundschaft an; denn wir sind Flüchtlinge, die kein Vaterland mehr haben.

Woiwode. Seid willkommen, edle Knäsen! Mein Haus steht Euch offen. Wir führen mit Moskau auf eine edle Art Krieg. Im Felde wollen wir hart zusammenstoßen, aber zu Hause uns freundlich begegnen.

Afanassei. Wir haben das Vaterland und Alles, was russisch ist, hinter uns gelassen und sind nichts weiter als Kinder der Fortuna. Die Welt ist unsre große Mutter; denn das Land ist uns verschlossen, das uns das Leben gab.

---

1) Vgl. S. 346. — A. d. H.

2) Nach diesem Entwurf hat Schiller Einiges im Brouillon, in sehr unregelmäßigen Rhythmen ausgearbeitet, was wir hier, ohne die Verszeilen, wo sie sich finden, beizubehalten, mittheilen. Es sind in Prosa eingestreute Jamben. Die Scenen scheinen aus verschiedener Zeit zu sein. — (Hoffmeister, a. a. O.)

Woiwode. Ich beklage Euch; aber der wackere Mann findet überall eine Heimath. Aber was vertrieb Euch aus Eurem Vaterlande?

Afanassei. Jeder Rechtschaffene muß flüchtig werden, wo ein finsterer Tyrann waltet.

Woiwode. Ihr fliehet die Verfolgung Eures Czars?

Afanassei. Mit Mühe sind wir seiner Blutgier entronnen.

Woiwode. So grausam waltet dieser Czar! Man rühmt in allen Landen seine Fürstentugend.

Afanassei. Er schmeichelt dem Volk durch Wohlthaten und vertilgt die edeln Geschlechter. — [Variante: Er schont das Volk und stürzt die edeln Häuser. Dritte Lesart: Geschmeichelt wird dem Volk, die Edeln fallen.]

Woiwode. Ist es Furcht, die ihn zu diesen wilden Gewaltthaten treibt? (Und treibt zu solchem Frevel ihn die Furcht?)

Afanassei. Mit Mord muß herrschen, wer den Thron geraubt. (Wer den Thron geraubt, muß ihn mit Mord beängstigen.[1]))

[Für die Frage des Woiwoden und die Antwort des Russen folgende Variante:

Woiwode. Herrscht er so unsicher in seinem Reiche?

Afanassei. Es fehlt nur an einem kühnen Anführer, um ihn zu stürzen.

Woiwode. Stieg er nicht mit dem allgemeinen Willen auf den Thron?

Afanassei. Er betrog die Nation arglistig um ihre Stimme.]

Woiwode. Das czarische Geschlecht war ausgegangen; er raubte Niemanden das Seine.

Afanassei. Er hat dafür gesorgt, daß der Thron unbeerbt ist. Sein Werk ist's, daß — — —

Woiwode. Wie? Großfürst Feodor hatte keinen Sohn!

Afanassei. Doch einen Bruder. (Aber er hatte einen Bruder.)

Woiwode. Den jungen Prinzen meint Ihr, der zu Uglitsch früh — — — (der in einer Feuersbrunst umgekommen).

Afanassei. Und diese Feuersbrunst erregte Boris.

Woiwode. So sprach der Haß, weil ihm der Zufall nutzte.

Afanassei. Die ganze Welt ist davon überzeugt. (Es ist die allgemeine Ueberzeugung.)

Woiwode. Und erwählte ihn das Volk zu Moskau eifrig. (Doch wählten alle Stimmen ihn zum Czar.)

Afanassei. Weil er das Volk um seine Stimme listig zu betrügen wußte. (Weil er dem Volk die Stimmen abgestohlen.)

---

1) ? „befestigen". — A. d. H.

Woiwode. — — — — — — —

Woiwode. Ihr betretet mein Schloß zu einer unglücksel'gen Stunde. Ein edler Jüngling Eurer Nation soll sterben wegen blut'ger That. (So eben soll ein Jüngling Eures Volks, den ich als Flüchtling gepflegt und lieb gewann, soll sterben wegen einer Blutschuld.)

Afanassei. Er wär's, der dieses Kostbare entwendet?

Woiwode. Nein, keiner Niedrigkeit möcht' ich ihn zeihen; sein ganz Verbrechen ist sein böses Schicksal.

Afanassei. Wer ist der Jüngling? Redet! Sprecht! Weß Stamms und Namens?

Woiwode. Er ist namenlos zu uns gekommen. (Wir kennen nicht — —)

Marina. Doch wahrlich! ist er edel nicht geboren, so war's ein großer Mißgriff der Natur, die ihm das große Herz — —

Afanassei. Wie kam er zu dem königlichen Kleinod? Zum Schatz gehört es unsers großen Czars Basilowitsch Iwan, mit seinem Namen ist's bezeichnet.

Lodoiska. Er trug es bei sich schon seit — — Es sei als heilig Pfand ihm anempfohlen! (Empfohlen ward's ihm als ein heilig Pfand.)

Afanassei. Seit wann ist es, daß er sein Land verließ?

Marina. Ein Jahr ist's nun, daß er bei uns erschien.

Afanassei. So lang ist's, daß die Sage sich verbreitet. — O sprecht! von welchem Alter kann er sein?

Marina. Nicht — — — — — —

Afanassei. O, kann ich das — — Wo kam er her?

Woiwode. Aus Klostermauern glaubt man ihn entsprungen.

Afanassei. Aus einem Kloster? — Und dieses Kloster nennt sich —

Woiwode. Entsprang er — —

Afanassei. Dieses Kloster.

Marina. — — — — — — — — —

Afanassei. Allmächt'ge Vorsicht! Wär' es möglich?

Woiwode. Worüber staunt Ihr?

Afanassei. Herr, wollt Ihr erlauben, daß ich den Jüngling sehe, ihn befrage?

Marina. Kommt! kommt!

Woiwode. Was setzt Euch also in Erstaunen?

Afanassei. Bald werdet Ihr es theilen! Führt mich hin!

---

[1])Afanassei. Eben dieser Prinz Demetrius, den er zu Uglitsch dem Tode — —

Woiwode. Nun, vor diesem kann er sicher sein, und wenn es sein Verbrechen war, so bedeckt es nun das Grab.

Afanassei. Das Grab bedeckt es nicht. Es hat sich aufgethan.

Woiwode. Wie?

Afanassei. Ein Gerücht durchläuft das ganze moscowit'sche Land, daß dieser Prinz dem Feuer entgangen sei, daß er lebe.

Woiwode. Was sagt Ihr? Wer wird an solche Märchen glauben?

Afanassei. Das Volk fängt an, daran zu glauben, und das Zittern des Tyrannen bestätigt diesen Glauben (verschafft dem Gerüchte Glauben).

Woiwode. Und wenn er zittert, so ist es vor dem Glauben des Volkes und nicht vor — —

Afanassei. Wie ihm auch sei! Er läßt im ganzen Reich die strengsten Nachforschungen thun.

Woiwode. So muß sein hoher Geist sehr gefallen sein, daß, der so männlich und muthig sich die ungeheure Kluft bis zum Thron hinauf — — jetzt vor einem leeren Schattenbild erbebt. Das Urtheil, seh' ich, irrt sich in der Ferne. Dieser Czar wird geachtet und gefürchtet von seinen Nachbarn. Die Polen hielten nicht für rathsam, ihn anzugreifen, und dennoch wankt im Innern seine Macht, es wankt ihm selbst das Herz in seiner Brust. Dem Schein ist nicht zu trau'n. Die Außenseite täuscht, die Meinung lügt. — Doch seid willkommen, edler Knäs! Was ich besitze, biet' ich Euch an. Was bringst Du? —

Marina (mit dem Kleinod in der Hand). Betrachtet diese Kostbarkeit, mein Vater!

Woiwode. Mein Kind, wie kam der Schatz in Deine Hand?

Marina. Grischka hat es bei sich geführt und der Lodoiska zum Vermächtniß gegeben.

Woiwode. Grischka? Wie kam er zu dieser Kostbarkeit? Sehet, Herr, ist es nicht ein fürstliches Kleinod?

Afanassei. Ha, was ist das? Lebt er bei Euch, dem dieses zugehört? Wer ist dieser Mensch? —

Woiwode. Herr, Ihr seid zu einer unglücklichen Stunde in mein Schloß getreten. Eben sind wir in der traurigen Nothwen-

---

1) Auf einem andern Foliobogen hat Schiller Einiges von diesen Scenen, wahrscheinlich zu einer andern Zeit, weiter oder verschieden ausgeführt. — (Hoffmeister, a. a. O.)

digkeit, einen wackern Jüngling aus Eurer Nation hinzurichten, der — —

Demetrius (Grischka) (im Gefängniß). So hältst Du meiner Hoffnung Wort, o Schicksal! Mit vollen Segeln lief ich in das Meer des Lebens; unermeßlich lag's vor mir. Es dehnte allgewaltig sich die Brust, als wollte sie ein Ewiges umfassen. Und also schmählich muß ich untergehn. Ach, ich ahne, daß ich mein Dasein an etwas — — — gesetzt hatte, das — mir die Götterstimme nicht. Das hatten die Gestirne nicht gemeint, die aus der Heimath dunkel mächtig mich geführt, daß Du im Ausland elend solltest enden. Was hilft die Klage? Gieb Dich in Dein Schicksal! Du, tapferes Herz, ermanne Dich, gieb nicht der Feigheit Raum! Ihr Lippen schließt Euch! Scheide mit Anstand von dem Licht der Sonnen — der aufgehört hat, eh er noch begonnen. Verschließ in Deinen Busen schweigend Deine großen Träume, zu groß für Dein gemeines Geschick! Geh schweigend unter und trage zu den Todten Dein unentdecktes, unbegriffenes Herz! Bezwinge männlich Deinen gerechten Schmerz! Es ist nicht mehr Zeit dazu im Leben!

Wächter. Bereitet Euch! man kommt.

Grischka (sich zusammenfassend). Es ist geschehen. Schließt Euch, Ihr Lippen; stolzes Herz, verbirg, verschließe schweigend Deine kühnen Träume, zu kühn für Dein gemeines — — Geschick! Geh schweigend unter!

Woiwode. Afanassei. Timofei. Marina.

Woiwode (zum Schließer). Entfesselt ihn! (Er wird entfesselt.)

Grischka. O Herr! nicht Euer Auge — — Richtet mich, nur — —

Afanassei. Welche edle Gestalt! Welch kühner Blick!

Woiwode. Grischka, vergeßt Euer Unglück jetzt einen Augenblick und antwortet auf meine Fragen!

Grischka. Keine Vorwürfe, Herr! Ich bin gefaßt, zu sterben, doch Eures Zornes Worte trag' ich nicht!

Woiwode. Dieses Demantkreuz, wie kam's in Eure Hand?

Grischka. Was fragt Ihr das? Ein Leben, das gleich geendigt sein wird, ist keines Aufschlusses mehr werth.

Woiwode. Ich beschwör' Euch, redet!

Grischka. Ich weiß mich keiner Zeit zu erinnern, wo ich es nicht besessen hätte. Es ist so alt als mein Bewußtsein.

Woiwode. Wie? Man hat Euch auch nie einen Aufschluß darüber gegeben?

Grischka. Man lehrte mich, es heilig zu bewahren, es zu verbergen bis zum Augenblick der Noth, weil mein Geschick dran hänge.

Afanassei. Hat man auch nie Dir einen Wink gegeben? — — — — — — — — — — — — — — — —

Grischka. Aber hier ist ein heiliges Buch, ein Psalter, den der Archimandrit mir gab und heilig zu verwahren hieß. Es sind griechische Worte hineingeschrieben, die vielleicht einen Aufschluß enthalten. Ich verstehe die Sprache nicht.

Afanassei. O geschwind, gebt her das Buch! Ich verstehe sie vielleicht.

Grischka. Hier ist das Buch!

Afanassei. Es ist griechisch (liest für sich).[1])

Erste Ideen für den Reichstag zu Krakau.

König Sigismund hält einen Reichstag zu Krakau oder Lemberg in Angelegenheiten, welche dieser russischen Sache fremd sind. Doch muß eine solche gewählt werden, die zu einer interessanten Darstellung des polnischen Wesens Gelegenheit giebt. Schon geht der Reichstag zu Ende, und man ist schon bei Abfassung der letzteren Schlüsse, als Demetrius Gehör verlangt und erhält. (Ob vorher noch eine Scene in die Landbotenstube zu bringen sein möchte, in welcher Marina, sowie in der Reichstagsscene Demetrius, das Wort führte?)

Ist nun dieser Auftritt überhaupt der erste des ganzen Stücks, so muß Demetrius vor dem Reichstag die ganze Sache ab ovo[2]) exponiren und Zeugen seiner Aussage stellen. Sind aber die Scenen in Sambor vorhergegangen, so muß er sich kürzer fassen, und er kann sich, was die Beweisführung betrifft, auf eine vorhergegangene Commission berufen. Vortheile jener Abänderung: 1) Das Stück wird kürzer und einfacher; 2) Personen werden erspart; 3) eine glänzende Exposition wird gewonnen. Nachtheile: 1) die Beweise lassen sich schwerer und weniger führen; 2) Marina verliert von ihrem Einfluß; 3) Lodoiska und ihr

---

1) Dieses Motiv scheint Schiller aus Lessing's „Nathan" entnommen zu haben. Vgl. unsere Lessing-Ausgabe, III. S. 173 f. — A. d. H.

2) Horat. Ars poet., v. 147: „Nec gemino bellum Trojanum orditur ab ovo", d. i.: „[Homer] beginnt den Trojanischen Krieg nicht vom Doppelei [der Leda, aus dem Helena hervorging]" (Büchmann, „Geflügelte Worte"). — A. d. H.

Bruder, die doch sehr interessiren, fallen ganz weg; 4) Demetrius' Katastrophe interessirt weniger, wenn er nicht vorher im Privatstand gesehen worden.

Das Benehmen des Demetrius auf dem Reichstage gewinnt ihm alle Stimmen. Weil er selbst an sich glaubt, so hat seine Sprache die volle Kraft der Wahrheit. Er ist kein Redner, er handelt aus Gewalt der Natur, und seine Situation als Czarowitsch, der vor dem polnischen Reichstag seine Sache verhandelt, hat etwas so Neues, Anziehendes, daß Alle davon gerührt werden. Er spricht von dem Interesse beider Völker; er macht die heiligen Naturrechte mit einem Feuer geltend, daß an die Nationaleifersucht in diesem Augenblick gar nicht gedacht wird, daß selbst diese Polen für die Sache des fremden Fürsten sich erwärmen.

Für ihn sprechen, außer seiner gerecht scheinenden Sache, die Feindschaft gegen Boris, die Neigung zum Krieg und die Hoffnung großer Vortheile, der Wunsch, Rußland zu theilen und zu schwächen, die Partei des Woiwoden und der Marina, die den Reichstag beherrschen, der Parteigeist Derer, die dem Sapieha gern widersprechen. Freude der Polen über den Krieg mit Rußland. Ihre chimärischen Hoffnungen. Einige verkaufen Landgüter an Bischöfe.

Sapieha, der den Frieden mit Moskau abgeschlossen, will sein eigenes Werk behauptet wissen und spricht also gegen den Demetrius. Er spricht vortrefflich, als Staatsmann, als stolzer Pole und Magnat. (Auch russische Abgesandte können zugelassen sein, wenn es zur Exposition erfordert werden sollte, der Gegenpartei diese Stimme auf dem Reichstag zu geben.)

Der meuchelmörderische Anschlag des Boris auf den Demetrius wird als Beweis für die Wahrheit seiner Sache gebraucht. Ein von Boris abgeschickter Mörder, der zum Demetrius übergegangen, kann für ihn zeugen.

Das Ansehen der Fürsten, welche für ihn zeugen, ist sehr groß; was ist's, das diese Fürsten bezeugen können?

König Sigismund interessirt sich für Demetrius und giebt ihm dadurch einen Beweis, daß er ihn nach geendigtem Reichstag umarmt und beschenkt. Aber von Staatswegen will er ihn nicht unterstützen, um nicht den Frieden zu brechen. Doch läßt er merken, daß er conniviren werde, wenn die Großen ihn mit ihren Privatkräften secundiren wollen.

Kosacken, die auch den Reichstag beschickt haben, erklären sich hautement für ihn.

Wenn der Reichstag tumultuarisch auseinandergegangen, so bieten sich die Kosacken und viele Polen dem Demetrius an.

Der Woiwode Mnischek verlobt ihn hier mit seiner Tochter Marina. Demetrius nimmt alle Anwesende zu Zeugen, daß er sie für die künftige Czarin erkläre. Sie wechseln Ringe und küssen sich als Bräutigam und Braut, worauf sie scheiden.

Hierauf kann die Scene der Marina mit den polnischen Edelleuten und Kosacken und endlich mit ihrem Vater folgen.

Was auch geschehe, so muß **Marina** sich sehr geschäftig zeigen, um die Sache des Demetrius zu befördern. Sie kann sich als vornehme Polin und Intriguenmacherin persönlich einmischen, ohne aus ihrem Geschlechte und Charakter zu treten; ja, es steht ihr wohl an, die wilde Kriegslust der Polacken mit weiblicher Macht zu beherrschen. Das an sich selbst Trockene der Staatsaction wird dadurch, daß es ihre Handlung ist, charakteristisch und interessant. Auch vertheilen sich die Rollen ganz schicklich, wenn Demetrius nur das Große und Heroische, Marina die kleinen Mittel übernimmt. Sie ist, was die **Realität** betrifft, die Seele der Unternehmung; Demetrius ist nur die ideale Potenz derselben. „Ihr solltet mit zu Felde ziehen," sagt Einer; „Ihr seid muthig und eine Heldin." Sie antwortet, der Geist der Klugheit wirke ohne Waffen am Besten. Selbst auszuführen, gehöre nicht für sie. Ein Anderer: „Ihr seid zur Königin geboren." Sie: „Das weiß ich; drum muß ich's werden." [1])

Es würde eine gute Wirkung thun, wenn erst die Sache durch die That sich exponirte und nachher die Maschinen sichtbar würden. Durch die Erscheinung des Demetrius vor dem Reichstag und die Kraft seines Vortrages kommt man hinein; nachdem entdeckt sich das geschäftige Spiel der Marina, und man kann ahnen, daß Demetrius selbst nur die Düpe davon ist. Man merkt es unter Anderm daraus, daß er aus sich selbst und nicht in Abrede mit den Andern handelt, daß ihn diese nicht einmal zu ihren Berathschlagungen ziehen.

Demetrius wählt sich einige edle Polen zu seiner Unternehmung aus, oder sie bieten sich vielmehr an mit ihren Vasallen. Marina bestellt sich Einen daraus zum geheimen Kundschafter.

---

1) Vgl. S. 368. — A. d. H.

Einige später geschriebene Motive für diese Reichstagsscene.

Gleich in den ersten Worten des Erzbischofs von Gnesen[1]) spricht es sich aus, daß man sich auf dem polnischen Reichstage befindet, daß derselbe aus drei Ständen bestehe, und daß man bisher ganz leidlich übereingestimmt.

Auch das Große, welches in dem Gedanken liegt, daß die Totalität einer ganzen Nation ihren souveränen Willen ausspricht und mit absoluter Machtvollkommenheit handelt, ist zu berühren.[2])

Die Antwort des Demetrius auf die Frage des Erzbischofs[3]) athmet ein edles Selbstvertrauen und eine erhabene Naivität, welche ihm gleich die Herzen gewinnt. Er ist selbst die Düpe des Betrugs und hat einen begeisterten Glauben an sich selbst, der sich Allen mittheilt.

Wodurch ist aber zu beweisen, daß jenes geschriebene Zeugniß[4]) Glauben verdient?

Es müssen also andere übereinstimmende Beweise aufgesucht werden, welche

1) die Erhaltung des jungen Demetrius,
2) seine Identität mit dem gegenwärtigen darthun.

Diese Beweise müssen aus Rußland geschöpft werden, und zwar:

1) die Erhaltung des jungen Demetrius betreffend:
   a) sein Tod ist nicht constatirt, sein Leichnam nicht gefunden,
   b) eine längst umlaufende Sage im Reich von seiner Erhaltung.
2) die Identität mit dem gegenwärtigen betreffend:
   a) äußerer Habitus,
   b) Zeugnisse,
      1) directe:
         a) Merkmale,
         b) geschichtliche;
      2) indirecte:
         der Mordanschlag des Boris.

* * *

---

1) S. S. 339. — (Hoffm.) 2) S. S. 341. — (Hoffm.) 3) S. S. 340 f. — (Hoffm.) 4) S. S. 345. — (Hoffm.)

Beweise für die Person des Demetrius:

1) Das documentirte Zeugniß mehrerer Männer und Instrument darüber.

2) Das Kleinod aus dem Schatz des Basilowitsch.

3) Körperliche Kennzeichen: ein Arm kürzer als der andere.

4) Alter; Gestalt; Sinnesart.

5) Mordanschlag des Boris.

6) Das verbreitete Gerücht.[1])

Es muß durch jene Beweisgründe Mehreres erreicht werden:

1) und hauptsächlich: Demetrius muß an sich selbst glauben, für ihn müssen sie entscheidend sein;

2) sie müssen die Menge überzeugen;

3) sie müssen so beschaffen sein, daß sie durch eine einzige Erklärung können umgestürzt werden. Dies geschieht, wenn sie zuletzt alle aus einer einzigen Quelle entspringen.

* * *

Der Erretter des vorgeblichen Demetrius hat die Vorsicht gebraucht, vor Zeugen ein Instrument aufsetzen zu lassen, daß der junge Mensch, den er unter dem Namen Utrepeia vorzeigte, der gerettete Iwanowitsch sei. Er erzählte dabei die Geschichte seiner Erhaltung, er nannte körperliche Merkmale, er zeigte andere Documente, wie das Kreuz, Kleidungsstücke ꝛc., auf. Dieses Instrument wurde von Geistlichen als Zeugen unterschrieben und untersiegelt. Zum Ueberfluß legte er eine Abschrift davon in einem andern Kloster nieder. Als nun Utrepeia (der von Allem diesem nichts wußte, noch ahnete) aus dem Kloster entflohe, sendete man zwei Mönche seinen Spuren nach, welche ihn zu Sambor auffanden, wenig Tage nachdem sich jene Entdeckung begeben. Sie bestätigen jene Entdeckung durch das Instrument, welches sie mitbringen, und durch noch andere Erkennungszeichen. Hier ist nöthig, daß alle diese Zeugnisse in einem einzigen Punkt als in ihrer Spitze zusammenlaufen, und dieser Punkt ist das Zeugniß (Handschrift und Siegel) des Mannes, welcher den Demetrius will gerettet haben, und welcher nachher durch seine persönliche Erscheinung die Katastrophe herbeiführt.[2])

---

1) Nach diesem Schema recapitulirt z. B. der Erzbischof von Gnesen die Hauptbeweise. S. S. 347. — (Hoffmeister, a. a. O.)

2) S. S. 376. — (Hoffm.)

Odowalsky appuyirt mit leidenschaftlichem Parteigeist auf den für Demetrius angeführten Gründen und weiß die invidia auf Boris und seine Anhänger zu richten. Er wolle nicht hoffen, daß Boris auch hier auf dem polnischen Reichstag seine Creaturen habe.[1])

Einzelne Stellen der Reichstagsscene.

[In dem Schiller'schen Manuscript sind die S. 341 stehenden mangelhaften Worte des Erzbischofs von Gnesen vollständig ausgesprochen.]

Erzbischof von Gnesen. Prinz Dimitri! die erlauchte Republik ist wohl geneigt, Euch anzuhören. Redet!

[S. 345 stehen jetzt statt der Antwort des Erzbischofs von Gnesen Striche. In dem Manuscript ist die Lücke ausgefüllt:]

Erzbischof von Gnesen. Seltsam! Höchst außerordentlich und seltsam! doch wunderbarlich sind der Vorsicht Wege.[2])

Erste Ideen für die Scenen im Nonnenkloster am See Belosero.[3])

Von dem polnischen Reichstag kommt man nach Rußland in das Kloster, wo die Czarin sich aufhält. Das Kloster liegt an der Grenze der Welt.

Dieser Sprung, den man dem Zuschauer zumuthet, muß wohl verborgen und durch Klarheit des Ganges der Handlung gut gemacht werden.

Ehe Marfa erscheint, und ehe sie spricht, geht ein Bild des Nonnenklosters am Auge vorüber — etwa ein Zug der Nonnen aus der Kirche, ein kirchlicher Gebrauch, welcher sich 1) auf die russische Religion, und 2) auf das Klosterwesen bezieht, z. B. eine Anbetung der Heiligenbilder, ein Gesang. Alles geht sonst schweigend zu und blos durch Zeichen.

Marfa ist in dem Kloster nur unter diesem Namen bekannt. Niemand kennt sie als Czarin und Frau des Basilides. Aber ihr

---

1) S. S. 347. — (Hoffmeister, a. a. O.)

2) Die vielen Varianten dieser Scene aus dem Manuscript anzuführen, wäre zu weitläuftig. Schiller drückte denselben Gedanken gleichsam fugenartig in sehr vielen Wendungen aus, die er alle neben und unter einander schrieb, bis er zuletzt den rechten, besten traf, welcher ihm, dem schwer zu Befriedigenden, genug that rc. — (Hoffm.)

3) S. S. 361. — (Hoffm.)

Ernst, ihre Dignität, ihre Schönheit selbst haben die Aufmerksamkeit der Schwestern auf sich gezogen.

Eine ihrer Mitnonnen, Olga, sondert sich mit ihr von der Gesellschaft ab, folgt ihr und sucht sie zum Reden zu bringen, wer sie sei, welchen Schmerz sie nähre.

Marfa antwortet erst nichts, dann zeigt sie aber eine fürchterliche, steinerne Kälte. Alles ist ihr vergangen; die ganze Zukunft steht ewig gleich vor ihr, und keine Veränderung ist mehr, keine Furcht und keine Hoffnung.

Wie kommt die Kunde von dem wieder auferstandenen Demetrius in dieses entlegene Kloster? Sie kömmt unter andern Nachrichten, die man aus der Welt mitbringt, und welche von den Nonnen mit Begierde verschlungen werden. Man ist hier neugieriger als irgendwo und bekümmert sich um Alles — ein wandernder Mönch kann die Nachricht bringen. (Wenn es erzählt wird, verräth sich Marfa durch eine heftige Bewegung, ja durch eine Ohnmacht. Wenn sie wieder zu sich gekommen, giebt sie sich als die Mutter des Demetrius zu erkennen.)

Ausführlicherer Plan dieser Scenen.

Ein Zug von Nonnen geht schweigend über die Scene, aus der Kirche kommend. Russische Kirchengebräuche.

Die Landschaft starrt in traurigem Winterkleid. Man sieht die Meeresküste. Das Verlassene, Oede, Einförmige des Zustandes stellt sich dar. Die Schneegipfel. Das Meer brandend. Das Kahle, Unfruchtbare der Landschaft. Das noch Oedere, Einförmigere, Freudenlosere der Lebensweise.

Eine von den Nonnen hat sich von den übrigen abgesondert und läßt sie vorübergehen, blos durch Winke sie bedeutend.

Zu ihr gesellt sich leise eine andere Nonne, und Beide bleiben stehen, wenn der Zug sich entfernt hat.

Olga, so heißt diese Letztere, setzt Jene zur Rede und will sie zur Gesellschaft der Uebrigen einladen. Dürftige Freuden; der Sommer nach der langen Nacht.

Marfa, dies ist der Name der Schweigenden, verharrt in ihrer steinernen Kälte.

„Wie?“ fährt Jene fort, „beweinst Du ewig Deinen Sohn und Deine Krone?[1]) Die Zeit, die über alle Dinge wandelnd schreitet,

1) S. S. 362. — (Hoffmeister, a. a. O.)

verliert an Dir allein sie ihre Macht? Die lange Nacht selbst, die über diesen Ufern brütend liegt, weicht endlich und räumt dem langen Tag den Himmel ein — nur Du bleibst ewig eingemauert in Dich selbst, gleich wie die stumme Traurigkeit, die steinern unbeweglich über einen Leichenstein sich bückt."

Marfa antwortet, daß sie das Unersetzliche verloren, daß ihr nichts Künftiges mehr sei, Alles ein Vergangenes, die ganze Zukunft stehe ewig einerlei vor ihr; es sei keine Furcht mehr und keine Hoffnung. — Sie war Czarin, sie war Mutter und hat Beides überlebt. „Was kannst Du finden in der langen Zeit, was dieses Herz noch füllen kann und reizen?"

„Warum aber," versetzt die Andere, „willst Du ewig auf diese eine Empfindung hingeheftet sein? Abwechslung ist doch in allen Dingen" 2c.

Indem sie noch sprechen, entsteht ein Zusammenlauf, und die ganze Schaar der Nonnen kommt, um einen Knaben versammelt. Dieser kommt von der nächsten Stadt, und die Nonnen dringen in ihn, zu erfahren, was in der weiten Welt sich bewege. Neugier der Nonnen, Streben ins Säculum, Gleichgiltigkeit der Marfa. „Willst Du nicht hören, was draußen in dem Säculum sich rühret und bewegt?"

Der Knabe berichtet nach einigen andern Neuigkeiten auch die Wiederauferstehung des Demetrius.

Marfa wird auf diese Nachricht ohnmächtig.

Nachdem sie wieder zu sich gekommen, läßt der Patriarch oder Archimandrit sich anmelden.

Ehrerbietung der Nonnen bei seinem Eintritt. Er entfernt Alle, außer der Marfa.

Scene des Archimandrits mit der Marfa, worin er sich seines Auftrags entledigt.

Sie fertigt ihn stolz und groß ab.

Entwurf aus späterer Zeit.

Nonnen ziehen heraus ins erwachende Frühjahr; der Frühling im Norden. Marfa nimmt nicht Theil an dieser allgemeinen Freudenbewegung. Olga versucht umsonst, sie zu bereden.

Marfa äußert, daß für sie keine Veränderung sei, keine Hoffnung.

„Beweinst Du ewig Deinen Sohn und trauerst um die verlorne Herrlichkeit? Die Zeit verliert an Dir allein ihre Macht.

Du warst Czarin“ rc. rc., „doch seit jener Zeit sind sechzehn Jahre verflossen; Du bleibst aber ewig in derselben Trauer.“

Marfa: Sie wolle sich nicht beruhigen. Nur schlaffe Seelen nehmen Ersatz an fürs Unersetzliche. „Mir soll nichts meinen Schmerz abkaufen. Wie der ewige Himmel mit dem Wanderer geht, wohin er sich wendet, so geht mein Schmerz mit mir und schließt mich ein wie ein unendlich Meer, und keine Thränen haben ihn vermindert.“[1])

Olga. Willst Du nicht hören, was der Fischer bringt, um den die Schwestern sich begierig drängen?

Einige Stellen aus diesen Scenen im Kloster.

Marfa.[2]) „Ich **will** mich nicht beruhigen, **will** nicht
Vergessen. Das ist eine feige Seele,
Die eine Heilung annimmt von der Zeit,
Ersatz fürs Unersetzliche. Mir soll
Nichts meinen Schmerz abkaufen.“ Theurer noch
Ist mir mein Gram als jedes andre Glück.
So halt' ich das Entflohene mir fest,
Indem ich ewig .... darum traure.
Ich räche mich an meinem harten Loos,
Wenn ich's aus eigner Willkür mir erschwere,
Und fühle mich auch in den Banden frei.
So überred' ich mich, daß es mein Werk und meine Wahl.

[Und für das sogleich folgende, herrliche Bild:
„Wie des Himmels Gewölbe ewig mit dem Wandrer geht“ rc.[3])
versuchte Schiller zuerst folgendes:]

Wie die Zukunft
Unendlich immer vor der Seele liegt und um
Nichts kleiner wird, — — — —,
Was auch die Jahre davon abgezogen,[4])
So liegt mein Schmerz noch immer ganz vor mir,
Und keine Thränen haben ihn vermindert.

[Nachdem der Erzbischof Hiob seinen Bericht und Auftrag abgestattet hat (S. 366), richtet die Marfa eine Menge Fragen an ihn, bis sie endlich ihre Gesinnung offenbart. Hierfür hat Schiller die Skizze in folgenden Worten niedergeschrieben:]

Marfa sucht durch schlaue Fragen alle Umstände zu erfor-

---

1) S. oben S. 362. — (Hoffm.) 2) S. S. 362. — (Hoffm.) 3) S. S. 362. — (Hoffm.) 4) Schiller und Lotte, S. 514: „Es geht mir damit wie mit Haller's Ewigkeit — ich ziehe einen Tag, eine Woche nach der andern von dieser traurigen Zeitsumme ab, und sie bleibt immer **ganz** vor mir liegen.“ (Vgl. Boxberger, „Schiller und Haller“, Erfurt 1869). — A. d. H.

schen und hat die Klugheit, ihre wahre Meinung bis ans Ende zu verbergen. Ihre Fragen scheinen blos Wirkungen der Neugier und Verwunderung, daß der Erzbischof keinen Anstand nimmt, sie zu beantworten. Zunehmend steigt die Hoffnung, der Glaube, die Ueberzeugung der Czarin. Zuletzt bricht der lang verhaltene Unwille ihres Herzens los, und ihre Rede belebt sich zu der beredtesten Harangue.

Fragen:

1) wodurch der Betrüger sich als Demetrius Iwanowitsch zu legitimiren suche?

2) wie er sage, daß er entkommen?

3) wo er sage, daß er seitdem gewesen?

4) wer sich Alles seiner annehme? ꝛc. ꝛc.

Nach diesen rasch und immer rascher gethanen Fragen, wenn der Erzbischof etwas ganz Anderes erwartet, bricht sie los, und ihr Erstes ist ein glühendes Dankgefühl gegen den Himmel, der ihr Rettung und Rache sende. Ihr Tag ist gekommen.

Noch einige zerstreute Gedanken für die folgenden Scenen.

Rußlands Grenzen waren damals schlecht vertheidigt wegen des Friedens mit Polen. Nachher ließ Boris eine Armee sich zusammenziehen, bei der Zusky und Soltikow commandirten. Die Armee ist von Spaltungen zerrissen und huldigt zuletzt dem Demetrius. Zusky ist anfangs noch gegen den Demetrius, auch Michael Romanow; Soltikow ist für Denselben. Verirrter und herrenloser Zustand in diesem Lager.

Es ist wichtig genug, anzugeben, wann zuerst Russen in der Armee des Demetrius fechten.

Wichtig darzustellen ist die erste Schlacht, die er hazardirt. Es geschieht gegen eine überlegene Menge, und der Sieg ist auf seiner Seite.

Die Bojaren, welche gegen Demetrius zu Felde stehen, führen den Krieg liederlich und schonen den Feind, unter dem Vorwand, das Blut ihrer Landsleute nicht zu vergießen. Boris geräth in die schrecklichste Ungeduld deswegen, aber er getraut sich nicht, Moskau zu verlassen und selbst zur Armee zu gehen. Anfangs unterließ er es aus einem falschen Stolz und aus Scham, gegen einen solchen Feind in Person Krieg zu führen.

Soltikow ist es, den Demetrius nach Moskau vorausschickt.

Hinreißendes Glück des Demetrius, davor ihm selbst schwindelt. Alle Herzen fallen ihm zu. — Er schickt Abgeordnete an die Czarin Marfa, seine Mutter. Die Polen und Kosacken nehmen sich schon Vieles über die Russen heraus, und Demetrius hat Mühe, sie in Schranken zu halten. Schon fühlt er die Last des fremden Joches, das er sich aufgebürdet. Die Kosacken verlassen ihn unzufrieden. Er ist ein Gott der Gnade für Alle; Alles hofft und begrüßt die neu aufgehende Sonne des Reichs; er kommt wie das Kind des Hauses; kurz, er ist ein Abgott für Alle, er schwimmt im Glück, und glücklich sind alle seine Unterthanen.

Man bringt ihm die czarische Kleidung, die ihm ein vollendetes Pfand der Wirklichkeit ist. Jetzt ist er Czar und gebietet in den entferntesten Grenzen des Reichs wie zu Tula.

Er schiebt seinen Einzug in Moskau auf, um ihn zugleich mit seiner Mutter zu halten.

Er rettet selbst die Axinia aus den blutgierigen Händen der Kosacken oder des Volks, und auch den Michael Romanow kann er retten.

Axinia zeigt eine rührende Größe im Unglück und gewinnt dadurch sein Herz. Aber sie haßt ihn aufs Heftigste als den Verderber ihrer Familie, und auch weil sie schon liebt. — Er hat ein doppeltes Interesse, sie zu gewinnen, weil er durch sie auch hofft sich auf dem Thron zu befestigen. — Undankbarkeit gegen die Polen ficht ihn wenig an. — Aber indem er diese Ueberlegungen anstellt, ist Marina schon unterwegs, und er verwünscht jetzt diese Verbindung ebenso sehr, als er sie anfangs suchte.

Demetrius kommt mit der Axinia später zusammen, erst nachdem er seine Geburt weiß, nachdem er seine Mutter gesehen, nachdem er schon in Moskau eingezogen. Schmerz unglücklicher Liebe bei der höchsten Gewalt. Diese Nebenhandlung giebt dem vierten Act ihren Inhalt und füllt den Raum aus zwischen seinem czarischen Einzug und der unheilbringenden Ankunft der Marina. Eben in diese Epoche fällt auch Romanow's Berufung zum Throne. Schön wär's, wenn die Czarin Marfa hierbei im Spiel wäre. Romanow ist ein beschütztes Haupt, dem Demetrius nichts anhaben kann, ob er ihn gleich fürchtet und verfolgt.

Bühnenbearbeitungen

fremder Stücke.

52.

Schiller's Theaterbearbeitung

von

Goethe's Egmont.

Dieses schöne Denkmal des geistigen Zusammenlebens und gemeinsamen Wirkens unsrer beiden großen Dichter wurde hervorgerufen durch Iffland's Gastspiel in Weimar im Jahre 1796. Schon im October 1795 hatte Derselbe von Mannheim aus in einem Briefe an den ihm befreundeten Theater-Regisseur Schall (später Schiller's Octavio) in Weimar den Wunsch geäußert, auf der dortigen Bühne eine Reihe von Gastvorstellungen zu geben, und Goethe schrieb ihm darauf selbst den 4. November 1795: „Aus dem großen und unersetzlichen Uebel, das jene Gegenden trifft [den Verwüstungen der Franzosen am Rheine], wird uns kein kleiner Gewinn, wenn Sie uns indessen besuchen und mit Ihrem Talent erfreuen wollen. In mehr als einer Rücksicht war mir Ihre Ankunft lange wünschenswerth. Die Kosten Ihrer Reise und Ihres hiesigen Aufenthaltes werden wir gerne tragen, und außerdem soll es an einem anständigen Douceur nicht fehlen, so daß Sie nicht unzufrieden von uns scheiden werden, wenn wir gleich nicht glauben Ihr Verdienst nach Würden belohnen zu können. Auf eine längere Unterhaltung mit Ihnen über mancherlei Gegenstände freue ich mich sehr und wünsche nur, daß Sie bei uns einige Zeit die traurige Lage vergessen können, in welcher Sie die schöne und geliebte Gegend verlassen." Nach Beendigung der weitern Unterhandlungen schrieb Iffland den 16. März 1796: „Den 19. kann ich abreisen, Ostermontag kann ich zu Weimar spielen. Ich fürchte

nur, man möchte eine zu günstige Erwartung von meinem Talent dort haben. Der Ruf ist freigebig, wenn er einmal wohin sich wendet. Meine Vorstellungen bezeugen das Bestreben nach Wahrheit. Vielleicht haben sie deswegen wenig Glanz, weil mir die Natur Vieles versagte, was dazu gehört. Gewiß ist, daß sie wenig Glanz haben. Dies hat meine Zuschauer anfangs mehrentheils unangenehm betroffen, obgleich ich auch fühle, daß es sie zuletzt mehr an mich zog, als es gewöhnlich der Fall ist.“ Er fügt dann hinzu, daß er aufzutreten wünsche in dem „Hausvater“, den „Strelitzen“, dem „Scheinverdienst“, der „Dienstpflicht“, in „Stille Wasser sind tief“, der „Ehelichen Probe“, der „Sonnenjungfrau“, der „Aussteuer“ und als Wallenfeld in dem „Spieler“.

Schiller, der eben wieder an die Ausarbeitung des „Wallenstein“ gegangen und deshalb einer wiederholten Anschauung des Theaters und eines classischen Spiels benöthigt war, wurde von Goethe eingeladen, während der Anwesenheit Iffland's auch nach Weimar zu kommen, und er nahm die Einladung an, obgleich er noch immer kränkelte und, wie er am 21. März an Körner schrieb, „außer zweimal Spazierenfahren in diesen schönen Tagen seit dem Herbst nicht vor die Hausthür gekommen war,“ bei Nacht nicht aus dem Hause sein konnte und also nicht hoffen durfte, Iffland spielen zu sehen. Er sah ihn aber doch; denn er schreibt an Körner, Weimar, den 10. April 1796: „Ich habe mich in den neunzehn Tagen, die ich jetzt hier bin, ziemlich wohl befunden und die beträchtliche Veränderung in meiner Lebensart gut ausgehalten. Ich gehe zwar nirgends hin als in die Komödie, und gehe auch dahin nicht zu Fuß; aber ich kann doch ohne große Beschwerlichkeit die Gesellschaft besuchen, die hier im Hause [bei Goethe] sich versammelt, schlafe wieder die Nächte und bin bei heiterem Humor. Im Komödienhause, das keine Logen hat, hat Goethe mir eine besonders machen lassen, wo ich ungestört sein kann und, wenn ich mich auch nicht ganz wohl fühle, wenigstens den Vortheil habe, mich vor Niemand zwingen zu dürfen.“

Eine Aufführung des „Egmont“ und eine dazu vielleicht sich nöthig machende Bühnenbearbeitung dieses Stückes muß gleich in den ersten Tagen des Iffland'schen Gastspiels in einer Unterredung zwischen Goethe und Iffland zur Sprache gekommen sein; denn Goethe schreibt Diesem den 30. März auf sein Erbieten, im „Spieler“ statt des Wallenfeld den Posert zu spielen: „Ich vernehme, daß Sie die Gefälligkeit haben wollen, den Posert zu spielen, wofür ich Ihnen ganz besonders danke; denn ich bin äußerst neugierig, wie Sie mit so vielen andern Problemen auch

dieses auflösen werden . . . Mit dem größten Vergnügen sehe ich dann der Bearbeitung und Aufführung Egmont's entgegen. Es ist das Eigenste, was mir hätte begegnen können, daß ein Stück, auf das ich in mehr als einer Hinsicht längst Verzicht gethan habe, mir durch Schillern und Sie so unerwartet wiedergeschenkt wird." Dem Freunde Heinrich Meyer meldet Goethe das Gastspiel Iffland's und fügt hinzu (den 3. April 1796): „Er wird noch eine Woche bleiben und zuletzt Egmont aufführen. Schiller, der auch diese Zeit hier ist, hat das Stück dergestalt bearbeitet, daß die Vorstellung möglich wird." Schiller selbst bemerkt in dem schon angeführten Briefe an Körner vom 10. April 1796: „Wenn Du Deine Reise [Körner hatte versprochen, ihn in Weimar zu besuchen] um fünf oder sechs Tage früher antreten kannst, so kommst Du gerade noch recht zu der letzten Vorstellung von Iffland, und zwar zur Vorstellung des Egmont, den ich für das Theater bearbeitet habe, und der gewissermaßen Goethe's und mein gemeinschaftliches Werk ist. Ich mußte verschiedene neue Scenen darin machen und mit den alten mir manche Freiheit herausnehmen. Es würde Euch also in jedem Betracht eine rechte Curiosität sein. . . . . Wenn Ihr Donnerstag Nachmittag, den 21. April, hier in Weimar seid, so kommt Ihr noch grade recht, die zweite Vorstellung Egmont's zu sehen. Die erste ist den Tag vorher. Egmont kann, wenn Iffland fort ist, nicht wieder gegeben werden, und das Stück muß dann so lange liegen bleiben, bis man einen neuen Schauspieler hat, der seine Rolle spielen kann. — Sei so gut und grüße beide Schlegel, die jetzt vermuthlich beisammen sein werden, von mir. Sage dem Dichter [August Wilhelm] Schlegel auch vom Egmont; vielleicht kann er um diese Zeit auch hier sein. Den 16ten wird Iffland den Franz Moor in den Räubern spielen. . . . — Gearbeitet habe ich unter diesen Umständen freilich nichts für meinen eigenen Herd; aber der Egmont hat mich doch interessirt und ist mir für meinen Wallenstein keine unnützliche Vorbereitung gewesen." Den 11. April meldet er dann: „Ich höre eben, daß die zweite Repräsentation des Egmont zwei Tage später, etwa den 23sten, einfallen wird, weil Iffland noch zwei Tage länger hier zu bleiben Mittel gefunden hat." Hoch erfreut über Schiller's verhältnißmäßig glückliche Gesundheitsumstände und sein inniges Verhältniß zu Goethe, antwortet ihm Körner den 15. April: „Iffland hätte ich sehr gern spielen gesehen, und besonders in diesem Egmont; aber es ist ganz unmöglich. Ich müßte schon den Montag in künftiger Woche . . . abreisen, und auf die ganze künftige Woche ist noch sehr gerechnet. . . . Iffland sehe ich wol noch

einmal sonst, und das neue Manuscript von **Egmont** werde ich doch bei Dir lesen können. Ueberhaupt ist es mir leicht geworden, diesen Genuß aufzugeben, da mir Dein letzter Brief sonst so viel Freude gemacht hat. Außer dem, was Du von Deiner Gesundheit und Deinem Humor schreibst, freut mich besonders Dein Verhältniß mit Goethe immer mehr. Seine mannichfaltigen Attentionen für Dich und das Zutrauen, mit dem er Dich über eins seiner Lieblingsproducte schalten und walten läßt, beweisen für seine herzliche Anhänglichkeit. Eure Verbindung muß für Euch Beide eine Quelle von vielem Genuß sein, und für die Kunst habe ich große Erwartungen davon, deren Erfüllung fast blos von Deiner Gesundheit abhängt. Ich sehe eine Möglichkeit, wie Ihr zusammen ein dramatisches Werk hervorbringen könntet — und was würde das werden! Aber auch ohne diesen Fall müssen sich in Euren Werken die köstlichsten Folgen von dieser gegenseitigen Annäherung immer mehr zeigen. Eure Verschiedenheit konnte fast nicht besser ausgesucht werden, um Eurem Verhältniß die größtmögliche Würze zu geben."

Das Personenverzeichniß von Schiller's Hand, zu welchem Goethe die Namen der Schauspieler, denen die Rollen zugetheilt werden sollten, geschrieben hat, liegt noch in dem Weimarischen Theaterarchiv und ist von Diezmann mitgetheilt worden. Es lautet:

Egmont	Vohs.
Oranien	Malcolmi.
Alba	Iffland.[1]
Ferdinand	Becker.
Gomez	Heide.
Silva	Hof.
Brackenburg	Veltheim.
Richard	Leisring.
Vansen	Schall.
Buyck	Eilenstein.
Ruysum	Weyrauch.
Soest	Benda.
Jetter	Beck.
Zimmermeister	Genast.
Seifensieder	Gatto.
Klärchen.	
Klärchens Mutter.	

1) Iffland spielte jedoch den **Egmont**.

Fabrikant
Bäcker
Barbier
Metzger
Lastträger
Drei Fischweiber — sprechen nur im Chor und machen den Auflauf.

Sechs niederländische Soldaten von Egmont's Begleitung
Zwölf spanische Soldaten — Stumme Personen.

Decorationen:

Freier Platz zum Armbrustschießen.
Straße in Brüssel.
Egmont's Zimmer.
Klärchens Zimmer.
Saal bei Alba mit 3 Thüren.
Gefängniß.

Davon weicht das Verzeichniß vor dem Manuscripte der Bühnenbearbeitung einigermaßen ab. Letzteres aber ist gemeint, wenn Goethe an Schiller den 21. April schreibt: „Auch liegt die Anzeige zu Egmont bei, wozu ich nach Standesgebühr die Titulaturen zu setzen bitte," worauf Schiller an demselben Tage antwortet: „Das Personenverzeichniß von Egmont folgt hier specificirt und titulirt zurück."

Ueber die Aufnahme, welche die erste Aufführung des Stückes in Weimar fand, hat uns Böttiger, Gymnasial-Director, in einem besonderen Buche berichtet: „Entwickelung des Iffland'schen Spiels in vierzehn Darstellungen auf dem Weimar'schen Hoftheater im Aprilmonat 1796." Er sagt darin S. 364, in einer Anmerkung:

„Das ganze Stück hatte mehrere, zum Theil sehr wesentliche Veränderungen erlitten. Sehr ungern mißte man die Scene zwischen Machiavell und Margareten, da gerade durch diese Unterredung das Ganze Gewicht und Interesse erhält. Statt dieser Abkürzungen waren verschiedene neue Auftritte hinzugekommen. Die Erscheinung des Secretärs während Egmont's Unterredung und das, was Egmont dabei sagt, sollte der Unterredung eine andre Wendung und einen von dem jetzigen ganz verschiedenen Ausgang geben. Noch unbefriedigender ist die zweite Dazwischenkunft des Secretärs bei Klärchen. Die dadurch veranlaßte Scene dreht sich doch nur in Wiederholungen herum, und Egmont wird ein Großsprecher wie Fiesco. Der Einfall, den Grafen zum zweiten und dritten Mal warnen zu lassen, scheint sehr gewagt" 2c.

Wichtiger aber ist Goethe's Urtheil über diese Schiller'sche Bearbeitung, welches er in einem Aufsatz im Morgenblatte (1815 Nr. 85): „Ueber das deutsche Theater" (Werke, Th. XXVIII. S. 716 ff.) aussprach. Es heißt darin:

„Die Gegenwart des vortrefflichen Iffland (1796) gab Gelegenheit zu Abkürzung Egmont's, wie das Stück noch bei uns und an einigen Orten gegeben wird. — Daß auch Schiller bei seiner Redaction grausam verfahren, davon überzeugt man sich bei Vergleichung nachstehender Scenenfolge mit dem gedruckten Stücke selbst. Die persönliche Gegenwart der Regentin z. E. vermißt unser Publicum ungern; und doch ist in Schiller's Arbeit eine solche Consequenz, daß man nicht gewagt hat, sie wieder einzulegen, weil andre Mißverhältnisse in die gegenwärtige Form sich einschleichen würden.

„Egmont.

„Erster Aufzug.

„Auf einem freien Platz Armbrustschießen. Bei Gelegenheit, daß Einer von Egmont's Leuten durch den besten Schuß sich zum Schützenkönige erhebt, seine Gesundheit sowie die Gesundheiten der Herrschaften getrunken werden, kommen die öffentlichen Angelegenheiten zur Sprache nebst den Charakteren der höchsten und hohen Personen. Die Gesinnungen des Volks offenbaren sich. Andre Bürger treten auf; man wird von den entstandnen Unruhen unterrichtet. Zu ihnen gesellt sich ein Advocate, der die Privilegien des Volks zur Sprache bringt; hieraus entstehen Zwiespalt und Händel; Egmont tritt auf, besänftigt die Männer und bedroht den Rabulisten. Er zeigt sich als beliebter und geehrter Fürst.

„Zweiter Aufzug.

„Egmont und sein Geheimschreiber, bei dessen Vorträgen die liberale, freie, kühne Denkart des Helden sich offenbart. Hierauf sucht Oranien seinem Freunde Vorsicht einzuflößen, aber vergebens, und da man die Ankunft des Herzogs Alba vernimmt, ihn zur Flucht zu bereden, abermals vergebens.

„Dritter Aufzug.

„Die Bürger in Furcht des Bevorstehenden; der Rabulist weissagt Egmont's Schicksal; die spanische Wache tritt auf, das Volk stiebt aus einander.

„In einem bürgerlichen Zimmer finden wir Klärchen mit ihrer Liebe zu Egmont beschäftigt. Sie sucht die Neigung ihres Liebhabers Brackenburg abzulehnen, fährt fort, in Freud' und Leid an ihr Verhältniß mit Egmont zu denken; Dieser tritt ein, und nun ist nichts Anders als Liebe und Lust.

„Vierter Aufzug.

„Palast. Alba's Charakter entwickelt sich in seinen Maßregeln. Ferdinand, Dessen natürlicher Sohn, den die Persönlichkeit Egmont's anzieht, wird, damit er sich an Grausamkeiten gewöhne, beordert, Diesen gefangen zu nehmen. Egmont und Alba im Gespräch, Jener offen, Dieser zurückhaltend und zugleich anreizend. Egmont wird gefangen genommen.

„Brackenburg in der Dämmerung auf der Straße. Klärchen will die Bürger zur Befreiung Egmont's aufregen, sie entfernen sich furchtsam; Brackenburg, mit Klärchen allein, versucht sie zu beruhigen, aber vergeblich.

„Fünfter Aufzug.

„Klärchen in ihrem Zimmer allein. Brackenburg bringt die Nachricht von Vorbereitung zu Egmont's Hinrichtung. Klärchen nimmt Gift, Brackenburg entfernt sich; die Lampe verlischt, Klärchens Verscheiden andeutend.

„Gefängniß. Egmont allein. Das Todesurtheil wird ihm angekündigt. Scene mit Ferdinand, seinem jungen Freunde. Egmont, allein, entschläft. Erscheinung Klärchens im eröffneten Hintergrunde; Trommeln wecken ihn auf; er folgt der Wache, gleichsam als Befehlshaber.

„Wegen der letzten Erscheinung Klärchens sind die Meinungen getheilt; Schiller war dagegen, der Autor dafür: nach dem Wunsche des hiesigen Publicum darf sie nicht fehlen."

Ueber den letzten Punkt hatte also Schiller seit dem Jahre 1788, wo er seine Beurtheilung des „Egmont" schrieb, seine Ansicht nicht geändert (vgl. Th. XIV. S. 520).

Ueber die Erscheinung Alba's im Kerker spricht sich Palleske in der neuesten Ausgabe seiner Biographie Schiller's (II. S. 469) folgendermaßen aus: „Lewes erzählt, Schiller habe den Egmont fast wie ein Singspiel bearbeitet. Im Gegentheil, er hat .... alles Opernhafte hinausgeworfen. Es wird erzählt, bei der ersten Aufführung, in welcher Iffland den Egmont spielte, sei Alba vermummt im Kerker erschienen, um sich an Egmont's Verurtheilung zu weiden. Egmont habe ihm den Helm vom Kopf gestoßen u. s. w. Eckermann's „Goethe", welcher in Sachen Schiller's die gröbsten Gedächtnißfehler macht, schreibt diesen plumpen Theatercoup Schiller zu. Auch Heinrich Schmidt will dergleichen von Goethe gehört, Genast von Graff (Alba) gesehen und gehört haben. Da Böttiger in seiner bekannten Schrift über Iffland Schiller's Bearbeitung tadelt, diesen Theatercoup aber als höchst malerisch hervorhebt, so gewinnt Diezmann's Ver-

muthung, daß derselbe Iffland's Einlage sei, hohe Wahrscheinlichkeit. Das Bühnenmanuscript, die einzig würdige Quelle in diesem Falle, enthält nichts vom Alba. Hier erscheint, Act V. Sc. 5, ein Vermummter im Hintergrunde, welcher Niemand anders als der bei Goethe von Egmont angeredete Henker ist. In der That, solcher Plattheiten war doch der Verfasser des Wallenstein nicht fähig, wenn er sie auch an Iffland dulden mußte." — „In dieser Fassung," bemerkt Schloenbach im Dresdener „Schiller-Buch", „hat sich Egmont in Mannheim vom 26. December 1804 bis 21. März 1824 erhalten, wo Beethoven's Musik den rein Goethe'schen Egmont wiederherstellte. Auch in Leipzig wurde diese dreiactige Eintheilung Schiller's noch bis zu Ringelhardt's Zeit beibehalten."

Schiller's Bühnenbearbeitung des „Egmont" erschien 1857 zum ersten Male im Druck, herausgegeben von Diezmann „nach dem Exemplare Egmont's in der Bibliothek des großherzoglichen Hoftheaters in Weimar, das Schiller's Streichungen, Sceneneintheilung und Angaben der Aenderungen enthält, und nach den ihm zur Vergleichung überlassenen Souffleurbüchern mehrerer Bühnen, auf denen Egmont in dieser Schiller'schen Bearbeitung sonst aufgeführt wurde oder noch aufgeführt wird." Diezmann vermißte in seinen Quellen die von Böttiger getadelte Scene zwischen Richard und Egmont in Klärchens Wohnung (S. 473 f.). Schloenbach vermuthet, diese und die dazu gehörige folgende Scene (S. 475) seien aus dem Weimarischen Manuscripte zu späteren Vorstellungen herausgeschnitten. In dem Mannheimer fand sie Schloenbach nur verklebt. Er veröffentlichte sie 1860 im Dresdener „Schiller-Buch" und ließ 1862 eine vollständige Ausgabe des Schiller'schen „Egmont" nach dem Mannheimer Manuscript folgen.

In unserm nachstehenden Abdruck geben wir den Weimarischen Text, und zwar in Verbindung mit dem Goethe'schen; denn nur durch eine derartige Zusammenstellung kann Schiller's Redactionsarbeit klar und bis ins Einzelne anschaulich gemacht werden. In den Anmerkungen sind die Abweichungen des Mannheimer Textes (M) von dem Weimarischen mitgetheilt.

Schiller hat in dem Mannheimer Manuscripte noch mehr gestrichen als in dem Weimarischen und die fünf Acte desselben in der Weise in drei zusammengezogen, daß der erste und zweite Act den ersten, der dritte und vierte den zweiten und der fünfte den dritten bilden.

Goethe's Egmont

zusammengestellt mit

Schiller's Bühnenbearbeitung

desselben.

Zur Erklärung der Druck-Einrichtung.

Das aus größerer (deutscher sowol wie lateinischer) Schrift Gedruckte giebt die vollständige Gestalt der Schiller'schen Bearbeitung, und zwar in der ihr von Schiller gegebenen Anordnung und Reihenfolge.

Was hievon mit lateinischer Schrift gedruckt ist, sind entweder selbstständige Zusätze Schiller's oder Aenderungen einzelner Goethe'scher Textstellen.

Aus kleiner deutscher Schrift und durch eckige Klammern eingeschlossen ist Alles gedruckt, was Schiller aus Goethe's Text gänzlich gestrichen und was durch Schiller's Text-Aenderungen in Wegfall kommen mußte.

Es ist daher alles aus deutscher Schrift Gedruckte Goethe'scher Text.

Die mit Ziffern bezeichneten Scenen (S. 461, 463—473) hatten in Goethe's Text eine andere Stelle als in Schiller's Bühnenbearbeitung.

In den Anmerkungen werden alle Abweichungen des Mannheimer Textes (M) von dem Weimarischen gegeben.

Ganz unbedeutende Textverschiedenheiten, sowie minder wesentliche scenische Bemerkungen sind nicht berücksichtigt.

Personen.[1])

[Margarete von Parma, Tochter Karl's des Fünften, Regentin der Niederlande.]

Graf Egmont, Prinz von Gaure.	spanische Provinzstatthalter in den Niederlanden.
Prinz [Wilhelm] von Oranien.	

Herzog von Alba, neuer spanischer General-Gouverneur.

Ferdinand, sein natürlicher Sohn.

[Machiavell, im Dienste der Regentin.]

Richard, Egmont's Geheimschreiber.

Gomez,	unter Alba dienend.
Silva,	

Brackenburg, ein junger Bürger aus Brüssel [Bürgerssohn].

Vansen, ein Schreiber.

Buyck, ein Holländer, Soldat unter Egmont.

Ruysum, Invalide [und taub].

Soest, Krämer,	Bürger von Brüssel.
Jetter, Schneider,	
Zimmermeister [Zimmermann],	
Seifensieder,	

Klärchen, Egmont's Geliebte.

Ihre Mutter.

Mehrere Bürger, Bürgerweiber, Knaben, Soldaten, Edelleute von Egmont's Begleitung. Spanische Soldaten von Alba's Armee.

Der Schauplatz ist in Brüssel.

---

1) In M dieselben Personen wie im Weimarischen Manuscript, Reihefolge und Bezeichnung derselben aber gleichlautend mit Goethe's Text.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Freier Platz vor der Stadt.

Armbrustschießen.

Soldaten und Bürger mit Armbrüsten.

Jetter, Bürger von Brüssel, Schneider, tritt vor und spannt die Armbrust. Soest, Bürger von Brüssel, Krämer. Ruysum. Buyck.[1])

Soest. Nun schießt nur hin, daß es alle wird! Ihr nehmt mir's doch nicht! Drei Ringe Schwarz, die habt Ihr Eure Tage nicht geschossen. Und so wär' ich für dies Jahr Meister.

Jetter. Meister und König dazu. Wer mißgönnt's Euch? Ihr sollt dafür auch die Zeche doppelt bezahlen; Ihr sollt Eure Geschicklichkeit bezahlen, wie's recht ist.

Buyck (ein Holländer, Soldat unter Egmont). Jetter, den Schuß handl' ich Euch ab, theile den Gewinnst, tractire die Herren; ich bin so schon lange hier und für viele Höflichkeit Schuldner. Fehl' ich, so ist's, als wenn Ihr geschossen hättet.

Soest. Ich sollte dreinreden; denn eigentlich ich verlier [verlier' ich] dabei. Doch, Buyck, nur immerhin!

---

1) M: Vorn eine Art von Tribüne, mit Armbrüsten, von der übers Theater weg in die Coulissen geschossen wird.

Soest. Jetter. Ruysum (vorn auf der Bühne). Mehrere Soldaten, Bürger und Bürgerweiber (im Hintergrunde, theils sitzend an Schenktischen, theils auf und ab gehend und sich unterredend.)

Buyck (schießt). Nun, Pritschmeister, Reverenz! — Eins! Zwei! Drei! Vier!

Soest. Vier Ringe? Es sei!

Alle. Vivat, Herr König, hoch! Und abermal hoch!

Buyck. Danke, Ihr Herren. Wäre Meister zu viel! Danke für die Ehre.

Jetter. Die habt Ihr Euch selbst zu danken.

Ruysum (ein Friesländer, Invalide und taub). Daß ich Euch sage!

Soest. Wie ist's, Alter?

Ruysum. Daß ich Euch sage! — Er schießt wie sein Herr, er schießt wie Egmont.

Buyck. Gegen ihn bin ich nur ein armer Schlucker. Mit der Büchse trifft er erst wie Keiner in der Welt. Nicht etwa, wenn er Glück oder gute Laune hat; nein, wie er anlegt, immer rein Schwarz geschossen. Gelernt habe ich von ihm. Das wäre auch ein Kerl, der bei ihm diente und nichts von ihm lernte! — Nicht zu vergessen, meine Herren! Ein König nährt seine Leute; und so, auf des Königs Rechnung, Wein her!

Jetter.[1]) Es ist unter uns ausgemacht, daß Jeder —

Buyck. Ich bin fremd und König und achte Eure Gesetze und Herkommen nicht.

Jetter. Du bist ja ärger als der Spanier; der hat sie uns doch bisher lassen müssen.

Ruysum. Was?

Soest (laut). Er will uns gastiren; er will nicht haben, daß wir zusammenlegen und der König nur das Doppelte zahlt.

Ruysum. Laßt ihn, doch ohne Präjudiz! Das ist auch seines Herrn Art, splendid zu sein und es laufen zu lassen, wo es gedeiht.

(Sie bringen Wein.)

Alle. Ihro Majestät Wohl! Hoch!

Jetter (zu Buyck). Versteht sich, Eure Majestät.

Buyck. Danke von Herzen, wenn's doch so sein soll.

Soest. Wohl! Denn unserer spanischen Majestät Gesundheit trinkt nicht leicht ein Niederländer von Herzen.

Ruysum. Wer?

Soest (laut). Philipp's des Zweiten, Königs in Spanien.

Ruysum. Unser allergnädigster König und Herr! Gott geb' ihm langes Leben!

---

1) M: Soest.

Soest. Hattet Ihr seinen Herrn Vater, Karl den Fünften, nicht lieber?

Ruysum. Gott tröst' ihn! Das war ein Herr! Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden und war Euch Alles in Allem; und wenn er Euch begegnete, so grüßt' er Euch wie ein Nachbar den andern; und wenn Ihr erschrocken wart, wußt' er mit so guter Manier — Ja, versteht mich — Er ging aus, ritt aus, wie's ihm einkam, gar mit wenig Leuten. Haben wir doch Alle geweint, wie er seinem Sohn das Regiment hier abtrat — sagt' ich, versteht mich — Der ist schon anders, Der ist majestätischer.

Jetter. Er ließ sich nicht sehen, da er hier war, als in Prunk und königlichem Staate. Er spricht wenig, sagen die Leute.

Soest. Es[1]) ist kein Herr für uns Niederländer. Unsre Fürsten müssen froh und frei sein wie wir, leben und leben lassen. Wir wollen nicht verachtet noch gedruckt sein, so gutherzige Narren wir auch sind.

Jetter. Der König, denk' ich, wäre wol ein gnädiger Herr, wenn er nur bessere Rathgeber hätte.

Soest. Nein, nein! Er hat kein Gemüth gegen uns Niederländer, [sein Herz ist dem Volke nicht geneigt,] er liebt uns nicht; wie können wir ihn wieder lieben? Warum ist alle Welt dem Grafen Egmont so hold? Warum trügen wir ihn Alle auf den Händen? Weil man ihm ansieht, daß er uns wohl will, weil ihm die Fröhlichkeit, [das freie Leben,] die gute Meinung aus den Augen sieht; weil er nichts besitzt, das er dem Dürftigen nicht mittheilte, auch Dem, der's nicht bedarf. Laßt den Grafen Egmont leben! Buyck, an Euch ist's, die erste Gesundheit zu bringen. Bringt Eures Herrn Gesundheit aus!

Buyck. Von ganzer Seele denn: Graf Egmont hoch!

[Ruysum. Ueberwinder bei St. Quintin!

Buyck.] Dem Helden von Gravelingen!

Alle. Hoch!

[Ruysum. St. Quintin war meine letzte Schlacht. Ich konnte kaum mehr fort, kaum die schwere Büchse mehr schleppen. Hab' ich doch den Franzosen noch Eins auf den Pelz gebrennt, und da kriegt' ich zum Abschied noch einen Streifschuß ans rechte Bein.]

Buyck. Gravelingen! Freunde, da ging's frisch! Den Sieg haben wir allein. Brannten und sengten die wälschen Hunde nicht durch ganz Flandern? Aber ich mein', wir trafen sie! Ihre alten, handfesten Kerle hielten lange wider, und wir dräng-

1) M: Er

ten und schossen und hieben, daß sie die Mäuler verzerrten und ihre Linien zuckten. Da ward Egmont das Pferd unter dem Leibe niedergeschossen, und wir stritten lange hinüber herüber, Mann für Mann, Pferd gegen Pferd [Haufe mit Haufe,] auf dem breiten, flachen Sand an der See hin. Auf einmal kam's wie vom Himmel herunter, von der Mündung des Flusses, bav! bau! immer mit Kanonen in die Franzosen drein. Es waren Engländer, die unter dem Admiral Malin von ungefähr von Dünkirchen [1]) her vorbeifuhren. Zwar viel halfen sie uns nicht; sie konnten nur mit den kleinsten Schiffen bei [2]) [herbei,] und das nicht nah genug; schossen [3]) auch wol unter uns — Es that doch gut! Es brach die Wälschen und hob unsern Muth. Da ging's! Rick! rack! herüber hinüber! Alles todt geschlagen, Alles ins Wasser gesprengt! Und die Kerle ersoffen, wie sie das Wasser schmeckten; und was wir Holländer waren, gerad hintendrein. Uns, die wir beidlebig sind, ward erst wohl im Wasser wie den Fröschen; und immer die Feinde im Fluß zusammengehauen, weggeschossen wie die Enten. Was nun noch durchbrach, schlugen Euch auf der Flucht die Bauerweiber mit Hacken und Mistgabeln todt. Mußte doch die wälsche Majestät gleich das Pfötchen reichen und Friede machen. [4]) Und den Frieden seid Ihr uns schuldig, dem großen Egmont schuldig.

Alle. Hoch! Dem großen Egmont hoch! Und abermal hoch! Und abermal hoch!

Jetter. Hätte man uns Den statt der Margrete von Parma zum Regenten gesetzt!

Soest. Nicht so! Wahr bleibt wahr! Ich lasse mir Margareten nicht schelten. [Nun ist's an mir.] [5]) Es lebe unsre gnäd'ge Frau!

Alle. Sie lebe! [6])

[Soest. Wahrlich, treffliche Weiber sind in dem Hause. Die Regentin lebe!]

Jetter. Klug ist sie und mäßig in Allem, was sie thut; hielte sie's nur nicht so steif und fest mit den Pfaffen! Sie ist doch auch mit Schuld, daß wir die vierzehn neuen Bischofsmützen im

---

1) M: Es waren Engländer, die von Dünkirchen

2) M: herbei

3) M: sie schossen

4) M: Majestät gleich Friede machen.

5) M: schelten. Nun ist's an mir.

6) In M folgt noch: Die Regentin lebe!

Lande haben. Wozu die nur sollen? Nicht wahr, daß man Fremde in die guten Stellen einschieben kann [, wo sonst Aebte aus den Kapiteln gewählt wurden]? Und wir sollen glauben, es sei um der Religion willen. Ja, es hat sich. An drei Bischöfen hatten wir genug: da ging's ehrlich und ordentlich zu. Nun muß doch auch Jeder thun, als ob er nöthig wäre; und da setzt's allen Augenblick Verdruß und Händel. [Und je mehr Ihr das Ding rüttelt und schüttelt, desto trüber wird's.]

(Sie trinken.)

Soest. Das war nun des Königs Wille; sie kann nichts davon noch dazu thun.

Jetter. Da sollen wir nun die neuen Psalmen nicht singen; sie sind wahrlich gar schön in Reimen gesetzt und haben recht erbauliche Weisen. Die sollen wir nicht singen, aber Schelmenlieder, so viel wir wollen. Und warum? Es seien Ketzereien drin, sagen sie, und Sachen, Gott weiß. Ich hab' ihrer doch auch gesungen; es ist jetzt was Neues, ich hab' nichts drin gesehen.

Buyck. Ich wollte sie fragen! In unsrer Provinz singen wir, was wir wollen. Das macht, daß Graf Egmont unser Statthalter ist; Der fragt nach so etwas nicht. — [In Gent, Ypern, durch ganz Flandern singt sie, wer Belieben hat.] (Laut zu Ruysum.) Es ist ja wol nichts unschuldiger als ein geistlich Lied? Nicht wahr, Vater?

Ruysum. Ei wohl! Es ist ja ein Gottesdienst, eine Erbauung.

Jetter. Sie sagen aber, es sei nicht auf die rechte Art, nicht auf ihre Art; und gefährlich ist's doch immer, da läßt man's lieber sein. Die Inquisitionsdiener schleichen herum und passen auf; mancher ehrliche Mann ist schon unglücklich geworden.[1]) [Der Gewissenszwang fehlte noch! Da ich nicht thun darf, was ich möchte, können sie mich doch denken und singen lassen, was ich will.]

Soest. Die Inquisition kommt nicht auf. Wir sind nicht gemacht wie die Spanier, unser Gewissen tyrannisiren zu lassen. [Und der Adel muß auch bei Zeiten suchen, ihr die Flügel zu beschneiden.]

Jetter. Es ist sehr fatal. Wenn's den lieben Leuten einfällt, in mein Haus zu stürmen, und ich sitz' an meiner Arbeit und summe just einen französischen Psalm und denke nichts dabei, weder Gutes noch Böses, ich summe ihn aber, weil er mir in der Kehle ist, — gleich bin ich ein Ketzer und werde eingesteckt. Oder ich gehe über Land und bleibe bei einem Haufen Volks stehen,

---

1) M: gewesen.

das einem neuen Prediger zuhört, einem von denen, die aus Deutschland gekommen sind, — auf der Stelle heiß' ich ein Rebell und komme in Gefahr, meinen Kopf zu verlieren. Habt Ihr je einen predigen hören?

Soest. Wackre Leute. Neulich hört' ich einen auf dem Felde vor tausend und tausend Menschen sprechen. Das war ein ander Geköch, als wenn unsre auf der Kanzel herumtrommeln und die Leute mit lateinischen Brocken erwürgen. Der sprach von der Leber weg, sagte, wie sie uns bisher hätten bei der Nase herumgeführt, uns in der Dummheit erhalten, und wie wir mehr Erleuchtung haben könnten. — Und das bewies er Euch[1]) Alles aus der Bibel.

[Jetter. Da mag doch auch was dran sein. Ich sagt's immer selbst und grübelte so über die Sache nach. Mir ist's lang im Kopf herumgegangen.

Buyck. Es läuft ihnen auch alles Volk nach.

Soest. Das glaub' ich, wo man was Gutes hören kann und was Neues.

Jetter. Und was ist's denn nun? Man kann ja einen Jeden predigen lassen nach seiner Weise.]

Buyck. Frisch, Ihr Herren! Ueber dem Schwätzen vergeßt Ihr den Wein und Oranien.

Jetter. Den nicht zu vergessen! Das ist ein rechter Wall. Wenn man nur an ihn denkt, meint man gleich, man könne sich hinter ihn verstecken, und der Teufel brächte Einen nicht hervor.[2]) Hoch! Wilhelm von Oranien, hoch!

Alle. Hoch! Hoch!

Soest. Nun, Alter, bring auch Deine Gesundheit!

Ruysum. Alte[3]) Soldaten! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Buyck. Bravo, Alter! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

(Die Soldaten treten in den Vordergrund.)

Jetter. Krieg! Krieg! Wißt Ihr auch, was Ihr ruft? Daß es Euch leicht vom Munde geht, ist wol natürlich; wie lumpig aber Unsereinem dabei zu Muthe ist, kann ich nicht sagen. Das ganze Jahr das Getrommel zu hören, und nichts zu hören, als wie da ein Haufen gezogen kommt und dort[4]) ein andrer, wie sie über einen Hügel kamen und bei einer Mühle hielten, wieviel da geblieben sind, wieviel dort, und wie sie sich drängen und

---

1) M: auch
2) M: „Das ist ein rechter" bis „nicht hervor" in M gestrichen.
3) M: Alle
4) M: da

Einer gewinnt, der Andere verliert, ohne daß man sein Tage begreift, wer was gewinnt oder verliert; wie eine Stadt eingenommen wird, die Bürger ermordet werden, und wie's den armen Weibern, den [1]) unschuldigen Kindern ergeht. Das ist eine Noth und Angst, man denkt jeden Augenblick: „Da kommen sie! Es geht uns auch so."

Soest. Drum muß auch ein Bürger immer in Waffen geübt sein.

Jetter. Ja, es übt sich, wer Frau und Kinder hat! Und doch hör' ich noch lieber von Soldaten, als ich sie sehe.

Buyck. Das sollt' ich übel nehmen.

Jetter. Auf Euch ist's nicht gesagt, Landsmann. Wie wir die spanischen Besatzungen los waren, holten wir wieder Athem.

Soest. Gelt! Die lagen Dir am Schwersten auf?

Jetter. Vexir' Er Sich!

Soest. Die hatten scharfe Einquartierung bei Dir.

Jetter. Halt' Dein Maul!

Soest. Sie hatten ihn vertrieben aus der Küche, dem Keller, der Stube — dem [Bette.]

(Sie lachen.)

Jetter. Du bist ein Tropf.

Buyck. Friede, Ihr Herren! Muß der Soldat Friede rufen? — Nun, da Ihr von uns nichts hören wollt, nun bringt auch Eure Gesundheit aus, eine bürgerliche Gesundheit!

Jetter. Dazu sind wir bereit. Sicherheit und Ruhe!

Soest. Ordnung und Freiheit! [2])

Buyck. Brav! Das sind wir auch [auch wir] zufrieden.

(Sie stoßen an und wiederholen fröhlich die Worte, doch so, daß Jeder ein anderes ausruft und es eine Art Kanon wird. Der Alte horcht und fällt endlich auch mit ein.)

Alle. Sicherheit und Ruhe! Ordnung und Freiheit! [3])

[Palast der Regentin.

Margarete von Parma in Jagdkleidern. Hofleute. Pagen. Bediente.

Regentin. Ihr stellt das Jagen ab, ich werde heut nicht reiten. Sagt Machiavellen, er soll zu mir kommen!

(Alle gehen ab.)

Der Gedanke an diese schrecklichen Begebenheiten läßt mir keine Ruhe! Nichts

---

1) M: und

2) M: Ordnung und frei Gewissen!

3) M: Ordnung und Gewissensfreiheit!

kann mich ergetzen, nichts mich zerstreuen; immer sind diese Bilder, diese Sorgen vor mir. Nun wird der König sagen, dies sei'n die Folgen meiner Güte, meiner Nachsicht; und doch sagt mir mein Gewissen, jeden Augenblick das Räthlichste, das Beste gethan zu haben. Sollte ich früher mit dem Sturme des Grimmes diese Flammen anfachen und umhertreiben? Ich hoffte sie zu umstellen, sie in sich selbst zu verschütten. Ja, was ich mir selbst sage, was ich wohl weiß, entschuldigt mich vor mir selbst; aber wie wird es mein Bruder aufnehmen? Denn, ist es zu leugnen? der Uebermuth der fremden Lehrer hat sich täglich erhöht; sie haben unser Heiligthum gelästert, die stumpfen Sinne des Pöbels zerrüttet und den Schwindelgeist unter sie gebannt. Unreine Geister haben sich unter die Aufrührer gemischt, und schreckliche Thaten sind geschehen, die zu denken schauderhaft ist, und die ich nun einzeln nach Hofe zu berichten habe, schnell und einzeln, damit mir der allgemeine Ruf nicht zuvorkomme, damit der König nicht denke, man wolle noch mehr verheimlichen. Ich sehe kein Mittel, weder strenges noch gelindes, dem Uebel zu steuern. O, was sind wir Großen auf der Woge der Menschheit? Wir glauben sie zu beherrschen, und sie treibt uns auf und nieder, hin und her.

Machiavell tritt auf.

Regentin. Sind die Briefe an den König aufgesetzt?

Machiavell. In einer Stunde werdet Ihr sie unterschreiben können.

Regentin. Habt Ihr den Bericht ausführlich genug gemacht?

Machiavell. Ausführlich und umständlich, wie es der König liebt. Ich erzähle, wie zuerst um St. Omer die bilderstürmerische Wuth sich zeigt — wie eine rasende Menge, mit Stäben, Beilen, Hämmern, Leitern, Stricken versehen, von wenig Bewaffneten begleitet, erst Kapellen, Kirchen und Klöster anfallen, die Andächtigen verjagen, die verschlossenen Pforten aufbrechen, Alles umkehren, die Altäre niederreißen, die Statuen der Heiligen zerschlagen, alle Gemälde verderben, Alles, was sie nur Geweihtes, Geheiligtes antreffen, zerschmettern, zerreißen, zertreten — wie sich der Haufe unterwegs vermehrt, die Einwohner von Ypern ihnen die Thore eröffnen — wie sie den Dom mit unglaublicher Schnelle verwüsten, die Bibliothek des Bischofs verbrennen — wie eine große Menge Volks, von gleichem Unsinn ergriffen, sich über Menin, Comines, Berwich, Lille verbreitet, nirgend Widerstand findet, und wie fast durch ganz Flandern in einem Augenblicke die ungeheure Verschwörung sich erklärt und ausgeführt ist.

Regentin. Ach, wie ergreift mich aufs Neue der Schmerz bei Deiner Wiederholung! Und die Furcht gesellt sich dazu, das Uebel werde nur größer und größer werden. Sagt mir Eure Gedanken, Machiavell!

Machiavell. Verzeihen Eure Hoheit, meine Gedanken sehen Grillen so ähnlich; und wenn Ihr auch immer mit meinen Diensten zufrieden wart, habt Ihr doch selten meinem Rath folgen mögen. Ihr sagtet oft im Scherze: „Du siehst zu weit, Machiavell! Du solltest Geschichtschreiber sein. Wer handelt, muß fürs Nächste sorgen.“ Und doch, habe ich diese Geschichte nicht vorauserzählt? Hab' ich nicht Alles vorausgesehen?

Regentin. Ich sehe auch viel voraus, ohne es ändern zu können.

Machiavell. Ein Wort für tausend: Ihr unterdrückt die neue Lehre nicht. Laßt sie gelten, sondert sie von den Rechtgläubigen, gebt ihnen Kirchen, faßt sie in die bürgerliche Ordnung, schränkt sie ein! und so habt Ihr die Aufrührer auf einmal zur Ruhe gebracht. Jede andern Mittel sind vergeblich, und Ihr verheert das Land.

Regentin. Hast Du vergessen, mit welchem Abscheu mein Bruder selbst die Frage verwarf, ob man die neue Lehre dulden könne? Weißt Du nicht, wie er mir in jedem Briefe die Erhaltung des wahren Glaubens aufs Eifrigste empfiehlt, daß er Ruhe und Einigkeit auf Kosten der Religion nicht hergestellt wissen will? Hält er nicht selbst in den Provinzen Spione, die wir nicht kennen, um zu erfahren, wer sich zu der neuen Meinung hinüberneigt? Hat er nicht zu unsrer Verwunderung uns Diesen und Jenen genannt, der sich in unsrer Nähe heimlich der

Ketzerei schuldig machte? Befiehlt er nicht Strenge und Schärfe? Und ich soll gelind sein? Ich soll Vorschläge thun, daß er nachsehe, daß er dulde? Würde ich nicht alles Vertrauen, allen Glauben bei ihm verlieren?

Machiavell. Ich weiß wol; der König befiehlt, er läßt Euch seine Absichten wissen. Ihr sollt Ruhe und Friede wiederherstellen durch ein Mittel, das die Gemüther noch mehr erbittert, das den Krieg unvermeidlich an allen Enden anblasen wird. Bedenkt, was Ihr thut! Die größten Kaufleute sind angesteckt, der Adel, das Volk, die Soldaten. Was hilft es, auf seinen Gedanken beharren, wenn sich um uns Alles ändert? Möchte doch ein guter Geist Philippen eingeben, daß es einem Könige anständiger ist, Bürger zweierlei Glaubens zu regieren, als sie durch einander aufzureiben!

Regentin. Solch ein Wort nie wieder! Ich weiß wol, daß Politik selten Treu und Glauben halten kann, daß sie Offenheit, Gutherzigkeit, Nachgiebigkeit aus unsern Herzen ausschließt. In weltlichen Geschäften ist das leider nur zu wahr; sollen wir aber auch mit Gott spielen wie unter einander? Sollen wir gleichgiltig gegen unsre bewährte Lehre sein, für die so Viele ihr Leben aufgeopfert haben? Die sollten wir hingeben an hergelaufne, ungewisse, sich selbst widersprechende Neuerungen?

Machiavell. Denkt nur deswegen nicht übler von mir!

Regentin. Ich kenne Dich und Deine Treue und weiß, daß Einer ein ehrlicher und verständiger Mann sein kann, wenn er gleich den nächsten besten Weg zum Heil seiner Seele verfehlt hat. Es sind noch Andere, Machiavell, Männer, die ich schätzen und tadeln muß.

Machiavell. Wen bezeichnet Ihr mir?

Regentin. Ich kann es gestehen, daß mir Egmont heute einen recht innerlichen, tiefen Verdruß erregte.

Machiavell. Durch welches Betragen?

Regentin. Durch sein gewöhnliches, durch Gleichgiltigkeit und Leichtsinn. Ich erhielt die schreckliche Botschaft, eben als ich, von Vielen und ihm begleitet, aus der Kirche ging. Ich hielt meinen Schmerz nicht an, ich beklagte mich laut und rief, indem ich mich zu ihm wendete: „Seht, was in Eurer Provinz entsteht! Das duldet Ihr, Graf, von dem der König sich Alles versprach?"

Machiavell. Und was antwortete er?

Regentin. Als wenn es nichts, als wenn es eine Nebensache wäre, versetzte er: „Wären nur erst die Niederländer über ihre Verfassung beruhigt! Das Uebrige würde sich leicht geben."

Machiavell. Vielleicht hat er wahrer als klug und fromm gesprochen. Wie soll Zutrauen entstehen und bleiben, wenn der Niederländer sieht, daß es mehr um seine Besitzthümer als um sein Wohl, um seiner Seele Heil zu thun ist? Haben die neuen Bischöfe mehr Seelen gerettet, als fette Pfründen geschmaust, und sind es nicht meist Fremde? Noch werden alle Statthalterschaften mit Niederländern besetzt; lassen sich es die Spanier nicht zu deutlich merken, daß sie die größte, unwiderstehlichste Begierde nach diesen Stellen empfinden? Will ein Volk nicht lieber nach seiner Art von den Seinigen regieret werden als von Fremden, die erst im Lande sich wieder Besitzthümer auf Unkosten Aller zu erwerben suchen, die einen fremden Maßstab mitbringen und unfreundlich und ohne Theilnehmung herrschen?

Regentin. Du stellst Dich auf die Seite der Gegner.

Machiavell. Mit dem Herzen gewiß nicht, und wollte, ich könnte mit dem Verstande ganz auf der unsrigen sein.

Regentin. Wenn Du so willst, so thät' es noth, ich träte ihnen meine Regentschaft ab; denn Egmont und Oranien machten sich große Hoffnung, diesen Platz einzunehmen. Damals waren sie Gegner; jetzt sind sie gegen mich verbunden, sind Freunde, unzertrennliche Freunde geworden.

Machiavell. Ein gefährliches Paar.

Regentin. Soll ich aufrichtig reden, ich fürchte Oranien, und ich fürchte

für Egmont. Oranien sinnt nichts Gutes, seine Gedanken reichen in die Ferne, er ist heimlich, scheint Alles anzunehmen, widerspricht nie, und in tiefster Ehrfurcht, mit größter Vorsicht thut er, was ihm beliebt.

Machiavell. Recht im Gegentheil geht Egmont einen freien Schritt, als wenn die Welt ihm gehörte.

Regentin. Er trägt das Haupt so hoch, als wenn die Hand der Majestät nicht über ihm schwebte.

Machiavell. Die Augen des Volks sind alle nach ihm gerichtet, und die Herzen hängen an ihm.

Regentin. Nie hat er einen Schein vermieden; als wenn Niemand Rechenschaft von ihm zu fordern hätte! Noch trägt er den Namen Egmont. Graf Egmont freut ihn sich nennen zu hören, als wollte er nicht vergessen, daß seine Vorfahren Besitzer von Geldern waren. Warum nennt er sich nicht Prinz von Gaure, wie es ihm zukommt? Warum thut er das? Will er erloschne Rechte wieder geltend machen?

Machiavell. Ich halte ihn für einen treuen Diener des Königs.

Regentin. Wenn er wollte, wie verdient könnte er sich um die Regierung machen, anstatt daß er uns schon, ohne sich zu nutzen, unsäglichen Verdruß gemacht hat! Seine Gesellschaften, Gastmahle und Gelage haben den Adel mehr verbunden und verknüpft als die gefährlichsten heimlichen Zusammenkünfte. Mit seinen Gesundheiten haben die Gäste einen dauernden Rausch, einen nie sich verziehenden Schwindel geschöpft. Wie oft setzt er durch seine Scherzreden die Gemüther des Volks in Bewegung, und wie stutzte der Pöbel über die neuen Livreen, über die thörichten Abzeichen der Bedienten!

Machiavell. Ich bin überzeugt, es war ohne Absicht.

Regentin. Schlimm genug. Wie ich sage: Er schadet uns und nutzt sich nicht. Er nimmt das Ernstliche scherzhaft; und wir, um nicht müssig und nachlässig zu scheinen, müssen das Scherzhafte ernstlich nehmen. So hetzt Eins das Andre; und was man abzuwenden sucht, das macht sich erst recht. Er ist gefährlicher als ein entschiednes Haupt einer Verschwörung; und ich müßte mich sehr irren, wenn man ihm bei Hofe nicht Alles gedenkt. Ich kann nicht leugnen, es vergeht wenig Zeit, daß er mich nicht empfindlich, sehr empfindlich macht.

Machiavell. Er scheint mir in Allem nach seinem Gewissen zu handeln.

Regentin. Sein Gewissen hat einen gefälligen Spiegel. Sein Betragen ist oft beleidigend. Er sieht oft aus, als wenn er in der völligen Ueberzeugung lebe, er sei Herr und wolle es uns nur aus Gefälligkeit nicht fühlen lassen, wolle uns so gerade nicht zum Lande hinausjagen; es werde sich schon geben.

Machiavell. Ich bitte Euch, legt seine Offenheit, sein glückliches Blut, das alles Wichtige leicht behandelt, nicht zu gefährlich aus! Ihr schadet nur ihm und Euch.

Regentin. Ich lege nichts aus. Ich spreche nur von den unvermeidlichen Folgen, und ich kenne ihn. Sein niederländischer Adel und sein golden Vließ vor der Brust stärken sein Vertrauen, seine Kühnheit. Beides kann ihn vor einem schnellen, willkürlichen Unmuth des Königs schützen. Untersuch es genau, an dem ganzen Unglück, das Flandern trifft, ist er doch nur allein Schuld. Er hat zuerst den fremden Lehrern nachgesehn, hat's so genau nicht genommen und vielleicht sich heimlich gefreut, daß wir etwas zu schaffen hatten. Laß mich nur! Was ich auf dem Herzen habe, soll bei dieser Gelegenheit davon. Und ich will die Pfeile nicht umsonst verschießen; ich weiß, wo er empfindlich ist. Er ist auch empfindlich.

Machiavell. Habt Ihr den Rath zusammenberufen lassen? Kommt Oranien auch?

Regentin. Ich habe nach Antwerpen um ihn geschickt. Ich will ihnen die Last der Verantwortung nahe genug zuwälzen; sie sollen sich mit mir dem Uebel ernstlich entgegensetzen oder sich auch als Rebellen erklären. Eile, daß die Briefe fertig werden, und bringe mir sie zur Unterschrift! Dann sende schnell den bewährten Vasca nach Madrid — er ist unermüdet und treu —, daß mein

Bruder zuerst durch ihn die Nachricht erfahre, daß der Ruf ihn nicht übereile! Ich will ihn selbst noch sprechen, eh er abgeht.

Machiavell. Eure Befehle sollen schnell und genau befolgt werden.

Bürgerhaus.

Klare. Klarens Mutter. Brackenburg.

Klare. Wollt Ihr mir nicht das Garn halten, Brackenburg?

Brackenburg. Ich bitt' Euch, verschont mich, Klärchen!

Klare. Was habt Ihr wieder? Warum versagt Ihr mir diesen kleinen Liebesdienst?

Brackenburg. Ihr bannt mich mit dem Zwirn so fest vor Euch hin, ich kann Euern Augen nicht ausweichen.

Klare. Grillen! Kommt und haltet!

Mutter (im Sessel strickend). Singt doch Eins! Brackenburg secundirt so hübsch. Sonst wart Ihr lustig, und ich hatte immer was zu lachen.

Brackenburg. Sonst!

Klare. Wir wollen singen.

Brackenburg. Was Ihr wollt.

Klare. Nur hübsch munter und frisch weg! Es ist ein Soldatenliedchen, mein Leibstück.

(Sie wickelt Garn und singt mit Brackenburg.)

Die Trommel gerühret,
Das Pfeifchen gespielt!
Mein Liebster gewaffnet
Dem Haufen befiehlt,
Die Lanze hoch führet,
Die Leute regieret.
Wie klopft mir das Herze,
Wie wallt mir das Blut!
O, hätt' ich ein Wämmslein
Und Hosen und Hut!

Ich folgt' ihm zum Thor 'naus
Mit muthigem Schritt,
Ging' durch die Provinzen,
Ging' überall mit.
Die Feinde schon weichen,
Wir schießen darein.
Welch Glück sonder Gleichen,
Ein Mannsbild zu sein!

(Brackenburg hat unter dem Singen Klärchen oft angesehen; zuletzt bleibt ihm die Stimme stocken, die Thränen kommen ihm in die Augen, er läßt den Strang fallen und geht ans Fenster. Klärchen singt das Lied allein aus, die Mutter winkt ihr halb unwillig, sie steht auf, geht einige Schritte nach ihm hin, kehrt halb unschlüssig wieder um und setzt sich.)

Mutter. Was giebt's auf der Gasse, Brackenburg? Ich höre marschiren.

Brackenburg. Es ist die Leibwache der Regentin.

Klare. Um diese Stunde? Was soll das bedeuten? (Sie steht auf und geht an das Fenster zu Brackenburg.) Das ist nicht die tägliche Wache, das sind weit mehr! Fast alle ihre Haufen. O Brackenburg, geht! Hört einmal, was es giebt! Es muß etwas Besonderes sein. Geht, guter Brackenburg, thut mir den Gefallen!

Brackenburg. Ich gehe! Ich bin gleich wieder da. (Er reicht ihr abgehend die Hand; sie giebt ihm die ihrige.)]

Bemerkung des Herausgebers. Die in Goethe's Text des ersten Aufzuges hier noch folgenden Scenen (Mutter und Klärchen — Klärchen und Brackenburg — Brackenburg allein) haben in Schiller's Bearbeitung ihre Stelle im dritten Aufzug erhalten, wo dieselben (S. 461 u. 463—468) nachzusehen und zur leichteren Veranschaulichung der auch in ihrer innern Reihenfolge stattgefundenen Aenderung mit den Ziffern

1ª, 1ᵇ, 2 u. 3

bezeichnet sind. Diese Ziffern geben die Reihenfolge an, welche sie in Goethe's Text haben, woraus ersichtlich, daß die Scene zwischen Mutter und Klärchen (1ª und 1ᵇ) in Schiller's Bearbeitung in zwei Auftritte (den 4ten u. 7ten) vertheilt und der letztere Theil noch mit der als Nr. 4ª u. ᵇ bezeichneten Scene des Goethe'schen dritten Aufzuges (S. 465, 466, 468 u. 469) verschmolzen wurde, daß ferner die mit Nr. 2 bezeichnete kurze Scene zwischen Klärchen und Brackenburg in der frühern Fassung ganz weggefallen und an deren Statt ein ganz neuer Auftritt (der 5te) eingeschaltet und endlich der Monolog Brackenburg's (Nr. 3) zum 6ten Auftritt des dritten Aufzugs wurde.

Zweiter Auftritt.

[Zweiter Aufzug.

Platz in Brüssel.

Jetter und ein Zimmermeister treten zusammen.]

Zimmermeister. Vorige.

Zimmermeister. Sagt' ich's nicht voraus? Noch vor acht Tagen auf der Zunft sagt' ich, es würde schwere Händel geben.

Jetter. Was giebt's denn? [Ist's denn wahr, daß sie die Kirchen in Flandern geplündert haben?]
Soest. Was bringt Ihr?
Buyck. Erzählt, Meister Zimmermann. } (Zugleich.)

Zimmermann. Wie? Wisst Ihr noch nicht? die Unsinnigen! dass sie in Flandern sich zusammenrottirt, dass sie die katholischen Kirchen geplündert haben?

Soest. Wer? die Aufrührer?

Jetter. Die von der neuen Lehre?

Zimmermeister. Ganz und gar zu Grunde gerichtet haben sie Kirchen und Kapellen. Nichts als die vier nackten Wände haben sie stehen lassen. Lauter Lumpengesindel! Und das macht unsre gute Sache schlimm. Wir hätten eher in der Ordnung und standhaft unsere Gerechtsame der Regentin vortragen und drauf halten sollen. Reden wir jetzt, versammeln wir uns jetzt, so heißt es, wir gesellen uns zu den Aufwieglern.

[Jetter. Ja, so denkt Jeder zuerst: Was sollst Du mit Deiner Nase voran? Hängt doch der Hals gar nah damit zusammen.

Zimmermeister. Mir ist's bange, wenn's einmal unter dem Pack zu lärmen anfängt, unter dem Volk, das nichts zu verlieren hat. Die brauchen das zum Vorwande, worauf wir uns auch berufen müssen, und bringen das Land in Unglück.

Soest tritt dazu.

Soest. Guten Tag, Ihr Herrn! Was giebt's Neues? Ist's wahr, daß die Bilderstürmer gerade hierher ihren Lauf nehmen?

Zimmermeister. Hier sollen sie nichts anrühren!

Soest. Es trat ein Soldat bei mir ein, Tobak zu kaufen; den fragt' ich aus. Die Regentin, so eine wackre, kluge Frau sie bleibt, diesmal ist sie außer Fassung. Es muß sehr arg sein, daß sie sich so geradezu hinter ihre Wache versteckt. Die Burg ist scharf besetzt. Man meint sogar, sie wolle aus der Stadt flüchten.

Zimmermeister. Hinaus soll sie nicht! Ihre Gegenwart beschützt uns, und wir wollen ihr mehr Sicherheit verschaffen als ihre Stutzbärte. Und wenn sie uns unsere Rechte und Freiheiten aufrecht erhält, so wollen wir sie auf den Händen tragen.]

Dritter Auftritt.

Seifensieder [tritt dazu]. Vorige.

Seifensieder. Garstige Händel! Ueble Händel! Es wird unruhig und geht schief aus! — Hütet Euch, daß Ihr stille bleibt, daß man Euch nicht auch für Aufwiegler hält!

Soest (ihn aushöhnend). Da kommen die sieben Weisen aus Griechenland.

Seifensieder. Ich weiß, da sind Viele, die es heimlich mit den Calvinisten halten, die auf die Bischöfe lästern, die den König nicht scheuen. Aber ein treuer Unterthan, ein aufrichtiger Katholike —

(Es gesellt sich nach und nach allerlei Volk zu ihnen und horcht.)

Vierter Auftritt.

Vansen [tritt dazu]. Vorige.

Vansen. Gott grüß' Euch, Herrn! Was Neues?

Zimmermeister. Gebt Euch mit Dem nicht ab, das ist ein schlechter Kerl.

Jetter. Ist es nicht der Schreiber beim Doctor Wiets?

Zimmermeister. Er hat schon viele Herren gehabt. Erst war er Schreiber, und wie ihn ein Patron nach dem andern fortjagte, Schelmstreiche halber, pfuscht er jetzt Notaren und Advocaten ins Handwerk und ist ein Branntweinzapf.

(Es kommt mehr Volk zusammen und steht truppweise.)

Vansen. Ihr seid auch versammelt, steckt die Köpfe zusammen. Es ist immer redenswerth.

Soest. Ich denk' auch.

Vansen. Wenn jetzt Einer oder der Andere Herz hätte, und Einer oder der Andere den Kopf dazu, wir könnten die spanischen Ketten auf einmal sprengen.

Soest. Herre! So müßt Ihr nicht reden. Wir haben dem König geschworen.

Vansen. Und der König uns. Merkt das!

Jetter. Das läßt sich hören! Sagt Eure Meinung!

Einige Andere. Horch! Der versteht's. Der hat Pfiffe.

Vansen. Ich hatte einen alten Patron, der besaß Pergamente und Briefe von uralten Stiftungen, Contracten und Gerechtigkeiten; er hielt auf die rarsten Bücher. In einem stand unsere ganze Verfassung, wie uns Niederländer zuerst einzelne Fürsten regierten, Alles nach hergebrachten Rechten, Privilegien und Gewohnheiten — wie unsre Vorfahren alle Ehrfurcht für ihren Fürsten gehabt, wenn er sie regiert, wie er sollte, und wie sie sich gleich vorsahen, wenn er über die Schnur hauen wollte. Die Staaten waren gleich hinterdrein; denn jede Provinz, so klein sie war, hatte ihre Staaten, ihre Landstände.

Zimmermeister. Haltet Euer Maul! Das weiß man lange. Ein jeder rechtschaffene Bürger ist, so viel er braucht, von der Verfassung unterrichtet.

Jetter. Laßt ihn reden; man erfährt immer etwas mehr.

Soest. Er hat ganz Recht.

Mehrere. Erzählt, erzählt! So was [1]) hört man nicht alle Tage.

---

1) M: So etwas

Vansen. So seid Ihr Bürgersleute! Ihr lebt nur so in den Tag hin; und wie Ihr Euer Gewerb' von Euern Eltern überkommen habt, so laßt Ihr auch das Regiment über Euch schalten und walten, wie es kann und mag. Ihr fragt nicht nach dem Herkommen, nach der Historie, nach dem Recht eines Regenten; und über das Versäumniß haben Euch die Spanier das Netz über die Ohren gezogen.

Soest. Wer denkt da dran?[1]) Wenn Einer nur das tägliche Brod hat!

Jetter. Verflucht! Warum tritt auch Keiner in Zeiten auf und sagt Einem so etwas?

Vansen. Ich sag' es Euch jetzt. Der König in Spanien, der die Provinzen durch gut Glück zusammen besitzt, darf doch nicht drin schalten und walten anders als die kleinen Fürsten, die sie ehemals einzeln besaßen. Begreift Ihr das?

Jetter. Erklärt's uns!

Vansen. Es ist so klar als die Sonne. Müßt Ihr nicht nach Euern Landrechten gerichtet werden? Woher käme das?

Ein Bürger. Wahrlich!

Vansen. Hat der Brüsseler nicht ein ander Recht als der Antwerper, der Antwerper als der Genter?[2]) Woher käme denn das?

Anderer Bürger. Bei Gott!

Vansen. Aber wenn Ihr's so fortlaufen laßt, wird man's Euch bald anders weisen. Pfui! Was Karl der Kühne, [Friedrich der Krieger,] Karl der Fünfte nicht konnten, das thut nun Philipp durch ein Weib.

Soest. Ja, ja! Die alten Fürsten haben's auch schon probirt.

Vansen. Freilich! — Unsere Vorfahren paßten auf. [Wie sie einem Herrn gram wurden, fingen sie ihm etwa seinen Sohn und Erben weg, hielten ihn bei sich und gaben ihn nur auf die besten Bedingungen heraus.] Unsere Väter waren Leute! Die wußten, was ihnen nütz' war! Die wußten etwas zu fassen und festzusetzen. Rechte Männer! Dafür sind aber auch unsere Privilegien so deutlich, unsere Freiheiten so versichert.

Seifensieder. Was sprecht Ihr von Freiheiten?[3])

---

1) M: daran

2) M: statt Antwerper: Antwerpner, statt Genter: Gentner.

3) M: Ihr von Privilegien?

Das Volk.[1]) Von unsern Freiheiten, von unsern Privilegien! Erzählt noch was von unsern Privilegien![2])

Vansen. Wir Brabanter besonders, obgleich alle Provinzen ihre Vortheile haben, wir sind am Herrlichsten versehen. Ich habe Alles gelesen.

Soest. Sagt an! } (Zugleich.)
Jetter. Laßt hören! }

Ein Bürger. Ich bitt' Euch.

Vansen. Erstlich steht geschrieben: Der Herzog von Brabant soll uns ein guter und getreuer Herr sein.

Soest. Gut! Steht das so?

Jetter. Getreu? Ist das wahr?

Vansen. Wie ich Euch sage. Er ist uns verpflichtet wie wir ihm. Zweitens: Er soll[3]) keine Macht oder eignen Willen an uns beweisen, merken lassen oder gedenken zu gestatten, auf keinerlei Weise.

Jetter. Schön! Schön! Nicht beweisen.

Soest.[4]) Nicht merken lassen.

Ein Anderer.[5]) Und nicht gedenken zu gestatten! Das ist der Hauptpunkt. Niemandem gestatten, auf keinerlei Weise.

Vansen. Mit ausdrücklichen Worten.

Jetter. Schafft uns das Buch!

Ein Bürger. Ja, wir müssen's haben.

[Andere. Das Buch, das Buch!][6])

Ein Anderer. Wir wollen zu der Regentin gehen mit dem Buche.

Ein Anderer. Ihr sollt das Wort führen, Herr Doctor.

Seifensieder. O, die Tröpfe!

[Andere.[7]) Noch etwas aus dem Buche![8])

Seifensieder.] Ich schlage ihm die Zähne in den Hals, wenn er noch ein Wort sagt![9])

---

1) M: Jetter

2) In M folgt noch: Alle (ausser dem Zimmermeister und Seifensieder). Erzählt von unsern Privilegien!

3) M: wir ihm: er soll

4) M: Erster Bürger.

5) M: Soest.

6) In M nicht gestrichen.

7) M: Die Weiber.

8) In M nicht gestrichen.

9) M: spricht.

Einer. [Das Volk.] Wir wollen sehen, wer ihm etwas thut.

Ein Anderer. Sagt uns was von den Privilegien! [1]) Haben wir noch mehr Privilegien?

Vansen. Mancherlei, und sehr gute, sehr heilsame. Da steht auch: Der Landsherr soll den geistlichen Stand nicht verbessern oder mehren ohne Verwilligung des Adels und der Stände! Merkt das! Auch den Staat des Landes nicht verändern.

Soest. Ist das so?

Vansen. Ich will's Euch geschrieben zeigen, von zwei-, dreihundert Jahren her.

Bürger. Und wir leiden die neuen Bischöfe? Der Adel muß uns schützen, wir fangen Händel an!

Andere. Und wir lassen uns von der Inquisition ins Bockshorn jagen?

Vansen. Das ist Eure Schuld.

Alle. [Das Volk.] Wir haben noch Egmont, noch Oranien! Die sorgen für unser Bestes.

Vansen. Eure Brüder in Flandern haben das gute Werk angefangen.

Seifensieder. Du Hund! (Er schlägt ihn.)

Andere (widersetzen sich und rufen). [2]) Bist Du auch ein Spanier?

[Ein Anderer. Was? Den Ehrenmann? [3])
Ein Anderer. Den Gelahrten? [4])]

(Sie fallen den Seifensieder an.)

Zimmermeister. Ums Himmels willen, ruht!

(Andere [5]) mischen sich in den Streit.)

[Zimmermeister. Bürger, was soll das?]

(Buben pfeifen, werfen mit Steinen, hetzen Hunde an, Bürger stehn und gaffen, Volk läuft zu, Andere gehn gelassen auf und ab, Andere treiben allerlei Schalkspossen, schreien und jubiliren.)

[6]) Andere. Freiheit und Privilegien! Privilegien und Freiheit!

---

1) M: Erster Bürger.

2) M: Zweiter Bürger.

3) In M nicht gestrichen.

4) In M nicht gestrichen.

5) M: Soest und Jetter.

6) M anstatt dessen: Alle Bürger (im Handgemenge zusammen). Unsere Privilegien! Privilegien und Gewissensfreiheit!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Egmont [tritt auf] mit Begleitung.

Egmont. Ruhig, ruhig, Leute! Was giebt's? Ruhe! [1]) Bringt sie aus einander!

Zimmermeister. Gnädiger Herr, Ihr kommt wie ein Engel des Himmels. Stille! Seht Ihr nichts? Graf Egmont! Dem Grafen Egmont Reverenz!

Egmont. Auch hier? Was fangt [2]) Ihr an? Bürger gegen Bürger! Hält sogar die Nähe unsrer königlichen Regentin diesen Unsinn nicht zurück? Geht aus einander! [Geht an Euer Gewerbe! Es ist ein übles Zeichen, wenn Ihr an Werktagen feiert.] Was war's?

(Der Tumult stillt sich nach und nach, und Alle stehen um ihn herum. Einige von Egmont's Gefolge und Buyck gehen ab. Vansen läuft fort.)

Zimmermeister. Sie schlagen sich um ihre Privilegien.

Egmont. Die sie noch muthwillig zertrümmern werden — Und wer seid Ihr? Ihr scheint mir rechtliche Leute.

Zimmermeister. Das ist unser Bestreben.

Egmont. Euers Zeichens?

Zimmermeister. Zimmermann und Zunftmeister.

Egmont. Und Ihr?

Soest. Krämer. [3])

Egmont. Ihr?

Jetter. Schneider.

Egmont. Ich erinnere mich, Ihr habt mit an den Livreen für meine Leute gearbeitet. Euer Name ist Jetter.

Jetter. Gnade, daß Ihr Euch dessen erinnert.

Egmont. Ich vergesse Niemanden leicht, den ich einmal gesehen und gesprochen habe. — Was an Euch ist, Ruhe zu erhalten, Leute, das thut! Ihr seid übel genug angeschrieben. Reizt den König nicht mehr! Er hat zuletzt doch die Gewalt in Händen. Ein ordentlicher Bürger, der sich ehrlich und fleißig nährt, hat überall so viel Freiheit, als er braucht.

Zimmermeister. Ach wohl! Das ist eben unsre Noth! Die Tagdiebe, die Söffer, [4]) die Faulenzer, mit Euer Gnaden

---

1) In M folgt hier noch: (Zu seinem Gefolge.)

2) M: Egmont. Was fangt

3) In M folgt hier noch: Egmont (zum Seifensieder). Ihr? Seifensieder. Seifensieder.

4) M: Säufer

Verlaub, die stänkern aus Langerweile und scharren aus Hunger nach Privilegien und lügen den Neugierigen und Leichtgläubigen was vor, und um eine Kanne Bier bezahlt zu kriegen, fangen sie Händel an, die viel tausend Menschen unglücklich machen. Das ist ihnen eben recht. Wir halten unsre Häuser und Kasten zu gut verwahrt; da möchten sie gern uns mit Feuerbränden davontreiben.

Egmont. Allen Beistand sollt Ihr finden; es sind Maßregeln genommen, dem Uebel kräftig zu begegnen. Steht fest gegen die fremde Lehre und glaubt nicht, durch Aufruhr befestige man Privilegien! Bleibt zu Hause! Leidet nicht, daß sie sich auf den Straßen rotten! Vernünftige Leute können viel thun.

(Indessen hat sich der größte Haufe verlaufen.)

Zimmermeister. Danken Euer Excellenz, danken für die gute Meinung! Alles, was an uns liegt.

Egmont. Was giebt's?

(Einige von Egmont's Leuten treten mit Vansen auf und erregen im Hintergrunde ein Gedränge.)

Buyck. Diesen da haben wir gefangen. [1]) Er wollte sich flüchtig machen. Sie sagen, er sei der Aufhetzer und Händelstifter gewesen.

Egmont (nach dem Hintergrunde gehend). Lasst die Menge zurücktreten! Platz! Wer bist Du, Unglücklicher?

(Er spricht dort, dass er vornen nicht kann gehört werden.)

[(Egmont ab.)]

Zimmermeister. Ein gnädiger Herr! Der ächte Niederländer! Gar so nichts Spanisches.

Soest. [Jetter.] Hätten wir ihn nur zum Regenten! Man folgt ihm gerne.

[Soest. Das läßt der König wol sein. Den Platz besetzt er immer mit den Seinigen.]

Jetter. Hast Du das Kleid gesehen? Das war nach der neuesten Art, nach spanischem Schnitt.

Zimmermeister. Ein schöner Herr!

Jetter. [2]) Sein Hals wär' ein rechtes Fressen für einen Scharfrichter.

Soest. [3]) Bist Du toll? Was kommt Dir ein?

Jetter. [4]) Dumm genug, daß Einem so etwas einfällt. —

1) M: aufgefangen.

2) M: Soest.

3) M: Zimmermeister.

4) M: Soest.

Es ist mir nun so. Wenn ich einen schönen langen Hals sehe, muß ich gleich wider Willen denken: der ist gut köpfen.[1]) — Die verfluchten Executionen! Man kriegt sie nicht aus dem Sinne. Wenn die Bursche schwimmen, und ich seh' einen nackten Buckel, gleich fallen sie mir zu Dutzenden ein, die ich habe mit Ruthen streichen sehen.[2]) Begegnet mir ein rechter Wanst, mein' ich, den seh' ich schon am Pfahl braten. [Des Nachts im Traume zwickt mich's an allen Gliedern; man wird eben keine Stunde froh. Jede Lustbarkeit, jeden Spaß hab' ich bald vergessen; die fürchterlichen Gestalten sind mir wie vor die Stirne gebrannt.]

Egmont (vorwärts kommend, zu Vansen). Unsinniger! Kennst[3]) Du die geschärften Befehle des Königs, und dass ich Dich ohne Weiteres durchpeitschen und über[4]) die Grenze schaffen sollte? Aber was hilft mir Dein zerschlagener Buckel? Man mag ihn laufen lassen für diesmal, er wird sich hüten, mir zum zweiten Mal in den Weg zu kommen. (Zum Volke.) Ich seh' es wol, wir sind Euch viel zu mild, zu menschlich. Ihr seid es müde, von Euren Landsleuten beherrscht zu sein, — eine spanische Regierung wollt Ihr — und die wird Euch werden, eh Ihr's denkt.

(Alle ab.)

Ende des ersten Aufzugs.

---

1) M: gut zu köpfen.
2) M: gesehen.
3) M: Unsinniger Mensch! Weisst
4) M: durchpeitschen lassen und über

Zweiter Aufzug.

Egmont's Wohnung.

Erster Auftritt. 1)

Richard [Secretär] 2) an einem Tisch mit Papieren; er steht unruhig auf.

Richard. Er kommt immer nicht! Und ich warte schon zwei Stunden, die Feder in der Hand, die Papiere vor mir; und eben heute möcht' ich gern so zeitig fort. Es brennt mir unter den Sohlen. Ich kann vor Ungeduld kaum bleiben. „Sei auf die Stunde da," befahl er mir noch, ehe er wegging; nun kommt er nicht. Es ist so viel zu thun, ich werde vor Mitternacht nicht fertig. Freilich sieht er Einem auch einmal durch die Finger. Doch hielt' ich's besser, wenn er strenge wäre und ließe Einen auch wieder zur bestimmten Zeit. Man könnte sich einrichten. Von der Regentin ist er nun schon zwei Stunden weg; wer weiß, wen er unterwegs angefaßt hat.

Zweiter Auftritt. 3)

Egmont [tritt auf]. Richard.

Egmont. Wie sieht's aus?

Richard. Ich bin bereit, und drei Boten warten.

Egmont. Ich bin Dir wol zu lang geblieben; Du machst ein verdrießlich Gesicht.

Richard. Euerm Befehl zu gehorchen, wart' ich schon lange. Hier sind die Papiere!

Egmont. Donna Elvira wird böse auf mich werden, wenn sie hört, daß ich Dich abgehalten habe.

Richard. Ihr scherzt.

Egmont. Nein, nein. Schäme Dich nicht! Du zeigst einen

1) M: Sechster Auftritt (I. Aufz.).

2) Die Bezeichnung Richard und Secretär wechselt in den verschiedenen Ausgaben ab, ebenso Klärchen und Klare. Wir haben diese Unterschiede selbstverständlich nicht verzeichnet.

3) M: Siebenter Auftritt (I. Aufz.).

guten Geschmack. Sie ist hübsch; und es ist mir ganz recht, daß Du auf dem Schlosse eine Freundin hast. Was sagen die Briefe?

Richard. Mancherlei und wenig Erfreuliches.

Egmont. Da ist gut, daß wir die Freude zu Hause haben und sie nicht auswärtsher zu erwarten brauchen. [Ist Viel gekommen?

Richard. Genug, und drei Boten warten.

Egmont.] Sag an! Das Nöthigste!

Richard. Es ist Alles nöthig.

Egmont. Eins nach dem Andern, nur geschwind!

Richard. Hauptmann Breda schickt die Relation, was weiter in Gent und der umliegenden Gegend vorgefallen. Der Tumult hat sich meistens gelegt. —

Egmont. Er schreibt wol noch von einzelnen Ungezogenheiten und Tollkühnheiten?

Richard. Ja! Es kommt noch Manches vor.

Egmont. Verschone mich damit!

Richard. Noch Sechs sind eingezogen worden, die bei Verwich das Marienbild umgerissen haben. Er fragt an, ob er sie auch wie die Andern soll hängen lassen.

Egmont. Ich bin des Hängens müde. Man soll sie durchpeitschen, und sie mögen gehn.

Richard. Es sind zwei Weiber dabei; soll er die auch durchpeitschen?

Egmont. Die mag er verwarnen [1]) und laufen lassen.

[Richard. Brink von Breda's Compagnie will heirathen. Der Hauptmann hofft, Ihr werdet's ihm abschlagen. Es sind so viele Weiber bei dem Haufen, schreibt er, daß, wenn wir ausziehen, es keinem Soldatenmarsch, sondern einem Zigeuner-Geschleppe ähnlich sehen wird.

Egmont. Dem mag's noch hingehen! Es ist ein schöner junger Kerl; er bat mich noch gar dringend, eh ich wegging. Aber nun soll's Keinem mehr gestattet sein, so leid mir's thut, den armen Teufeln, die ohnedies geplagt genug sind, ihren besten Spaß zu versagen.

Richard. Zwei von Euern Leuten, Seter und Hart, haben einem Mädel, einer Wirthstochter, übel mitgespielt. Sie kriegten sie allein, und die Dirne konnte sich ihrer nicht erwehren.

Egmont. Wenn es ein ehrlich Mädchen ist, und sie haben Gewalt gebraucht, so soll er sie drei Tage hinter einander mit Ruthen streichen lassen, und wenn sie etwas besitzen, soll er so viel davon einziehen, daß dem Mädchen eine Ausstattung gereicht werden kann.

Richard. Einer von den fremden Lehrern ist heimlich durch Comines gegangen und entdeckt worden. Er schwört, er sei im Begriff, nach Frankreich zu gehen. Nach dem Befehl soll er enthauptet werden.

Egmont. Sie sollen ihn in der Stille an die Grenze bringen und ihm versichern, daß er das zweite Mal nicht so wegkommt.]

---

1) M: warnen.

Richard. Ein Brief von Euerm Einnehmer. Er schreibt, es komme wenig Geld ein, er könne auf die Woche die verlangte Summe schwerlich schicken; der Tumult habe in Alles die größte Confusion gebracht.

Egmont. Das Geld muß herbei! Er mag sehen, wie er es zusammenbringt.

Richard. Er sagt, er werde sein Möglichstes thun [und wolle endlich den Raymond, der Euch so lange schuldig ist, verklagen und in Verhaft nehmen lassen.

Egmont. Der hat ja versprochen zu bezahlen.

Richard. Das letzte Mal setzte er sich selbst vierzehn Tage.

Egmont. So gebe man ihm noch vierzehn Tage, und dann mag er gegen ihn verfahren!

Richard. Ihr thut wohl. Es ist nicht Unvermögen, es ist böser Wille. Er macht gewiß Ernst, wenn er sieht, Ihr spaßt nicht. — Ferner sagt der Einnehmer], er wolle den alten Soldaten, den Wittwen und einigen Andern, denen Ihr Gnadengehalte gebt, die Gebühr einen halben Monat zurückhalten; man könne indessen Rath schaffen; sie möchten sich einrichten.

Egmont. Was ist da einzurichten? Die Leute brauchen das Geld nöthiger als ich. Das soll er bleiben lassen!

Richard. Woher befehlt Ihr denn, daß er das Geld nehmen soll?

Egmont. Darauf mag er denken; es ist ihm im vorigen Briefe schon gesagt.

Richard. Deswegen thut er die Vorschläge.

Egmont. Die taugen nicht, er soll auf was Anders sinnen. Er soll Vorschläge thun, die annehmlich sind, und vor Allem soll er das Geld schaffen.[1])

Richard. Ich habe den Brief des Grafen Oliva wieder hierher gelegt. Verzeiht, daß ich Euch daran erinnere! Der alte Herr verdient vor allen Andern eine ausführliche Antwort. Ihr wolltet ihm selbst schreiben. Gewiß, er liebt Euch wie ein Vater.

Egmont. Ich komme nicht dazu. Und unter vielem Verhaßten[2]) ist mir das Schreiben das Verhaßteste. Du machst meine Hand ja so gut nach; schreib in meinem Namen! Beruhige ihn! [Ich erwarte Oranien.[3]) Ich komme nicht dazu und wünschte selbst, daß ihm auf seine Bedenklichkeiten was recht Beruhigendes geschrieben würde.]

Richard. Sagt mir [nur][4]) ungefähr Eure Meinung! Ich

---

1) M: schicken.

2) M: viel Verhasstem

3) „Ich erwarte Oranien" in M nicht gestrichen.

4) M: Sagt mir nur.

will die Antwort schon aufsetzen und sie Euch vorlegen. Geschrieben soll sie werden, daß sie vor Gericht für Eure Hand gelten kann.

Egmont. Gieb mir den Brief! (Nachdem er hineingesehen.) Guter, ehrlicher Alter! Warst Du in Deiner Jugend auch wol so bedächtig? Erstiegst Du nie einen Wall? Bliebst Du in der Schlacht, wo es die Klugheit anräth, hinten? — Der treue Sorgliche! Er will mein Leben und mein Glück, und fühlt nicht, daß Der schon todt ist, der um seiner Sicherheit willen lebt. — Schreib ihm, er möge unbesorgt sein; ich handle, wie ich soll, ich werde[1]) mich schon wahren; sein Ansehn bei Hofe soll er zu meinen Gunsten brauchen und meines vollkommnen Dankes gewiß sein.

Richard. Nichts weiter? O, er erwartet mehr.

Egmont. Was soll ich mehr sagen? Willst Du mehr Worte machen, so steht's bei Dir. Es dreht sich immer um den einen Punkt: Ich soll leben, wie ich nicht leben kann [mag].[2]) Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, rasch lebe, das ist mein Glück, und ich vertausch'[3]) es nicht gegen die Sicherheit eines Todtengewölbes. Ich habe nun zu der spanischen Lebensart nicht einen Blutstropfen in meinen Adern, nicht Lust, meine Schritte nach der neuen, bedächtigen Hof-Cadenz zu mustern. Leb' ich nur, um aufs Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sei, und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren?

Richard. Ich bitt' Euch, Herr, seid nicht so barsch [harsch] und rauh gegen den guten Mann! Ihr seid ja sonst gegen Alle freundlich. Sagt mir ein gefällig[4]) Wort, das den edeln Freund beruhige! Seht, wie sorgfältig er ist, wie leis er Euch berührt!

Egmont. Und doch berührt er immer diese Saite. Er weiß von Alters her, wie verhaßt mir diese Ermahnungen sind; sie machen nur irre, sie helfen nichts. [5])Und wenn ich ein Nachtwandler wäre und auf dem gefährlichen Gipfel eines Hauses spazierte, — ist es freundschaftlich, mich beim Namen zu rufen und mich zu warnen, zu wecken und zu tödten? Laßt Jeden seines Pfades gehn, er mag sich wahren!

Richard. Es ziemt Euch nicht, zu sorgen; aber wer Euch kennt und liebt —

---

1) M: würde

2) M: wie ich nicht leben kann, wie ich nicht leben mag.

3) M: vertauschte

4) M: gefälliges

5) „Und wenn" bis „tödten" in M gestrichen.

Egmont (in den Brief sehend). Da bringt er wieder die alten Märchen auf, was wir an einem Abend in leichtem[1]) Uebermuth der Geselligkeit und des Weins getrieben und gesprochen, und was man daraus für Folgen und Beweise durchs ganze Königreich gezogen und geschleppt habe. — Nun gut! Wir haben Schellenkappen, Narrenkutten auf unsrer Diener Aermel sticken lassen und haben diese tolle Zierde nachher in ein Bündel Pfeile verwandelt — ein noch gefährlicher Symbol für Alle, die deuten wollen, wo nichts zu deuten ist. Wir haben die[2]) und jene Thorheit in einem lustigen Augenblick empfangen und geboren, sind Schuld, daß eine ganze edle Schaar mit Bettelsäcken und mit einem[3]) selbstgewählten Unnamen dem Könige seine Pflicht mit spottender Demuth ins Gedächtniß rief, sind Schuld — was ist's nun weiter? Ist ein Fastnachtsspiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth, eine angefrischte Phantasie um unsers Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn Ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ist's wol des An- und Ausziehens werth? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war, und um zu rathen, zu verbinden, was nicht zu errathen, nicht zu verbinden ist — das Schicksal eines kommenden Tages? Schenke mir diese Betrachtungen! Wir wollen sie Schülern und Höflingen überlassen. Die mögen sinnen und aussinnen, wandeln und schleichen, gelangen, wohin sie können, erschleichen, was sie können. — [4]) Kannst Du von Allem diesem etwas brauchen, daß Deine Epistel kein Buch wird, so ist mir's recht. Dem guten Alten scheint Alles viel zu wichtig. [5]) So drückt ein Freund, der lang unsre Hand gehalten, sie stärker noch einmal, wenn er sie lassen will.

Richard. Verzeiht mir! Es wird dem Fußgänger schwindlig, der einen Mann mit rasselnder Eile daherfahren sieht.

Egmont. [Kind! Kind!] Nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht,[6]) gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig

1) M: im leichten
2) M: diese
3) M: und einem
4) „Kannst Du" bis „recht" in M gestrichen.
5) „So drückt" bis „will" in M gestrichen.
6) M: zerpeitscht

gefaßt die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!

Richard. Herr! Herr!

Egmont. Ich stehe hoch und kann und muß noch höher steigen; ich fühle in mir Hoffnung, Muth und Kraft. Noch hab' ich meines Wachsthums Gipfel nicht erreicht; und steh' ich droben einst, so will ich fest, nicht ängstlich stehn. Soll ich fallen, so mag ein Donnerschlag, ein Sturmwind, ja ein selbst verfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe stürzen; da lieg' ich mit viel Tausenden. Ich habe nie verschmäht, mit meinen guten Kriegsgesellen um kleinen Gewinnst das blutige Loos zu werfen, und sollt' ich knickern, wenn's um den ganzen freien Werth des Lebens geht?

Richard. O Herr! Ihr wißt nicht, was für Worte Ihr sprecht! Gott erhalt' Euch!

Egmont. Nimm Deine Papiere zusammen! Oranien kommt. Fertige aus, was am Nöthigsten ist [, daß die Boten fortkommen,[1]) eh die Thore geschlossen werden. Das Andere hat Zeit]. Den Brief an den Grafen laß bis morgen! Versäume nicht, Elviren zu besuchen, und grüße sie von mir! — Horche, wie sich die Regentin befindet! Sie soll nicht wohl sein, ob sie's gleich verbirgt. Bei meiner Klara findest Du mich, wenn etwas vorfällt.

(Richard ab.)

Dritter Auftritt.[2])

Egmont. Prinz von Oranien [kommt].

Egmont. Willkommen, Oranien! Ihr scheint mir nicht ganz frei.

Oranien. Was sagt Ihr zu unsrer Unterhaltung mit der Regentin?

Egmont. Ich fand in ihrer Art, uns aufzunehmen, nichts Außerordentliches. Ich habe sie schon öfter so gesehen. Sie schien mir nicht ganz wohl.

Oranien. Merktet Ihr nicht, daß sie zurückhaltender war? Erst wollte sie unser Betragen bei dem neuen Aufruhr des Pöbels gelassen billigen; nachher merkte sie an, was sich doch auch für ein falsches Licht darauf werfen lasse, wich dann mit dem Gespräche zu ihrem alten gewöhnlichen Discurs, daß man ihre liebevolle,

---

1) „daß die Boten fortkommen" ist in M nicht gestrichen.

2) M: Achter Auftritt (I. Aufz.).

gute Art, ihre Freundschaft zu uns Niederländern nie genug erkannt, zu leicht behandelt habe, [daß nichts einen erwünschten Ausgang nehmen wolle,] daß sie am Ende wol müde werden, der König sich zu andern Maßregeln entschließen müsse. Habt Ihr das gehört?

Egmont. Nicht Alles; ich dachte unterdessen an was Anders. Sie ist ein Weib, guter Oranien, und die möchten immer gern, daß sich Alles unter ihr sanftes Joch gelassen schmiegte, daß jeder Hercules die Löwenhaut ablegte und ihren Kunkelhof vermehrte [, daß, weil sie friedlich gesinnt sind, die Gährung, die ein Volk ergreift, der Sturm, den mächtige Nebenbuhler gegen einander erregen, sich durch ein freundlich Wort beilegen ließe, und die widrigsten Elemente sich zu ihren Füßen in sanfter Eintracht vereinigten]. Das ist ihr Fall; und da sie es dahin nicht bringen kann, so hat sie keinen Weg, als launisch zu werden, sich über Undankbarkeit, Unweisheit zu beklagen, mit schrecklichen Aussichten in die Zukunft zu drohen, und zu drohen, daß sie fortgehen will.

[Oranien. Glaubt Ihr dasmal nicht, daß sie ihre Drohung erfüllt?

Egmont. Nimmermehr! Wie oft habe ich sie schon reisefertig gesehn! Wo will sie denn hin? Hier Statthalterin, Königin; glaubst Du, daß sie es unterhalten wird, am Hofe ihres Bruders unbedeutende Tage abzuhaspeln oder nach Italien zu gehen und sich in alten Familienverhältnissen herumzuschleppen?]

Oranien. Man hält sie dieser Entschließung nicht fähig, weil Ihr sie habt zaudern, weil Ihr sie habt zurücktreten sehen; dennoch liegt's wol in ihr; neue Umstände treiben sie zu dem lang verzögerten Entschluß. Wenn sie ginge, und der König schickte einen Andern?

Egmont. Nun, Der würde kommen und würde eben[1]) auch zu thun finden. Mit großen Planen, Projecten und Gedanken würde er kommen, wie er Alles zurechtrücken, unterwerfen und zusammenhalten wolle, und würde heut mit dieser Kleinigkeit, morgen mit einer andern zu thun haben, übermorgen jenes [jene] Hinderniß[2]) finden, einen Monat mit Entwürfen, einen andern mit Verdruß über fehlgeschlagene Unternehmen, ein halb Jahr in Sorgen über eine einzige Provinz zubringen. Auch wird ihm [ihm wird][3]) die Zeit vergehen, der Kopf schwindeln und die Dinge wie zuvor ihren Gang halten, daß er, statt weite Meere nach einer vorgezogenen Linie zu durchsegeln, Gott danken mag, wenn er sein Schiff in diesem Sturme vom Felsen hält.

Oranien. Wenn man nun aber dem König zu einem Versuch riethe?

---

1) M: und eben

2) M: jene Hindernisse

3) M: ihm wird

Egmont. Der wäre?

Oranien. Zu sehen, was der Rumpf ohne Haupt anfinge.

Egmont. Wie?

Oranien. Egmont, ich trage viele Jahre her alle unsre Verhältnisse am Herzen, ich stehe immer wie über einem Schachspiele und halte keinen Zug des Gegners für unbedeutend; und wie müssige Menschen mit der größten Sorgfalt sich um die Geheimnisse der Natur bekümmern, so halt' ich es für Pflicht, für Beruf eines Fürsten, [die Gesinnungen,] die Rathschläge aller Parteien zu kennen. Ich habe Ursach, einen Ausbruch zu befürchten. Der König hat lange nach gewissen Grundsätzen gehandelt; er sieht, daß er damit nicht auskommt; was ist wahrscheinlicher, als daß er es auf einem andern Wege versucht?

Egmont. Ich glaub's nicht. Wenn man alt wird und hat so viel versucht, und es will in der Welt nie zur Ordnung kommen, muß man es endlich wol genug haben.

Oranien. Eins hat er noch nicht versucht.

Egmont. Nun?

Oranien. Das Volk zu schonen und die Fürsten zu verderben.

Egmont. Wie Viele haben das schon lange gefürchtet! Es ist keine Sorge.

Oranien. Sonst war's Sorge, nach und nach ist mir's Vermuthung, zuletzt Gewißheit geworden.

Egmont. Und hat der König treuere Diener als uns?

Oranien. Wir dienen ihm auf unsere Art, und unter einander können wir gestehen, daß wir des Königs Rechte und die unsrigen wohl abzuwägen wissen.

Egmont. Wer thut's nicht? Wir sind ihm unterthan und gewärtig in dem, was ihm zukommt.

Oranien. Wenn er sich nun aber mehr zuschriebe und Treulosigkeit nennte, was wir heißen, auf unsre Rechte halten?

Egmont. Wir werden uns vertheidigen können. Er rufe die Ritter des Vließes zusammen! Wir wollen uns richten lassen.

Oranien. Und was wäre ein Urtheil vor der Untersuchung, eine Strafe vor dem Urtheil?

Egmont. Eine Ungerechtigkeit, der sich Philipp nie schuldig machen wird, und eine Thorheit, die ich ihm und seinen Räthen nicht zutraue.

Oranien. Und wenn sie nun ungerecht und thöricht wären?

Egmont. Nein, Oranien, es ist nicht möglich. Wer sollte

wagen, Hand an uns zu legen? — Uns gefangen zu nehmen, wär' ein verlornes und fruchtloses Unternehmen. Nein, sie wagen nicht, das Panier der Tyrannei so hoch aufzustecken.[1]) Der Windhauch, der diese Nachricht übers Land brächte, würde ein ungeheures Feuer zusammentreiben. Und wo hinaus wollten sie? Richten und verdammen kann nicht der König allein; und wollten sie meuchelmörderisch an unser Leben? — Sie können nicht wollen. Ein schrecklicher Bund würde in einem Augenblick das Volk vereinigen. Haß und ewige Trennung vom spanischen Namen würde sich gewaltsam erklären.

Oranien. Die Flamme wüthete dann über unserm Grabe, und das Blut unsrer Feinde flösse zum leeren Sühnopfer. [Laß uns denken, Egmont!

Egmont. Wie sollten sie aber?

Oranien. Alba ist unterwegs.

Egmont. Ich glaub's nicht.

Oranien. Ich weiß es.

Egmont. Die Regentin wollte nichts wissen.

Oranien. Um desto mehr bin ich überzeugt. Die Regentin wird ihm Platz machen. Seinen Mordsinn kenn' ich, und ein Heer bringt er mit.]

Vierter Auftritt.[2])

Richard (dringend und erschrocken). Vorige.

Egmont. Du siehst ja ganz verstört aus, Richard — was bringst Du?

Richard. Die Regentin ruft Euch — Euch auch, Prinz von Oranien. Es ist dringend — der ganze Staatsrath wird versammelt. — Macht Euch gefasst, eine sehr schlimme Zeitung zu vernehmen.

Oranien. Ich lese sie in Deinem entfärbten Gesichte — Herzog von Alba ist unterwegs.

Richard. Er steht schon an den Grenzen von Brabant, von zehn spanischen Regimentern begleitet.

(Egmont und Oranien sehen einander betroffen an.)

Richard (nach einer Pause). So eben brachte ein Eilbote der Statthalterin die Nachricht. — Es sind auch Briefe vom König angekommen, die sie sehr beunruhigen. Ich erfuhr es auf dem Schloss von Donna Elvira und sprengte sogleich hierher, Euch vorzubereiten. — Die Bestürzung ist allgemein; Alles

1) M: so hoch zu stecken.

2) M: Neunter Auftritt (I. Aufz.).

zittert vor dem Mordsinn des Herzogs, und man fürchtet, dass die Regentin ihm Platz machen werde.

Egmont. Lass uns allein, Richard.

(Richard ab.)

Fünfter Auftritt.[1])

Egmont. Oranien.

Egmont (nach einer Pause). Euer Geist hat Euch diesmal gut geweissagt, Oranien — aber ich hoffe, Ihr sollt Euch dennoch geirrt haben.

Oranien. Wie, Egmont? Was erwartet Ihr noch? Würde der König einen Alba gewählt haben, um den Weg der Güte zu versuchen? Würde er den feierlichsten Verträgen zuwider Spanier in die Niederlande führen, wenn er ihre Freiheit nicht zu Boden treten will?

Egmont (auf und ab gehend, in grosser Bewegung). Aufs Neue die Provinzen zu belästigen? Das Volk wird höchst schwierig werden.

Oranien. Man wird sich der Häupter versichern.

Egmont. Nein! Nein!

Oranien. Laß uns gehen, Jeder in seine Provinz! Dort wollen wir uns verstärken; mit offner Gewalt fängt er nicht an.

Egmont. Müssen wir ihn nicht begrüßen, wenn er kommt?

Oranien. Wir zögern.

Egmont. Und wenn er uns im Namen des Königs bei seiner Ankunft fordert?

Oranien. Suchen wir Ausflüchte.

Egmont. Und wenn er dringt?

Oranien. Entschuldigen wir uns.

Egmont. Und wenn er drauf besteht?

Oranien. Kommen wir um so weniger.

Egmont. Und der Krieg ist erklärt, und wir sind die Rebellen. Oranien, laß Dich nicht durch Klugheit verführen! Ich weiß, daß Furcht Dich nicht weichen macht. Bedenke den Schritt!

Oranien. Ich hab' ihn bedacht.

Egmont. Bedenke, wenn Du Dich irrst, woran Du Schuld bist — an dem verderblichsten Kriege, der je ein Land verwüstet hat. Dein Weigern ist das Signal, das die Provinzen mit einem

---

1) M: Zehnter Auftritt (I. Aufz.).

Male zu den Waffen ruft, das jede Grausamkeit rechtfertigt, wozu Spanien von je her nur gern den Vorwand gehascht hat. Was wir lange mühselig gestillt haben, wirst Du mit einem Winke zur schrecklichsten Verwirrung aufhetzen. Denk an die Städte, die Edeln, das Volk, an die Handlung, den Feldbau, die Gewerbe! Und denke die Verwüstung, den Mord! — Ruhig sieht der Soldat wol im Felde seinen Kameraden neben sich hinfallen;[1]) aber den Fluß herunter werden Dir die Leichen der Bürger, der Kinder, der Jungfrauen entgegenschwimmen, daß Du mit Entsetzen dastehst und nicht mehr weißt, wessen Sache Du vertheidigst, da Die zu Grunde gehen, für deren Freiheit Du die Waffen ergreifst. Und wie wird Dir's sein, wenn Du Dir still sagen mußt: Für meine Sicherheit ergriff ich sie!

Oranien. Wir sind nicht einzelne Menschen, Egmont. Ziemt es sich, uns für Tausende hinzugeben, so ziemt es sich auch, uns für Tausende zu schonen.

Egmont. Wer sich schont, muß sich selbst verdächtig werden.

Oranien. Wer sich kennt, kann sicher vor- und rückwärts gehen.

Egmont. Das Uebel, das Du fürchtest, wird gewiß durch Deine That.

Oranien. Es ist klug und kühn, dem unvermeidlichen Uebel entgegenzugehen.

[Egmont. Bei so großer Gefahr kommt die leichteste Hoffnung in Anschlag.

Oranien.] Wir haben nicht für den leisesten Fußtritt Platz mehr; der Abgrund liegt hart vor uns.

Egmont. Ist des Königs Gunst ein so schmaler Grund?

Oranien. So schmal nicht, aber schlüpfrig.

Egmont. Bei Gott, man thut ihm Unrecht. Ich mag nicht leiden, daß man unwürdig von ihm denkt. Er ist Karl's Sohn und keiner Niedrigkeit fähig.

[Oranien. Die Könige thun nichts Niedriges.

Egmont.] Man sollte ihn kennen lernen.

Oranien. Eben diese Kenntniß räth uns, eine gefährliche Probe nicht abzuwarten.

Egmont. Keine Probe ist gefährlich, zu der man Muth hat.

Oranien. Du wirst aufgebracht, Egmont.

Egmont. Ich muß mit meinen Augen sehen.

Oranien. O, sähst Du diesmal nur mit den meinigen! Freund, weil Du sie offen hast, glaubst Du, Du siehst. Ich gehe!

---

1) M: niederfallen

Warte Du Alba's Ankunft ab, und Gott sei bei Dir! Vielleicht rettet Dich mein Weigern. Vielleicht, daß der Drache nichts zu fangen glaubt, wenn er uns nicht Beide auf einmal verschlingt. Vielleicht zögert er, um seinen Anschlag sicherer auszuführen, und vielleicht siehest Du indeß die Sache in ihrer wahren Gestalt. Aber dann schnell, schnell! Rette, rette Dich! — Leb wohl! — Laß Deiner Aufmerksamkeit nichts entgehen — wie viel Mannschaft er mitbringt, wie er die Stadt besetzt, [was für Macht die Regentin behält,] wie Deine Freunde gefaßt sind. Gieb mir Nachricht — — — Egmont —

Egmont. Was willst Du?

Oranien (ihn bei der Hand fassend). Laß Dich überreden! Geh mit!

Egmont. Wie? Thränen, Oranien?

Oranien. Einen Verlornen zu beweinen, ist auch männlich.

Egmont. Du wähnst mich verloren?

Oranien. Du bist's. Bedenke! Dir bleibt nur eine kurze Frist. Leb wohl! (Ab.)

Egmont (allein). Daß andrer Menschen Gedanken solchen Einfluß bei [auf][1]) uns haben! Mir wär' es nie eingekommen, und dieser Mann trägt seine Sorglichkeit in mich herüber. — Weg! — Das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirne die sinnenden Runzeln wegzubaden, giebt es ja wol noch ein freundlich Mittel.

Ende des zweiten[2]) Aufzuges.

---

1) M: auf
2) M: ersten

Dritter Aufzug.[1])

[Palast der Regentin.

Margarete von Parma.

Regentin. Ich hätte mir's vermuthen sollen. Ha! Wenn man in Mühe und Arbeit vor sich hinlebt, denkt man immer, man thue das Möglichste, und der von Weitem zusieht und befiehlt, glaubt, er verlange nur das Mögliche. — O die Könige! — Ich hätte nicht geglaubt, daß es mich so verdrießen könnte. Es ist so schön, zu herrschen! — Und abzudanken? — Ich weiß nicht, wie mein Vater es konnte, aber ich will es auch.

Machiavell erscheint im Grunde.

Regentin. Tretet näher, Machiavell! Ich denke hier über den Brief meines Bruders.

Machiavell. Ich darf wissen, was er enthält?

Regentin. So viel zärtliche Aufmerksamkeit für mich als Sorgfalt für seine Staaten. Er rühmt die Standhaftigkeit, den Fleiß und die Treue, womit ich bisher für die Rechte seiner Majestät in diesen Landen gewacht habe. Er bedauert mich, daß mir das unbändige Volk so viel zu schaffen mache. Er ist von der Tiefe meiner Einsichten so vollkommen überzeugt, mit der Klugheit meines Betragens so außerordentlich zufrieden, daß ich fast sagen muß, der Brief ist für einen König zu schön geschrieben, für einen Bruder gewiß.

Machiavell. Es ist nicht das erste Mal, daß er Euch seine gerechte Zufriedenheit bezeigt.

Regentin. Aber das erste Mal, daß es rednerische Figur ist.

Machiavell. Ich versteh' Euch nicht.

Regentin. Ihr werdet. — Denn er meint nach diesem Eingange, ohne Mannschaft, ohne eine kleine Armee werde ich immer hier eine üble Figur spielen. Wir hätten, sagt er, unrecht gethan, auf die Klagen der Einwohner unsre Soldaten aus den Provinzen zu ziehen. Eine Besatzung, meint er, die dem Bürger auf dem Nacken lastet, verbiete ihm durch ihre Schwere, große Sprünge zu machen.

Machiavell. Es würde die Gemüther äußerst aufbringen.

Regentin. Der König meint aber, — hörst Du? — er meint, daß ein tüchtiger General, so einer, der gar keine Raison annimmt, gar bald mit Volk und Adel, Bürgern und Bauern fertig werden könne — und schickt deswegen mit einem starken Heere — den Herzog von Alba.

Machiavell. Alba?

Regentin. Du wunderst Dich?

Machiavell. Ihr sagt: er schickt. Er fragt wol, ob er schicken soll?

Regentin. Der König fragt nicht, er schickt.

Machiavell. So werdet Ihr einen erfahrnen Krieger in Euren Diensten haben.

Regentin. In meinen Diensten? Rede gerad heraus, Machiavell!

Machiavell. Ich möcht' Euch nicht vorgreifen.

---

1) M: Zweiter Aufzug.

Regentin. Und ich möchte mich verstellen. Es ist mir empfindlich, sehr empfindlich. Ich wollte lieber, mein Bruder sagte, wie er's denkt, als daß er förmliche Episteln unterschreibt, die ein Staatssecretär aufsetzt.

Machiavell. Sollte man nicht einsehen —?

Regentin. Und ich kenne sie inwendig und auswendig. Sie möchten's gern gesäubert und gekehrt haben; und weil sie selbst nicht zugreifen, so findet ein Jeder Vertrauen, der mit dem Besen in der Hand kommt. O, mir ist's, als wenn ich den König und sein Conseil auf dieser Tapete gewirkt sähe.

Machiavell. So lebhaft?

Regentin. Es fehlt kein Zug. Es sind gute Menschen drunter. Der ehrliche Rodrich, der so erfahren und mäßig ist, nicht zu hoch will und doch nichts fallen läßt, der gerade Alonzo, der fleißige Freneda, der feste Las Vargas und noch Einige, die mitgehen, wenn die gute Partei mächtig wird. Da sitzt aber der hohläugige Toledaner mit der ehrnen Stirne und dem tiefen Feuerblick, murmelt zwischen den Zähnen von Weibergüte, unzeitigem Nachgeben, und daß Frauen wol von zugerittenen Pferden sich tragen lassen, selbst aber schlechte Stallmeister sind, und solche Späße, die ich ehemals von den politischen Herren habe mit durchhören müssen.

Machiavell. Ihr habt zu dem Gemälde einen guten Farbentopf gewählt.

Regentin. Gesteht nur, Machiavell: In meiner ganzen Schattirung, aus der ich allenfalls malen könnte, ist kein Ton so gelbbraun, gallenschwarz wie Alba's Gesichtsfarbe und als die Farbe, aus der er malt. Jeder ist bei ihm gleich ein Gotteslästerer, ein Majestätsschänder; denn aus diesem Capitel kann man sie Alle sogleich rädern, pfählen, viertheilen und verbrennen. — Das Gute, was ich hier gethan habe, sieht gewiß in der Ferne wie nichts aus, eben weil's gut ist. — Da hängt er sich an jeden Muthwillen, der vorbei ist, erinnert an jede Unruhe, die gestillt ist, und es wird dem Könige vor den Augen so voll Meuterei, Aufruhr und Tollkühnheit, daß er sich vorstellt, sie fräßen sich hier einander auf, wenn eine flüchtig vorübergehende Ungezogenheit eines rohen Volks bei uns lange vergessen ist. Da faßt er einen recht herzlichen Haß auf die armen Leute; sie kommen ihm abscheulich, ja wie Thiere und Ungeheuer vor; er sieht sich nach Feuer und Schwert um und wähnt, so bändige man Menschen.

Machiavell. Ihr scheint mir zu heftig, Ihr nehmt die Sache zu hoch. Bleibt Ihr nicht Regentin?

Regentin. Das kenn' ich. Er wird eine Instruction bringen. — Ich bin in Staatsgeschäften alt genug geworden, um zu wissen, wie man Einen verdrängt, ohne ihm seine Bestallung zu nehmen. — Erst wird er eine Instruction bringen, die wird unbestimmt und schief sein; er wird um sich greifen, denn er hat die Gewalt; und wenn ich mich beklage, wird er eine geheime Instruction vorschützen; wenn ich sie sehen will, wird er mich herumziehen; wenn ich drauf bestehe, wird er mir ein Papier zeigen, das ganz was Anders enthält, und wenn ich mich da nicht beruhige, gar nicht mehr thun, als wenn ich redete. — Indeß wird er, was ich fürchte, gethan, und was ich wünsche, weit abwärts gelenkt haben.

Machiavell. Ich wollt', ich könnt' Euch widersprechen.

Regentin. Was ich mit unsäglicher Geduld beruhigte, wird er durch Härte und Grausamkeiten wieder aufhetzen; ich werde vor meinen Augen mein Werk verloren sehen und überdies noch seine Schuld zu tragen haben.

Machiavell. Erwarten's Eure Hoheit!

Regentin. So viel Gewalt hab' ich über mich, um stille zu sein. Laß ihn kommen! Ich werde ihm mit der besten Art Platz machen, eh er mich verdrängt.

Machiavell. So rasch diesen wichtigen Schritt?

Regentin. Schwerer, als Du denkst. Wer zu herrschen gewohnt ist, wer's hergebracht hat, daß jeden Tag das Schicksal von Tausenden in seiner Hand liegt, steigt vom Throne wie ins Grab. Aber besser so, als einem Gespenste gleich unter den Lebenden bleiben und mit hohlem Ansehn einen Platz behaupten wollen, den ihm ein Anderer abgeerbt hat und nun besitzt und genießt.]

Bemerkung des Herausgebers. Die hier noch folgenden Scenen des Goethe'schen III. Aufzuges sind in Schiller's Bearbeitung an eine spätere Stelle des gegenwärtigen Aufzuges (als 7ter, 8ter u. 9ter Auftritt) gekommen, wo dieselben S. 465—473 vollständig abgedruckt und mit den Nummern

4^a 4^b 5 und 6

bezeichnet sind. Ihnen vorangestellt sind als:

Auftr. 1—3. die ersten Scenen (Auf der Straße) aus Goethe's IV. Aufzug,

Auftr. 4. ein Theil (1^a S. 461) der einen Scene aus Goethe's I. Aufzug (der Rest dieser Scene ist dem 7. Auftritt zugefügt),

Auftr. 5. der neue Auftritt: Brackenburg. Klärchen,

Auftr. 6. die S. 463—465 mit 3 bezeichnete Scene aus Goethe's I. Aufzug.

Der 7. Auftritt ist eine Verschmelzung der ersten von den oben erwähnten Schluß-Scenen (S. 465 u. 466 Nr. 4^a, u. S. 468 u. 469 Nr. 4^b) des Goethe'schen III. Aufzuges mit dem Schluß der theilweise zu Auftritt IV. (s. vorstehend) verwendeten Scene aus Goethe's I. Aufzug (1^b S. 466—468).

[Vierter Aufzug.]

Straße.

Erster Auftritt.

Jetter. Zimmermeister.

Jetter. He! Pst! He, Nachbar, ein Wort!

Zimmermeister. Geh Deines Pfads und sei ruhig!

Jetter. Nur ein Wort. Nichts Neues?

Zimmermeister. Nichts, als daß uns von Neuem zu reden verboten ist.

Jetter. Wie?

Zimmermeister. Tretet hier ans Haus an! Hütet Euch! Der Herzog von Alba hat gleich bei seiner Ankunft einen Befehl

ausgehen lassen, dadurch Zwei oder Drei, die auf der Straße zusammen sprechen, des Hochverraths ohne Untersuchung schuldig erklärt sind.

Jetter. O weh!

Zimmermeister. Bei ewiger Gefangenschaft ist verboten, von Staatssachen zu reden.

Jetter. O unsre gute alte Verfassung [Freiheit]!

Zimmermeister. Und bei Todesstrafe soll Niemand die Handlungen der Regierung mißbilligen.

Jetter. O unsre Köpfe!

Zimmermeister. Und mit großem [1]) Versprechen werden Väter, Mütter, Kinder, Verwandte, Freunde, Dienstboten eingeladen, was in dem Innersten des Hauses vorgeht, bei dem besonders niedergesetzten Gerichte zu offenbaren.

Jetter. Gehn wir nach Hause!

Zimmermeister. Und den Folgsamen ist versprochen, daß sie weder an Leibe, noch Ehre, noch Vermögen einige Kränkung erdulden sollen.

Jetter. Wie gnädig! War mir's doch gleich weh, wie der Herzog in die Stadt kam. Seit der Zeit ist mir's, als wäre der Himmel mit einem schwarzen Flor überzogen und hinge so tief herunter, daß man sich bücken müsse, um nicht dran zu stoßen.

Zimmermeister. Und wie haben Dir seine Soldaten gefallen? Gelt! Das ist eine andre Art von Krebsen, als wir sie sonst gewohnt waren.

Jetter. Pfui! Es schnürt Einem das Herz ein, wenn man so einen Haufen die Gassen hinab marschiren sieht. Kerzengerad', mit unverwandtem Blick, ein Tritt, so viel ihrer sind. Und wenn sie auf der Schildwache stehen, und Du gehst an Einem vorbei, ist's, als wenn er Dich durch und durch sehen wollte, und sieht so steif und mürrisch aus, daß Du auf allen Ecken einen Zuchtmeister zu sehen glaubst. Sie thun mir gar nicht wohl. Unsre Miliz war doch noch ein lustig Volk; sie nahmen sich was heraus, standen mit ausgegrätschten Beinen da, hatten den Hut überm Ohr, lebten und ließen leben; diese Kerle aber sind wie Maschinen, in denen ein Teufel sitzt.

Zimmermeister. Wenn so Einer ruft: „Halt!" und anschlägt, meinst Du, man hielte?

Jetter. Ich wäre gleich des Todes.

Zimmermeister. Gehn wir nach Hause!

Jetter. Es wird nicht gut. Adieu!

1) M: grossen

Zweiter Auftritt.

Soest [tritt dazu]. Vorige.

Soest. Freunde! Genossen!

Zimmermeister. Still! Laßt uns gehen!

Soest. Wißt Ihr?

Jetter. Nur zu viel!

Soest. Die Regentin ist weg.

Jetter. Nun gnad' uns Gott!

Zimmermeister. Die hielt uns noch.

Soest. Auf einmal und in der Stille. Sie konnte sich mit dem Herzog nicht vertragen; sie ließ dem Adel melden, sie komme wieder. Niemand glaubt's.

Zimmermeister. Gott verzeih's dem Adel, daß er uns diese neue Geißel über den Hals gelassen hat. Sie hätten es abwenden können. Unsre Privilegien sind hin.

Jetter. Um Gottes willen nichts von Privilegien! Ich wittre den Geruch von einem Executionsmorgen; die Sonne will nicht hervor, die Nebel stinken.

Soest. Oranien ist auch weg.

Zimmermeister. So sind wir denn ganz verlassen!

Soest. Graf Egmont ist noch da.

Jetter. Gott sei Dank! Stärken ihn alle Heiligen, daß er sein Bestes thut! Der ist allein was vermögend.

Dritter Auftritt.

Vansen [tritt auf]. Vorige.

Vansen. Find' ich endlich ein Paar, die noch nicht untergekrochen sind?

Jetter. Thut uns den Gefallen und geht fürbaß!

Vansen. Ihr seid nicht höflich.

Zimmermeister. Es ist gar keine Zeit zu Complimenten. Juckt Euch der Buckel wieder? [Seid Ihr schon durchgeheilt?]

Vansen. Fragt einen Soldaten nach seinen Wunden! Wenn ich auf Schläge was gegeben hätte, wäre sein' Tage nichts aus mir geworden.

Jetter. Es kann ernstlicher werden.

Vansen. Ihr spürt von dem Gewitter, das aufsteigt, eine erbärmliche Mattigkeit in den Gliedern, scheint's.

Zimmermeister. Deine Glieder werden sich bald wo anders eine Motion machen, wenn Du nicht ruhst.

Vansen. Armselige Mäuse, die gleich verzweifeln, wenn der Hausherr eine neue Katze anschafft! Nur ein Bißchen anders; aber wir treiben unser Wesen vor wie nach; seid nur ruhig!

Zimmermeister. Du bist ein verwegner Taugenichts.

Vansen. Gevatter Tropf! Laß Du den Herzog nur gewähren! Der alte Kater sieht aus, als wenn er Teufel statt Mäuse gefressen hätte und könnte sie nun nicht verdauen. Laßt ihn nur erst! Er muß auch essen, trinken, schlafen wie andere Menschen. Es ist mir nicht bange, wenn wir unsere Zeit recht nehmen. Im Anfange geht's rasch; nachher wird er auch finden, daß in der Speisekammer unter den Speckseiten besser leben ist und des Nachts zu ruhen, als auf dem Fruchtboden einzelne Mäuschen zu erlisten. Geht nur, ich kenne die Statthalter.

Zimmermeister. Was so einem Menschen Alles durchgeht! Wenn ich in meinem Leben so etwas gesagt hätte, hielt' ich mich keine Minute für sicher.

Vansen. Seid nur ruhig! Gott im Himmel erfährt nichts von Euch Würmern, geschweige der Regent.

Jetter. Lästermaul!

Vansen. Ich weiß Andere, denen es besser wäre, sie hätten statt ihres Heldenmuths eine Schneiderader im Leibe.

Zimmermeister. Was wollt Ihr damit sagen?

Vansen. Hm, den Grafen mein' ich.

Jetter. Egmont! Was soll Der fürchten?

Vansen. Ich bin ein armer Teufel und könnte ein ganzes Jahr leben von Dem, was er in einem Abende verliert. Und doch könnt' er mir sein Einkommen eines ganzen Jahres geben, wenn er meinen Kopf auf eine Viertelstunde hätte.

Jetter.[1]) Du denkst Dich was Rechts. Egmont's Haare sind gescheiter als Dein Hirn.

Vansen. Red't Ihr! Aber nicht feiner. Die Herren betrügen sich am Ersten. Er sollte nicht trauen.

Jetter. Was er schwätzt! So ein Herr!

Vansen. Eben weil er kein Schneider ist.

Jetter. Ungewaschen Maul!

Vansen. Dem wollt' ich Eure Courage nur eine Stunde in die Glieder wünschen, daß sie ihm da Unruh machte und ihn so lange neckte und juckte, bis er[2]) aus der Stadt müßte.

---

1) M: Zimmermeister.

2) M: neckte, bis er

Jetter. Ihr redet recht unverständig; er ist so sicher wie der Stern am Himmel.

Vansen. Hast Du nie einen sich schneuzen gesehn? Weg war er!

Zimmermeister. Wer will ihm denn was thun?

Vansen. Wer will? Willst Du's etwa hindern? Willst Du einen Aufruhr erregen,[1]) wenn sie ihn gefangen nehmen?

Jetter. Ah!

Vansen. Wollt Ihr Eure Rippen für ihn wagen?

Soest.[2]) Eh!

Vansen (sie nachäffend). Ih! Oh! Uh! Verwundert Euch durchs ganze Alphabet! So ist's und bleibt's! Gott bewahre ihn!

Jetter.[3]) Ich erschrecke über Eure Unverschämtheit. So ein edler, rechtschaffener Mann[4]) sollte was zu befürchten haben?

Vansen. Der Schelm sitzt überall im Vortheil. Auf dem Armensünderstühlchen hat er den Richter zum Narren; auf dem Richterstuhl macht er den Inquisiten mit Lust zum Verbrecher. Ich habe so ein Protokoll abzuschreiben gehabt, wo der Commissarius schwer Lob und Geld vom Hofe erhielt, weil er einen ehrlichen Teufel, an den man wollte, zum Schelmen verhört hatte.

Zimmermeister. Das ist wieder frisch gelogen. Was wollen sie denn heraus verhören, wenn Einer unschuldig ist?

Vansen. O Spatzenkopf! Wo nichts heraus zu verhören ist, da verhört man hinein. Ehrlichkeit macht unbesonnen, auch wol trotzig. Da fragt man erst [recht] sachte weg, und der Gefangne ist stolz auf seine Unschuld, wie sie's heißen, und sagt Alles geradezu, was ein Verständiger verbärge. Dann macht der Inquisitor aus den Antworten wieder Fragen und paßt ja auf, wo irgend ein Widersprüchelchen erscheinen will, da knüpft er seinen Strick an; und läßt sich der dumme Teufel betreten, daß er hier etwas zu viel, dort etwas zu wenig gesagt, [oder wol gar aus Gott weiß was für einer Grille einen Umstand verschwiegen hat, auch wol irgend an einem Ende sich hat schrecken lassen,][5]) dann sind wir auf dem rechten Weg! Und ich versichre Euch, mit mehr Sorgfalt suchen

---

1) M: wagen

2) M: Soest und Zimmermeister (zugleich).

3) M: Zimmermeister.

4) M: Herr

5) „oder wol" bis „lassen" in M nicht gestrichen.

die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht, als so ein Schelmenfabrikant aus kleinen, schiefen, verschobenen, verrückten, verdrückten, geschlossenen, bekannten, geleugneten Anzeigen und Umständen sich endlich einen strohlumpenen Vogelscheu zusammenkünstelt, um wenigstens seinen Inquisiten in effigie hängen zu können. Und Gott mag der arme Teufel danken, wenn er sich noch kann hängen sehen.

Jetter. Der hat eine geläufige Zunge.

Zimmermeister. Mit Fliegen mag das angehen. Die Wespen lachen Eures Gespinnstes.

Vansen. Nach dem die Spinnen sind. Seht, der lange Herzog hat Euch so ein rein Ansehn von einer Kreuzspinne, nicht einer dickbäuchigen, die sind weniger schlimm, aber so einer langfüßigen, schmalleibigen, die vom Fraße nicht feist wird und recht dünne Fäden zieht, aber desto zähere.

Jetter.[1]) Egmont ist Ritter des goldnen Vließes; wer darf Hand an ihn legen? Nur von Seinesgleichen kann er gerichtet werden, nur vom gesammten Orden. Dein loses Maul, Dein böses Gewissen verführen Dich zu solchem Geschwätz.

Vansen. Will ich ihm darum übel? Mir kann's recht sein. Es ist ein trefflicher Herr. Ein Paar meiner guten Freunde, die anderwärts schon wären gehangen worden, hat er mit einem Buckel voll Schläge verabschiedet. Nun geht! Geht! Ich rath' es Euch selbst. Dort seh' ich wieder eine Runde antreten; die sehen nicht aus, als wenn sie so bald Brüderschaft mit uns trinken würden. Wir wollen's abwarten und nur sachte zusehen. Ich hab' ein paar Nichten und einen Gevatter Schenkwirth; wenn sie von denen gekostet haben und werden dann nicht zahm, so sind sie ausgepichte Wölfe.

(Alle schleichen sich auf verschiedenen Seiten weg, hierauf stumme Scene der Soldaten nach Anordnung: aus dem Hintergrunde tritt die spanische Patrouille hervor und zieht sich vor bis über die Mitte des Theaters. Hier hält sie und schliesst einen weiten Halbkreis um den Anführer, der Jedem durch Zeichen mit der Hand seinen Posten anweiset. Auf seinen Wink treten sie wieder aus einander und ziehen in vier Haufen auf ebenso viel verschiedenen Wegen ab. Alles geschieht in der grössten Stille und Ordnung und mit abgemessenem, langsamen Schritt.)

---

1) M: Zimmermeister.

Vierter Auftritt.

Bürgerliches Zimmer. Ein Tisch mit drei Stühlen.
Klärchen, darauf Mutter.
Klärchen beginnt Garn an zwei Stühlen aufzuwinden. Im Nebenzimmer hört man eine Flöte spielen.

Mutter. Du lässt ihn allein, Klärchen? [schickst ihn schon wieder weg!] Das wird ihn kränken.

Klärchen. [Ich bin neugierig; und auch,] Verdenkt mir's nicht, seine Gegenwart thut mir weh. Ich weiß immer nicht, wie ich mich gegen ihn betragen soll. Ich habe Unrecht gegen ihn, und mir [mich] nagt's am Herzen, daß er [es] so lebendig fühlt. — Kann ich's doch nicht ändern!

Mutter. [Es] Er ist ein so treuer Bursche.

1a*) Klärchen. Ich kann's auch nicht lassen, ich muß ihm freundlich begegnen. Meine Hand drückt sich oft unvermerkt [unversehens] zu, wenn die seine mich so leise und [, so] liebevoll anfaßt. Ich mache mir Vorwürfe, [daß ich ihn betrüge,] daß ich in seinem Herzen eine vergebliche Hoffnung nähre. Ich bin übel dran. Weiß Gott, ich betrüg' ihn nicht. Ich will nicht, daß er hoffen soll, und ich kann ihn doch nicht verzweifeln lassen.

(Das Flötenspiel schweigt.)

Mutter. Das ist nicht gut.**)

Brackenburg (an der Thür). Man ruft Euch, Mutter.

(Mutter ab.)

[Brackenburg kommt.

Klärchen. Wie steht's?

Brackenburg. Man weiß nichts Gewisses. In Flandern soll neuerdings ein Tumult entstanden sein; die Regentin soll besorgen, er möchte sich hieher verbreiten. Das Schloß ist stark besetzt, die Bürger sind zahlreich an den Thoren, das Volk summt in den Gassen. — Ich will nur schnell zu meinem alten Vater.

(Als wollt' er gehen.)

2*) Klärchen. Sieht man Euch morgen? Ich will mich ein Wenig anziehen. Der Vetter kommt, und ich sehe gar zu liederlich aus. Helft mir einen Augenblick, Mutter! — Nehmt das Buch mit, Brackenburg, und bringt mir wieder so eine Historie!

Mutter. Lebt wohl!

Brackenburg (seine Hand reichend). Eure Hand!

Klärchen (ihre Hand versagend). Wenn Ihr wiederkommt.

(Mutter und Tochter ab.)]

---

*) Aus Goethe's I. Aufz.; vgl. S. 432.

**) Den bei Goethe übrigen Theil dieser Scene s. S. 466—468, 1b.

Fünfter Auftritt.

Brackenburg. Klärchen.

Brackenburg kommt traurig herein und stellt sich neben Klärchen, welche auf ihre Arbeit sieht. Er betrachtet sie eine Zeit lang, ohne zu reden.

Brackenburg. Ihr verschmäht meine Dienste, Klärchen? Sonst war es mein Amt, Euch das Garn zu halten beim Aufwinden. Auch daraus bin ich verdrängt — wie aus Allem.

Klärchen (arbeitend). Seid nicht wunderlich, Brackenburg! Das ist keine Beschäftigung für Euch.

Brackenburg. Sonst war sie's.

Klärchen. Sonst! Die Zeiten sind vorbei.

Brackenburg. Das fühl' ich.

Klärchen. Versteht mich nicht unrecht. Ich sehe Euch nicht gern als Weib beschäftiget, wenn Euch Alles zuruft, ein Mann zu sein.

Brackenburg (sinnend). Die Zeiten sind vorbei!

Klärchen. Was war das auf der Strasse? Horch!

Brackenburg. Was wird's sein? Es sind die spanischen Patrouillen, die ihre Runde halten.

Klärchen. Seitdem dieser spanische Herzog in unsern Mauern ist, jagt jedes Geräusch mir Schrecken ein. (Indem sie an das Fenster tritt.) Was für finstre, feierliche Gesichter! Mich überläuft's kalt, wenn ich sie ansehe, und es regt sich auch nichts in den Strassen. Kein lustiges Lied hört man mehr. Es ist Alles wie ausgestorben.

Brackenburg. Es wird noch leerer werden.

Klärchen (wieder an ihre Arbeit gehend). So gleichgiltig sagt Ihr das? —— Brackenburg, ich erkenne Euch nicht mehr. Sonst, wenn vom Vaterlande [1]) die Rede war, floss es Euch von dem Herzen und von der Zunge, und Eure Kühnheit war kaum zu bändigen. Und jetzt —

Brackenburg. Gebt mir die [2]) alten Hoffnungen wieder, und ich werde wieder der Alte sein. Was kümmert mich die allgemeine Noth? Ihr wisst ja am [3]) Besten . . .

Klärchen. Muss ich, das Mädchen, Euch erinnern, was Ihr dem Vaterlande, was Ihr Euch selber schuldig seid? Was

1) M: von Vaterland

2) M: meine

3) M: wisst am

kann's helfen, dass Helden wie der Oranien, — wie Graf Egmont für unsere Freiheit sich ritterlich wehren, wenn ihnen der Bürger nicht die Hand dazu bieten, — nicht den Arm dazu leihen will? O, warum bin ich kein Mann, dass ich ihren Fahnen folgen, ihren Ruhm, ihre Gefahren mit ihnen theilen könnte!

Brackenburg. Klärchen, Ihr wisst, was ein Wink von Euch aus mir machen kann. Sprecht nur ein Wort — ein Wort wie ehmals — und Ihr sollt sehen, was ich vermag, was ich unternehme.

Klärchen. Seht, Brackenburg, ich möchte Euch aufwecken[1]) — möchte Euch so gern Euch selbst wiedergeben. Was wollt Ihr hier? Warum, da Alles um Euch her in Bewegung ist, müssige, verlorne Stunden hier verbringen? — Gewinnt es über Euch! Ermannt Euch! Und hört — erscheint nie wieder so vor mir — so nie wieder! — Es ist heraus, was mich längst auf dem Herzen drückte. — Hört Ihr? Ihr hört nicht. Was habt Ihr? Was wollt Ihr mit diesem Fläschchen?

(Brackenburg hat tiefsinnig zugehört und eine Phiole aus der Tasche gezogen. Er besinnt sich und will sie verbergen.)

Klärchen (ist rascher, reisst sie ihm weg; nach einem bedeutungsvollen Schweigen). Brackenburg, Ihr könnet mit dem Tode spielen?

Brackenburg. Wie Ihr mit mir. (Nach einer Pause weicher.) Also ist es doch wahr? — Es ist — Klärchen . .?

Klärchen. Was habt Ihr? Sammelt Euch. — Ich muss fort. Meine Mutter ruft. (Will gehen.)

Brackenburg. Ist's möglich? So könnt Ihr von mir scheiden? Ohne ein freundliches Wort der Hoffnung? Ohne mir zu sagen, dass ich wiederkommen soll?

Klärchen. Fasst Euch! Ihr sollt wiederkommen — oft — aber (auf die Phiole zeigend) so etwas nicht mehr, wenn Ihr mich wiedersehen wollt.

(Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Brackenburg (allein in grosser Bewegung).

3*) { [Ich hatte mir vorgenommen, grade wieder fortzugehn; und da sie es dafür aufnimmt und mich gehen läßt, möcht' ich rasend

1) M: aufwecken — Euch beschäftigen

*) Aus Goethe's I. Aufz.; vgl. S. 432.

werden.] — Sie hat Recht! Sie erkennt mich nicht mehr — ich erkenne mich selbst nicht mehr — aber von ihr sollte ich diesen Vorwurf nicht hören. Unglücklicher! [Und Dich rührt Deines Vaterlandes Geschick nicht, der wachsende Tumult nicht?] So wenig rührt Dich der Jammer, die immer wachsende Noth des[1]) Vaterlandes! — Und gleich ist Dir Landsmann oder Spanier, und wer regiert, und wer Recht hat? — War ich doch ein andrer Junge als Schulknabe! — Wenn da ein Exercitium aufgegeben war, — „Brutus' Rede für die Freiheit,[2]) zur Uebung der Redekunst" — da war doch immer Fritz der Erste, und der Rector sagte: Wenn's nur ordentlicher wäre, nur nicht Alles so über einander gestolpert! — Damals kocht' es und trieb! — Jetzt schlepp' ich mich an den Augen des Mädchens so hin. Kann ich sie doch nicht lassen! Kann sie mich doch nicht lieben! — Ach — Nein — Sie — Sie kann mich nicht ganz verworfen haben — — Nicht ganz — und halb und nichts! — Ich duld' es nicht länger! — — Sollte es wahr sein, was mir ein Freund neulich ins Ohr sagte, daß sie Nachts[3]) einen Mann heimlich zu sich einläßt, da sie mich züchtig immer vor Abend aus dem Hause treibt? Nein, es ist nicht wahr, es ist eine Lüge, eine schändliche, verleumderische Lüge! Klärchen ist so unschuldig, als ich unglücklich bin. — Sie hat mich verworfen, hat mich von ihrem Herzen gestoßen — — Und ich soll so fortleben? Ich duld', ich duld' es nicht. — — Schon wird mein Vaterland von innerm Zwiste heftiger bewegt, und ich sterbe unter dem Getümmel nur ab! Ich duld' es nicht! — Wenn die Trompete klingt, ein Schuß fällt, mir fährt's durch Mark und Bein! Ach, es reizt mich nicht! Es fordert mich nicht, auch mit einzugreifen, mit zu retten, zu wagen. — Elender, schimpflicher Zustand! Es ist besser, ich end' auf einmal. Neulich stürzt' ich mich ins Wasser, ich sank — aber die geängstete Natur war stärker; ich fühlte, daß ich schwimmen konnte, und

3*) [marginal bracket for the passage above]

1) M: Deines
2) M: Rede für das Vaterland
3) M: Abends
*) Aus Goethe's I. Aufz.; vgl. S. 432.

3*) rettete mich wider Willen! — — Könnt' ich der Zeiten vergessen, da sie mich liebte, mich zu lieben schien! — Warum hat mir's Mark und Bein durchdrungen, das Glück? Warum haben mir diese Hoffnungen allen Genuß des Lebens aufgezehrt, indem sie mir ein Paradies von Weitem zeigten?[1]) — Und jener erste Kuß! Jener einzige! — Hier (die Hand auf den Tisch legend), hier waren wir allein — sie war immer gut und freundlich gegen mich gewesen — da schien sie sich zu erweichen — sie sah mich an — alle Sinne gingen mir um, und ich fühlte ihre Lippen auf den meinigen. — Und — und nun? — [Stirb, Armer! Was zauderst Du? (Er zieht ein Fläschchen aus der Tasche.) Ich will Dich nicht umsonst aus meines Bruders Doctorkästchen gestohlen haben, heilsames Gift! Du sollst mir dieses Bangen, diese Schwindel, diese Todesschweiße auf einmal verschlingen und lösen.] Sie kommt zurück — sie darf mich hier nicht wiederfinden. O, fort aus einem Hause, wo jede Erinnerung an eine gewesene Zeit nur neue Qualen in meiner Brust erregt![2])

Siebenter Auftritt.

[Klärchens Wohnung.]

Klärchen. Mutter.

4a**) Mutter. So eine Liebe wie Brackenburg's hab' ich nie gesehen; ich glaubte, sie sei nur in Heldengeschichten.

[Klärchen (geht in der Stube auf und ab, ein Lied zwischen den Lippen summend).

Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.

Mutter.] Er vermuthet Deinen Umgang mit Egmont; und ich glaube, wenn Du ihm ein Wenig freundlich thätest, [wenn Du wolltest, er heirathete Dich noch.

Klärchen (singt).

Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll sein;
Langen
Und bangen
In schwebender Pein;

---

1) „Warum haben mir" bis „zeigten" in M gestrichen.

2) „O fort" bis „erregt" fehlt in M.

*) Aus Goethe's I. Aufzug; vgl. S. 432.

**) Vgl. die Bemerkungen des Herausgebers S. 432 u. 455.

4a*)
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt,
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.

Mutter. Laß das Heyopopeyo!

Klärchen. Scheltet mir's nicht! Es ist ein kräftig Lied. Hab' ich doch schon manchmal ein großes Kind damit schlafen gewiegt.]

Klärchen. Ich hatte ihn gern und will ihm auch noch wohl in der Seele. Ich hätte ihn heirathen können [und glaube, ich war nie in ihn verliebt.

Mutter. Glücklich wärst Du immer mit ihm gewesen.

Klärchen.] Wäre versorgt und hätte ein ruhiges Leben.

Mutter. Und das ist[1]) Alles durch Deine Schuld verscherzt.

Klärchen. Ich bin in einer wunderlichen Lage. Wenn ich so nachdenke, wie es gegangen ist, weiß ich's wol und weiß es nicht. Und dann, darf ich Egmont nur wieder ansehen, wird mir Alles sehr begreiflich, ja, wäre mir weit mehr begreiflich.[2]) Ach, was ist's ein Mann! Alle Provinzen beten ihn an, und ich in seinem Arm sollte nicht das glücklichste Geschöpf von der Welt sein?

1b**) Mutter. Wie wird's in der Zukunft werden?

Klärchen. Ach, ich frage nur, ob er mich liebt; und ob er mich liebt, ist das eine Frage?

Mutter. Man hat nichts als Herzensangst mit seinen Kindern. Wie das ausgehen wird! Immer Sorge und Kummer! Es geht nicht gut aus! Du hast Dich unglücklich gemacht, mich unglücklich gemacht!

Klärchen (gelassen). Ihr ließet es doch im Anfange.

Mutter. Leider war ich zu gut, bin immer zu gut.

Klärchen. Wenn Egmont vorbeiritt und ich ans Fenster lief, schaltet Ihr mich da? Tratet Ihr nicht selbst ans Fenster? Wenn er heraufsah, lächelte, nickte, mich grüßte, war es Euch zuwider? Fandet Ihr Euch nicht selbst in Eurer Tochter geehrt?

Mutter. Mache mir noch Vorwürfe!

Klärchen (gerührt). Wenn er nun öfter die

---

1) M: Das ist nun

2) „ja, wäre mir weit mehr begreiflich" in M gestrichen.

*) Vgl. die Bemerkungen des Herausgebers S. 432 u. 455.

**) Aus Goethe's I. Aufzug; vgl. S. 432.

Straße kam und wir wohl fühlten, daß er um meinetwillen den Weg machte, bemerktet Ihr's nicht selbst mit heimlicher Freude? Rieft Ihr mich ab, wenn ich hinter den Scheiben stand und ihn erwartete?

Mutter. Dacht' [Dachte][1]) ich, daß es so weit kommen sollte?

Klärchen (mit stockender Stimme und zurückgehaltenen Thränen). Und wie er uns Abends, in den Mantel eingehüllt, bei der Lampe überraschte — wer war geschäftig, ihn zu empfangen, da ich auf meinem Stuhl wie angekettet und staunend sitzen blieb?

Mutter. Und konnte ich fürchten, daß diese unglückliche Liebe das kluge Klärchen so bald hinreißen würde? Ich muß es nun tragen, daß meine Tochter —

Klärchen (mit ausbrechenden Thränen). Mutter! Ihr wollt's nun! Ihr habt Eure Freude, mich zu ängstigen.

1b*) Mutter (weinend). Weine noch gar! Mache mich noch elender durch Deine Betrübniß! Ist mir's nicht Kummer genug, daß meine einzige Tochter ein verworfenes Geschöpf ist?

Klärchen (aufstehend und kalt). Verworfen! Egmont's Geliebte verworfen? — Welche Fürstin neidete nicht das arme Klärchen um den Platz an seinem Herzen! O Mutter — meine Mutter, so redetet Ihr sonst nicht. Liebe Mutter, seid gut! — Das Volk, was das denkt, die Nachbarinnen,[2]) was die murmeln — Diese Stube, dieses kleine Haus ist ein Himmel, seit Egmont's Liebe drin wohnt.

Mutter. Man muß ihm hold sein! Das ist wahr. Er ist immer so freundlich, frei und offen!

Klärchen. Es ist keine falsche Ader an ihm. Seht, Mutter, und er ist doch der große Egmont. Und wenn er zu mir kommt, wie er so lieb ist, so gut, wie er mir seinen Stand, seine Tapferkeit gerne verbärge, wie er um mich besorgt ist, so nur Mensch, nur Freund, nur Liebster!

Mutter. Kommt er wol heute?

---

1) M: Dachte

2) M: Nachbarn

*) Aus Goethe's I. Aufzug; vgl. S. 432.

Klärchen. Habt Ihr mich nicht oft ans Fenster gehen sehen? Habt Ihr nicht bemerkt, wie ich horche, wenn's an der Thür rauscht? — Ob ich schon weiß, daß er vor Nacht[1]) nicht kommt, vermuth' ich ihn doch jeden Augenblick, von Morgens an, wenn ich aufstehe. Wär' ich nur ein Bube und könnte immer mit [ihm] gehen,[2]) zu Hofe und überall hin, könnt' ihm die Fahne nachtragen in der Schlacht! —

1b*) [Mutter. Du warst immer so ein Springinsfeld, als ein kleines Kind schon, bald toll, bald nachdenklich. Ziehst Du Dich nicht ein Wenig besser an?

Klärchen. Vielleicht, Mutter! Wenn ich Langeweile habe. — Gestern, denkt, gingen von seinen Leuten vorbei und sangen Lobliedchen auf ihn. Wenigstens war sein Name in den Liedern. Das Uebrige konnte ich nicht verstehn. Das Herz schlug mir bis an den Hals. — Ich hätte sie gern zurückgerufen, wenn ich mich nicht geschämt hätte.

Mutter. Nimm Dich in Acht! Dein heftiges Wesen verdirbt noch Alles; Du verräthst Dich offenbar vor den Leuten. Wie neulich bei dem Vetter, wie Du den Holzschnitt und die Beschreibung fandst und mit einem Schrei riefst: „Graf Egmont!" — Ich ward feuerroth.

Klärchen. Hätt' ich nicht schreien sollen? Es war die Schlacht bei Gravelingen, und ich finde oben im Bilde den Buchstaben C und suche unten in der Beschreibung C. Steht da: „Graf Egmont, dem das Pferd unter dem Leibe todt geschossen wird." Mich überlief's — und hernach mußt' ich lachen über den holzgeschnitzten Egmont, der so groß war als der Thurm von Gravelingen gleich dabei und die englischen Schiffe an der Seite. — Wenn ich mich manchmal erinnere, wie ich mir sonst eine Schlacht vorgestellt, und was ich mir als Mädchen für ein Bild vom Grafen Egmont machte, wenn sie von ihm erzählten, und von allen Grafen und Fürsten — und wie mir's jetzt ist!]

4b**) Mutter. Du hast doch nichts im Kopfe als Deine Liebe. Vergäßest Du nur nicht Alles über das Eine! Den Brackenburg solltest Du in Ehren halten, sag' ich Dir.[3]) Er kann Dich noch einmal glücklich machen.

Klärchen. Er?

Mutter. O ja! Es kommt eine Zeit! — Ihr Kinder seht nichts voraus und überhorcht unsre Erfahrungen. Die Jugend und die schöne Liebe, Alles

1) M: Abend
2) M: mit ihm gehen
3) „sag ich Dir" in M gestrichen.
*) Aus Goethe's I. Aufzug; vgl. S. 432.
**) Vgl. die Bemerkungen des Herausgebers S. 432 u. 455.

4[b]*) hat sein Ende, und es kommt eine Zeit, wo man Gott dankt, wenn man irgendwo unterkriechen kann.

Klärchen (schaudert, schweigt und fährt auf). Mutter, laßt die Zeit kommen wie den Tod! Dran vorzudenken, ist schreckhaft! — Und wenn er kommt! Wenn wir müssen — dann — wollen wir uns geberden, wie wir können — Egmont, ich Dich entbehren! — (In Thränen.) Nein, es ist nicht möglich, nicht möglich.

Achter Auftritt.

Egmont. Vorige.

5**) Egmont (in einem Reitermantel, den Hut ins Gesicht gedrückt). Klärchen!

Klärchen (thut einen Schrei, fährt zurück). Egmont! (Sie eilt auf ihn zu.) Egmont! (Sie umarmt ihn und ruht an ihm.) O Du Guter, Lieber, Süßer! Kommst Du? Bist Du da?

Egmont. Guten Abend, Mutter!

Mutter. Gott grüß' Euch, edler Herr! Meine Kleine ist fast vergangen, daß Ihr so lang ausbleibt; sie hat wieder den ganzen Tag von Euch geredet und gesungen.

Egmont. Ihr gebt mir doch ein Nachtessen?

Mutter. Zu viel Gnade. Wenn wir nur etwas hätten!

Klärchen. Freilich! Seid nur ruhig, Mutter! Ich habe schon Alles darauf eingerichtet, ich habe etwas zubereitet. Verrathet mich nicht, Mutter!

Mutter. Schmal genug.

Klärchen. Wartet nur! Und dann denk' ich: wenn er bei mir ist, hab' ich gar keinen Hunger; da sollte er auch keinen großen Appetit haben, wenn ich bei ihm bin.

Egmont. Meinst Du?

Klärchen (stampft mit dem Fuße und kehrt sich unwillig um).

Egmont. Wie ist Dir?

Klärchen. Wie seid Ihr heute so kalt! Ihr habt mir noch keinen Kuß angeboten. Warum habt

*) Vgl. die Bemerkungen des Herausgebers S. 432 u. 455.
**) Vgl. die Bemerkung des Herausgebers S. 455.

Ihr die Arme in den Mantel gewickelt [wie ein Wochenkind]?[1]) Ziemt keinem Soldaten noch Liebhaber, die Arme eingewickelt zu haben.

5*) Egmont. Zu Zeiten, Liebchen, zu Zeiten. Wenn der Soldat auf der Lauer steht und dem Feinde etwas ablisten möchte, da nimmt er sich zusammen, faßt sich selbst in seine Arme und kaut seinen Anschlag reif. Und ein Liebhaber —

Mutter. Wollt Ihr Euch nicht setzen, es Euch nicht bequem machen? Ich muß in die Küche; Klärchen denkt an nichts, wenn Ihr da seid. Ihr müßt fürlieb nehmen.

Egmont. Euer guter Wille ist die beste Würze.

(Mutter ab.)

Neunter Auftritt.

Egmont. Klärchen.

Klärchen. Und was wäre denn meine Liebe?

Egmont. So viel Du willst.

Klärchen. Vergleicht sie, wenn Ihr das Herz habt!

Egmont. Zuvörderst also. (Er wirft den Mantel ab und steht in einem prächtigen Kleide da.)

Klärchen. O je!

Egmont. Nun hab' ich die Arme frei. (Er herzt sie.)

6*) Klärchen. Laßt! Ihr verderbt Euch. (Sie tritt zurück.) Wie prächtig! Da darf ich Euch nicht anrühren.

Egmont. Bist Du zufrieden? Ich versprach Dir, einmal spanisch zu kommen.

Klärchen. Ich bat Euch zeither nicht mehr drum; ich dachte, Ihr wolltet nicht. — Ach, und das goldne Vließ!

Egmont. Da siehst Du's nun.

Klärchen. Das hat Dir der Kaiser umgehängt?

Egmont. Ja, mein Kind![2]) Und Kette und

---

1) „wie ein Wochenkind" in M nicht gestrichen.

2) M: Ja, Kind.

*) Vgl. die Bemerk. d. Herausg. S. 455.

Zeichen geben Dem, der sie trägt, die edelsten Freiheiten. Ich erkenne auf Erden keinen Richter über meine Handlungen als den Großmeister des Ordens mit dem versammelten Capitel der Ritter.

Klärchen. O, Du dürftest die ganze Welt über Dich richten lassen. — Der Sammet[1]) ist gar zu herrlich, und die Passement-Arbeit, und das Gestickte! — Man weiß nicht, wo man anfangen soll.

Egmont. Sieh Dich nur satt!

Klärchen. Und das goldne Vließ! Ihr erzähltet mir die Geschichte und sagtet, es sei ein Zeichen alles Großen und Kostbaren, was man mit Müh' und Fleiß verdient und erwirbt. Es ist sehr kostbar — Ich kann's Deiner Liebe vergleichen. — Ich trage sie ebenso am Herzen — und hernach —

Egmont. Was willst Du sagen?

Klärchen. Hernach vergleicht sich's auch wieder nicht.

6*) Egmont. Wie so?

Klärchen. Ich habe sie nicht mit Müh' und Fleiß erworben, nicht verdient.

Egmont. In der Liebe ist es anders. Du verdienst sie, weil Du Dich nicht darum bewirbst — und die Leute erhalten sie auch meist allein, die nicht darnach jagen.

Klärchen. Hast Du das von Dir abgenommen? Hast Du diese stolze Anmerkung über Dich selbst gemacht? Du, den alles Volk liebt?

Egmont. Hätt' ich nur etwas für sie gethan! Könnt' ich etwas für sie thun! Es ist ihr guter Wille, mich zu lieben.

[Klärchen. Du warst gewiß heute bei der Regentin?

Egmont. Ich war bei ihr.

Klärchen. Bist Du gut mit ihr?

Egmont. Es sieht einmal so aus. Wir sind einander freundlich und dienstlich.

Klärchen. Und im Herzen?

Egmont. Will ich ihr wohl. Jedes hat seine eignen Absichten. Das thut nichts zur Sache. Sie ist eine treffliche Frau, kennt ihre Leute und sähe tief genug, wenn sie auch nicht argwöhnisch

---

1) M: Das Zeug

*) Vgl. die Bemerk. d. Herausg. S. 455.

wäre. Ich mache ihr viel zu schaffen, weil sie hinter meinem Betragen immer Geheimnisse sucht und ich keine habe.

Klärchen. So gar keine?

Egmont. Eh nun, einen kleinen Hinterhalt. Jeder Wein setzt Weinstein in den Fässern an mit der Zeit. Oranien ist doch noch eine bessere Unterhaltung für sie und eine immer neue Aufgabe. Er hat sich in den Credit gesetzt, daß er immer etwas Geheimes vorhabe; und nun sieht sie immer nach seiner Stirne, was er wol denken, auf seine Schritte, wohin er sie wol richten möchte.

Klärchen. Verstellt sie sich?

Egmont. Regentin, und Du fragst?

Klärchen. Verzeiht, ich wollte fragen: Ist sie falsch?

Egmont. Nicht mehr und nicht weniger als Jeder, der seine Absichten erreichen will.

Klärchen. Ich könnte mich in die Welt nicht finden. Sie hat aber auch einen männlichen Geist, sie ist ein ander Weib als wir Nähterinnen und Köchinnen. Sie ist groß, herzhaft, entschlossen.

Egmont. Ja, wenn's nicht gar zu bunt geht. Diesmal ist sie doch ein Wenig aus der Fassung.

Klärchen. Wie so?

Egmont. Sie hat auch ein Bärtchen auf der Oberlippe, und manchmal einen Anfall von Podagra. Eine rechte Amazone!

Klärchen. Eine majestätische Frau! Ich scheute mich, vor sie zu treten.

Egmont. Du bist doch sonst nicht zaghaft. — Es wäre auch nicht Furcht, nur jungfräuliche Scham.

6*) Klärchen (schlägt die Augen nieder, nimmt seine Hand und lehnt sich an ihn).

Egmont. Ich verstehe Dich! Liebes Mädchen! Du darfst die Augen aufschlagen. (Er küßt ihre Augen.)]

Klärchen. [Laß mich schweigen!] Laß mich Dich halten! Laß mich Dir in die Augen sehen, Alles drin finden, Trost und Hoffnung und Freude und Kummer! (Sie umarmt ihn und sieht ihn an.) Sag mir! Sage! Ich begreife nicht! Bist Du Egmont, der Graf Egmont, der große Egmont, der so viel Aufsehn macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen?

Egmont. Nein, Klärchen, das bin ich nicht.

Klärchen. Wie?

Egmont. Siehst Du, Klärchen! — Laß mich sitzen! — (Er setzt sich, sie kniet vor ihn auf einen Schemel, legt ihre Arme auf seinen Schooß und sieht ihn an.) Jener Egmont ist ein verdrießlicher, steifer,[1]) kalter Egmont, der an sich halten, bald dieses, bald jenes Gesicht machen muß, geplagt, verkannt, verwickelt ist, wenn ihn die Leute für froh und fröhlich

1) „steifer" in M gestrichen.

*) Vgl. die Bemerk. d. Herausg. S. 455.

6*) halten, geliebt von einem Volke, das nicht weiß, was es will, geehrt und in die Höhe getragen von einer Menge, mit der nichts anzufangen ist, umgeben von Freunden, denen er sich nicht überlassen darf, beobachtet von Menschen, die ihm auf alle Weise beikommen möchten, arbeitend und sich bemühend, oft ohne Zweck, meist ohne Lohn — O, laß mich schweigen, wie es dem ergeht, wie es dem[1]) zu Muthe ist! Aber dieser, Klärchen, der ist ruhig, offen, glücklich, geliebt und gekannt von dem besten Herzen, das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutrauen an das seine drückt. (Er umarmt sie.) Das ist Dein Egmont.

Klärchen. So laß mich sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese!

Zehnter Auftritt.**)

Egmont. Klärchen. Richard.

Richard. Werdet nicht ungehalten, Herr, dass ich noch so spät, dass ich an diesem Orte Euch beunruhige. So eben schickte der Statthalter — Ihr seid auf morgen früh zu ihm gefordert.

Klärchen. Zu dem spanischen Herzog — Ach Gott!

Egmont. Auf morgen — Warum sagst Du mir das noch heute?

Richard. Vergebt — ich glaubte — es könnte sein — Ihr möchtet Vorbereitungen zu treffen haben.

Egmont. Vorbereitungen?

Richard. Der Herzog lässt Euch fordern — der Herzog von Alba.

Egmont. Nun, was denn weiter? — Er wird den Staatsrath versammeln — er wird uns des Königs Willen bekannt machen — den ich nicht spät genug vernehmen kann.

Richard (beunruhigt). Wenn es nur das wäre —

Klärchen. Gott im Himmel!

Egmont. Was sollte es sonst sein? — Verlass uns, Träumer! Sieh, wie Du mir die Kleine erschreckt hast!

---

1) M: wie dem

*) Vgl. die Bemerk. d. Herausg. S. 455.

**) Vergl. Vorbem., S. 418.

Klärchen (zu Egmont). Hör ihn — ich bitte Dich — hör ihn!

Richard. Wir haben die ganze Nacht zu unserem Vortheil. — Entschliesst Euch! Alle Eure Diener sind bereit — Ihr könnt Antwerpen erreicht haben, ehe man Euch hier vermisst.

Egmont. Fliehen soll ich? — Bist Du bei Sinnen? — Fliehen — vor wem und weswegen?

Richard (mit Bedeutung). Weil der Oranien — weil Alles, was sich selbst liebt, geflohen ist.

Klärchen. Der Oranier geflohen? Und davon sagtest Du mir nichts? O gewiss, da ist ja Alles zu befürchten!

Egmont. Oranien ist nach seiner Provinz, wohin sein Amt ihn rief — das meinige befiehlt mir, hier zu bleiben — hier, wo auch mein Herz ist und meine Liebe (sie umarmend).

Richard (dringender einfallend). Und ein gewisser Tod, wenn Ihr verwegen und allein Euch in des Tigers Höhle stürzt.

Klärchen. Ach nein! Nein, Du musst fort, — Du musst! Wo sich Oranien mit seiner List nicht sicher weiss, bist Du mit Deiner Redlichkeit verloren!

Egmont. Bedenke, was Du sprichst! Vor diesem Alba soll ich mich verkriechen, durch meine Flucht des Stolzen Uebermuth noch mehren? Und meine Klara ist's, die mir dies räth? O, denke nicht so klein von Deinem Egmont! Ich bleibe — werde hören, was er will! (Klärchen umarmend.) Liebchen, lebe wohl! Auf Wiedersehen für morgen! (Will gehen.)

Klärchen. Für morgen — ach! (Sie zittert und will sinken.)

Egmont. Was ist Dir? — Fasse Dich!

Klärchen (sinkt ihm an die Brust). Ich weiss es nicht. — Mir ist so bang — so schwer, als ob ich Dich — zum letzten Mal —

Egmont (unwillig zu Richard). Mit Deiner albernen Besorgniss! Komm zu Dir, Liebe! Sieh, Dein Egmont lebt, wird leben, was die Tyrannei auch spinnt! Des Volkes Liebe — meine gute Sache verbürgen jedes Haar auf meinem Haupte — Sieh da, die Mutter!

Elfter Auftritt.

Vorige. Klärchens Mutter.

Mutter. Klärchen! Gott, was giebt's?

Egmont. Beruhigt sie, Mutter! — Richard, komm! (Geht.)

Klärchen (ruft ihm nach). Egmont!

Egmont. Klärchen! (Kehrt noch einmal zurück, umarmt sie, dann Beide auf verschiedenen Seiten ab.)

Vierter Aufzug.*)

Der Kulenburgische Palast.
Wohnung des Herzogs von Alba.

Erster Auftritt.[1])

Silva und Gomez begegnen einander.

Silva. Hast Du die Befehle des Herzogs ausgerichtet?

Gomez. Pünktlich. Alle tägliche Runden sind beordert, zur bestimmten Zeit an verschiedenen Plätzen einzutreffen, die ich ihnen bezeichnet habe; sie gehen indeß wie gewöhnlich durch die Stadt, um Ordnung zu erhalten. Keiner weiß von dem Andern; Jeder glaubt, der Befehl gehe ihn allein an, und in einem Augenblick kann alsdann der Cordon gezogen, und alle Zugänge zum Palast können besetzt sein. Weißt Du die Ursache dieses Befehls?

Silva. Ich bin gewohnt, blindlings zu gehorchen. Und wem gehorcht sich's leichter als dem Herzoge, da bald der Ausgang beweist, daß er recht befohlen hat?

Gomez. Gut! Gut! Auch scheint es mir kein Wunder, daß Du so verschlossen und einsilbig wirst wie er, da Du immer um ihn sein mußt. Mir kommt es fremd vor, da ich den leichteren italienischen Dienst gewohnt bin. An Treue und Gehorsam bin ich der Alte; aber ich habe mir das Schwätzen und Raisonniren angewöhnt. Ihr schweigt Alle und laßt es Euch nie wohl sein.[2]) Der Herzog gleicht mir einem ehrnen Thurm

1) M: Zwölfter Auftritt (II. Aufzg.).

2) M: laßt es Euch wohl sein.

*) Die ersten Scenen des Goethe'schen IV. Aufzugs s. S. 455—460.

ohne Pforte, wozu die Besatzung Flügel hätte. Neulich hört' ich ihn bei Tafel von einem frohen, freundlichen Menschen sagen, er sei wie eine schlechte Schenke mit einem ausgesteckten Branntweinzeichen, um Müssiggänger, Bettler und Diebe hereinzulocken.

Silva. Und hat er uns nicht schweigend hierher geführt?

Gomez. Dagegen ist nichts zu sagen. Gewiß! Wer Zeuge seiner Klugheit war, wie er die Armee aus Italien hierher brachte, der hat etwas gesehen. Wie er sich durch Freund und Feind, durch die Franzosen, Königlichen und Ketzer, durch die Schweizer und Verbundnen gleichsam[1]) durchschmiegte, die strengste Mannszucht hielt und einen Zug, den man so gefährlich achtete,[2]) leicht und ohne Anstoß zu leiten wußte! — Wir haben was gesehen, was lernen können.

Silva. Auch hier! Ist nicht Alles still und ruhig, als wenn kein Aufstand gewesen wäre?

Gomez. Nun, es war auch schon meist still, als wir herkamen.

Silva. In den Provinzen ist es viel ruhiger geworden, und wenn sich noch Einer bewegt, so ist es, um zu entfliehen. Aber auch Diesem wird er die Wege bald versperren, denk' ich.

[Gomez. Nun wird er erst die Gunst des Königs gewinnen.

Silva. Und uns bleibt nichts angelegner, als uns die seinige zu erhalten. Wenn der König hierher kommt, bleibt gewiß der Herzog und Jeder, den er empfiehlt, nicht unbelohnt.

Gomez. Glaubst Du, daß der König kommt?

Silva. Es werden so viele Anstalten gemacht, daß es höchst wahrscheinlich ist.

Gomez. Mich überreden sie nicht.

Silva. So rede wenigstens nicht davon! Denn wenn des Königs Absicht ja nicht sein sollte, zu kommen, so ist sie's doch wenigstens gewiß, daß man es glauben soll.]

Zweiter Auftritt.[3])

Ferdinand [Alba's natürlicher Sohn]. Vorige.

Ferdinand. Ist mein Vater noch nicht heraus?
Silva. Wir warten auf ihn.
Ferdinand. Die Fürsten werden bald hier sein.
Gomez. Kommen sie heute?

---

1) M: durch die Franzosen und Schweizer gleichsam
2) M: glaubte,
3) M: Dreizehnter Auftritt (II. Aufzg.).

Ferdinand. Oranien und Egmont.
Gomez (leise zu Silva). Ich begreife etwas.
Silva. So behalt es für Dich!

Dritter Auftritt. 1)

Vorige. Herzog von Alba. (Wie er herein- und hervortritt, treten die Andern zurück.)

Alba. Gomez!
Gomez (tritt vor). Herr!
Alba. Du hast die Wachen vertheilt und beordert?
Gomez. Aufs Genaueste. Die täglichen Runden —
Alba. Genug! Du wartest in der Galerie. Silva wird Dir den Augenblick sagen, wenn Du sie zusammenziehen, die Zugänge nach dem Palaste besetzen sollst. Das Uebrige weißt Du.
Gomez. Ja, Herr! (Ab.)

Vierter Auftritt. 2)

Vorige ohne Gomez.

Alba. Silva!
Silva. Hier bin ich.
Alba. Alles, was ich von je her an Dir geschätzt habe, Muth, Entschlossenheit, unaufhaltsames Ausführen, das zeige heut!
Silva. Ich danke Euch, daß Ihr mir Gelegenheit gebt, zu zeigen, daß ich der Alte bin!
Alba. [Sobald die Fürsten bei mir eingetreten sind, dann eile gleich, Egmont's Geheimschreiber gefangen zu nehmen!] Du hast alle Anstalten gemacht, die Uebrigen, welche 3) ich Dir bezeichnet habe, gefangen zu nehmen [bezeichnet sind, zu fahen]?
Silva. Vertraue auf uns! Ihr Schicksal wird sie wie eine wohlberechnete Sonnenfinsterniß pünktlich und schrecklich treffen.
Alba. Hast Du sie genau beobachten lassen?

---

1) M: Vierzehnter Auftritt (II. Aufzg.).
2) M: Funfzehnter Auftritt (II. Aufzg.).
3) M: gemacht, Die, die

Silva. Alle, den Egmont vor Andern. Er ist der Einzige, der, seit Du hier bist, sein Betragen nicht geändert hat. Den ganzen Tag von einem Pferd aufs andere, ladet Gäste, ist immer lustig und unterhaltend bei Tafel, würfelt, schießt und schleicht Nachts zum Liebchen. Die Andern haben dagegen eine merkliche Pause in ihrer Lebensart gemacht; sie bleiben bei sich; vor ihrer Thüre sieht's aus, als wenn ein Kranker im Hause wäre.

Alba. Drum rasch, eh sie uns wider Willen genesen!

Silva. Ich stelle sie. Auf Deinen Befehl überhäufen wir sie mit dienstfertigen Ehren. Ihnen graut's; politisch geben sie uns einen ängstlichen Dank, fühlen, das Räthlichste sei, zu entfliehen, Keiner wagt einen Schritt, sie zaudern, können sich nicht vereinigen, und einzeln etwas Kühnes zu thun, hält sie der Gemeingeist ab.[1]) Sie möchten gern sich jedem Verdacht entziehen und machen sich immer verdächtiger. Schon seh' ich mit Freuden Deinen ganzen Anschlag ausgeführt.

Alba. Ich freue mich nur über das Geschehene, und auch über das nicht leicht; denn es bleibt stets noch übrig, was uns zu denken und zu sorgen giebt. Das Glück ist eigensinnig, oft das Gemeine, das Nichtswürdige zu adeln und wohlüberlegte Thaten mit einem gemeinen Ausgang zu entehren. Verweile, bis die Fürsten kommen! Dann gieb Gomez die Ordre, die Straßen zu besetzen, und eile selbst, Egmont's Schreiber und die Uebrigen gefangen zu nehmen, die Dir bezeichnet sind! Ist es gethan, so komm hierher und meld es meinem Sohne, daß er mir in den Rath die Nachricht bringe!

Silva. Ich hoffe, diesen Abend vor Dir stehn zu dürfen.

Alba (geht nach seinem Sohne, der bisher in der Galerie gestanden).[2])

Silva (leise).[3]) Ich traue mir es nicht zu sagen,[4]) aber meine Hoffnung schwankt. Ich fürchte, es wird nicht werden, wie er denkt.[5]) Ich sehe Geister vor mir, die still und sinnend auf schwarzen Schalen das Geschick der Fürsten und vieler Tausende wägen. Langsam wankt das Zünglein auf und ab; tief scheinen die Richter zu sinnen; zuletzt sinkt diese Schale, steigt

---

1) M: „und einzeln" bis „ab" in M gestrichen.
2) Dieser Satz fehlt in M.
3) M: Alba.
4) M: traue es mir nicht zu denken
5) M: wie ich wünsche.

jene, angehaucht vom Eigensinn des Schicksals, und entschieden ist's. (Ab.)[1]

Fünfter Auftritt.[2]

Ferdinand. Alba.

Alba (mit Ferdinand hervortretend). Wie fandst Du die Stadt?

Ferdinand. Es hat sich Alles gegeben. Ich ritt' als wie zum Zeitvertreib Straß' auf, Straß' ab. Eure wohlvertheilten Wachen halten die Furcht so angespannt, daß sie sich nicht zu lispeln untersteht. Die Stadt sieht einem Felde ähnlich, wenn das Gewitter von Weitem leuchtet; man erblickt keinen Vogel, kein Thier, als das eilend nach einem Schutzorte schlüpft.

Alba. Ist Dir nichts weiter begegnet?

Ferdinand. Egmont kam mit Einigen auf den Markt geritten, wir grüßten uns; er hatte ein rohes Pferd, das ich ihm loben mußte. „Laßt uns eilen, Pferde zuzureiten, wir werden sie bald brauchen!" rief er mir entgegen. Er werde mich noch heute wiedersehn, sagte er, und komme auf Euer Verlangen, mit Euch zu rathschlagen.

Alba. Er wird Dich wiedersehn.

Ferdinand. Unter allen Rittern, die ich hier kenne, gefällt er mir am Besten. Es scheint, wir werden Freunde sein.

Alba. Du bist noch immer zu schnell und wenig behutsam; immer erkenn' ich in Dir den Leichtsinn Deiner Mutter, der mir sie unbedingt in die Arme lieferte. Zu mancher gefährlichen Verbindung lud Dich der Anschein voreilig ein.

Ferdinand. Euer Wille findet mich bildsam.

Alba. Ich vergebe Deinem jungen Blute dies leichtsinnige Wohlwollen, diese unachtsame Fröhlichkeit. Nur vergiß nicht, zu welchem Werke ich gesandt bin, und welchen Theil ich Dir dran geben möchte!

Ferdinand. Erinnert mich und schont mich nicht, wo Ihr es nöthig haltet!

Alba (nach einer Pause). Mein Sohn!

Ferdinand. Mein Vater!

---

1) M: (Winkt.)

2) M: Sechzehnter Auftritt (II. Aufzg.).

Alba. Die Fürsten kommen bald, Oranien und Egmont kommen. Es ist nicht Mißtrauen, daß ich Dir erst jetzt entdecke, was geschehen soll. Sie werden nicht wieder von hinnen gehn.

Ferdinand. Was sinnst Du?

Alba. Es ist beschlossen, sie festzuhalten — [1])Du erstaunst! Was Du zu thun hast, höre! Die Ursachen sollst Du wissen, wenn es geschehn ist. Jetzt bleibt keine Zeit, sie auszulegen. Mit Dir allein wünscht' ich das Größte, das Geheimste zu besprechen; ein starkes Band hält uns zusammengefesselt; Du bist mir werth und lieb; auf Dich möcht' ich Alles häufen. Nicht die Gewohnheit zu gehorchen allein möcht' ich Dir einprägen, auch den Sinn auszudrücken, zu befehlen, auszuführen, wünscht' ich in Dir fortzupflanzen, [Dir ein großes Erbtheil, dem Könige den brauchbarsten Diener zu hinterlassen,] Dich mit dem Besten, was ich habe, auszustatten, daß Du Dich nicht schämen dürfest, unter Deine Brüder zu treten.

Ferdinand. Was werd' ich Dir nicht für diese Liebe schuldig, die Du mir allein zuwendest, indem ein ganzes Reich vor Dir zittert!

Alba. Nun höre, was zu thun ist! Sobald die Fürsten eingetreten sind, wird jeder Zugang zum Palaste besetzt. Dazu hat Gomez die Ordre. Silva wird eilen, Egmont's Schreiber mit den Verdächtigsten gefangen zu nehmen. Du [hältst die Wache am Thore und in den Höfen in Ordnung. Vor allen Dingen besetze] besetzest diese [2]) Zimmer hierneben mit den sichersten Leuten! Dann warte auf der Galerie, bis Silva wiederkommt, und bringe mir irgend ein unbedeutend Blatt herein, zum Zeichen, daß sein Auftrag ausgerichtet ist! Dann bleib im Vorsaale, bis Oranien weggeht [; folg ihm! Ich halte Egmont hier, als ob ich ihm noch was zu sagen hätte]. Am Ende der Galerie fordre seinen [Oranien's] Degen, rufe die Wache an, verwahre schnell den gefährlichsten Mann, und ich fasse Egmont hier.

Ferdinand. Ich gehorche, mein Vater — zum ersten Mal mit schwerem Herzen und mit Sorge.

Alba. Ich verzeihe Dir's; es ist der erste große Tag, den Du erlebst.

---

1) Von hier ab bis „vor Dir zittert“ (Zeile 19) in M gestrichen.
2) M: die

Sechster Auftritt. [1])

Silva. Vorige.

Silva [(tritt herein)]. Ein Bote von Antwerpen. Hier ist Oranien's Brief! Er kommt nicht.

Alba. Sagt' es der Bote?

Silva. Nein, mir sagt's das Herz.

Alba. Aus Dir spricht mein böser Genius. (Nachdem er den Brief gelesen, winkt er Beiden, und sie ziehen sich in die Galerie zurück. Er bleibt allein auf dem Vordertheile.) Er kommt nicht! Bis auf den letzten Augenblick verschiebt er, sich zu erklären. Er wagt es, nicht zu kommen! So war denn diesmal wider Vermuthen der Kluge klug genug, nicht klug zu sein! — Es rückt die Uhr! Noch einen kleinen Weg des Zeigers [Seigers], [2]) und ein großes Werk ist gethan oder versäumt, unwiederbringlich versäumt; [3]) denn es ist weder nachzuholen noch zu verheimlichen. [Längst hatt' ich Alles reiflich abgewogen und mir auch diesen Fall gedacht, mir festgesetzt, was auch in diesem Falle zu thun sei; und jetzt, da es zu thun ist, wehr' ich mir kaum, daß nicht das Für und Wider mir aufs Neue durch die Seele schwankt.] — Ist's räthlich, die Andern zu fangen, wenn er mir entgeht? — Schieb' ich es auf und lass' Egmont mit den Seinigen, mit so Vielen entschlüpfen, die nun, vielleicht nur heute noch in meinen Händen sind? So zwingt Dich das Geschick denn auch, Du Unbezwinglicher? Wie lang gedacht! Wie wohl bereitet! Wie groß, wie schön der Plan! Wie nah die Hoffnung ihrem Ziele! Und nun im Augenblick des Entscheidens bist Du zwischen zwei Uebel gestellt; wie in einen Loostopf greifst Du in die dunkle Zukunft; was Du fassest, ist noch zugerollt, Dir unbewußt, sei's Treffer oder Fehler! (Er wird aufmerksam, wie Einer, der etwas hört, und tritt ans Fenster.) Er ist es! — Egmont! Trug Dich Dein Pferd so leicht herein und scheute vor dem Blutgeruche nicht und vor dem Geiste mit dem blanken Schwert, der an der Pforte Dich empfängt? — Steig ab! — So bist Du mit dem einen Fuß im Grab — und so mit beiden! — Ja, streichl es nur und klopfe für seinen muthigen Dienst zum letzten Male den Nacken ihm! — Und mir bleibt keine Wahl. In der Verblendung, wie hier

---

1) M: Siebzehnter Auftritt (II. Aufz.).

2) M: Seigers

3) „unwiederbringlich versäumt" fehlt in M.

Egmont naht, kann er Dir [1]) nicht zum zweiten Mal sich liefern! — Hört!

Ferdinand und Silva treten eilig herbei.

Ihr thut, was ich befahl; ich ändre meinen Willen nicht. Ich halte, wie es gehen will, Egmont auf, bis Du mir von Silva die Nachricht gebracht hast. Dann bleib in der Nähe! Auch Dir raubt das Geschick das große Verdienst, des Königs größten Feind mit eigner Hand gefangen zu haben. (Zu Silva.) Eile! (Zu Ferdinand.) Geh ihm entgegen! (Alba bleibt einige Augenblicke allein und geht schweigend auf und ab.)

Siebenter Auftritt.[2])

Egmont [tritt auf]. Alba.

Egmont. Ich komme, die Befehle des Königs zu vernehmen, zu hören, welchen Dienst er von unserer Treue verlangt, die ihm ewig ergeben bleibt.

Alba. Er wünscht vor allen Dingen Euern Rath zu hören.

Egmont. Ueber welchen Gegenstand? Kommt Oranien auch? Ich vermuthete ihn hier.

Alba. Mir thut es leid, daß er uns eben in dieser wichtigen Stunde fehlt. Euern Rath, Eure Meinung wünscht der König, wie diese Staaten wieder zu befriedigen. Ja, er hofft, Ihr werdet kräftig mitwirken, diese Unruhen zu stillen und die Ordnung der Provinzen völlig und dauerhaft zu gründen.

Egmont. Ihr könnt besser wissen als ich, daß schon Alles genug beruhigt ist, ja, noch mehr beruhigt war, eh die Erscheinung der neuen Soldaten wieder mit Furcht und Sorge die Gemüther bewegte.

Alba. Ihr scheint andeuten zu wollen, das Räthlichste sei gewesen, wenn der König mich gar nicht in den Fall gesetzt hätte, Euch zu fragen.

Egmont. Verzeiht! Ob der König das Heer hätte schicken sollen, ob nicht vielmehr die Macht seiner majestätischen Gegenwart allein stärker gewirkt hätte, ist meine Sache nicht zu beurtheilen. Das Heer ist da, er nicht. Wir aber müßten sehr undankbar, sehr vergessen sein, wenn wir uns nicht erinnerten, was wir der Regentin schuldig sind. Bekennen wir! Sie brachte durch ihr so kluges als tapferes Betragen die Aufrührer [mit Gewalt

1) M: mir

2) M: Achtzehnter Auftritt (II. Aufz.).

und Ansehn, mit Ueberredung und List] zur Ruhe und führte zum Erstaunen der Welt ein rebellisches Volk in wenigen Monaten zu seiner Pflicht zurück.

Alba. Ich leugne es nicht. Der Tumult ist gestillt, und Jeder scheint in die Grenzen des Gehorsams zurückgebannt. Aber hängt es nicht von eines Jeden Willkür ab, sie zu verlassen? Wer will das Volk hindern, loszubrechen? [Wo ist die Macht, sie abzuhalten?] Wer bürgt uns, daß sie sich ferner treu und unterthänig zeigen werden? Ihr guter Wille ist alles Pfand, das wir haben.

Egmont. Und ist der gute Wille eines Volks nicht das sicherste, das edelste Pfand?[1]) Bei Gott! Wann darf sich ein König sicherer halten, als wenn sie Alle für Einen, Einer für Alle stehn? [Sicherer gegen innere und äußere Feinde?]

Alba. Wir werden uns doch nicht überreden sollen, daß es in den Niederlanden [jetzt hier] so steht?[2])

Egmont. Der König schreibe einen General-Pardon aus, er beruhige die Gemüther, und bald wird man sehen, wie Treue und Liebe mit dem Zutrauen wieder zurückkehrt.

Alba. Und Jeder, der die Majestät des Königs, der das Heiligthum der Religion geschändet, ginge frei und ledig hin und wieder, lebte den Andern zum bereiten Beispiel, daß ungeheure Verbrechen straflos sind!

[Egmont. Und ist ein Verbrechen des Unsinns, der Trunkenheit, nicht eher zu entschuldigen, als grausam zu bestrafen? Besonders wo so sichre Hoffnung, wo Gewißheit ist, daß die Uebel nicht wiederkehren werden? Waren Könige darum nicht sicherer? Werden sie nicht von Welt und Nachwelt gepriesen, die eine Beleidigung ihrer Würde vergeben, bedauern, verachten konnten? Werden sie nicht eben deswegen Gott gleich gehalten, der viel zu groß ist, als daß an ihn jede Lästerung reichen sollte?

Alba. Und eben darum soll der König für die Würde Gottes und der Religion, wir sollen für das Ansehn des Königs streiten. Was der Obere abzulehnen verschmäht, ist unsere Pflicht, zu rächen.] Ungestraft soll, wenn ich rathe, kein Schuldiger sich freuen.

Egmont. Glaubst Du, daß Du sie Alle erreichen wirst? Hört man nicht täglich, daß die Furcht [sie hie- und dahin,] sie aus dem Lande treibt? Die Reichsten werden ihre Güter, sich, ihre Kinder und Freunde flüchten; der Arme wird seine nützlichen Hände dem Nachbar zubringen.

Alba. Sie werden, wenn man sie nicht verhindern kann. Darum verlangt der König Rath und That von jedem Fürsten,

---

1) M: nicht ein sicheres, edles Pfand?

2) M: daß es jetzt in den Niederlanden so steht?

Ernst von jedem Statthalter, nicht nur Erzählung, wie es ist, was werden könnte, wenn man Alles gehen ließe, wie's geht. Einem großen Uebel zusehen, sich mit Hoffnung[1]) schmeicheln, der Zeit vertrauen, etwa einmal dreinschlagen wie im Fastnachtsspiel, daß es klatscht und man doch etwas zu thun scheint, wenn man nichts thun möchte, — heißt das nicht, sich verdächtig machen, als sehe man dem Aufruhr mit Vergnügen zu, den man nicht erregen, wol aber hegen möchte?

Egmont (im Begriff aufzufahren, nimmt sich zusammen und spricht nach einer kleinen Pause gesetzt). Nicht jede Absicht ist offenbar, und manches Mannes Absicht ist zu mißdeuten. Muß man doch auch von allen Seiten hören, es sei des Königs Absicht[2]) weniger, die Provinzen nach einförmigen und klaren Gesetzen zu regieren, [die Majestät der Religion zu sichern und einen allgemeinen Frieden seinem Volke zu geben,] als vielmehr sie unbedingt zu unterjochen, sie ihrer alten Rechte zu berauben, sich Meister von ihren Besitzthümern zu machen, die schönen Rechte des Adels einzuschränken, um derentwillen der Edle allein dem Könige [ihm dienen, ihm] Leib und Leben widmen mag. Die Religion, sagt man, sei nur ein prächtiger Teppich, hinter dem man jeden gefährlichen Anschlag nur desto leichter ausdenkt. Das Volk liegt auf den Knieen, betet die heiligen gewirkten Zeichen an, und hinten lauscht der Vogelsteller, der sie berücken will.

Alba. Das muß ich von Dir hören?

Egmont. Nicht meine Gesinnungen! Nur was bald hier, bald da, von Großen und von Kleinen, Klugen und Thoren gesprochen, laut verbreitet wird. Die Niederländer fürchten ein doppeltes Joch, und wer bürgt ihnen für ihre Freiheit?

Alba. Freiheit? Ein schönes Wort, wer's recht verstände. Was wollen sie für Freiheit? Was ist des Freiesten Freiheit? — Recht zu thun! — Und daran wird sie der König nicht hindern. Nein, nein! Sie glauben sich nicht frei, wenn sie sich nicht selbst und Andern schaden können. Wäre es nicht besser, abzudanken, als ein solches Volk zu regieren? [Wenn auswärtige Feinde drängen, an die kein Bürger denkt, der mit dem Nächsten nur beschäftigt ist, und der König verlangt Beistand, dann werden sie uneins unter sich und verschwören sich gleichsam mit ihren Feinden.] Weit besser ist's, sie einzuengen, daß man sie wie Kinder halten, wie Kinder zu ihrem Besten leiten kann. [Glaube nur, ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindisch,

1) M: Hoffnungen
2) M: sei die spanische Absicht

Egmont. Wie selten kommt ein König zu Verstand! Und sollen sich Viele nicht lieber Vielen vertrauen als Einem? Und nicht einmal dem Einen, sondern den Wenigen des Einen, dem Volke, das an den Blicken seines Herrn altert. Das hat wol allein das Recht, klug zu werden.

Alba. Vielleicht eben darum, weil es sich nicht selbst überlassen ist.]

Egmont. [Und darum Niemand gern sich selbst überlassen möchte.] Man thue, was man will; ich habe auf Deine Frage geantwortet und wiederhole: Es geht nicht! Es kann nicht gehen! Ich kenne meine Landsleute. Es sind Männer, werth, Gottes Boden zu betreten, ein Jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, [fähig,][1]) treu, an alten Sitten hangend. Schwer ist's, ihr Zutrauen zu verdienen, leicht, zu erhalten. Starr und fest! Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken.

Alba (der sich indeß einigemal umgesehen hat). Solltest Du das Alles in des Königs Gegenwart wiederholen?

Egmont. [Desto schlimmer, wenn mich seine Gegenwart abschreckte!] Gut [Desto besser] für ihn, für sein Volk, wenn er mir Muth machte, [wenn er mir Zutrauen einflößte,] noch weit mehr zu sagen.

[2]) Alba. Was nützlich ist, kann ich hören wie er.

Egmont. Ich würde ihm sagen: Leicht kann der Hirt eine ganze Heerde Schafe vor sich hintreiben, der Stier zieht seinen Pflug ohne Widerstand; aber dem edeln Pferde, das Du reiten willst, mußt Du seine Gedanken ablernen, Du mußt nichts Unkluges, nichts unklug von ihm verlangen. Darum wünscht der Bürger seine alte Verfassung zu behalten, von seinen Landsleuten regiert zu sein, weil er weiß, wie er geführt wird, weil er von ihnen Uneigennutz, Theilnehmung an seinem Schicksal hoffen kann.

Alba. Und sollte der Regent nicht Macht haben, dieses alte Herkommen zu verändern? Und sollte nicht eben dies sein schönstes Vorrecht sein? [Was ist bleibend auf dieser Welt? Und sollte eine Staatseinrichtung bleiben können? Muß nicht in einer Zeitfolge jedes Verhältniß sich verändern und eben darum eine alte Verfassung die Ursache von tausend Uebeln werden, weil sie den gegenwärtigen Zustand des Volkes nicht umfaßt?] Ich fürchte, diese alten Rechte sind darum so angenehm, weil sie Schlupfwinkel bilden, in welchen der Kluge, der Mächtige zum Schaden des Volks, zum Schaden des Ganzen sich verbergen oder durchschleichen kann.

Egmont. [Und diese willkürlichen Veränderungen, diese unbeschränkten Eingriffe der höchsten Gewalt, sind sie nicht Vorboten, daß Einer thun will, was Tausende nicht thun sollen? Er will sich allein frei machen, um jeden seiner

---

1) „fähig“ in M nicht gestrichen.

2) In M ist dieser Theil der Scene von hier ab bis S. 488, Zeile 9, „Schritte macht“, gestrichen.

Wünsche befriedigen, jeden seiner Gedanken ausführen zu können.] Und wenn wir uns ihm, einem guten, weisen Könige, ganz vertrauten, sagt er uns für seine Stellvertreter [Nachkommen] gut, daß keiner ohne Rücksicht, ohne Schonung regieren werde? Wer rettet uns [alsdann] vor [von] völliger Willkür, wenn er uns seine Diener, Fremde [seine Nächsten] sendet, die ohne Kenntniß des Landes und seiner Bedürfnisse nach Belieben schalten und walten, keinen Widerstand finden und sich von jeder Verantwortung frei wissen?

Alba (der sich indeß wieder umgesehen hat). Es ist nichts natürlicher, als daß ein König durch sich zu herrschen gedenkt und Denen seine Befehle am Liebsten aufträgt, die ihn am Besten verstehen, verstehen wollen, die seinen Willen unbedingt ausrichten.

Egmont. Und ebenso natürlich ist's, daß der Bürger von Dem regiert sein will, der mit ihm geboren und erzogen ist, der gleichen Begriff mit ihm von Recht und Unrecht gefaßt hat, den er als seinen Bruder ansehen kann.

Alba. Und doch hat der Adel mit diesen seinen Brüdern sehr ungleich getheilt.

Egmont. Das ist vor Jahrhunderten geschehen und wird jetzt ohne Neid geduldet. Würden aber neue Menschen ohne Noth gesendet, die sich zum zweiten Male auf Unkosten der Nation bereichern wollten, sähe man sich einer strengen, kühnen, unbedingten Habsucht ausgesetzt, das würde eine Gährung machen, die sich nicht leicht in sich selbst auflöste.

Alba. Du sagst mir, was ich nicht hören sollte; auch ich bin fremd.

Egmont. Daß ich Dir's sage, zeigt Dir, daß ich Dich nicht meine.

Alba. Und auch so wünscht' ich es nicht von Dir zu hören. Der König sandte mich mit Hoffnung, daß ich hier den Beistand des Adels finden würde. Der König *will* seinen Willen. Der König hat nach tiefer Ueberlegung gesehen, was dem Volke frommt; es kann nicht bleiben und gehen wie bisher. Des Königs Absicht ist, sie selbst zu ihrem eignen Besten einzuschränken, ihr eigenes Heil, wenn's sein muß, ihnen aufzudringen, die schädlichen Bürger aufzuopfern, damit die übrigen Ruhe finden, des Glücks einer weisen Regierung genießen können. Dies ist sein Entschluß; diesen dem Adel kund zu machen, habe ich Befehl; und Rath verlang' ich in seinem Namen, *wie* es zu thun sei, nicht *was*; denn das hat *er* beschlossen.

Egmont. Leider rechtfertigen Deine Worte die Furcht des Volks, die allgemeine Furcht! [So hat er denn beschlossen, was kein Fürst

beschließen sollte. Die Kraft seines Volks, ihr Gemüth, den Begriff, den sie von sich selbst haben, will er schwächen, niederdrücken, zerstören, um sie bequem regieren zu können.] Man [Er] will den innern Kern der Eigenheit des Volks [ihrer Eigenheit] verderben; gewiß in der Absicht, es [sie] glücklicher zu machen. Man [Er] will es [sie] vernichten, damit es [sie] etwas werde [werden], ein ander Etwas. O, wenn seine Absicht gut ist, so wird sie mißgeleitet. Nicht dem Könige widersetzt man sich; man stellt sich nur dem Könige entgegen, der, einen falschen Weg zu wandeln, die ersten unglücklichen Schritte macht.

Alba. Wie Du gesinnt bist, scheint es ein vergeblicher Versuch, uns vereinigen zu wollen. Du denkst gering vom Könige und verächtlich von seinen Räthen, wenn Du zweifelst, das Alles sei nicht schon gedacht, geprüft, gewogen worden. Ich habe keinen Auftrag, jedes Für und Wider noch einmal durchzugehen. Gehorsam fordre ich von dem Volke: — und von Euch, Ihr Ersten, Edelsten, Rath und That als Bürgen dieser unbedingten Pflicht.

Egmont. Fordre unsre Häupter, so ist es auf einmal gethan. Ob sich der Nacken diesem Joche biegen, ob er sich vor dem Beile ducken soll, kann einer edeln Seele gleich sein. Umsonst hab' ich so viel gesprochen;[1]) die Luft hab' ich erschüttert, weiter nichts gewonnen.

Achter Auftritt.[2])

Ferdinand. Vorige.

Ferdinand [(kommt)]. Verzeiht, daß ich Euer Gespräch unterbreche! Hier ist ein Brief, dessen Ueberbringer die Antwort dringend macht.

Alba. Erlaubt mir, daß ich sehe, was er enthält! (Tritt an die Seite.)

Ferdinand (zu Egmont). Es ist ein schönes Pferd, das Eure Leute gebracht haben, Euch abzuholen.

Egmont. Es ist nicht das schlimmste. Ich hab' es schon eine Weile; ich denk' es wegzugeben. Wenn es Euch gefällt, so werden wir vielleicht des Handels[3]) einig.

Ferdinand. Gut, wir wollen sehn.

---

1) M: hab' ich gesprochen;
2) M: Neunzehnter Auftritt (II. Aufz.).
3) M: vielleicht Handels

Alba (winkt seinem Sohne, der sich in den Grund zurückzieht).

Egmont. Lebt wohl! Entlaßt mich! Denn ich wüßte, bei Gott, nicht mehr zu sagen.

Alba. Glücklich hat Dich der Zufall verhindert, Deinen Sinn noch weiter[1] zu verrathen. Unvorsichtig entwickelst Du die Falten Deines Herzens und klagst Dich selbst weit strenger an, als ein Widersacher gehässig thun könnte.

Egmont. Dieser Vorwurf rührt mich nicht; ich kenne mich selbst genug und weiß, wie ich dem König angehöre, weit mehr als Viele, die in seinem Dienst sich selber dienen. Ungern scheid' ich aus diesem Streite, ohne ihn beigelegt zu sehen, und wünsche nur, daß uns der Dienst des Herrn, das Wohl des Landes bald vereinigen möge. Es wirkt vielleicht ein wiederholtes Gespräch, die Gegenwart der übrigen Fürsten, die heute fehlen, in einem glücklichern Augenblick, was heut unmöglich scheint. Mit dieser Hoffnung entfern' ich mich.

Neunter Auftritt.[2]

Soldaten. Vorige.

[3]Alba (der zugleich seinem Sohn Ferdinand ein Zeichen giebt). Halt, Egmont! — Deinen Degen! — (Die Mittelthür öffnet sich, man sieht die Galerie mit Wache besetzt, die unbeweglich bleibt.)

Egmont (der staunend eine Weile geschwiegen). Dies war die Absicht? Dazu hast Du mich berufen? (Nach dem Degen greifend, als wenn er sich vertheidigen wollte.) Bin ich denn wehrlos?

Alba. Der König befiehlt's, Du bist mein Gefangener. (Zugleich treten von beiden Seiten Gewaffnete herein.)

[4]Egmont (nach einer Stille). Der König? — Oranien! Oranien! (Nach einer Pause seinen Degen hingebend.) So nimm ihn! Er hat weit öfter des Königs Sache vertheidigt, als diese Brust beschützt. (Er geht durch die Mittelthür ab; die Gewaff-

---

1) M: Sinn noch mehr

2) S. die beiden folgenden Noten.

3) Ist in M von hier ab bis „Gewaffnete herein" noch dem Neunzehnten Auftritt (II. Aufz.) zugetheilt.

4) Diese Worte Egmont's und die damit verbundene Handlung bilden in M den Zwanzigsten Auftritt (Aufz. II.).

neten, die im Zimmer sind, folgen ihm, ingleichen Alba's Sohn. Alba bleibt stehen. [(Der Vorhang fällt.)]

[Fünfter Aufzug.]

Straße. Dämmerung.

Zehnter Auftritt. [1])

Brackenburg (allein). So ist es denn gewiss, was ich gefürchtet! Sie liebet ihn — ihn! Ich bin ihr nichts. Die Angst um ihn entriss ihr heute das Geheimniss. Graf Egmont ist der einzige Theure, der Beglückte, und ich — kann ich die Ungetreue hassen — ihr entsagen? Ach! — nein — ich kann — ich kann es nicht. Unruhvoll verliess sie diesen Morgen ihre Wohnung. Von ferne folgt' ich ihr; es trieb sie nach dem Schlosse, zu sehen, was mit Egmont würde, zu warten, bis er gerettet wiederkehrte! — Unglückliche, er kehrt nicht mehr zurück. Ich weiss, dass er gefangen ist. Auch Richard, sein geheimer Schreiber, ist's; ich selbst sah ihn gefangen fortgeführt! — Was wird ihr Schicksal sein? Horch! Ist das nicht — Gott, das ist ihre Stimme!

Elfter Auftritt. [2])

Klärchen, begleitet von Zimmermeister und noch zwei Bürgern. Brackenburg. [Bürger.]

Klärchen (die ersten Worte noch ausserhalb der Scene). Dort führten sie ihn hin! — Kommt nur! Wir holen ihn noch ein — befreien ihn! Ruft nur geschwind die Bürger aus den Häusern!

Zimmermeister. Was kommt dem Mädchen an? [3]) Was will sie? Von wem spricht sie?

---

1) M: Einundzwanzigster Auftritt (II. Aufz.).

2) M: Zweiundzwanzigster Auftritt (II. Aufz.).

3) M: Mädchen ein?

Brackenburg. Liebchen, um Gottes willen, was nimmst Du vor?

Klärchen. Komm mit, Brackenburg! Du mußt die Menschen nicht kennen; wir befreien ihn gewiß. Denn was gleicht ihrer Liebe zu ihm? Jeder fühlt, ich schwöre es, in sich die brennende[1]) Begier, ihn zu retten, die Gefahr von einem kostbaren Leben abzuwenden und[2]) dem Freiesten die Freiheit wiederzugeben. Komm! Es fehlt nur an der Stimme, die sie zusammenruft. In ihrer Seele lebt noch ganz frisch, was sie ihm schuldig sind [, und daß sein mächtiger Arm allein von ihnen das Verderben abhält, wissen sie]. Um seinet- und ihretwillen[3]) müssen sie Alles wagen. Und was wagen wir? Zum Höchsten unser Leben, das zu erhalten nicht der Mühe werth ist, wenn er umkommt.

Brackenburg. Unglückliche! Du siehst nicht die Gewalt, die uns mit ehernen Banden gefesselt hat.

Klärchen. Sie scheint mir nicht unüberwindlich. Laß uns nicht lang vergebliche Worte wechseln! Hier kommen von den alten, redlichen, wackern Männern! Hört, Freunde! Nachbarn, hört! — Sagt, wie ist es mit Egmont?

Zwölfter Auftritt.[4])

Jetter. Soest. Vorige.

Zimmermeister. Was will das Kind? Laß sie schweigen!

Klärchen. Tretet näher, daß wir sachte reden, bis wir einig sind und stärker. Wir dürfen nicht einen Augenblick versäumen! Die freche Tyrannei, die es wagt, ihn zu fesseln, zuckt schon den Dolch, ihn zu ermorden. O Freunde, mit jedem Schritt der Dämmerung werd' ich ängstlicher. Ich fürchte diese Nacht. Kommt! Wir wollen uns theilen; mit schnellem Lauf von Quartier zu Quartier rufen wir die Bürger heraus. Ein Jeder greife zu seinen alten Waffen! Auf dem Markte treffen wir uns wieder, und unser Strom reißt einen Jeden mit sich fort. Die Feinde sehen sich umringt und überschwemmt und sind erdrückt. Was kann uns eine Handvoll Knechte widerstehen? Und er in unsrer Mitte

---

1) M: brennendste

2) „Die Gefahr von einem kostbaren Leben abzuwenden und" in M gestrichen.

3) M: Um seinetwillen, um ihretwillen

4) M: Dreiundzwanzigster Auftritt (II. Aufz.),

kehrt zurück, sieht sich befreit und kann uns einmal danken — uns, die wir ihm so tief verschuldet worden. Er sieht vielleicht — gewiß, er sieht das Morgenroth am freien Himmel wieder.

Zimmermeister. Wie[1]) ist Dir, Mädchen?

Soest.[2]) Von wem ist denn die Rede?

Klärchen. Könnt Ihr mich mißverstehen? Vom Grafen sprech' ich! Ich spreche von Egmont!

Soest[3]) [Jetter]. Nennt den Namen nicht! Er ist tödtlich.

Klärchen. Den Namen nicht! Wie? Nicht diesen Namen? Wer nennt ihn nicht bei jeder Gelegenheit? Wo steht er nicht geschrieben? In diesen Sternen hab' ich oft mit allen seinen Zügen [Lettern] ihn gelesen. Nicht nennen? Was soll das? Freunde! Gute, theure Nachbarn, Ihr träumt; besinnt Euch! Seht mich nicht so starr und ängstlich an! [Blickt nicht schüchtern hie und da beiseite!] Ich ruf' Euch ja nur zu, was Jeder wünscht. Ist meine Stimme nicht Eures Herzens eigene Stimme? [Wer würfe sich in dieser bangen Nacht, eh er sein unruhvolles Bette besteigt, nicht auf die Kniee, ihn mit ernstlichem Gebet vom Himmel zu erringen?] Fragt Euch einander! Frage Jeder sich selbst! Und wer spricht mir nicht nach: „Egmont's Freiheit[4]) oder den Tod!"

Soest [Jetter].[5]) Gott bewahr' uns! Da giebt's ein Unglück.

Klärchen. [Bleibt, bleibt und drückt Euch nicht vor seinem Namen weg, dem Ihr Euch sonst so froh entgegendrängtet!] — Sonst[6]) wenn der Ruf ihn ankündigte, wenn es hieß: „Egmont kommt! Er kommt von Gent", da hielten die Bewohner der Straßen sich glücklich, durch die er reiten mußte. Und wenn Ihr seine Pferde schallen hörtet, warf Jeder seine Arbeit hin, und über die bekümmerten Gesichter, die Ihr durchs Fenster stecktet, fuhr wie ein Sonnenstrahl von seinem Angesichte ein Blick der Freude und Hoffnung. Da hobt Ihr Eure Kinder auf der Thürschwelle in die Höhe und deutetet ihnen: „Sieh, das ist Egmont, der Größte da! Er ist's! Er ist's, von dem Ihr bessere Zeiten, als Eure armen Väter lebten, einst zu erwarten habt." Laßt Eure Kinder

---

1) M: Was
2) M: Jetter.
3) M: Soest und Jetter.
4) M: Befreiung
5) M: Jetter.
6) M: Sonst, sonst

nicht dereinst Euch fragen: „Wo ist er hin? Wo sind die Zeiten hin, die Ihr verspracht?" — [1]) Und so wechseln wir Worte, sind müssig, verrathen ihn!

Soest. Schämt Euch, Brackenburg! Laßt sie nicht gewähren! Steuert dem Unheil!

Brackenburg. Liebes Klärchen, wir wollen gehen! Was wird die Mutter sagen? Vielleicht —

[2]) Klärchen. Meinst Du, ich sei ein Kind [oder wahnsinnig]? Was kann vielleicht? — Von dieser schrecklichen Gewißheit bringst Du mich mit keiner Hoffnung weg. — Ihr sollt mich hören, und Ihr werdet; denn ich seh's, Ihr seid bestürzt und könnt Euch selbst in Euerm Busen nicht wiederfinden. Laßt durch die gegenwärtige Gefahr nur einen Blick in das Vergangne dringen, das kurz Vergangne! Denkt an die [Wendet Eure Gedanken nach der] Zukunft! Könnt Ihr denn leben, werdet Ihr, wenn er zu Grunde geht? [Mit seinem Athem flieht der letzte Hauch der Freiheit.] Was war er Euch? Für wen übergab er sich der dringendsten Gefahr? Seine Wunden flossen und heilten nur für Euch. Die große Seele, die Euch Alle trug, beschränkt ein Kerker, und Schauer tückisches Mordes schweben um sie her. Er denkt vielleicht an Euch, er hofft auf Euch, er, der nur zu geben, nur zu erfüllen gewohnt war.

Zimmermeister. Nachbar [Gevatter], [3]) kommt!

Klärchen. Und ich habe nicht Arme, nicht Mark wie Ihr; doch hab' ich, was Euch Allen eben fehlt, Muth und Verachtung der Gefahr. Könnt' Euch mein Athem doch entzünden! Könnt' ich an meinem Herzen [meinen Busen drückend] Euch erwärmen und beleben! Kommt! In Eurer Mitte will ich gehen! — Wie eine Fahne, die zwar selbst wehrlos ein edles Heer von Kriegern wehend anführt, so soll mein Geist um Eure Häupter flammen und [Liebe und Muth] das schwankende, zerstreute Volk zu einem fürchterlichen Heer vereinigen!

Soest. [4]) [Jetter]. Schaff sie bei Seite, sie dauert mich.

(Bürger ab.)

---

1) Von hier ab bis „verrathen ihn" in M gestrichen.

2) Diese ganze Rede Klärchens bis „gewohnt war" in M gestrichen.

3) M: Gevatter,

4) M: Jetter

Dreizehnter Auftritt.[1])

Brackenburg. Klärchen.

Brackenburg. Klärchen, siehst Du nicht, wo wir sind?

Klärchen. Wo? Unter dem Himmel, der so oft sich herrlicher zu wölben schien, wenn der Edle unter ihm herging. Aus diesen Fenstern haben sie herausgesehn, vier, fünf Köpfe über einander; an diesen Thüren haben sie gescharrt und genickt, wenn er auf die Memmen herabsah. O, ich hatte sie so lieb, wie sie ihn ehrten! Wäre er[2]) Tyrann gewesen, möchten sie immer vor seinem Falle seitwärts gehn! Aber sie liebten ihn! — O Ihr Hände, die Ihr an die Mützen grifft, zum Schwert könnt Ihr nicht greifen — Brackenburg, und wir? — Schelten wir sie? — Diese Arme, die ihn so oft festhielten, was thun sie für ihn? — List hat in der Welt so viel erreicht — Du kennst Wege und Stege, kennst das alte Schloß. Es ist nichts unmöglich; gieb mir einen Anschlag!

Brackenburg. Wenn wir nach Hause gingen!

Klärchen. Gut.

Brackenburg. Dort an der Ecke seh' ich Alba's Wache; laß doch die Stimme der Vernunft Dir zu Herzen dringen! Hältst Du mich für feig? Glaubst Du nicht, daß ich um Deinetwillen sterben könnte? Hier sind wir Beide wahnsinnig [toll], ich so gut wie Du. Siehst Du nicht das Unmögliche? Wenn Du Dich faßtest! Du bist außer Dir.

[Klärchen. Außer mir! Abscheulich! Brackenburg, Ihr seid außer Euch. Da Ihr laut den Helden verehrtet, ihn Freund und Schutz und Hoffnung nanntet, ihm Vivat rieft, wenn er kam, da stand ich in meinem Winkel, schob das Fenster halb auf, verbarg mich lauschend, und das Herz schlug mir höher als Euch Allen. Jetzt schlägt mir's wieder höher als Euch Allen! Ihr verbergt Euch, da es Noth ist, verleugnet ihn und fühlt nicht, daß Ihr untergeht, wenn er verdirbt.

Brackenburg.] Komm nach Hause!

Klärchen.[3]) Nach Hause?

Brackenburg. Besinne Dich nur! Sieh Dich um! Dies sind die Straßen, die Du nur sonntäglich betratst, durch die Du sittsam nach der Kirche gingst, wo Du übertrieben-ehrbar zürntest, wenn ich mit einem freundlichen grüßenden Wort mich zu Dir

---

1) M: Vierundzwanzigster Auftritt (II. Aufz.).

2) M: er ein

3) M: (Noch immer wie im Traum).

gesellte. Du stehst und redest, handelst vor den Augen der offnen Welt; besinne Dich, Liebe, wozu hilft es uns?

Klärchen (wie aus einem Traume erwachend). Nach Hause! Ja, ich besinne mich. Komm, Brackenburg, nach Hause! Weißt Du, wo meine Heimath ist? (Ab.)

Bemerkung des Herausgebers. Die den vorstehenden ersten drei Scenen aus Goethe's fünftem Aufzug dort folgende Gefängnißscene ist in Schiller's Bearbeitung an eine spätere Stelle gesetzt und bildet daselbst den vierten Auftritt des letzten (V.) Aufzuges. (S. dieselbe S. 501—503, Nr. 7.)

Fünfter[1]) Aufzug.*)

Klärchens Haus.

Erster Auftritt.

Klärchen kommt mit einer Lampe und einem Glas Wasser aus der Kammer; sie setzt das Glas auf den Tisch und tritt ans Fenster.

Klärchen. Brackenburg? Seid Ihr's? — Was hört' ich denn? Noch Niemand? Es war Niemand! Ich will die Lampe[2]) ins Fenster setzen, daß er sieht, ich wache noch, ich warte noch auf ihn. Er hat mir Nachricht versprochen. Nachricht? Entsetzliche Gewißheit! — [3]) Egmont verurtheilt! — Welch Gericht darf ihn fordern? Und sie verdammen ihn! [Der König verdammt ihn? Oder der Herzog?] Und die Regentin entzieht sich! Oranien zaudert und alle seine Freunde! — — Ist dies die Welt, von deren Wankelmuth [, Unzuverlässigkeit] ich viel gehört und nichts empfunden habe? Ist dies die Welt? — [Wer wäre bös genug, den Theuern anzufeinden? Wäre Bosheit mächtig genug, den allgemein Erkannten schnell zu stürzen? Doch ist es so — es ist!] — O Egmont, sicher hielt ich Dich vor Gott und Menschen wie in meinen Armen! — Was war ich Dir? Du hast mich Dein genannt, mein ganzes Leben widmete ich Deinem Leben. — Was bin ich nun? Vergebens streck' ich nach der Schlinge, die Dich faßt, die Hand aus. Du hilflos, und ich frei! — Hier ist der Schlüssel zu meiner Thür. An meiner Willkür hängt mein Gehen und mein Kommen, und Dir bin ich zu nichts!

---

1) M: Dritter Aufzug.

2) M: das Licht

3) Von hier bis „Ist dies die Welt?" (Zeile 15) in M gestrichen.

*) Die Anfangsscenen von Goethe's V. Aufzug bilden in Schiller's Bearbeitung die Auftritte 11 bis 13 des vorigen (IV.) Aufzugs.

— — O bindet mich, damit ich nicht verzweifle, und werft mich in den tiefsten Kerker, daß ich das Haupt an feuchte Mauern schlage, nach Rettung [Freiheit] winsʼle, träume, wie ich ihm helfen wollte, wenn Fesseln mich nicht lähmten, wie ich ihm helfen würde! — Nun bin ich frei, und in der Freiheit liegt die Angst der Ohnmacht. — [Mir selbst bewußt, nicht fähig, ein Glied nach seiner Hilfe zu rühren!] [1]) Ach [leider], auch [2]) der [kleine] kleinste Theil von Deinem Wesen, Dein Klärchen, ist wie Du gefangen und regt getrennt im Todeskrampfe nur die letzten Kräfte! — Ich höre schleichen, husten — Brackenburg — er istʼs! — Elender guter Mann, Dein Schicksal bleibt sich immer gleich; Dein Liebchen öffnet Dir die nächtliche Thür, und ach, zu welch unseliger Zusammenkunft!

Zweiter Auftritt.

Brackenburg [tritt auf]. Klärchen.

Klärchen. Du kommst so bleich und schüchtern, Brackenburg! Was istʼs?

Brackenburg. Durch Umwege und Gefahren suchʼ ich Dich auf. Die großen Straßen sind besetzt, durch Gäßchen und durch Winkel habʼ ich mich zu Dir gestohlen.

Klärchen. Erzähl, wie istʼs?

Brackenburg (indem er sich setzt). Ach Klärchen, laß mich weinen! Ich liebtʼ ihn nicht. Er war der reiche Mann und lockte des Armen einziges Schaf zur bessern Weide herüber. Ich habʼ ihn nie verflucht; Gott hat mich treu geschaffen und weich. In Schmerzen floß mein Leben von mir nieder, und zu verschmachten hofftʼ ich jeden Tag.

Klärchen. Vergiß das, Brackenburg! Vergiß Dich selbst! Sprich mir von ihm! Istʼs wahr? Ist er verurtheilt?

Brackenburg. Er istʼs! Ich weiß es ganz genau.

Klärchen. Und lebt noch?

Brackenburg. Ja, er lebt noch.

Klärchen. Wie willst Du das versichern? — Die Tyrannei ermordet in der Nacht den Herrlichen! Vor allen Augen verborgen fließt sein Blut. Aengstlich im Schlafe liegt das betäubte Volk und träumt von Rettung, träumt seines [ihres] [3]) ohn-

1) „Mir selbst" bis „rühren" in M nicht gestrichen.

2) M: Ach leider, auch

3) M: ihres

mächtigen Wunsches Erfüllung, indeß unwillig über uns sein Geist die Welt verläßt. Er ist dahin! — Täusche mich nicht, Dich nicht!

Brackenburg. Nein, gewiß, er lebt! — Und leider, es bereitet der Spanier dem Volke, das er zertreten will, ein fürchterliches Schauspiel, gewaltsam jedes Herz, das noch unsere alte Verfassung [1]) liebt [nach Freiheit sich regt], auf ewig zu zerknirschen.

Klärchen. Fahre fort und sprich gelassen auch mein Todesurtheil aus! Ich wandle den seligen Gefilden schon näher und näher, mir weht der Trost aus jenen Gegenden des Friedens schon herüber. Sag an!

Brackenburg. Ich konnt' es an den Wachen merken, aus [2]) Reden, die bald da, bald dort fielen, daß auf dem Markte geheimnißvoll ein Schreckniß zubereitet werde. Ich schlich durch Seitenwege, durch bekannte Gänge nach meines Vettern Hause und sah aus einem Hinterfenster nach dem Markte. — Es wehten Fackeln in einem weiten Kreise spanischer Soldaten hin und wieder. Ich schärfte mein ungewohntes Auge, und aus der Nacht stieg mir ein schwarzes Gerüst entgegen, geräumig, hoch; mir grauste vor dem Anblick. Geschäftig waren Viele ringsumher bemüht, was noch von Holzwerk weiß und sichtbar war, mit schwarzem Tuch einhüllend zu verkleiden. Die Treppen deckten sie zuletzt auch schwarz; ich sah es wohl. Sie schienen die Weihe eines gräßlichen Opfers vorbereitend zu begehen. Ein weißes Crucifix, das durch die Nacht wie Silber blinkte, ward an der einen Seite hoch aufgesteckt. Ich sah, und sah die schreckliche Gewißheit immer gewisser. Noch wankten Fackeln hie und da herum; allmählig wichen sie und erloschen. Auf einmal war die scheußliche Geburt der Nacht in ihrer Mutter Schooß zurückgekehrt.

Klärchen. Still, Brackenburg! Nun still! Laß diese Hülle auf meiner Seele ruhn! [Verschwunden sind die Gespenster, und Du, holde Nacht, leih Deinen Mantel der Erde, die in sich gährt! Sie trägt nicht länger die abscheuliche Last, reißt ihre tiefen Spalten grausend auf und knirscht das Mordgerüst hinunter. Und irgend einen Engel sendet der Gott, den sie zum Zeugen ihrer Wuth geschändet; vor des Boten heiliger Berührung lösen sich Riegel und Bande, und er umgießt den Freund mit mildem Schimmer; er führt ihn durch die Nacht zur Freiheit sanft und still. Und auch mein Weg geht heimlich in dieser Dunkelheit, ihm zu begegnen.

Brackenburg (sie aufhaltend). Mein Kind, wohin? Was wagst Du?

Klärchen. Leise, Lieber, daß Niemand erwache, daß wir uns selbst nicht wecken!] Kennst Du dies Fläschchen, Brackenburg? Ich nahm

1) M: das unsere Verfassung

2) M: an den

Dir's scherzend, als Du mit übereiltem Tod einst [oft] ungeduldig drohtest. — Und nun, mein Freund —

Brackenburg. In aller Heiligen Namen! —

Klärchen. Du hinderst nichts. Tod ist mein Theil! Und gönne mir den sanften, schnellen Tod, den Du mir [Dir][1]) selbst bereitetest! Gieb mir Deine Hand! — Im Augenblick, da ich die dunkle Pforte eröffne, aus der kein Rückweg ist, könnt' ich mit diesem Händedruck Dir sagen, wie sehr ich Dich geliebt, wie sehr ich Dich bejammert. Mein Bruder starb mir jung; Dich wählt' ich, seine Stelle zu ersetzen. Es widersprach Dein Herz und quälte sich und mich, verlangtest heiß und immer heißer, was Dir nicht beschieden war. Vergieb mir und leb wohl! Laß mich Dich Bruder nennen! Es ist ein Name, der viel Namen in sich faßt. Nimm die letzte schöne Blume [2]) der Scheidenden mit treuem Herzen ab — nimm diesen Kuß — Der Tod vereinigt Alles, Brackenburg, uns denn auch.

Brackenburg. So laß mich mit Dir sterben! Theile! Theile! Es ist genug, zwei Leben auszulöschen.

Klärchen. Bleib! Du sollst leben, Du kannst leben. — Steh meiner Mutter bei, die ohne Dich in Armuth sich verzehren würde. Sei ihr, was ich ihr nicht mehr sein kann! Lebt zusammen und beweint mich! Beweint das Vaterland und Den, der es allein erhalten konnte! Das heutige Geschlecht wird diesen Jammer nicht los; die Wuth der Rache selbst vermag ihn nicht zu tilgen. Lebt, Ihr Armen, die Zeit noch hin, die keine Zeit mehr ist! Heut steht die Welt auf einmal still; es stockt ihr Kreislauf, und mein Puls schlägt kaum noch wenige Minuten. Leb wohl!

Brackenburg. O, lebe Du mit uns, wie wir für Dich allein! Du tödtest uns in Dir. O leb und leide! Wir wollen unzertrennlich Dir zu [beiden][3]) Seiten stehn, und immer achtsam soll die Liebe den schönsten Trost in ihren lebendigen Armen Dir bereiten. Sei unser! Unser! Ich darf nicht sagen, mein.

Klärchen. Leise, Brackenburg! Du fühlst nicht, was Du rührst. Wo Hoffnung Dir erscheint, ist mir Verzweiflung.

Brackenburg. Theile mit den Lebendigen die Hoffnung! Verweil am Rande des Abgrundes, schau hinab und sieh auf uns zurück!

---

1) M: Du Dir
2) M: letzte Blume
3) M: zu beiden

Klärchen. Ich hab' überwunden; ruf mich nicht wieder zum Streit!

Brackenburg. Du bist betäubt; gehüllt in Nacht, suchst Du die Tiefe. Noch ist nicht jedes Licht erloschen, noch mancher Tag —

Klärchen.[1]) Weh! Ueber Dich Weh! Weh! Grausam zerreißest Du den Vorhang vor meinem Auge. Ja, er wird grauen, der Tag, vergebens alle Nebel um sich ziehn und wider Willen grauen! [Furchtsam schaut der Bürger aus seinem Fenster, die Nacht läßt einen schwarzen Flecken zurück, — er schaut, und fürchterlich wächst im Lichte das Mordgerüst.[2]) — Neu leidend wendet das entweihte Gottesbild sein flehend Auge zum Vater auf.] Die Sonne wagt sich nicht hervor; sie will die Stunde nicht bezeichnen, in der er sterben soll. Träge gehn die Zeiger ihren Weg, und eine Stunde nach der andern schlägt. Halt! Halt! Nun ist es Zeit! Mich scheucht des Morgens Ahnung in das Grab. (Sie tritt ans Fenster, als sähe sie sich um, und trinkt heimlich.)

Brackenburg. Klärchen! Klärchen!

Klärchen (geht nach dem Tisch und trinkt das Wasser). Hier ist der Rest! Ich locke Dich nicht nach. Thu, was Du darfst! Leb wohl! Lösche diese Lampe[3]) still und ohne Zaudern! Ich geh' zur Ruhe. Schleiche Dich sachte weg, ziehe die Thür nach Dir zu! Still! Wecke meine Mutter nicht! Geh, rette Dich! Rette Dich, wenn Du nicht mein Mörder scheinen willst! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Brackenburg (allein). Sie läßt mich zum letzten Male wie immer. O, könnte eine Menschenseele fühlen, wie sie ein[4]) liebend Herz zerreißen kann! Sie läßt mich stehn, mir selber überlassen, und Tod und Leben ist mir gleich verhaßt. — Allein zu sterben! — Weint, Ihr Liebenden! Kein härter Schicksal ist als meins! Sie theilt mit mir den Todestropfen und schickt mich weg, von ihrer Seite weg! Sie zieht mich nach und stößt ins Leben mich zurück. O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt Dir! Sie geht voran; der Kranz des Siegs aus ihrer Hand ist Dein, sie bringt den ganzen Himmel Dir entgegen! — Und soll ich folgen, wieder seitwärts stehn, den unauslöschlichen Neid in jene Woh-

1) M: (fährt zusammen bei dem letzten Wort.)

2) „Furchtsam" bis „Mordgerüst" in M nicht gestrichen.

3) M: dies Licht

4) M: mein

nungen hinübertragen? — Auf Erden ist kein Bleiben mehr für mich, und Höll' und Himmel bieten gleiche Qual. Wie wäre der Vernichtung Schreckenshand dem Unglückseligen willkommen! —

(Brackenburg geht ab; das Theater bleibt einige Zeit unverändert. Eine Musik, Klärchens Tod bezeichnend, beginnt; die Lampe, welche Brackenburg auszulöschen vergessen, flammt noch einigemal auf, dann erlischt sie.) [Bald verwandelt sich der Schauplatz in das]

Vierter Auftritt.

Gefängniß,

durch eine Lampe erhellt, ein Ruhebett im Grunde.

7*) Egmont (allein). Alter Freund, immer getreuer Schlaf, fliehst Du mich auch wie die übrigen Freunde? [Wie willig senktest Du Dich auf mein freies Haupt herunter und kühltest wie ein schöner Myrtenkranz der Liebe meine Schläfe!] Mitten unter Waffen, auf der Woge des Lebens, ruht' ich leicht athmend wie ein aufquellender Knabe in Deinen Armen. [Wenn Stürme durch Zweige und Blätter sausten, Ast und Wipfel sich knirrend bewegten, blieb innerst doch der Kern des Herzens ungeregt.] Was schüttelt mich [Dich] nun? Was erschüttert den festen Muth meines Herzens [treuen Sinn]? Ich fühl's, es ist der Klang der Mordaxt, die sich der Wurzel meines Lebens naht [an meiner Wurzel nascht]. Noch steh' ich aufrecht, und ein innrer Schauer durchfährt mich.[1]) Ja, sie überwindet, die verrätherische Gewalt; sie untergräbt den festen hohen Stamm, und eh die Rinde dorrt, stürzt krachend und zerschmetternd[2]) Deine Krone.

Was ist das? Bin ich nicht derselbe mehr [Warum denn jetzt], der jede Sorge sonst mit leichtem Sinne von sich weggebannt? [Du so oft gewalt'ge Sorgen gleich Seifenblasen Dir vom Haupte weggewiesen,] warum kann ich [vermagst Du nicht] die Ahnung nicht [zu] verscheuchen, die schwarz und finster meinen Geist umwölkt [tausendfach in Dir sich auf- und niedertreibt]? Seit wann ist denn [begegnet] der Tod mir [Dir] fürchterlich?

1) „Noch steh" bis „mich" in M gestrichen.
2) M: zerschmettert
*) Vgl. die Bemerkung d. Herausg. S. 495.

(Sinnend.) Nein, nein, der Tod ist's nicht; dem hab' ich tausendmal in offener Schlacht getrotzt [mit dessen wechselnden Bildern wie mit den übrigen Gestalten der gewohnten Erde Du gelassen lebtest? — Auch ist er's nicht, der rasche Feind, dem die gesunde Brust wetteifernd sich entgegensehnt]; der Kerker ist's, des Grabes Vorbild, dem Helden wie dem Feigen widerlich. Unleidlich war [ward] mir's schon auf meinem gepolsterten Stuhle, [wenn] in stattlicher Versammlung da zu sitzen und [die Fürsten], was der erste Blick so schnell, so leicht entschied [zu entscheiden war], langweilig wiederholt zu überlegen. [mit wiederkehrenden Gesprächen überlegten,] Des Zimmers düstre Wände, [und zwischen düstern Wänden eines Saals] die Balken an der Decke drückten mich [mich erdrückten]. Da eilt' ich fort, sobald es möglich war, und rasch aufs Pferd mit tiefem Athemzuge. Und frisch hinaus, ins Freie, wo der Mensch erleichtert alle Fesseln von sich wirft und an dem Mutterbusen der Natur sich frei und froh und selig wiederfindet. [da, wo wir hingehören! Ins Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohlthat der Natur und durch die Himmel wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern; wo wir, dem erdgebornen Riesen gleich, von der Berührung unsrer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menschheit ganz und menschliche Begier in allen Adern fühlen; wo das Verlangen, vorzudringen, zu besiegen, zu erhaschen, seine Faust zu brauchen, zu besitzen, zu erobern, durch die Seele des jungen Jägers glüht; wo der Soldat sein angebornes Recht auf alle Welt mit raschem Schritt sich anmaßt und in fürchterlicher Freiheit wie ein Hagelwetter durch Wiese, Feld und Wald verderbend streicht und keine Grenzen kennt, die Menschenhand gezogen.

7*) Du bist nur Bild, Erinnrungstraum des Glücks, das ich so lang besessen;] Und jetzt — wo bin ich! Welches Loos erwartet mich! — Feindseliges Geschick! [wo hat Dich das Geschick verrätherisch hingeführt?] Warum missgönnst Du mir [Versagt es Dir] den raschen [nie gescheuten] Tod im Angesicht der Sonne [rasch zu gönnen], um mir [Dir] des Grabes Vorgeschmack im modervollen Kerker [ekeln Moder] zu bereiten? Wie haucht er mich aus diesen Steinen widrig an! Schon vor dem Tod stirbt hier [starrt] das Leben ab — und schaudernd wende ich mich von diesem Ruhebette [; vor dem Ruhebette wie vor dem Grabe scheut der Fuß]. —1)

---

1) M noch: wie vor dem Grabe weg.

*) Vgl. die Bemerkung d. Herausg. S. 495.

7*) O Sorge, Sorge, die Du vor der Zeit den Mord beginnst, laß ab! — Seit wann ist Egmont denn allein, so ganz allein in dieser Welt? [Dich macht der Zweifel fühllos, nicht das Glück. Ist die Gerechtigkeit des Königs, der Du lebenslang vertrautest, ist der Regentin Freundschaft, die fast — Du darfst es Dir gestehn — fast Liebe war, sind sie auf einmal wie ein glänzend Feuerbild der Nacht verschwunden und lassen Dich allein auf dunkelm Pfad zurück?] Wird meine gute Sache mich nicht schützen? Wird nicht Oranien zu meiner Rettung etwas Kühnes wagen? [Wird an der Spitze Deiner Freunde Oranien nicht wagend sinnen? Wird] nicht ganz Brabant sich rühren, sich versammeln [ein Volk sich sammeln] und mit [anschwellender] Gewalt den alten Freund befreien [erretten]?

O haltet, Mauern, die Ihr rings mich einschließt, der Freunde treuen Eifer nicht zurück! [so vieler Geister wohlgemeintes Drängen nicht von mir ab,] Den Muth, den Trost, den sie [und welcher Muth] aus meinen Augen sonst geschöpft [sich über sie ergoß], lass jetzt aus ihren auf mich übergehen [der kehre nun aus ihren Herzen in meines wieder]! Ja, ja [O ja], sie sind's, sie rühren sich zu Tausenden! Sie kommen! [stehen mir zur Seite! Ihr frommer Wunsch eilt dringend zu dem Himmel, er bittet um ein Wunder. Und steigt zu meiner Rettung nicht ein Engel nieder,] Ich sehe sie [so seh' ich sie] nach Lanz' und Schwertern greifen. Die Thore spalten sich, die Gitter springen, die Mauer stürzt vor ihren Händen ein, und der Freiheit des einbrechenden Tages steigt Egmont fröhlich entgegen. Wie manch bekannt Gesicht empfängt mich jauchzend! Ach Klärchen, wärst Du Mann, so säh' ich Dich gewiß auch hier zuerst und dankte Dir, was einem Könige zu danken hart ist — Freiheit![1])

Fünfter Auftritt.

[Gefängniß.]

[Egmont liegt schlafend auf dem Ruhebette.] Es entsteht ein Gerassel mit Schlüsseln, und die Thür thut sich auf. Diener mit

---

1) M: zuerst und dankte Dir — meine Freiheit!

*) Vgl. die Bemerkung d. Herausg. S. 495.

Fackeln treten herein; ihnen folgt Ferdinand, Alba's Sohn, und Silva, begleitet von Gewaffneten. Ein Vermummter im Hintergrunde. [1]) [Egmont fährt aus dem Schlaf auf.]

Silva (noch ausserhalb). Ihr Andern wartet!

Egmont. Wer seid Ihr [die Ihr mir unfreundlich den Schlaf von den Augen schüttelt]? Was künden[2]) Eure trotzigen, unsichern Blicke mir an? Warum diesen fürchterlichen Aufzug? [Welchen Schreckenstraum kommt Ihr der halberwachten Seele vorzulügen?]

Silva. Uns schickt der Herzog, Dir Dein Urtheil anzukündigen.

Egmont. Bringst Du den Henker auch mit,[3]) es zu vollziehen? (Er sieht den Vermummten an, der näher tritt.)[4])

Silva. Vernimm es, so wirst Du wissen, was Deiner wartet!

Egmont. So ziemt es Euch und Euerm schändlichen Beginnen! In Nacht gebrütet und in Nacht vollführt! [So mag diese freche That der Ungerechtigkeit sich verbergen!] — (Auf den Vermummten die Augen heftend.) Tritt kühn hervor, der Du das Schwert verhüllt unter dem Mantel trägst! Hier[5]) ist mein Haupt, das freieste, das je die Tyrannei vom Rumpf gerissen.

Silva. Du irrst! Was gerechte Richter beschließen, werden sie vorm Angesicht des Tages nicht verbergen.

Egmont. So übersteigt die Frechheit jeden Begriff und Gedanken.

Silva (nimmt einem Dabeistehenden das Urtheil ab, entfaltet's und liest). „Im Namen des Königs und kraft besonderer, von Seiner Majestät uns übertragenen Gewalt, alle seine Unterthanen, weß Standes sie seien, zugleich die Ritter des goldnen Vließes zu richten, erkennen wir —"

Egmont. Kann die der König übertragen?

Silva. „Erkennen wir, nach vorgängiger genauer, gesetzlicher Untersuchung, Dich, Heinrich Grafen Egmont, Prinzen von Gaure, des Hochverraths schuldig und sprechen das Urtheil, daß

---

1) M: Egmont. Ferdinand und Silva, von zwei Vermummten und einigen Gewaffneten begleitet. Voraus vier Fackelträger.

2) M: kündigen

3) M: Henker gleich mit

4) M: der näher vorkommt und ihm gerad gegenüber tritt. Ferdinand hält sich in der Ferne.

5) M: Es

Du mit der Frühe des einbrechenden Morgens aus dem Kerker auf den Markt geführt und dort vorm Angesicht des Volks zur Warnung aller Verräther mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden sollest. Gegeben Brüssel am" (Datum und Jahrzahl werden undeutlich gelesen, so daß sie der Zuhörer nicht versteht.)

„Ferdinand, Herzog von Alba.
[Vorsitzer des Gerichts der Zwölfe.]"

Du weißt nun Dein Schicksal; es bleibt Dir wenige Zeit, Dich drein zu ergeben, Dein Haus zu bestellen und von den Deinigen Abschied zu nehmen.

(Silva mit dem Gefolge geht ab. Es bleibt Ferdinand und zwei Fackeln; das Theater ist mäßig erleuchtet.)

Sechster Auftritt.

Egmont. Ferdinand.

Egmont (hat eine Weile, in sich versenkt, stille gestanden und Silva, ohne sich umzusehn, abgehn lassen. Er glaubt sich allein, und da er die Augen aufhebt, erblickt er Alba's Sohn). Du stehst und bleibst? Willst Du mein Erstaunen, mein Entsetzen noch durch Deine Gegenwart vermehren? Willst Du noch etwa die willkommene Botschaft Deinem Vater bringen, daß ich unmännlich verzweifle? Geh! Sag ihm, sag ihm, daß[1]) er weder mich noch die Welt belügt! Ihm, dem Ruhmsüchtigen, wird man es erst hinter den Schultern leise flüstern [lispeln], dann laut und lauter sagen, und wenn er einst von diesem Gipfel herabsteigt, werden tausend Stimmen es ihm entgegenrufen: Nicht das Wohl des Staats, [nicht die Würde des Königs,] nicht die Ruhe der Provinzen haben ihn hierher gebracht. Um sein selbst willen hat er Krieg gerathen, daß der Krieger im Kriege gelte.[2]) Er hat diese ungeheure Verwirrung erregt, damit man seiner bedürfe. Und ich falle, ein Opfer seines niedrigen Hasses, seines kleinlichen Neides. Ja, ich weiß es, und ich darf es sagen, der Sterbende [, der tödtlich Verwundete] kann es sagen:[3]) Mich hat der Eingebildete beneidet; mich wegzutilgen, hat er lange gesonnen und gedacht.

Schon damals, als wir, noch jünger, mit Würfeln spielten und die Haufen Goldes, einer nach dem andern, von seiner Seite

---

1) M: Geh, sag ihm, daß
2) „daß der Krieger im Kriege gelte" in M gestrichen.
3) Von „und ich darf es" ab bis hieher in M gestrichen.

zu mir herübereilten, da stand er grimmig, log Gelassenheit, und innerlich verzehrte ihn die Aergerniß, mehr über mein Glück als über seinen Verlust. Noch sehe ich seinen funkelnden Blick [erinnere ich mich des funkelnden Blicks, der verrätherischen Blässe], als wir an einem öffentlichen Feste vor vielen tausend Menschen um die Wette schossen. Er forderte mich auf, und beide Nationen standen; die Spanier, die Niederländer wetteten und wünschten. Ich überwand ihn; seine Kugel irrte,[1]) die meine traf; ein lautes Freudengeschrei [lauter Freudenschrei] der Meinigen erfüllte [durchbrach] die Luft. Nun trifft mich sein Geschoß. Sag ihm, daß ich's weiß,[2]) daß ich ihn kenne, daß die Welt jede Siegszeichen verachtet, die ein kleiner Geist erschleichend sich aufrichtet. Und Du! Wenn einem Sohne möglich ist, von der Sitte des Vaters zu weichen, übe bei Zeiten die Scham, indem Du Dich für Den schämst, den Du gerne von ganzem Herzen verehren möchtest!

Ferdinand. Ich höre Dich an, ohne Dich zu unterbrechen. Deine Vorwürfe lasten wie Keulschläge auf einen Helm; ich fühle die Erschütterung, aber ich bin bewaffnet. Du triffst mich, Du verwundest mich nicht; fühlbar ist mir allein der Schmerz, der mir den Busen zerreißt. Wehe mir! Wehe! Zu einem solchen Anblick bin ich aufgewachsen, zu einem solchen Schauspiele bin ich gesendet!

Egmont. Du brichst in Klagen aus? [Was rührt], was bekümmert Dich? Ist es eine späte Reue, daß Du der schändlichen Verschwörung Deinen Dienst geliehen? Du bist so jung und[3]) hast ein glückliches Ansehn. Du warst so zutraulich, so freundlich gegen mich. So lang ich Dich sah, war ich mit Deinem Vater versöhnt. Und ebenso verstellt, verstellter als er, lockst Du mich in das Netz. Du bist der Abscheuliche![4]) Wer ihm traut, mag er es[5]) auf seine Gefahr thun! Aber wer fürchtete Gefahr, Dir zu vertrauen? Geh! Geh! Raube mir nicht die wenigen Augenblicke! Geh, daß ich mich sammle, die Welt und Dich zuerst vergesse! —

Ferdinand. Was soll ich Dir sagen? Ich stehe und sehe Dich an, und sehe Dich nicht und fühle mich nicht.[6]) Soll ich mich

---

1) M: fehlte
2) „daß ich's weiß" in M gestrichen.
3) „bist so jung und" in M gestrichen.
4) M: Du bist noch abscheulicher.
5) M: mag es
6) Von „Ich stehe" ab bis hieher in M gestrichen.

entschuldigen? Soll ich Dir versichern, daß ich erst spät, erst ganz zuletzt des Vaters Absichten erfuhr, daß ich als ein gezwungenes, ein lebloses [1]) Werkzeug seines Willens handelte? Was fruchtet's, welche Meinung Du von mir haben magst? Du bist verloren, und ich Unglücklicher stehe nur da, um Dir's zu versichern, und [um] Dich zu bejammern.

Egmont. Welche sonderbare Stimme, welch ein unerwarteter Trost begegnet mir auf dem Wege zum Grabe! Du, Sohn meines ersten, meines fast einzigen Feindes, Du bedauerst mich? Du bist nicht unter meinen Mördern? Sage, rede! Für wen soll ich Dich halten?

Ferdinand. Grausamer Vater! Ja, ich erkenne Dich in diesem Befehle. Du kanntest mein Herz, meine Gesinnung, die Du so oft als Erbtheil einer zärtlichen Mutter schaltest.[2]) Mich Dir gleich zu bilden, sandtest Du mich hierher. Diesen Mann am Rande des gähnenden Grabes,[3]) in der Gewalt eines willkürlichen Todes zu sehen, zwingst Du mich, daß ich [den tiefsten Schmerz empfinde, daß ich] taub gegen alles Schicksal, daß ich unempfindlich werde, es geschehe mir, was wolle.

Egmont. Ich erstaune! Fasse Dich! Stehe,[4]) rede wie ein Mann!

[Ferdinand. O, daß ich ein Weib wäre! Daß man mir sagen könnte: „Was rührt Dich? Was ficht Dich an?" Sage mir ein größeres, ein ungeheureres Uebel, mache mich zum Zeugen einer schrecklichern That; ich will Dir danken, ich will sagen: Es war nichts.

Egmont. Du verlierst Dich. Wo bist Du?]

Ferdinand. Laß diese Leidenschaft rasen, laß mich losgebunden klagen! Ich will nicht standhaft scheinen, wenn Alles in mir zusammenbricht. Dich soll ich hier sehn? — Dich? — Es ist entsetzlich! Du verstehst mich nicht! Und sollst [Du] mich doch verstehen![5]) Egmont! Egmont! (Ihm um den Hals fallend.)

Egmont. Löse mir das Geheimniß!

[Ferdinand. Kein Geheimniß!

Egmont.] Wie bewegt Dich so tief das Schicksal eines fremden Mannes?

Ferdinand. Nicht fremd! Du bist mir nicht fremd. Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem

1) „ein lebloses" in M gestrichen.

2) Von „die Du" ab bis hieher in M gestrichen.

3) M: Rande des Grabes

4) „Stehe" in M gestrichen.

5) M: Und sollst Du mich verstehen?

Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft hab' ich nach Dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung ist der Jüngling, des Jünglings der Mann. So bist Du vor mir her geschritten, immer vor, und ohne Neid sah ich Dich vor und schritt Dir nach, und fort und fort. Nun hofft' ich endlich Dich zu sehen und sah Dich, und mein Herz flog Dir entgegen. Dich hatt' ich mir bestimmt und wählte Dich aufs Neue, da ich Dich sah. Nun hofft' ich erst mit Dir zu sein, mit Dir zu leben, Dich zu fassen, Dich — Das ist nun Alles weggeschnitten, und ich sehe Dich hier!

Egmont. Mein Freund, wenn es Dir wohlthun kann, so nimm die Versicherung, daß im ersten Augenblicke mein Gemüth Dir entgegenkam! Und höre mich! Laß uns ein ruhiges Wort unter einander wechseln! Sage mir: Ist es der strenge, ernste Wille Deines Vaters, mich zu tödten?

Ferdinand. Er ist's.

Egmont. Dieses Urtheil wäre nicht ein leeres Schreckbild, mich zu ängstigen, durch Furcht und Drohung zu strafen, mich zu erniedrigen und dann mit königlicher Gnade mich wieder aufzuheben?

Ferdinand. Nein, ach leider nein! Anfangs schmeichelte ich mir selbst mit[1]) dieser ausweichenden Hoffnung, und schon da empfand ich Angst und Schmerz, Dich in diesem Zustande zu sehen. Nun ist es wirklich, ist gewiß. Nein, ich regiere mich nicht. Wer giebt mir eine Hilfe, wer einen Rath, dem Unvermeidlichen zu entgehen?

Egmont. So höre mich! Wenn Deine Seele so gewaltsam dringt, mich zu retten, wenn Du die Uebermacht verabscheust, die mich gefesselt hält, so rette mich! Die Augenblicke sind kostbar. Du bist des Allgewaltigen Sohn und selbst gewaltig. — Laß uns entfliehen! Ich kenne die Wege; die Mittel können Dir nicht unbekannt sein. Nur diese Mauern, nur wenige Meilen entfernen mich von meinen Freunden. [Löse diese Bande,] bringe mich zu ihnen und sei unser! Gewiß, der König dankt Dir dereinst meine Rettung. Jetzt ist er überrascht, und vielleicht ist ihm Alles unbekannt. Dein Vater wagt, und die Majestät muß das Geschehene billigen, wenn sie sich auch davor entsetzet. Du denkst?[2]) O denke mir den Weg der Freiheit aus! Sprich und nähre die Hoffnung der lebendigen Seele!

Ferdinand. Schweig, o schweige! Du vermehrst mit

---

1) M: ich mir mit

2) „Du denkst?" in M gestrichen.

jedem Worte meine Verzweiflung. Hier ist kein Ausweg, kein Rath, keine Flucht. — [Das quält mich, das greift und faßt mir wie mit Klauen die Brust.] Ich habe selbst das [1]) Netz zusammengezogen; ich kenne die strengen, festen Knoten; ich weiß, wie jeder Kühnheit, jeder List die Wege verrennt sind [; ich fühle mich mit Dir und mit allen Andern gefesselt]. Würde ich klagen, hätte ich nicht Alles versucht? Zu seinen Füßen habe ich gelegen, geredet und gebeten. Er schickte mich hierher, um Alles, was von Lebenslust und Freude mit mir lebt, in diesem Augenblicke zu zerstören.

Egmont. Und keine Rettung?

Ferdinand. Keine!

Egmont (mit dem Fuße stampfend). Keine Rettung! —— Süßes Leben, schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens, von Dir soll ich scheiden, so gelassen scheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräusch der Waffen [, in der Zerstreuung des Getümmels] giebst Du mir ein flüchtiges Lebewohl; Du nimmst keinen eiligen Abschied [, verkürzest nicht den Augenblick der Trennung]. Ich soll Deine Hand fassen, Dir noch einmal in die Augen sehn, [Deine Schöne,] Deinen Werth recht lebhaft fühlen und dann mich entschlossen losreißen und sagen: Fahre hin!

[2]) Ferdinand. Und ich soll daneben stehn, zusehn, Dich nicht halten, nicht hindern können! [O, welche Stimme reichte zur Klage!] Welches Herz flösse nicht aus seinen Banden vor diesem Jammer!

Egmont. Fasse Dich!

Ferdinand. Du kannst Dich fassen, Du kannst entsagen, den schweren Gang [Schritt] an [3]) der Hand der Nothwendigkeit heldenmäßig gehn. Was kann ich? Was soll ich? [Du überwindest Dich selbst und uns; Du überstehst; ich überlebe Dich und mich selbst.] Bei der Freude des Mahls hab' ich mein Licht, im Getümmel der Schlacht meine Fahne verloren. Schal, verworren, trüb scheint mir die Zukunft.

Egmont. Junger Freund, den ich durch ein sonderbares Schicksal zugleich gewinne und verliere, der für mich die Todesschmerzen empfindet, für mich leidet, sieh mich in diesen Augenblicken an: Du verlierst mich nicht. War Dir mein Leben ein

---

1) M: habe unwissend selbst das

2) Von hier bis „Fasse Dich" in M gestrichen.

3) M: einen schweren Schritt an

Spiegel, [in welchem Du Dich gerne betrachtetest,] [1]) so sei es auch mein Tod! Die Menschen sind nicht nur zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns. Ich lebe Dir, und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut, an jedem Tage mit rascher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewissen mir sie zeigte. Nun endigt sich das Leben, wie es sich früher, früher, schon [2]) auf dem Sande von Gravelingen hätte endigen können. Ich höre auf zu leben; aber ich habe gelebt. So leb auch Du, mein Freund, gern und mit Lust, und scheue den Tod nicht!

Ferdinand. Du hättest Dich für uns erhalten können, erhalten sollen. Du hast Dich selber getödtet. Oft hört' ich, wenn kluge Männer über Dich sprachen; feindselige, wohlwollende, sie stritten lang über Deinen Werth; doch endlich vereinigten sie sich, Keiner wagt' es zu leugnen, Jeder gestand: „Ja, er wandelt einen gefährlichen Weg." [3]) Wie oft wünscht' ich Dich warnen zu können! Hattest Du denn keine Freunde?

Egmont. Ich war gewarnt.

Ferdinand. Und wie ich punktweise alle diese Beschuldigungen wieder in der Anklage fand und Deine Antworten! Gut genug, Dich zu entschuldigen, nicht triftig genug, Dich von der Schuld zu befreien. —

Egmont. Dies sei beiseite gelegt! Es glaubt der Mensch sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen, und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen. Laß uns darüber nicht sinnen; dieser Gedanken entschlag' ich mich leicht — schwerer der Sorge für dieses Land; doch auch dafür wird gesorgt sein. Kann mein Blut für Viele fließen, meinem Volke Friede bringen, so fließt es willig. Leider wird's nicht so werden. Doch es ziemt dem Menschen, nicht mehr zu grübeln, wo er nicht mehr wirken soll. Kannst Du die verderbende Gewalt Deines Vaters aufhalten, lenken, so thu's! Wer wird das können? — Leb wohl!

Ferdinand. Ich kann nicht gehn.

Egmont. Laß meine Leute Dir aufs Beste empfohlen sein! Ich habe gute Menschen zu Dienern — daß sie nicht zerstreut, nicht unglücklich werden! Wie steht es um Richard, meinen Schreiber?

---

1) „in welchem Du Dich gerne betrachtetest" in M nicht gestrichen.

2) M: sich früher schon

3) Von hier ab bis einschließl. Z. 5 v. u. („Ich kann nicht gehn") in M gestrichen.

Ferdinand. Er ist Dir vorangegangen. Sie haben ihn als Mitschuldigen des Hochverraths enthauptet.

Egmont. Arme Seele! — Noch Eins, und dann leb wohl, ich kann nicht mehr. Was auch den Geist gewaltsam beschäftigt, fordert die Natur zuletzt doch unwiderstehlich ihre Rechte; und wie ein Kind, umwunden von der Schlange, des erquickenden Schlafs genießt, so legt der Müde sich noch einmal vor der Pforte des Todes nieder und ruht tief aus, als ob er einen weiten Weg zu wandern[1]) hätte. — Noch Eins — Ich kenne ein Mädchen; Du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war. Nun ich sie Dir empfehle, sterb' ich ruhig. Du bist ein edler Mann; ein Weib, das den findet, ist geborgen. Lebt mein [alter] Adolf? Ist er frei?

Ferdinand. Der muntre Greis, der Euch zu Pferde immer begleitete?

Egmont. Derselbe.

Ferdinand. Er lebt, er ist frei.

Egmont. Er weiß ihre Wohnung; laß Dich von ihm führen und lohn ihm bis an sein Ende, daß er Dir den Weg zu diesem Kleinode zeigt! — Leb wohl!

Ferdinand. Ich gehe nicht.

Egmont (ihn nach der Thür drängend). Leb wohl!

Ferdinand. O laß mich noch!

Egmont. Freund, keinen Abschied! (Er begleitet Ferdinanden bis an die Thür und reißt sich dort von ihm los. Ferdinand, betäubt, entfernt sich eilend.)

Siebenter Auftritt.

Egmont (allein). Feindseliger Mann! Du glaubtest nicht, mir diese Wohlthat durch Deinen Sohn zu erzeigen. Durch ihn bin ich der Sorgen los und der Schmerzen, der Furcht und jedes ängstlichen Gefühls. Sanft und dringend fordert die Natur ihren letzten Zoll. Es ist vorbei, es ist beschlossen! Und was die letzte Nacht mich ungewiß auf meinem Lager wachend hielt, das schläfert nun mit unbezwinglicher Gewißheit meine Sinnen ein.

(Er setzt sich aufs Ruhebett. Musik.)

Süßer Schlaf! Du kommst, wie ein reines Glück, ungebeten, unerfleht am Willigsten. Du lösest die Knoten der strengen Gedanken, vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes;

1) M: Weg gewandert

ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien, und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn, versinken wir und hören auf zu sein.

(Er entschläft; die Musik begleitet seinen Schlummer. Hinter seinem Lager scheint sich die Mauer zu eröffnen, eine glänzende Erscheinung zeigt sich. Die Freiheit in himmlischem Gewande, von einer Klarheit umflossen, ruht auf einer Wolke. Sie hat die Züge von Klärchen und neigt sich gegen den schlafenden Helden. Sie drückt eine bedauernde Empfindung aus, sie scheint ihn zu beklagen. Bald faßt sie sich, und mit aufmunternder Geberde zeigt sie ihm das Bündel Pfeile, dann den Stab mit dem Hute. Sie heißt ihn froh sein, und indem sie ihm andeutet, daß sein Tod den Provinzen die Freiheit verschaffen werde, erkennt sie ihn als Sieger und reicht ihm einen Lorbeerkranz. Wie sie sich mit dem Kranze dem Haupte nahet, macht Egmont eine Bewegung, wie Einer, der sich im Schlafe regt, dergestalt, daß er mit dem Gesicht aufwärts gegen sie liegt. Sie hält den Kranz über seinem Haupte schwebend; man hört ganz von Weitem eine kriegerische Musik von Trommeln und Pfeifen; bei dem leisesten Laut derselben verschwindet die Erscheinung. Der Schall wird stärker. Egmont erwacht; das Gefängniß wird vom Morgen mäßig erhellt. Seine erste Bewegung ist, nach dem Haupte zu greifen; er steht auf und sieht sich um, indem er die Hand auf dem Haupte behält.)[1])

Verschwunden ist der Kranz! Ein Traum hat mich getäuscht! Ein paradiesisch schöner Traum! —[2]) Zu mir herunter stieg ein göttliches Bild — es kam von oben — doch hatt' es alle Züge meines Klärchens.[3]) — Sie schwang die Siegespalme mir entgegen — zeigte mir von fern ein fröhlich Volk zum lauten Ufer wimmelnd und Segel zahlenlos im Winde flatternd — und drückte leise mir den Lorbeer auf das Haupt. Es war mein Klärchen, war mein Vaterland. Zusammen in ein Bildniss flossen sie, die beiden schönsten Freuden meines Herzens. [Du schönes Bild, das Licht des Tages hat Dich verscheuchet! Ja, sie waren's, sie waren vereint, die beiden süßesten Freuden meines Herzens. Die göttliche

---

1) Das Voranstehende von Zeile 3 ab ist in M wie folgt geändert: (Er entschläft; die Musik vom Orchester begleitet seinen Schlummer und wird zuletzt vom kriegerischen Spiel hinter der Scene unterbrochen. Von dem Getöse der Trommeln erwacht Egmont, greift nach dem Haupte, richtet sich in die Höhe und scheint sich mit Mühe zu besinnen. Endlich steht er auf; die Musik schweigt; er kommt vorwärts.)

2) In M noch: Ich sahe sie —

3) M: meiner Klara.

Freiheit, von meiner Geliebten borgte sie die Gestalt; das reizende Mädchen kleidete sich in der Freundin himmlisches Gewand.] In einem ernsten Augenblick — erschienen[1]) [erscheinen] sie vereinigt, ernster als[2]) lieblich. Mit blutbefleckten Sohlen trat sie vor mir auf, die wehenden Falten des Saumes mit[3]) Blut befleckt. Es war mein Blut und vieler Edeln Blut. Nein, es war [ward] nicht umsonst vergossen. Schreitet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttin führt Dich an! Und wie das Meer durch Eure Dämme bricht, so brecht, so reißt den Wall der Tyrannei zusammen und schwemmt ersäufend sie von ihrem[4]) Grunde, den sie sich anmaßt, weg!

(Trommeln näher.)

Horch! Horch! Wie oft rief mich dieser Schall zum freien Schritt nach dem Felde des Streits und des Siegs![5]) Wie munter traten die Gefährten auf der gefährlichen rühmlichen Bahn![6]) Auch ich schreite einem ehrenvollen Tode aus diesem Kerker entgegen; [7]) ich sterbe für das Vaterland [die Freiheit], für das [die] ich lebte und focht, und dem [der] ich mich jetzt leidend opfre.

Achter Auftritt.

Egmont. Soldaten.

Der Hintergrund wird mit einer Reihe spanischer Soldaten besetzt, welche Hellebarden tragen.

Egmont. Ja, führt sie nur zusammen! Schließt Eure[8]) Reihen, Ihr schreckt mich nicht! Ich bin gewohnt, vor Speeren gegen Speere zu stehen und, rings umgeben von dem drohenden Tod, das muthige Leben nur doppelt rasch zu fühlen.

(Trommeln.)

Dich schließt der Feind von allen Seiten ein! Es blinken

---

1) M: erscheinen

2) M: ernster noch als

3) M: auf, des Kleides Saum mit

4) M: schwemmt sie ersäufend von dem

5) M: Wie oft hat dieser Schall mich schon zum freien Schritt ins kriegerische Feld gerufen!

6) M: der gefahrenvollen Bahn einher!

7) M statt dieses Schlußsatzes: Fürs Vaterland sterb' ich! Dir, für das ich sonst gelebt, gehandelt, bring' ich mich jetzt leidend zum Opfer.

8) M: Schließt nur Eure

Schwerter;[1]) Freunde, höhern Muth! Im Rücken habt Ihr Eltern, Weiber, Kinder!

(Auf die Wache zeigend.) Und Diese treibt ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüth. Schützt[2]) Eure Güter! Und Euer Liebstes zu erretten, fallt freudig, wie ich Euch ein Beispiel gebe!

(Trommeln. Wie er auf die Wache los und auf die Hinterthür zu geht, fällt der Vorhang; die Musik fällt ein und schließt mit einer Siegessymphonie das Stück.)

---

1) In M folgt hier: „Wolan mit frohem Muth dem Tod entgegen!“ wogegen „Freunde“ bis „Kinder“ wegfällt.

2) M: Freunde, schützt

53.

Mahomet, nach Voltaire.

Veränderungsvorschläge zu Goethe's Bearbeitung.

Als Schiller im Jahre 1799 dem Herzoge von Weimar den Wunsch zu erkennen gab, nach Weimar überzusiedeln, und in der ersten Hälfte des September auf der Rückreise von Rudolstadt zum Besuche dort einsprach, ging ihm daselbst der Bescheid des Herzogs auf seine Bitte um Zulage zu. Der Herzog gewährte die erbetenen 200 Thaler und äußerte in seinem Schreiben, er hoffe, Schiller's Gegenwart werde den Weimarischen geselligen Verhältnissen von großem Nutzen sein, und seine [Schiller's] Arbeiten könnten ihm vielleicht erleichtert werden, wenn er den dortigen Theaterliebhabern, worunter er in erster Linie sich selbst meinte, etwas Zutrauen schenken und sie durch die Mittheilung der noch im Werden seienden Stücke beehren wollte. Damals war es wol, so vermuthet Düntzer mit großer Wahrscheinlichkeit, daß der Herzog gegen Schiller und Goethe den Wunsch äußerte, bald ein Voltaire'sches Drama, am Liebsten den Mahomet, auf der Bühne zu sehen. Schiller, der gerade mitten in der Arbeit an Maria Stuart war, konnte auf des Herzogs Wunsch vor der Hand nicht eingehen, aber Goethe entschloß sich dazu und ging zu Ende des Septembers an die Arbeit; die erste Scene schrieb er den 29. September, den 2. Aufzug begann er den 1. October. Auf seine Meldung an den Herzog antwortete derselbe hocherfreut den 2. October: „Es wird schon an einer besondern Ukase gearbeitet, durch welche Du in allen vier Welttheilen zum Fürsten unter dem Titel Meccanus ausgerufen werden sollst. Dieser Sieg ist in manchem Betracht dem der conquête von Italien vorzuziehn; denn erstlich arbeitest Du gegen

Deine Natur und überwindest diese, was Suwarow nicht nöthig hatte, und dann giebt Deine Uebersetzung dem deutschen Theater gewiß eine neue und sehr wichtige Epoque, die Italiens Siege nicht in ihrem Fache hervorbringen. Enfin, ich wünsche Dir das beste Glück und Gedeihen und freue mich ganz gewaltig über Deine Tapferkeit. Vielleicht könntest Du das Stück zu meiner Frauen Geburtstag geben lassen."

Wie Schiller über das Unternehmen dachte, zeigen das bekannte Gedicht „An Goethe" und die folgenden Briefstellen:

Schiller an Goethe, Jena, den 15. October 1799: „Ich habe nun auch den Anfang gemacht, den Mahomet zu durchgehen und Einiges dabei anzumerken, was ich auf den Freitag schicken will. So viel ist gewiß, wenn mit einem französischen und besonders Voltaire'schen Stück der Versuch gemacht werden sollte, so ist Mahomet am Besten dazu gewählt worden. Durch seinen Stoff ist das Stück schon vor der Gleichgiltigkeit bewahrt, und die Behandlung hat weit weniger von der französischen Manier als die übrigen Stücke, die mir einfallen. Sie selbst haben schon viel dafür gethan und werden ohne große Mühe noch einiges Bedeutende thun können. Ich zweifle daher nicht, der Erfolg wird der Mühe des Experiments werth sein. Demungeachtet würde ich Bedenken tragen, ähnliche Versuche mit andern französischen Stücken vorzunehmen; denn es giebt schwerlich noch ein zweites, das dazu tüchtig ist. Wenn man in der Uebersetzung die Manier zerstört, so bleibt zu wenig Poetisch-Menschliches übrig, und behält man die Manier bei und sucht die Vorzüge derselben auch in der Uebersetzung geltend zu machen, so wird man das Publicum verscheuchen. — Die Eigenschaft des Alexandriners, sich in zwei gleiche Hälften zu trennen, und die Natur des Reims, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, bestimmen nicht blos die ganze Sprache, sie bestimmen auch den ganzen innern Geist dieser Stücke. Die Charaktere, die Gesinnungen, das Betragen der Personen, Alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so auch die zweischenklichte Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüths und die Gedanken. Der Verstand wird ununterbrochen aufgefordert, und jedes Gefühl, jeder Gedanke in diese Form wie in das Bette des Prokrustes gezwängt. — Da nun in der Uebersetzung mit Aufhebung des Alexandrinischen Reims die ganze Basis weggenommen wird, worauf diese Stücke erbaut wurden, so können nur Trümmer übrig bleiben. Man begreift die Wirkung nicht mehr, da die Ursache weggefallen ist. —

Ich fürchte also, wir werden in dieser Quelle wenig Neues für unsere deutsche Bühne schöpfen können, wenn es nicht etwa die bloßen Stoffe sind."

Goethe an Schiller, Weimar, den 16. October 1799: „Ich bin wieder in die Zerstreuung meines Weimarischen Lebens gerathen, so daß auch keine Spur von einem Jamben in meinem Kopfe übrig geblieben ist. Ich wollte die erste Scene gestern ein Wenig durchsehen, ich konnte sie aber nicht einmal lesen. Haben Sie ja die Güte, mir bald etwas über das Stück zu sagen und mir meine Uebersetzung zuzuschicken, damit ich wenigstens drüber denken könne, um so bald als möglich das Ganze zusammenzuarbeiten, wozu ich mir aber wol einen Jenaischen Aufenthalt wieder wählen muß."

Schiller an Goethe, Jena, den 18. October 1799: „Hier folgt der Mahomet nebst einigen Bemerkungen, die ich im Durchlesen gemacht. Sie betreffen größtentheils das Original selbst und nicht die Uebersetzung, ich glaubte aber, daß man dem Original hierin nothwendig nachhelfen müsse. — Was die Anordnung des Ganzen betrifft, so scheint es mir durchaus nöthig, diesen Ammon handelnd einzuführen und die Erwartung des Zuschauers immer in Athem zu erhalten, daß derselbe das Geheimniß mit den Kindern dem Sopir offenbaren werde. Er muß mehrmal an ihn zu kommen suchen, er muß ihm Winke geben und dergleichen, so daß diese Sache dem Zuschauer niemals aus dem Gedächtniß kommt, und daß die Furcht genährt wird, worauf doch Alles beruht. Man muß diesen Ammon mit seiner Entdeckung bei den Haaren herbeizuziehen wünschen, alle Hoffnung auf seine zeitige Erscheinung setzen u. s. w. — Die Scene, worin Seïde dem Ammon den vorhabenden Mord entdeckt, und welche im Stück blos erzählt wird, sollte auf dem Theater wirklich vorkommen. Sie ist fürs Ganze zu wichtig und dabei ein großer Gewinn für den theatralischen Effect. Ammon braucht darum nicht sogleich mit seinem Geheimniß gegen den Seïde herauszugehen; er hat andere Mittel, die That zu hindern, ohne sich in Gefahr zu setzen. Mahomet erführe von Omar blos, daß Dieser den Seïde mit dem Ammon bei einer leidenschaftlichen Unterredung überrascht und Letztern sehr consternirt gefunden habe. Auch könnte er einen Versuch Ammon's, den Sopir geheim zu sprechen, erfahren. Dies reichte hin, ihn zur Hinwegschaffung des Ammon zu bewegen, Dieser entdeckte dann sterbend dem Phanor Alles, und es erfolgte so, wie's im Stück schon ist. — Meine Idee wäre ungefähr diese: Wenn Mahomet (im II. Aufzug, 4. Scene) dem Omar seine Liebe zu Palmira entdeckt hat, träte Ammon auf, Omar

würde schicklich entfernt, und nun brächte Ammon das Anliegen vor, daß Mahomet endlich die Kinder ihrem Vater wiedergeben und dadurch Friede mit Sopir und mit Mekka machen möchte. Die entdeckte Liebe Beider zu einander und die Furcht vor einem Incest könnte ein neuer Antrieb für ihn sein. Mahomet müßte ihn nicht geradezu refüsiren und ihm blos das strengste Schweigen auferlegen. — Zum zweiten Mal würde ich den Ammon auftreten lassen am Anfang des dritten Acts zwischen den beiden Kindern. Sie müßten ihm ihre Liebe zu einander zeigen, er müßte einen gewissen Schauer dabei zeigen. Auch könnte ihm hier Seïde schon die Entdeckung machen, daß Mahomet ihn zu einer blutigen That berufen. Ammon würde von Furcht erfüllt, Mahomet's Eintritt müßte ihn verscheuchen. — Das dritte Mal würde ich den Ammon mit Vater und Sohn zusammenbringen, aber ehe er sich erklärte, trät' Omar ein und entfernte den Seïde. Ammon bliebe mit Sopiren, ein Theil der Entdeckung, die jetzt durch des Arabers Brief gemacht wird, geschähe durch ihn selbst, Sopir erführe, daß seine Kinder noch leben, aber nicht, wer sie sind, weil Ammon verhindert würde, seine Entdeckung zu beendigen. Er hätte blos Zeit, ihm die nächtliche Zusammenkunft vorzuschlagen. — Unterdessen hätte Mahomet die Untreue des Ammon geargwohnt, und Alles erfolgte wie im Stück. — Ich muß abbrechen, man unterbricht mich. Leben Sie recht wohl, ich wünsche sehr, daß Sie in den nächsten acht Tagen über die Veränderungen, welche in dem Mahomet noch nöthig sind, vollkommen sich entscheiden möchten, um hier gleich an die Ausführung zu gehen."

Goethe an Schiller, Weimar, den 19. October 1799: „Für Ihre Bemerkungen zu meiner Uebersetzung danke schönstens. Ich werde sie bei meinem Studium des Stücks, das ich mir nun zur Pflicht mache, immer vor Augen haben. Der Gedanke, den Ammon dreimal auftreten zu lassen, ist sehr gut, und ich will sehen, daß ich eine etwas bedeutende Maske für ihn finde. Uebrigens da die Sache so weit ist, so wird es nicht schwer sein, das Interesse daran bis zum Ende zu erhalten. — Diese acht Tage gehen mir noch in mancherlei Geschäften hin, dann aber werde ich mich wol entschließen müssen, Sie noch einmal zu besuchen."

54.

Goethe's Iphigenie, für das Theater bearbeitet.

In seiner Recension von Goethe's Iphigenie vom Jahre 1788 sagt Schiller u. A.: „Man kann dieses Stück nicht lesen, ohne sich von einem gewissen Geiste des Alterthums angeweht zu fühlen, der für eine bloße, auch die gelungenste Nachahmung viel zu wahr, viel zu lebendig ist. Man findet hier die imponirende große Ruhe, die jede Antike so unerreichbar macht, die Würde, den schönen Ernst, auch in den höchsten Ausbrüchen der Leidenschaft — dies allein rückt dieses Product aus der gegenwärtigen Epoche hinaus, daß der Dichter gar nicht nöthig gehabt hätte, die Illusion noch auf andere Art — die fast an Kunstgriffe grenzt — zu suchen, nämlich durch den Geist der Sentenzen, durch eine Ueberladung des Dialogs mit Epitheten, durch eine oft mit Fleiß schwerfällig gestellte Wortfolge und dergleichen mehr — die freilich auch an Alterthum und oft allzu stark an seine Muster erinnern, deren er aber um so eher hätte entübrigt sein können, da sie wirklich nichts zur Vortrefflichkeit des Stücks beitragen und ihm ohne Nothwendigkeit den Verdacht zuziehen, als wenn er sich mit den Griechen in ihrer ganzen Manier hätte messen wollen."

Zwölf Jahre später wurde das Stück von ihm für die Bühne bearbeitet. Diese Bühnenbearbeitung selbst ist uns nicht erhalten; beim Weimarischen Theaterbrande ging auch dieser kostbare Schatz verloren. Nur über die Grundsätze und Gesichtspunkte, welche Schiller bei seiner Bearbeitung leiteten, geben uns die nachstehenden Briefstellen aus der Goethe-Schiller'schen und Körner-Schiller'schen Correspondenz Auskunft.

Schiller an Goethe im Anfange des Januar 1800: „Ich habe heute Ihre Iphigenia durchgesehen und zweifle gar nicht mehr an einem guten Erfolg der Vorstellung. Es braucht nur gar Weniges an dem Text zu diesem Gebrauch verändert zu werden, besonders in Hinsicht auf den mythologischen Theil, der für das Publicum in Massa zu kalt ist. Auch ein paar Gemeinsprüche würde ich dem

dramatischen Interesse aufzuopfern rathen, ob sie gleich ihren Platz sehr wohl verdienen. Mündlich mehr."

Goethe an Schiller, den 13. Januar: „Mündlich mehr, besonders über meine wunderliche Empfindung, da ich heute anfing, die Iphigenia zu lesen. Ich bin nicht weit hinein gekommen — doch ich will nicht anfangen zu reden, weil so Mancherlei zu sagen ist."

Goethe an Schiller, den 20. Januar: „Sie erhalten hiemit Verschiedenes, . . . ingleichen die Iphigenia zurück, welche wol schwerlich, selbst durch die Künste des Herrn von Eckardtshausen, wie uns solche erst kürzlich durch den Reichsanzeiger offenbart worden, zu palingenesiren sein möchte."

Schiller an Goethe (von demselben Tage): „Ich danke schönstens für das Ueberschickte. Sie sagen mir nicht, was Serenissimus von der Iphigenia augurirt und geurtheilt hat."

Goethe an Schiller, Jena, den 19. Januar 1802: „Hiebei kommt die Abschrift des gräcisirenden Schauspiels. Ich bin neugierig, was Sie ihm abgewinnen werden. Ich habe hie und da hineingesehen; es ist ganz verteufelt human. Geht es halbweg, so wollen wir's versuchen; denn wir haben doch schon öfters gesehen, daß die Wirkungen eines solchen Wagestücks für uns und das Ganze incalculabel sind."

Schiller an Goethe, Weimar, den 20. Januar 1802: „Ich werde nunmehr die Iphigenia mit der gehörigen Hinsicht auf ihre neue Bestimmung lesen und jedes Wort vom Theater herunter und mit dem Publicum zusammen hören. Das, was Sie das Humane darin nennen, wird diese Probe besonders gut aushalten, und davon rathe ich nichts wegzunehmen. Nächsten Sonnabend hoffe ich etwas über den Erfolg berichten zu können."

Schiller an Goethe den 22. Januar 1802: „Ich habe, wie Sie finden werden, weniger Verheerungen in dem Manuscript angerichtet, als ich selbst erwartet hatte vornehmen zu müssen; ich fand es von der einen Seite nicht nöthig und von einer andern nicht wohl thunlich. Das Stück ist an sich gar nicht zu lang, da es wenig über zweitausend Verse enthält, und jetzt werden die zweitausend nicht einmal voll sein, wenn Sie es zufrieden sind, daß die bemerkten Stellen wegbleiben. Aber es war auch nicht gut thunlich, weil dasjenige, was den Gang des Stücks verzögern könnte, weniger in einzelnen Stellen als in der Haltung des Ganzen liegt, die für die dramatische Forderung zu reflectirend ist. Oefters sind auch diejenigen Partien, die das Loos der Ausschließung vor andern getroffen haben würde, nothwendige Bindungsglieder, die

sich durch andere nicht ersetzen ließen, ohne den ganzen Gang der Scene zu verändern. Ich habe da, wo ich zweifelte, einen Strich am Rande gemacht; wo meine Gründe für das Weglassen überwiegend waren, habe ich ausgestrichen, und bei dem Unterstrichenen wünschte ich den Ausdruck verändert. — Da überhaupt in der Handlung selbst zu viel moralische Casuistik herrscht, so wird es wohlgethan sein, die sittlichen Sprüche selbst und dergleichen Wechselreden etwas einzuschränken. — Das Historische und Mythische muß unangetastet bleiben, es ist ein unentbehrliches Gegengewicht des Moralischen, und was zur Phantasie spricht, darf am Wenigsten vermindert werden. — Orest selbst ist das Bedenklichste im Ganzen; ohne Furien ist kein Orest, und jetzt, da die Ursache seines Zustands nicht in die Sinne fällt, da sie blos im Gemüth ist, so ist sein Zustand eine zu lange und zu einförmige Qual, ohne Gegenstand. Hier ist eine von den Grenzen des alten und neuen Trauerspiels. Möchte Ihnen etwas einfallen, diesem Mangel zu begegnen, was mir freilich bei der jetzigen Oekonomie des Stücks kaum möglich scheint; denn was ohne Götter und Geister daraus zu machen war, das ist schon geschehen. Auf jeden Fall aber empfehle ich Ihnen, die Orestischen Scenen zu verkürzen. — Ferner gebe ich Ihnen zu bedenken, ob es nicht rathsam sein möchte, zur Belebung des dramatischen Interesse, sich des Thoas und seiner Taurier, die sich zwei ganze Acte durch nicht rühren, etwas früher zu erinnern und beide Actionen, davon die eine jetzt zu lange ruht, in gleichem Feuer zu erhalten. Man hört zwar im zweiten und dritten Act von der Gefahr des Orest und Pylades, aber man sieht nichts davon, es ist nichts Sinnliches vorhanden, wodurch die drangvolle Situation zur Erscheinung käme. Nach meinem Gefühle müßte in den zwei Acten, die sich jetzt nur mit Iphigenien und dem Bruder beschäftigen, noch ein Motiv ad extra eingemischt werden, damit auch die äußere Handlung stätig bliebe und die nachherige Erscheinung des Arkas mehr vorbereitet würde; denn so wie er jetzt kommt, hat man ihn fast ganz aus den Gedanken verloren. — Es gehört nun freilich zu dem eigenen Charakter dieses Stücks, daß dasjenige, was man eigentlich Handlung nennt, hinter den Coulissen vorgeht und das Sittliche, was im Herzen vorgeht, die Gesinnung, darin zur Handlung gemacht ist und gleichsam vor die Augen gebracht wird. Dieser Geist des Stücks muß erhalten werden, und das Sinnliche muß immer dem Sittlichen nachstehen; aber ich verlange auch nur so viel von jenem, als nöthig ist, um dieses ganz darzustellen. — Iphigenia hat mich übrigens, da ich sie jetzt wieder las, tief gerührt, wiewol ich nicht leugnen will, daß etwas

Stoffartiges dabei mit unterlaufen mochte. Seele möchte ich es nennen, was den eigentlichen Vorzug davon ausmacht. — Die Wirkung auf das Publicum wird das Stück nicht verfehlen, alles Vorhergegangene hat zu diesem Erfolge zusammen gewirkt. Bei unserer Kennerwelt möchte gerade das, was wir gegen dasselbe einzuwenden haben, ihm zum Verdienste gerechnet werden, und das kann man sich gefallen lassen, da man so oft wegen des wahrhaft Lobenswürdigen gescholten wird. — Leben Sie recht wohl und lassen mich bald hören, daß das verfestete Product anfängt, sich unter Ihren Händen wieder zu erweichen."

Schiller an Körner, den 21. Januar 1802: „Hier wollen wir im nächsten Monat Goethe's Iphigenia aufs Theater bringen; bei diesem Anlaß habe ich sie aufs Neue mit Aufmerksamkeit gelesen, weil Goethe die Nothwendigkeit fühlt, Einiges darin zu verändern. Ich habe mich sehr gewundert, daß sie auf mich den günstigen Eindruck nicht mehr gemacht hat wie sonst, ob es gleich immer ein seelenvolles Product bleibt. Sie ist aber so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stück zu vergleichen. Sie ist ganz nur sittlich; aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und Alles, was ein Werk zu einem ächten dramatischen specificirt, geht ihr sehr ab. Goethe selbst hat mir schon längst zweideutig davon gesprochen — aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei; bei näherem Ansehen aber hat es sich mir auch so bewährt. Indessen ist dieses Product in dem Zeitmoment, wo es entstand, ein wahres Meteor gewesen, und das Zeitalter selbst, die Majorität der Stimmen kann es auch jetzt noch nicht übersehen; auch wird es durch die allgemeinen hohen poetischen Eigenschaften, die ihm ohne Rücksicht auf seine dramatische Form zukommen, blos als ein poetisches Geisteswerk betrachtet, in allen Zeiten unschätzbar bleiben."

Goethe an Schiller, Jena, den 19. März 1802: „Mit der Iphigenia ist mir unmöglich etwas anzufangen. Wenn Sie nicht die Unternehmung wagen, die paar zweideutigen Verse corrigiren und das Einstudiren dirigiren wollen, so glaube ich nicht, daß es gehen wird, und doch wäre es in der jetzigen Lage gut, und sie würde dann für andere Theater verlangt, wie es ja schon mit dem Nathan gegangen ist."

Schiller an Goethe, den 20. März 1802: „Gern will ich das Mögliche thun, um die Iphigenia zur theatralischen Erscheinung zu bringen; es ist bei einem solchen Geschäft immer viel zu lernen; und an dem Erfolg zweifle ich nicht . . ."

Goethe an Schiller, Jena, den 4. Mai 1802: „Nun wünscht'

ich aber auch von Ihnen über unsere theatralischen Angelegenheiten etwas zu vernehmen. Was auguriren Sie von Iphigenien, die sich, wie vorauszusehen war, etwas verspätet?"

Schiller an Goethe, den 5. Mai 1802: „Iphigenia wäre auf keinen Fall auf den Sonnabend zu zwingen gewesen, weil die Hauptrolle sehr groß und schwer einzulernen ist. Es war schlechterdings nöthig, der Vohs Zeit dazu zu geben. Ich hoffe übrigens das Beste für dieses Stück; es ist mir nichts vorgekommen, was die Wirkung stören könnte. Gefreut hat es mich, daß die eigentlich poetisch schönen Stellen und die lyrischen besonders auf unsere Schauspieler immer die höchste Wirkung machten. Die Erzählung von den Thyestischen Gräueln und nachher der Monolog des Orest, wo er dieselben Figuren wieder in Elysium friedlich zusammen sieht, müssen als zwei sich auf einander beziehende Stücke und als eine aufgelöste Dissonanz vorzüglich herausgehoben werden. Besonders ist Alles daran zu wenden, daß der Monolog gut executirt werde, weil er auf der Grenze steht und, wenn er nicht die höchste Rührung erweckt, die Stimmung leicht verderben kann."

Schiller an Goethe, den 8. Mai 1802: „Die Iphigenia soll auf den 15ten einstudirt sein. Auf den nächsten Dienstag wollen wir mit dem Stück auf das Theater."

Goethe an Schiller, Jena, den 9. Mai 1802: „Ihre Sorgfalt für die Iphigenia danke ich Ihnen zum Allerbesten. Künftigen Sonnabend werde ich am Schauspielhause anfahren, wie ein anderer Jenenser auch, und hoffe Sie in Ihrer Loge zu treffen."

Goethe an Schiller, Jena, den 11. Mai 1802: „Ob noch Sonnabend den funfzehnten Iphigenie wird sein können, hoffe ich durch Ihre Güte morgen zu erfahren und werde alsdann eintreffen, um an Ihrer Seite einen der wunderbarsten Effecte zu erwarten, die ich in meinem Leben gehabt habe: die unmittelbare Gegenwart eines für mich mehr als vergangenen Zustandes."

Schiller an Goethe, den 12. Mai 1802: „Die Vorstellung der Iphigenie auf den Sonnabend wird keine Schwierigkeit haben, obgleich uns der Titus gestern und heut das Theater wegnahm. Morgen und übermorgen aber werden die Theaterproben mit Ernst vorgenommen werden, und ich hoffe, daß Sie über Ihr Werk nicht erschrecken sollen. Wohl glaube ich, daß die sinnliche Erscheinung dieses Stücks manche vergangene Zustände in Ihnen erwecken wird, sowol in Formen und Farben Ihres eigenen Gemüths als auch der Welt, mit der Sie Sich damals zusammen fühlten, und in letzterer Rücksicht wird es mehreren hiesigen Freunden und Freundinnen merkwürdig sein."

55.

Lessing's Nathan der Weise,

für die Bühne bearbeitet.

Zu den mannichfachen glücklichen Versuchen, die die Geschichte des deutschen Theaters Goethe's Oberleitung des Weimarischen zu danken hat, gehört auch der Versuch, den Nathan auf die Bühne zu bringen, von dem Lessing selbst geäußert hatte, noch kenne er kein Theater, auf welchem das Stück gespielt werden könne, aber er preise dasjenige glücklich, auf dem es zuerst möglich werde. Wie Schiller, der für die Einrichtung des Stückes durch Goethe gewonnen war, sich zu Lessing's Stücken stellte, wird uns Goethe in einer weiter unten folgenden Stelle selbst sagen. Die Geschichte der Schiller'schen Bearbeitung geben wir in den folgenden Briefstellen:

Karl August an Goethe, den 22. Februar 1801: „Hier ist Nathan der Weise. Ein Blatt ist, 265, los, es war verbunden, und ich schnitt es heraus. Seite 67, 68 habe ich etwas mit Bleistift bezeichnet, das wol wegbleiben müßte, weil es etwas gar zu auffallend klingt und am Ende nicht nothwendig ist, weil man doch so manches Andere auf dem Theater von einem Stück überhört und das Stück doch immer leben bleibt. Ins Ganze ist es aber eine fürchterliche Entreprise, das Ding zu spielen; ich bin vor der Idee erschrocken, wie ich jetzt das Stück wieder gelesen habe. Ich höre auf zu begreifen, wie es unsere Leute aussprechen wollen, was mit so scharfen Contouren und wenigen Linien bezeichnet ist."

Schiller an Goethe (ungefähr den 19. April 1801. Briefwechsel, 3. Ausg., II. S. 330): „Den Nathan will ich heute

vornehmen und Ihnen auf den Abend in der Oper eine Definitivantwort darüber sagen."

Goethe an Schiller, den 27. April 1801: „Sagen Sie mir doch ein Wort, wie es mit Nathan geht."

Schiller an Goethe, den 28. April: „Der Nathan ist ausgeschrieben und wird Ihnen zugeschickt werden, daß Sie die Rollen austheilen. Ich will mit dem Schauspielervolk nichts mehr zu schaffen haben, denn durch Vernunft und Gefälligkeit ist nichts auszurichten; es giebt nur ein einziges Verhältniß zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe."

Goethe an Schiller, von demselben Tage: „Nehmen Sie Sich doch einer Leseprobe vom Nathan einstweilen an, bis ich eintreffe; denn ohne Leitung würden sich die Leute gar nicht zu helfen wissen; es ist ein sehr undankbares Geschäft, doch kann man es nicht ganz loswerden."

Goethe „Ueber das deutsche Theater" (1815): „Gegen Lessing's Arbeiten hatte Schiller ein ganz besonderes Verhältniß; er liebte sie eigentlich nicht, ja Emilie Galotti war ihm zuwider; doch wurde diese Tragödie sowol als Minna von Barnhelm in das Repertorium aufgenommen. Er wandte sich darauf zu Nathan dem Weisen, und nach seiner Redaction, wobei er die Kunstfreunde gern mitwirken ließ, erscheint das Stück noch gegenwärtig und wird sich lang erhalten, weil sich immer tüchtige Schauspieler finden werden, die sich der Rolle Nathan's gewachsen fühlen. Möge doch die bekannte Erzählung, glücklich dargestellt, das deutsche Publicum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch um zu hören und zu vernehmen! Möge zugleich das darin ausgesprochne göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und werth bleiben!"

Nachricht von Schiller's Bearbeitung dieses Lessing'schen Meisterwerks gab zuerst Schloenbach im „Dresdener Schiller-Buch" aus einem Manuscripte der Theater-Bibliothek zu Mannheim, wo Nathan zuerst den 5. Mai 1805 aufgeführt wurde. Schloenbach geht von der irrigen Voraussetzung aus, Schiller habe schon während seines zweiten Mannheimer Aufenthaltes diese Bearbeitung für das dortige Theater geliefert. Er sagt (Dresdener Schiller-Buch, 1860, S. 133): „Schiller's Bearbeitung des Nathan lag mir im Soufflir- und Regiebuch vor. Beide Exemplare sind aus dem Jahre des ersten Erscheinens des Dramas, 1779. . . . . Ein größerer Zusatz Schiller's zum Derwisch ist unter freimaurerischem Einfluß gemacht. . . . Ich habe diese Stelle abgeschrieben,

und sie wird seiner Zeit mit einem andern Manuscript einer Schiller'schen Bearbeitung des Nathan verglichen werden, das sich im Umfang von drei Schriftbogen von Schiller's eigener Hand im Besitz seiner Erben befinden soll." Bis jetzt ist dies nicht geschehen.

Wir sind inzwischen durch die Güte des Herrn Director Dr. Redlich in Hamburg in den Stand gesetzt, eine Abschrift der Schiller'schen Bearbeitung mitzutheilen, nach einem Exemplar, welches sich im Besitze der Erben des früheren Weimarischen Schauspielers Vohs befindet. Derselbe theilt uns über die Handschrift, nach welcher er seine Collation gemacht hat, Folgendes mit:

„Die Handschrift, nach welcher der Nathan hier durchcorrigirt ist, befindet sich in Hamburg im Besitz von Frau Vohs, einer Schwiegertochter des bekannten Weimarischen Schauspielers, der, von Haus aus Jurist, aus Liebe zu der Schauspielerin Dem. Porth selbst zur Bühne ging, seine Geliebte heimführte und mit ihr im Wallenstein auftrat. Ob er selbst das Stück abgeschrieben, hat sich nicht sicher ermitteln lassen; es ist von Anfang bis zu Ende von derselben saubern Kanzleihand geschrieben. In der Familie der Besitzerin gilt Vohs für den Schreiber. Der Titel hat den Zusatz: ‚Für die Bühne eingerichtet von Schiller.' Darunter steht von anderer Hand: ‚Kann auf hiesigem Theater aufgeführt werden. Frankfurt, den 2. März 1806. Böhmer.' Frau Vohs, geb. Porth, war damals schon erste Liebhaberin am Frankfurter Theater. — In Weimar ist der Nathan nach dieser Schiller'schen Redaction am 28. November 1801 zuerst aufgeführt. Vgl. Karoline Herder an Knebel, 9. December 1801, bei Düntzer, „Zur deutschen Literatur und Geschichte", II. S. 21; Wurzbach, „Schiller-Buch", Marg. 1845 (Brief Schiller's an Herzfeld, 29. September 1803); Danzel und Guhrauer, „Lessing's Leben", II. S. 212."

Lessing's Nathan der Weise

zusammengestellt mit

Schiller's Bühnenbearbeitung

desselben.

Zur Erklärung der Druckeinrichtung.

Die von Schiller gestrichenen Stellen sind aus kleiner deutscher Schrift,

Schiller's eigne Zusätze aus lateinischer und

Lessing's stehengebliebener Text aus größerer deutscher Schrift gedruckt.

Das aus größerer — deutscher und lateinischer — Schrift Gedruckte ist demnach der vollständige Text der Schiller'schen Bühnenbearbeitung.

Personen.

Sultan Saladin.
Sittah, dessen Schwester.
Nathan, ein reicher Jude in Jerusalem.
Recha, dessen angenommene Tochter.
Daja, eine Christin, aber in dem Hause des Juden, als Gesellschafterin der Recha.
Ein junger Tempelherr.
Ein Derwisch.
Der Patriarch von Jerusalem.
Ein Klosterbruder.
[Ein Emir nebst verschiednen Mameluken des Saladin.]

Die Scene ist in Jerusalem.

Erster Aufzug.

(Scene: Flur in Nathan's Hause.)

Erster Auftritt.

Nathan von der Reise kommend. Daja ihm entgegen.

Daja. Er ist es! Nathan! — Gott sei ewig Dank,
Daß Ihr doch endlich einmal wiederkommt.
Nathan. Ja, Daja, Gott sei Dank! Doch warum endlich?
Hab' ich denn eher wiederkommen wollen?
Und wiederkommen können? Babylon
Ist von Jerusalem, wie ich den Weg,
Seitab bald rechts, bald links zu nehmen bin
Genöthigt worden, gut zweihundert Meilen;
Und Schulden eincassiren ist gewiß
Auch kein Geschäft, das merklich fördert, das
So von der Hand sich schlagen läßt.
Daja. O Nathan,
Wie elend, elend hättet Ihr indeß
Hier werden können! Euer Haus . . .
Nathan. Das brannte.
So hab' ich schon vernommen. — Gebe Gott,
Daß ich nur Alles schon vernommen habe!
Daja. Und wäre leicht von Grund aus abgebrannt.
Nathan. Dann, Daja, hätten wir ein neues uns
Gebaut, und ein bequemeres.
Daja. Schon wahr! —
Doch Recha wär' bei einem Haare mit
Verbrannt.
Nathan. Verbrannt? Wer? meine Recha? sie? —
Das hab' ich nicht gehört. — Nun denn! So hätte

Ich keines Hauses mehr bedurft. — Verbrannt
Bei einem Haare! — Ha! sie ist es wol!
Mein Kind ist wirklich wol verbrannt!
[Ist wirklich wol verbrannt! — Sag nur heraus
Heraus nur! Tödte mich und martre mich
Nicht länger. Ja, sie ist verbrannt.]

Daja. Wenn sie
Es wäre, würdet Ihr von mir es hören?

Nathan. Warum erschreckest Du mich denn? — O Recha
O meine Recha!

Daja. Eure? Eure Recha?

Nathan. Wenn ich mich wieder je entwöhnen müßte,
Dies Kind mein Kind zu nennen!

Daja. Nennt Ihr Alles,
Was Ihr besitzt, mit ebenso viel Rechte
Das Eure?

Nathan. Nichts mit größerm! Alles, was
Ich sonst besitze, hat Natur und Glück
Mir zugetheilt. Dies Eigenthum allein
Dank' ich der Tugend.

Daja. O, wie theuer laßt
Ihr Eure Güte, Nathan, mich bezahlen!
Wenn Güt', in solcher Absicht ausgeübt,
Noch Güte heißen kann!

Nathan. In solcher Absicht?
In welcher?

Daja. Mein Gewissen . . .

Nathan. Daja, laß
Vor allen Dingen Dir erzählen . . .

Daja. Mein
Gewissen, sag' ich . . .

Nathan. Was in Babylon
Für einen schönen Stoff ich Dir gekauft.
So reich, und mit Geschmack so reich! Ich bringe
Für Recha selbst kaum einen schönern mit.

[Daja. Was hilft's? Denn mein Gewissen, muß ich Euch
Nur sagen, läßt sich länger nicht betäuben.

Nathan. Und wie die Spangen, wie die Ohrgehenke,
Wie Ring und Kette Dir gefallen werden,
Die in Damascus ich Dir ausgesucht,
Verlanget mich zu sehn.]

Daja. So seid Ihr nun!
Wenn Ihr nur schenken könnt! [nur schenken könnt!]

Nathan. Nimm Du so gern, als ich Dir geb': — und schweig!

Daja. Und schweig! Wer zweifelt, Nathan, daß Ihr nicht
Die Ehrlichkeit, die Großmuth selber seid?
Und doch . . .
Nathan. Doch bin ich nur ein Jude. — Gelt,
Das willst Du sagen?
Daja. Was ich sagen will,
Das wißt Ihr besser.
Nathan. Nun, so schweig!
Daja. Ich schweige.
Was Sträfliches vor Gott hierbei geschieht
Und ich nicht hindern kann, nicht ändern kann, —
Nicht kann, — komm' über Euch!
Nathan. Komm' über mich! —
Wo aber ist sie denn? wo bleibt sie? — Daja,
Wenn Du mich hintergehst! — Weiß sie es denn,
Daß ich gekommen bin?
Daja. Das frag' ich Euch!
Noch zittert ihr der Schreck durch jede Nerve.
Noch malet Feuer ihre Phantasie
Zu Allem, was sie malet [malt. Im Schlafe wacht,
Im Wachen schläft ihr Geist: bald weniger
Als Thier, bald mehr als Engel.]
Nathan. Armes Kind!
Was sind wir Menschen!
Daja. Diesen Morgen lag
Sie lange mit verschloss'nem Aug' und war
Wie todt. Schnell fuhr sie auf und rief: „Horch! horch!
Da kommen die Kameele meines Vaters!
Horch! seine sanfte Stimme selbst!“ — Indem
Brach sich ihr Auge wieder, und ihr Haupt,
Dem seines Armes Stütze sich entzog,
Stürzt' auf das Kissen. — Ich zur Pfort' hinaus!
Und sieh, da kommt Ihr wahrlich! kommt Ihr wahrlich! —
Was Wunder! Ihre ganze Seele war
Die Zeit her nur bei Euch — und ihm. —
Nathan. Bei ihm?
Bei welchem Ihm?
Daja. Bei ihm, der aus dem Feuer
Sie rettete.
Nathan. Wer war das? wer? — Wo ist er?
Wer rettete mir meine Recha? wer?

Daja. Ein junger Tempelherr, den wenig Tage
Zuvor man hier gefangen eingebracht
Und Saladin begnadigt hatte.
Nathan. Wie?
Ein Tempelherr, dem Sultan Saladin
Das Leben ließ? Durch ein geringres Wunder
War Recha nicht zu retten? Gott!
Daja. Ohn' ihn,
Der seinen unvermutheten Gewinnst
Frisch wieder wagte, war es aus mit ihr.
Nathan. Wo ist er, Daja, dieser edle Mann? —
Wo ist er? Führe mich zu seinen Füßen.
[Ihr gabt ihm doch vors Erste, was an Schätzen
Ich Euch gelassen hatte? gabt ihm Alles?
Versprecht ihm mehr? weit mehr?
Daja. Wie konnten wir?
Nathan. Nicht? nicht?]
Daja. Er kam, und Niemand weiß, woher.
Er ging, und Niemand weiß, wohin. — Ohn' alle
Des Hauses Kundschaft, nur von seinem Ohr
Geleitet, drang mit vorgespreiztem Mantel
Er kühn durch Flamm' und Rauch der Stimme nach,
Die uns um Hilfe rief. Schon hielten wir
Ihn für verloren, als aus Rauch und Flamme
Mit eins er vor uns stand, im starken Arm
Empor sie tragend. Kalt und ungerührt
Vom Jauchzen unsers Danks, setzt seine Beute
Er nieder, drängt sich unters Volk und ist —
Verschwunden!
Nathan. Nicht auf immer, will ich hoffen.
Daja. Nachher die ersten Tage sahen wir
Ihn untern Palmen auf und nieder wandeln,
Die dort des Auferstandnen Grab umschatten.
Ich nahte mich ihm mit Entzücken, dankte,
Erhob, entbot, beschwor, — nur einmal noch
Die fromme Creatur zu sehen, die
Nicht ruhen könne, bis sie ihren Dank
Zu seinen Füßen ausgeweinet.
Nathan. Nun?
Daja. Umsonst! Er war zu unsrer Bitte taub
Und goß so bittern Spott auf mich besonders . . .
Nathan. Bis dadurch abgeschreckt . . .
Daja. Nichts weniger!

Ich trat ihn jeden Tag von Neuem an,
Ließ jeden Tag von Neuem mich verhöhnen.
Was litt ich nicht von ihm! Was hätt' ich nicht
Noch gern ertragen! — Aber lange schon
Kommt er nicht mehr, die Palmen zu besuchen,
Die meines [unsers] Auferstandnen Grab umschatten,
Und Niemand weiß, wo er geblieben ist. —
Ihr staunt? Ihr sinnt?
Nathan. Ich überdenke mir,
Was das auf einen Geist, wie Recha's, wol
Für Eindruck machen muß. Sich so verschmäht
Von Dem zu finden, den man hochzuschätzen
Sich so gezwungen fühlt; so weggestoßen
Und doch so angezogen werden. — Traun,
Da müssen Herz und Kopf sich lange zanken,
Ob Menschenhaß, ob Schwermuth siegen soll.
Oft siegt auch keines, und die Phantasie,
Die in den Streit sich mengt, macht Schwärmer,
Bei welchen bald der Kopf das Herz, und bald
Das Herz den Kopf muß spielen. — Schlimmer Tausch!
Das Letztere, verkenn' ich Recha nicht,
Ist Recha's Fall: sie schwärmt.
Daja. Allein so fromm,
So liebenswürdig!
Nathan. Ist doch auch geschwärmt!
Daja. Vornehmlich eine — Grille, wenn Ihr wollt,
Ist ihr sehr werth. Es sei ihr Tempelherr
Kein Irdischer und keines Irdischen
Der Engel einer [, deren Schutze sich
Ihr kleines Herz von Kindheit auf so gern
Vertrauet glaubte,] sei aus seiner Wolke,
In die er sonst verhüllt, auch noch im Feuer,
Um sie geschwebt, mit eins als Tempelherr
Hervorgetreten. — Lächelt nicht! — Wer weiß?
Laßt lächelnd wenigstens ihr einen Wahn,
In dem sich Jud' und Christ und Muselmann
Vereinigen, — so einen süßen Wahn!
Nathan. Auch mir so süß! — Geh, wackre Daja, geh;
Sieh, was sie macht, ob ich sie sprechen kann. —
Sodann such' ich den wilden, launigen
Schutzengel auf. Und wenn ihm noch beliebt,
Hiernieden unter uns zu wallen, noch

Beliebt, so ungesittet Ritterschaft
Zu treiben, find' ich ihn gewiß und bring'
Ihn her.
Daja. Ihr unternehmet viel.
[Nathan. Macht dann
Der süße Wahn der süßern Wahrheit Platz —
Denn, Daja, glaube mir, dem Menschen ist
Ein Mensch noch immer lieber als ein Engel —,
So wirst Du doch auf mich, auf mich nicht zürnen,
Die Engelschwärmerin geheilt zu sehn?
Daja. Ihr seid so gut und seid zugleich so schlimm!
Ich geh'! — Doch hört!] Doch seht! Da kommt sie selbst.

Zweiter Auftritt.

Recha und die Vorigen.

Recha. So seid Ihr's wirklich, Vater? [So seid Ihr es doch ganz und gar, mein Vater?]
Ich glaubt', Ihr hättet Eure Stimme nur
Vorausgeschickt. Wo bleibt Ihr? Was für Berge,
Für Wüsten, was für Ströme trennen uns
Denn noch? Ihr athmet Wand an Wand mit ihr
Und eilt nicht, Eure Recha zu umarmen?
Die arme Recha, die indeß verbrannte! —
Fast, fast verbrannte! Fast nur. Schaudert nicht!
Es ist ein garst'ger Tod, verbrennen. O!
Nathan. Mein Kind! mein liebes Kind!
Recha. Ihr mußtet über
Den Euphrat, Tigris, Jordan, über — wer
Weiß was für Wasser all'? — Wie oft hab' ich
Um Euch gezittert, eh das Feuer mir
So nahe kam! Denn seit das Feuer mir
So nahe kam, dünkt mich im Wasser sterben
Erquickung, Labsal, Rettung. — Doch Ihr seid
Ja nicht ertrunken; ich, ich bin ja nicht
Verbrannt. Wie wollen wir uns freun und Gott,
Gott loben! Er, er trug Euch und den Nachen
Auf Flügeln seiner unsichtbaren Engel
Die ungetreuen Ström' hinüber. Er,
Er winkte meinem Engel, daß er sichtbar
Auf seinem weißen Fittige mich durch
Das Feuer trüge —

Nathan. (Weißem Fittige!
Ja, ja! der weiße, vorgespreizte Mantel
Des Tempelherrn.)
Recha. [Er sichtbar, sichtbar mich
Durchs Feuer trüg', von seinem Fittige
Verweht.] — Jetzt hab' ich [Ich also, ich hab'] einen Engel
Von Angesicht zu Angesicht gesehn,
Und meinen Engel.
Nathan. Recha wär' es werth
Und würd' an ihm nichts Schön'res sehn, als er
An ihr.
[Recha (lächelnd). Wem schmeichelt Ihr, mein Vater? wem?
Dem Engel oder Euch?]
Nathan. Allein gesetzt, es hätte nur [Doch hätt' auch nur]
Ein Mensch — ein Mensch, wie die Natur sie täglich
Gewährt, Dir diesen Dienst erzeigt, er müßte
Für Dich ein Engel sein. Er müßt' und würde.
Recha. Nicht so ein Engel, nein! ein wirklicher;
Es war gewiß ein wirklicher! — Habt Ihr,
Ihr selbst die Möglichkeit, daß Engel sind,
Daß Gott zum Besten Derer, die ihn lieben,
Auch Wunder könne thun, mich nicht gelehrt?
Ich lieb' ihn ja.
Nathan. Und er liebt Dich und thut
Für Dich und Deinesgleichen stündlich Wunder,
[Ja, hat sie schon von aller Ewigkeit
Für Euch gethan.]
Recha. Das hör' ich gern.
Nathan. Wie? [weil
Es ganz natürlich, ganz alltäglich klänge,
Wenn Dich ein eigentlicher Tempelherr
Gerettet hätte: sollt' es darum weniger
Ein Wunder sein? — Der Wunder höchstes ist,
Daß uns die wahren, ächten Wunder so
Alltäglich werden können, werden sollen.
Ohn' dieses allgemeine Wunder hätte
Ein Denkender wol schwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern blos so heißen müßte,
Die gaffend nur das Ungewöhnlichste,
Das Neu'ste nur verfolgen.
Daja (zu Nathan). Wollt Ihr denn
Ihr ohnedem schon überspanntes Hirn
Durch solcherlei Subtilitäten ganz
Zersprengen?]
Nathan. [Laß mich!] — Meiner Recha wär'
Es Wunders nicht genug, daß sie ein Mensch
Gerettet, welchen selbst kein kleines Wunder

Erst retten müssen? Ja, kein kleines Wunder!
Denn wer hat schon gehört, daß Saladin
Je eines Tempelherrn verschont? Daß je
Ein Tempelherr von ihm verschont zu werden
Verlangt? gehofft? ihm je für seine Freiheit
Mehr als den ledern Gurt geboten, der
Sein Eisen schleppt, und höchstens seinen Dolch?

Recha. Das schließt für mich, mein Vater. — Darum eben
War das kein Tempelherr; er schien es nur. —
Kommt kein gefangner Tempelherr je anders
Als zum gewissen Tode nach Jerusalem;
Geht keiner in Jerusalem so frei
Umher: wie hätte mich des Nachts freiwillig
Denn einer retten können?

Nathan. Sieh, wie sinnreich!
Jetzt, Daja, nimm das Wort. Ich hab' es ja
Von Dir, daß er gefangen hergeschickt
Ist worden. Ohne Zweifel weißt Du mehr.

Daja. Nun ja. — So sagt man freilich; — doch man sagt
Zugleich, daß Saladin den Tempelherrn
Begnadigt, weil er seiner Brüder einem,
Den er besonders lieb gehabt, so ähnlich seh.
Doch da es viele zwanzig Jahre her,
Daß dieser Bruder nicht mehr lebt, — er hieß,
Ich weiß nicht, wie; — er blieb, ich weiß nicht, wo: —
So klingt das ja so gar — so gar unglaublich,
Daß an der ganzen Sache wol nichts ist.

Nathan. Ei, Daja! Warum wäre denn das so
Unglaublich? Doch wol nicht — wie's oft [wol] geschieht —
Um lieber etwas noch Unglaublichers
Zu glauben? — Warum hätte Saladin,
Der sein Geschwister insgesammt so liebt,
In jüngern Jahren einen Bruder nicht
Noch ganz besonders lieben können? — Pflegen
Sich zwei Gesichter nicht zu ähneln? — Ist
Ein alter Eindruck ein verlorner? — Wirkt
Das Nämliche nicht mehr das Nämliche? —
Seit wann? — Wo steckt hier das Unglaubliche? —
Ei freilich, weise Daja, wär's für Dich
Kein Wunder mehr; und Deine Wunder nur
Bedürf . . . verdienen, will ich sagen, Glauben.

Daja. Ihr spottet.

[Nathan. Weil Du meiner spottest. — Doch
Auch so noch, Recha, bleibet Deine Rettung
Ein Wunder, Dem nur möglich, der die strengsten
Entschlüsse, die unbändigsten Entwürfe
Der Könige, sein Spiel — wenn nicht sein Spott —
Gern an den schwächsten Fäden lenkt.

Recha. Mein Vater!
Mein Vater, wenn ich irr', Ihr wißt, ich irre
Nicht gern.

Nathan. Vielmehr, Du läßt Dich gern belehren. —
Sieh! eine Stirn, so oder so gewölbt;
Der Rücken einer Nase, so vielmehr
Als so geführet; Augenbraunen, die
Auf einem scharfen oder stumpfen Knochen
So oder so sich schlängeln; eine Linie,
Ein Bug, ein Winkel, eine Falt', ein Maal,
Ein Nichts auf eines wilden Europäers
Gesicht: — und Du entkömmst dem Feu'r, in Asien!
Das wär' kein Wunder, wundersücht'ges Volk?
Warum bemüht Ihr denn noch einen Engel?

Daja. Was schadet's — Nathan, wenn ich sprechen darf —
Bei Alledem, von einem Engel lieber
Als einem Menschen sich gerettet denken?
Fühlt man der ersten unbegreiflichen
Ursache seiner Rettung nicht sich so
Viel näher?

Nathan. Stolz! und nichts als Stolz! Der Topf
Von Eisen will mit einer silbern Zange
Gern aus der Gluth gehoben sein, um selbst
Ein Topf von Silber sich zu dünken. — Pah
Und was es schadet, fragst Du? was es schadet?
Was hilft es? dürft' ich nur hinwieder fragen. —
Denn Dein „Sich Gott um so viel näher fühlen"
Ist Unsinn oder Gotteslästerung. —
Allein es schadet; ja, es schadet allerdings. —
Kommt, hört mir zu! — Nicht wahr? dem Wesen, das
Dich rettete, — es sei ein Engel oder
Ein Mensch, — dem möchtet Ihr, und Du besonders,
Gern wieder viele große Dienste thun? —
Nicht wahr? — Nun, einem Engel, was für Dienste
Für große Dienste könnt Ihr dem wol thun?
Ihr könnt ihm danken, zu ihm seufzen, beten,
Könnt in Entzückung über ihn zerschmelzen,
Könnt an dem Tage seiner Feier fasten,
Almosen spenden. — Alles nichts. — Denn mich
Däucht immer, daß Ihr selbst und Euer Nächster
Hierbei weit mehr gewinnt als er. Er wird
Nicht fett durch Euer Fasten, wird nicht reich
Durch Eure Spenden, wird nicht herrlicher
Durch Eu'r Entzücken, wird nicht mächtiger
Durch Eu'r Vertraun. Nicht wahr? Allein ein Mensch!

Daja. Ei freilich hätt' ein Mensch, etwas für ihn
Zu thun, uns mehr Gelegenheit verschafft.
Und Gott weiß, wie bereit wir dazu waren!
Allein er wollte ja, bedurfte ja
So völlig nichts, war in sich, mit sich so

Vergnügsam, als nur Engel sind, nur Engel
Sein können.]

Recha. Endlich, als er gar verschwand . . .

Nathan. Verschwand? — Wie denn verschwand? —
Sich untern Palmen
Nicht ferner sehen ließ? — Wie? Oder habt
Ihr wirklich schon ihn weiter aufgesucht?

Daja. Das nun wol nicht.

Nathan. Nicht, Daja? nicht? — Da sieh
Nun, was es schad't! — Grausame Schwärmerinnen! —
Wenn dieser Engel nun — nun krank geworden! . . .

Recha. Krank!

Daja. Krank! Er wird doch nicht!

Recha. Welch kalter Schauer
Befällt mich! — Daja! — Meine Stirne, sonst
So warm, fühl! ist auf einmal Eis.

Nathan. Er ist
Ein Franke, dieses Klima's ungewohnt,
Ist jung, der harten Arbeit seines Standes,
Des Hungerns, Wachens ungewohnt.

Recha. Krank! krank!

Daja. Das wäre möglich, meint ja Nathan nur.

Nathan. Nun liegt er da! hat weder Freund, noch Geld,
Sich Freunde zu besolden.

Recha. Ah, mein Vater!

Nathan. Liegt ohne Wartung, ohne Rath und Zusprach',
Ein Raub der Schmerzen und des Todes da!

Recha. Wo? wo?

Nathan. Er, der für Eine, die er nie
Gekannt, gesehn — genug, es war ein Mensch —
Sich in die Flamme stürzte. [Ins Feu'r sich stürzte] . . .

Daja. [Nathan,] Schonet ihrer!

[Nathan. Der, was er rettete, nicht näher kennen,
Nicht weiter sehen mocht', um ihm den Dank
Zu sparen . . .

Daja. Schonet ihrer, Nathan!

Nathan. Weiter
Auch nicht zu sehn verlangt', es wäre denn,
Daß er zum zweiten Mal es retten sollte —
Denn gnug, es ist ein Mensch . . .

Daja. Hört auf und seht!]

Nathan. Der, der hat, sterbend sich zu laben, nichts —
Als das Bewußtsein dieser That!

Daja. Hört auf!
Ihr tödtet sie!

Nathan. Und Du hast ihn getödtet! —
Hätt'st so ihn tödten können. — Recha! Recha!
Es ist Arznei, nicht Gift, was ich Dir reiche.
Er lebt! — komm zu Dir! — ist auch wol nicht krank,
Nicht einmal krank!

Recha. Gewiß? — nicht todt? nicht krank?

Nathan. Gewiß, nicht todt! Denn Gott lohnt Gutes, hier
Gethan, auch hier noch. — Geh! — Begreifst Du aber,
Wie viel *andächtig schwärmen* leichter als
Gut handeln ist? Wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

Recha. Ah.
Mein Vater! laßt, laßt Eure Recha doch
Nie wiederum allein! — Nicht wahr, er kann
Auch wol verreist nur sein? —

Nathan. Geht! — Allerdings. —
Ich seh', dort mustert mit neugier'gem Blick
Ein Muselmann mir die beladenen
Kameele. Kennt Ihr ihn?

Daja. Ha! Euer Derwisch.

Nathan. Wer?

Daja. Euer Derwisch, Euer Schachgesell!

Nathan. Al-Hafi? das Al-Hafi?

Daja. Jetzt des Sultans
Schatzmeister.

Nathan. Wie? Al-Hafi? Träumst Du wieder? —
Er ist's! — wahrhaftig, ist's! — kömmt auf uns zu.
Hinein mit Euch, geschwind! — Was werd' ich hören!

Dritter Auftritt.

Nathan und der Derwisch.

Derwisch. Reißt nur die Augen auf, so weit Ihr könnt!

Nathan. Bist Du's? Bist Du es nicht? — In dieser Pracht,
Ein Derwisch! ...

Derwisch. Nun? Warum denn nicht? Läßt sich
Aus einem Derwisch denn nichts, gar nichts machen?

Nathan. Ei wohl, genug! — Ich dachte mir nur immer,
Der Derwisch — so der rechte Derwisch — woll'
Aus sich nichts machen lassen.

Derwisch. Beim Propheten!
Daß ich kein rechter bin, mag auch wol wahr sein.
Zwar wenn man muß —

Nathan. Muß! Derwisch! — Derwisch muß?
Kein Mensch muß müssen, und ein Derwisch müßte?
Was müßt' er denn?

Derwisch. Warum man ihn recht bittet,
Und er für gut erkennt: das muß ein Derwisch.

Nathan. Bei unserm Gott! Da sagst Du wahr. — Laß Dich
Umarmen, Mensch! — Du bist doch noch mein Freund?

Derwisch. Und fragt nicht erst, was ich geworden bin?

Nathan. Trotz dem, was Du geworden!

Derwisch. Könnt' ich nicht
Ein Kerl im Staat geworden sein, deß Freundschaft
Euch ungelegen wäre?

Nathan. Wenn Dein Herz
Noch Derwisch ist, so wag' ich's drauf. Der Kerl
Im Staat ist nur Dein Kleid.

Derwisch. Das auch geehrt
Will sein. — Was meint Ihr? rathet! — Was wär' ich
An Eurem Hofe?

Nathan. Derwisch, weiter nichts.
Doch nebenher wahrscheinlich — Koch.

Derwisch. Nun ja!
Mein Handwerk bei Euch zu verlernen. — Koch!
Nicht Kellner auch? — Gesteht, daß Saladin
Mich besser kennt! — Schatzmeister bin ich bei
Ihm worden.

Nathan. Du? — bei ihm?

Derwisch. Versteht:
Des kleinern Schatzes; denn des größern waltet
Sein Vater noch, — des Schatzes für sein Haus.

Nathan. Sein Haus ist groß.

Derwisch. Und größer, als Ihr glaubt;
Denn jeder Bettler ist von seinem Hause.

[Nathan. Doch ist den Bettlern Saladin so feind —

Derwisch. Daß er mit Strumpf und Stiel sie zu vertilgen
Sich vorgesetzt, — und sollt' er selbst darüber
Zum Bettler werden.

Nathan. Brav! So mein' ich's eben.
Derwisch. Er ist's auch schon, trotz Einem! — Denn sein Schatz
Ist jeden Tag mit Sonnenuntergang
Viel leerer noch als leer. Die Fluth, so hoch
Sie Morgens eintritt, ist des Mittags längst
Verlaufen —
Nathan. Weil Canäle sie zum Theil
Verschlingen, die zu füllen oder zu
Verstopfen gleich unmöglich ist.
Derwisch. Getroffen!
Nathan. Ich kenne das!
Derwisch. Es taugt nun freilich nichts,
Wenn Fürsten Geier unter Aesern sind.
Doch sind sie Aeser unter Geiern, taugt's
Noch zehnmal weniger.
Nathan. O nicht doch, Derwisch!
Nicht doch!
Derwisch. Ihr habt gut reden, Ihr! — Kommt an:
Was gebt Ihr mir? so tret' ich meine Stell'
Euch ab.
Nathan. Was bringt Dir Deine Stelle?
Derwisch. Mir?
Nicht viel. Doch Euch, Euch kann sie trefflich wuchern.
Denn ist es Ebb' im Schatz — wie öfters ist —,
So zieht Ihr Eure Schleusen auf, schießt vor
Und nehmt an Zinsen, was Euch nur gefällt.
Nathan. Auch Zins vom Zins der Zinsen?
Derwisch. Freilich!
Nathan. Bis
Mein Capital zu lauter Zinsen wird.
Derwisch. Das lockt Euch nicht? So schreibet unsrer Freundschaft
Nur gleich den Scheidebrief! Denn wahrlich hab'
Ich sehr auf Euch gerechnet.
Nathan. Wahrlich? Wie
Denn so? wie so denn?
Derwisch. Daß Ihr mir mein Amt
Mit Ehren würdet führen helfen; daß
Ich allzeit offne Casse bei Euch hätte. —
Ihr schüttelt?
Nathan. Nun, verstehn wir uns nur recht!
Hier giebt's zu unterscheiden. — Du? warum
Nicht Du? Al-Hafi Derwisch ist zu Allem,
Was ich vermag, mir stets willkommen. — Aber
Al-Hafi Defterdar des Saladin,
Der — dem —
Derwisch. Errieth ich's nicht? Daß Ihr doch immer
So gut als klug, so klug als weise seid! —
Geduld! Was Ihr am Hafi unterscheidet,
Soll bald geschieden wieder sein. — Seht da
Das Ehrenkleid, das Saladin mir gab!
Eh es verschossen ist, eh es zu Lumpen
Geworden, wie sie einen Derwisch kleiden,
Hängt's in Jerusalem am Nagel, und
Ich bin am Ganges, wo ich leicht und barfuß
Den heißen Sand mit meinen Lehrern trete.

Nathan. Dir ähnlich gnug!
Derwisch. Und Schach mit ihnen spiele.
Nathan. Dein höchstes Gut!]

Nathan. Nun aber, dass Du Dich dazu entschlossen?
Derwisch. Was mich verführte? Gut, so hört mich an!
Als ich von weisen Männern in der Wüste
Vernahm, wie in der Welt es eigentlich
An redlichen, an wackern Männern fehle,
Die recht im Ernst das Gute wollten; wie
Man mit so Wenigem das Böse hindern,
Mit Wenigem das Beste fördern könne:
Warum, so dacht' ich, solltest Du nicht auch
In diese Räder greifen? Deinen Willen,
Den besten, auch in That verwandeln? So
Kam ich hierher und sah und lernte hoffen,
Nahm Antheil an der Welt, was schlimmer ist:
Am Staat; ich nahm ein Amt und stecke nun —
Nathan. Grad wie ein Derwisch, der mit Himmelsgütern
Zu walten weiss und nun auch irdische
Verwalten soll.
Derwisch. Und so geschieht mir Recht.

[Derwisch. Denkt nur, was mich verführte! —
Damit ich selbst nicht länger betteln dürfte?
Den reichen Mann mit Bettlern spielen könnte?
Vermögend wär', im Hui den reichsten Bettler
In einen armen Reichen zu verwandeln?
Nathan. Das nun wol nicht.
Derwisch. Weit etwas Abgeschmackters!]

Ich fühlte mich zum ersten Mal geschmeichelt,
Durch Saladin's gutherz'gen Wahn geschmeichelt —
Nathan. Der war?
Derwisch. „Ein Bettler wisse nur, wie Bettlern
Zu Muthe sei; ein Bettler habe nur
Gelernt, mit guter Weise Bettlern geben.
Dein Vorfahr, sprach er, war mir viel zu kalt,
Zu rauh. Er gab so unhold, wenn er gab,
Erkundigte so ungestüm sich erst
Nach dem Empfänger; nie zufrieden, daß
Er nur den Mangel kenne, wollt' er auch
Des Mangels Ursach wissen, um die Gabe
Nach dieser Ursach filzig abzuwägen.
Das wird Al-Hafi nicht! So unmild mild
Wird Saladin im Hafi nicht erscheinen!
Al-Hafi gleicht verstopften Röhren nicht,

Die ihre klar und still empfangnen Wasser
So unrein und so sprudelnd wiedergeben.
Al-Hafi denkt, Al-Hafi fühlt wie ich!" —
So lieblich klang des Voglers Pfeife, bis
Der Gimpel in dem Netze war. — Ich Geck!
Ich eines Gecken Geck!

Nathan. Gemach, mein Derwisch,
Gemach!

Derwisch. Ei was! — Es wär' nicht Geckerei,
Bei Hunderttausenden die Menschen drücken,
Ausmergeln, plündern, martern, würgen und
Ein Menschenfreund an Einzeln scheinen wollen?
Es wär' nicht Geckerei, des Höchsten Milde,
Die sonder Auswahl über Bös' und Gute
Und Flur und Wüstenei, in Sonnenschein
Und Regen sich verbreitet, — nachzuäffen
Und nicht des Höchsten immer volle Hand
Zu haben? Was? es wär' nicht Geckerei . . .

Nathan. Genug! [hör auf!

Derwisch. Laßt meiner Geckerei
Mich doch nur auch erwähnen! — Was? es wäre
Nicht Geckerei, an solchen Geckereien
Die gute Seite dennoch auszuspüren,
Um Antheil, dieser guten Seite wegen,
An dieser Geckerei zu nehmen? He?
Das nicht?

Nathan.] Al-Hafi, mache, daß Du bald
In Deine Wüste wieder kömmst. Ich fürchte,
Grad' unter Menschen möchtest Du ein Mensch
Zu sein verlernen.

Derwisch. Recht, das fürcht' ich auch.
Lebt wohl!

Nathan. So hastig? — Warte doch, Al-Hafi!
Entläuft Dir denn die Wüste? Warte doch! —
Daß er mich hörte! — He, Al-Hafi! hier! —
Weg ist er, und ich hätt' ihn noch so gern
Nach unserm Tempelherrn gefragt. Vermuthlich,
Daß er ihn kennt.

Vierter Auftritt.

Daja eilig herbei. Nathan.

Daja. O Nathan, Nathan!

Nathan. Nun?
Was giebt's?

Daja. Er läßt sich wieder sehn! Er läßt
Sich wieder sehn!
Nathan. Wer, Daja? wer?
Daja. Er! er!
[Nathan. Er? er? — Wann läßt sich der nicht sehn! — Ja so,
Nur Euer Er heißt er. — Das sollt' er nicht!
Und wenn er auch ein Engel wäre, nicht!
Daja.] Er wandelt untern Palmen wieder auf
Und ab und bricht von Zeit zu Zeit sich Datteln.
Nathan. Sie essend? — und als Tempelherr?
Daja. Was quält
Ihr mich? — [Ihr gierig Aug' errieth ihn hinter
Den dicht verschränkten Palmen schon und folgt
Ihm unverrückt.] Sie läßt Euch bitten, — gleich zu ihm [Euch]
Zu gehn. O eilt! [Beschwören, — ungesäumt ihn anzugehn.
O eilt! Sie wird Euch aus dem Fenster winken,
Ob er hinauf geht oder weiter ab
Sich schlägt. O eilt!]
Nathan. So wie ich vom Kameele
Gestiegen? — Schickt sich das? — Geh, eile Du
Ihm zu und meld ihm meine Wiederkunft.
Gieb Acht, der Biedermann hat nur mein Haus
In meinem Absein nicht betreten wollen,
Und kömmt nicht ungern, wenn der Vater selbst
Ihn laden läßt. Geh, sag, ich lass' ihn bitten,
Ihn herzlich bitten . . .
Daja. All umsonst! Er kömmt
Euch nicht. — Denn kurz, er kömmt zu keinem Juden.
Nathan. So geh, geh wenigstens ihn anzuhalten,
Ihn wenigstens mit Deinen Augen zu
Begleiten. — Geh, ich komme gleich Dir nach.
(Nathan eilet hinein und Daja heraus.)

Fünfter Auftritt.

(Scene: Ein Platz mit Palmen, unter welchen der Tempelherr auf und nieder geht. Ein Klosterbruder folgt ihm in einiger Entfernung von der Seite, immer als ob er ihn anreden wolle.)

Tempelherr. Der folgt mir nicht vor Langerweile! — Sieh,
Wie schielt er nach den Händen! — Guter Bruder, . . .
Ich kann Euch auch wol Vater nennen, nicht?

Klosterbruder. Nur Bruder, — Laienbruder nur, zu dienen.

Tempelherr. Ja, guter Bruder, wer nur selbst was hätte!
Bei Gott! bei Gott! ich habe nichts —

Klosterbruder. Und doch
Recht warmen Dank! Gott geb' Euch tausendfach,
Was Ihr gern geben wolltet. Denn der Wille
Und nicht die Gabe macht den Geber. — Auch
Ward ich dem Herrn Almosens wegen gar
Nicht nachgeschickt.

Tempelherr. Doch aber nachgeschickt?

Klosterbruder. Ja, aus dem Kloster.

Tempelherr. Wo ich eben jetzt
Ein kleines Pilgermahl zu finden hoffte?

Klosterbruder. Die Tische waren schon besetzt; komm' aber
Der Herr nur wieder mit zurück.

Tempelherr. Wozu?
Ich habe Fleisch wol lange nicht gegessen,
Allein was thut's? Die Datteln sind ja reif.

Klosterbruder. Nehm' sich der Herr in Acht mit dieser Frucht.
Zu viel genossen, taugt sie nicht, verstopft
Die Milz, macht melancholisches Geblüt.

Tempelherr. Wenn ich nun melancholisch gern mich fühlte? —
Doch dieser Warnung wegen wurdet Ihr
Mir doch nicht nachgeschickt?

Klosterbruder. O nein! — Ich soll
Mich nur nach Euch erkunden, auf den Zahn
Euch fühlen.

Tempelherr. Und das sagt Ihr mir so selbst?

Klosterbruder. Warum nicht?

Tempelherr. (Ein verschmitzter Bruder!) — Hat
Das Kloster Euresgleichen mehr?

Klosterbruder. Weiß nicht.
Ich muß gehorchen, lieber Herr.

Tempelherr. Und da
Gehorcht Ihr denn auch, ohne viel zu klügeln?

Klosterbruder. Wär's sonst gehorchen, lieber Herr?

Tempelherr. (Daß doch
Die Einfalt immer Recht behält!) — Ihr dürft
Mir doch auch wol vertrauen, wer mich gern

Genauer kennen möchte? — Daß Ihr's selbst
Nicht seid, will ich wol schwören.
Klosterbruder. Ziemte mir's?
Und frommte mir's?
Tempelherr. Wem ziemt und frommt es denn,
Daß er so neubegierig ist? Wem denn?
Klosterbruder. Dem Patriarchen, muß ich glauben; — denn
Der sandte mich Euch nach.
Tempelherr. Der Patriarch?
Kennt der das rothe Kreuz auf weißem Mantel
Nicht besser?
Klosterbruder. Kenn' ja ich's!
Tempelherr. Nun, Bruder? Nun: —
Ich bin ein Tempelherr, und ein gefangner. —
Setz' ich hinzu: gefangen bei Tebnin,
Der Burg, die mit des Stillstands letzter Stunde
Wir gern erstiegen hätten, um sodann
Auf Sidon loszugehn; — setz' ich hinzu:
Selbzwanzigster gefangen und allein
Vom Saladin begnadiget: so weiß
Der Patriarch, was er zu wissen braucht —
Mehr, als er braucht.
Klosterbruder. Wol aber schwerlich mehr,
Als er schon weiß. — Er wüßt' auch gern, warum
Der Herr vom Saladin begnadigt worden,
Er ganz allein.
Tempelherr. Weiß ich das selber? — Schon
Den Hals entblößt, kniet' ich auf meinem Mantel,
Den Streich erwartend, als mich schärfer Saladin
Ins Auge faßt, mir näher springt und winkt.
Man hebt mich auf; ich bin entfesselt, will
Ihm danken, seh' sein Aug' in Thränen: stumm
Ist er, bin ich; er geht, ich bleibe. — Wie
Nun das zusammenhängt, enträthsle sich
Der Patriarche selbst.
Klosterbruder. Er schließt daraus,
Daß Gott zu großen, großen Dingen Euch
Müss' aufbehalten haben.
Tempelherr. Ja, zu großen!
Ein Judenmädchen aus dem Feu'r zu retten,
Auf Sinai neugier'ge Pilger zu
Geleiten, und dergleichen mehr.

Klosterbruder. Wird schon
Noch kommen! — Ist inzwischen auch nicht übel. —
Vielleicht hat selbst der Patriarch bereits
Weit wicht'gere Geschäfte für den Herrn.
Tempelherr. So? meint Ihr, Bruder? — Hat er gar Euch schon
Was merken lassen?
Klosterbruder. Ei, ja wohl! — Ich soll
Den Herrn nur erst ergründen, ob er so
Der Mann wol ist.
Tempelherr. Nun ja, ergründet nur!
(Ich will doch sehn, wie Der ergründet!) — Nun?
Klosterbruder. Das Kürz'ste wird wol sein, daß ich dem Herrn
Ganz gradezu des Patriarchen Wunsch
Eröffne.
Tempelherr. Wohl!
Klosterbruder. Er hätte durch den Herrn
Ein Briefchen gern bestellt.
Tempelherr. Durch mich? Ich bin
Kein Bote. — Das, das wäre das Geschäft,
Das weit glorreicher sei, als Judenmädchen
Dem Feu'r entreißen?
Klosterbruder. Muß doch wol! Denn — sagt
Der Patriarch — an diesem Briefchen sei
Der ganzen Christenheit sehr viel gelegen.
Dies Briefchen wohl bestellt zu haben — sagt
Der Patriarch — werd' einst im Himmel Gott
Mit einer ganz besondern Krone lohnen.
Und dieser Krone — sagt der Patriarch —
Sei Niemand würd'ger als mein Herr.
Tempelherr. Als ich?
Klosterbruder. Denn diese Krone zu verdienen — sagt
Der Patriarch — sei schwerlich Jemand auch
Geschickter als mein Herr.
Tempelherr. Als ich?
Klosterbruder. Er sei
Hier frei, könn' überall sich hier besehn,
Versteh', wie eine Stadt zu stürmen und
Zu schirmen, könne — sagt der Patriarch —
Die Stärk' und Schwäche der von Saladin
Neu aufgeführten, innern, zweiten Mauer

Am Besten schätzen, sie am Deutlichsten
Den Streitern Gottes — sagt der Patriarch —
Beschreiben.

[Tempelherr. Guter Bruder, wenn ich doch
Nun auch des Briefchens nähern Inhalt wüßte.

Klosterbruder. Ja den, — den weiß ich nun wol nicht so recht.
Das Briefchen aber ist an König Philipp. —
Der Patriarch . . . Ich hab' mich oft gewundert,
Wie doch ein Heiliger, der sonst so ganz
Im Himmel lebt, zugleich so unterrichtet
Von Dingen dieser Welt zu sein herab
Sich lassen kann. Es muß ihm sauer werden.

Tempelherr. Nun denn? Der Patriarch? —

Klosterbruder. Weiß ganz genau,
Ganz zuverlässig, wie und wo, wie stark,
Von welcher Seite Saladin, im Fall
Es völlig wieder losgeht, seinen Feldzug
Eröffnen wird.

Tempelherr. Das weiß er?

Klosterbruder. Ja, und möcht'
Es gern dem König Philipp wissen lassen,
Damit der ungefähr ermessen könne,
Ob die Gefahr denn gar so schrecklich, um
Mit Saladin den Waffenstillestand,
Den Euer Orden schon so brav gebrochen,
Es koste, was es wolle, wieder her
Zu stellen.]

Tempelherr. Welch ein Patriarch! — Ja so!
Der liebe, tapfre Mann will mich zu keinem
Gemeinen Boten, will mich — zum Spion. —
Sagt Euerm Patriarchen, guter Bruder,
So viel Ihr mich ergründen können, wär'
Das meine Sache nicht. — Ich müsse mich
Noch als Gefangenen betrachten, und
Der Tempelherren einziger Beruf
Sei, mit dem Schwerte drein zu schlagen, nicht
Kundschafterei zu treiben.

Klosterbruder. Dacht' ich's doch! —
Will's auch dem Herrn nicht eben sehr verübeln. —
Zwar kömmt das Beste noch. — Der Patriarch
Hiernächst hat ausgegattert, wie die Feste
Sich nennt, und wo auf Libanon sie liegt
In der die ungeheuern Summen stecken,
Mit welchen Saladin's vorsicht'ger Vater
Das Heer besoldet und die Zurüstungen
Des Kriegs bestreitet. Saladin verfügt
Von Zeit zu Zeit auf abgelegnen Wegen

Nach dieser Feste sich, nur kaum begleitet. —
Ihr merkt doch?
Tempelherr. Nimmermehr!
Klosterbruder. Was wäre da
Wol leichter, als des Saladin sich zu
Bemächtigen? den Garaus ihm zu machen? —
Ihr schaudert, Herr? — [O, es haben schon ein paar
Gottsfürcht'ge Maroniten sich erboten,
Wenn nur ein wackrer Mann sie führen wolle,
Das Stück zu wagen.]
Tempelherr. Wie? Und der Patriarch
Hätt' auch zu diesem wackern Manne mich
Ersehn?
Klosterbruder. Er glaubt, daß König Philipp wol
Von Ptolemais aus die Hand hierzu
Am Besten bieten könne.
Tempelherr. Mir? mir, Bruder?
Mir? Habt Ihr nicht gehört? nur erst gehört,
Was für Verbindlichkeit dem Saladin
Ich habe?
Klosterbruder. Wol hab' ich's gehört.
Tempelherr. Und doch?
Klosterbruder. Ja, — meint der Patriarch — das wär' schon gut,
Gott aber und der Orden . . .
Tempelherr. Aendern nichts!
Gebieten mir kein Bubenstück!
Klosterbruder. Gewiß nicht! —
Nur — meint der Patriarch — sei Bubenstück
Vor Menschen nicht auch Bubenstück vor Gott.
Tempelherr. Ich wär' dem Saladin mein Leben schuldig,
Und raubt' ihm seines?
Klosterbruder. Pfui! — Doch bliebe — meint
Der Patriarch — noch immer Saladin
Ein Feind der Christenheit, der Euer Freund
Zu sein, kein Recht erwerben könne.
Tempelherr. Freund?
An dem ich blos nicht will zum Schurken werden,
Zum undankbaren Schurken?
Klosterbruder. Allerdings! —
Zwar — meint der Patriarch — des Dankes sei
Man quitt, vor Gott und Menschen quitt, wenn uns

Der Dienst um unsertwillen nicht geschehen.
Und da verlauten wolle — meint der Patriarch —
Daß Euch nur darum Saladin begnadet,
Weil ihm in Eurer Mien', in Euerm Wesen
So was von seinem Bruder eingeleuchtet . . .

Tempelherr. Auch dieses weiß der Patriarch, und doch? —
Ah! wäre das gewiß! Ah, Saladin! —
Wie? die Natur hätt' auch nur einen Zug
Von mir in Deines Bruders Form gebildet,
Und dem entspräche nichts in meiner Seele?
Was dem entspräche, könnt' ich unterdrücken,
Um einem Patriarchen zu gefallen? —
Natur, so leugst Du nicht! So widerspricht
Sich Gott in seinen Werken nicht! — Geht, Bruder! —
Erregt mir meine Galle nicht! — Geht! geht!

Klosterbruder. Ich geh', und geh' vergnügter, als ich kam.
Verzeihe mir der Herr. Wir Klosterleute
Sind schuldig, unsern Obern zu gehorchen.

Sechster Auftritt.

Der Tempelherr und Daja, die den Tempelherrn schon eine Zeit lang von Weitem beobachtet hatte und sich nun ihm nähert.

Daja. Der Klosterbruder, wie mich dünkt, ließ in
Der besten Laun' ihn nicht. — Doch muß ich mein
Packet nur wagen.

Tempelherr. Nun, vortrefflich! — Lügt
Das Sprichwort wol, daß Mönch und Weib, und Weib
Und Mönch des Teufels beide Krallen sind?
Er wirft mich heut aus einer in die andre.

Daja. Was seh' ich? — Edler Ritter, Euch? — Gott Dank!
Gott tausend Dank! — Wo habt Ihr denn
Die ganze Zeit gesteckt? — Ihr seid doch wol
Nicht krank gewesen?

Tempelherr. Nein.

Daja. Gesund doch?

Tempelherr. Ja.

Daja. Wir waren Euertwegen wahrlich ganz
Bekümmert.

Tempelherr. So?

Daja. Ihr war't gewiß verreist?
Tempelherr. Errathen!
Daja. Und kamt heut erst wieder?
Tempelherr. Gestern.
Daja. Auch Recha's Vater ist heut angekommen.
Und nun darf Recha doch wol hoffen?
Tempelherr. Was?
Daja. Warum sie Euch so öfters bitten lassen.
Ihr Vater ladet Euch nun selber bald
Aufs Dringlichste. Er kömmt von Babylon
Mit zwanzig hochbeladenen Kameelen
Und Allem, was an edeln Specereien,
An Steinen und an Stoffen Indien
Und Persien und Syrien, gar Sina
Kostbares nur gewähren.
Tempelherr. Kaufe nichts.
Daja. Sein Volk verehret ihn als einen Fürsten;
Doch daß es ihn den weisen Nathan nennt
Und nicht vielmehr den reichen, hat mich oft
Gewundert.
Tempelherr. Seinem Volk ist reich und weise
Vielleicht das Nämliche.
Daja. Vor Allem aber
Hätt's ihn den Guten nennen müssen. [Denn
Ihr stellt Euch gar nicht vor, wie gut er ist.
Als er erfuhr, wie viel Euch Recha schuldig,
Was hätt' in diesem Augenblicke nicht
Er Alles Euch gethan, gegeben!
Tempelherr. Ei!
Daja. Versucht's und kommt und seht!
Tempelherr. Was denn? wie schnell
Ein Augenblick vorüber ist?
Daja.] Hätt' ich,
Wenn er so gut nicht wär', es mir so lange
Bei ihm gefallen lassen? Meint Ihr etwa,
Ich fühle meinen Werth als Christin nicht?
Auch mir ward's vor der Wiege nicht gesungen,
Daß ich nur darum meinem Ehgemahl
Nach Palästina folgen würd', um da
Ein Judenmädchen zu erziehn. Es war
Mein lieber Ehgemahl ein edler Knecht
In Kaiser Friedrich's Heere —
Tempelherr. Von Geburt
Ein Schweizer, dem die Ehr' und Gnade ward,

Mit Seiner Kaiserlichen Majestät
In einem Flusse zu ersaufen. — Weib!
Wie vielmal habt Ihr mir das schon erzählt?
Hört Ihr denn gar nicht auf, mich zu verfolgen?
Daja. Verfolgen! lieber Gott!
Tempelherr. Ja, ja, verfolgen.
Ich will nun einmal Euch nicht weiter sehn!
Nicht hören! will von Euch an eine That
Nicht fort und fort erinnert sein, bei der
Ich nichts gedacht, die, wenn ich drüber denke,
Zum Räthsel von mir selbst mir wird. Zwar möcht'
Ich sie nicht gern bereuen. Aber seht,
Ereignet so ein Fall sich wieder: Ihr
Seid Schuld, wenn ich so rasch nicht handle; wenn
Ich mich vorher erkund' — und brennen lasse,
Was brennt.
Daja. Bewahre Gott!
Tempelherr. Von heut an thut
Mir den Gefallen wenigstens, und kennt
Mich weiter nicht. Ich bitt' Euch drum. Auch laßt
Den Vater mir vom Halse. Jud' ist Jude.
Ich bin ein plumper Schwab. Des Mädchens Bild
Ist längst aus meiner Seele, wenn es je
Da war.
Daja. Doch Eures ist aus ihrer nicht.
Tempelherr. Was soll's nun aber da? was soll's?
Daja. Wer weiß!
Die Menschen sind nicht immer, was sie scheinen.
Tempelherr. Doch selten etwas Bessers. (Er geht.)
Daja. Wartet doch!
Was eilt Ihr?
Tempelherr. Weib, macht mir die Palmen nicht
Verhaßt, worunter ich so gern sonst wandle!
Daja. So geh, Du deutscher Bär! so geh! — Und doch
Muß ich die Spur des Thieres nicht verlieren.
(Sie geht ihm von Weitem nach.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Die Scene: Des Sultans Palast.)

Saladin und Sittah spielen Schach.

Sittah. Wo bist Du, Saladin? Wie spielst Du heut?
[Saladin. Nicht gut? Ich dächte doch.
Sittah. Für mich, und kaum.
Nimm diesen Zug zurück.
Saladin. Warum?
Sittah. Der Springer
Wird unbedeckt.
Saladin. Ist wahr. Nun so!
Sittah. So zieh'
Ich in die Gabel.
Saladin. Wieder wahr. — Schach denn!
Sittah. Was hilft Dir das? Ich setze vor, und Du
Bist, wie Du warst.
Saladin. Aus dieser Klemme, seh'
Ich wol, ist ohne Buße nicht zu kommen.
Mag's! nimm den Springer nur.
Sittah. Ich will ihn nicht.
Ich geh' vorbei.
Saladin. Du schenkst mir nichts. Dir liegt
An diesem Platze mehr als an dem Springer.
Sittah. Kann sein.
Saladin. Mach Deine Rechnung nur nicht ohne
Den Wirth. Denn sieh! Was gilt's, das warst Du nicht
Vermuthen?
Sittah. Freilich nicht. Wie konnt' ich auch
Vermuthen, daß Du Deiner Königin
So müde wärst?
Saladin. Ich meiner Königin?
Sittah. Ich seh' nun schon, ich soll heut meine tausend
Dinar', kein Naserinchen mehr gewinnen.
Saladin. Wie so?
Sittah. Frag noch! — Weil Du mit Fleiß, mit aller
Gewalt verlieren willst. — Doch dabei find'
Ich meine Rechnung nicht. Denn außer daß

Ein solches Spiel das unterhaltendste
Nicht ist, gewann ich immer nicht am Meisten
Mit Dir, wenn ich verlor? Wann hast Du mir
Den Satz, mich des verlornen Spieles wegen
Zu trösten, doppelt nicht hernach geschenkt?
Saladin. Ei sieh! so hättest Du ja wol, wenn Du
Verlorst, mit Fleiß verloren, Schwesterchen?
Sittah. Zum Wenigsten kann gar wohl sein, daß Deine
Freigebigkeit, mein liebes Brüderchen,
Schuld ist, daß ich nicht besser spielen lernen.
Saladin. Wir kommen ab vom Spiele. Mach ein Ende!
Sittah. So bleibt es? Nun denn: Schach! und doppelt Schach!
Saladin. Nun freilich, dieses Abschach hab' ich nicht
Gesehn, das meine Königin zugleich
Mit niederwirft.
Sittah. War dem noch abzuhelfen?
Laß sehn!
Saladin. Nein, nein; nimm nur die Königin!
Ich war mit diesem Steine nie recht glücklich.
Sittah. Blos mit dem Steine?
Saladin. Fort damit! — Das thut
Mir nichts. Denn so ist Alles wiederum
Geschützt.
Sittah. Wie höflich man mit Königinnen
Verfahren müsse, hat mein Bruder mich
Zu wohl gelehrt. (Sie läßt sie stehen.)
Saladin. Nimm oder nimm sie nicht!
Ich habe keine mehr.
Sittah. Wozu sie nehmen?
Schach! — Schach!
Saladin. Nur weiter.
Sittah. Schach! — und Schach! — und Schach! —
Saladin. Und matt!
Sittah. Nicht ganz; Du ziehst den Springer noch
Dazwischen, oder was Du machen willst.
Gleichviel!]
Saladin. Gleichviel! Du hast das Spiel [Ganz recht!
— Du hast] gewonnen, und
Al-Hafi zahlt. Man lass' ihn rufen! gleich! —
Du hattest, Sittah, nicht so Unrecht; ich
War nicht so ganz beim Spiele, war zerstreut.
Und dann: wer giebt uns denn die glatten Steine
Beständig? die an nichts erinnern, nichts
Bezeichnen. Nichts? [Hab' ich mit dem Iman denn
Gespielt? — Doch was?] Verlust will Vorwand. Nicht
Die ungeformten Steine, Sittah, sind's,
Die mich verlieren machten: Deine Kunst,
Die Ruh', Dein [ruhiger und] schneller Blick . . .
[Sittah. Auch so
Willst Du den Stachel des Verlusts nur stumpfen.
Genug, Du warst zerstreut, und mehr als ich.
Saladin. Als Du? Was hätte Dich zerstreuet?

Sittah. [Deine
Zerstreuung freilich nicht!] — O Saladin,
Wann werden wir so fleißig wieder spielen!
Saladin. [So spielen wir um so viel gieriger! —]
Ah! weil es wieder losgeht, meinst Du? — Mag's! —
Nur zu! — Ich habe nicht zuerst gezogen;
Ich hätte gern den Stillestand aufs Neue
Verlängert, hätte meiner Sittah gern,
Gern einen guten Mann zugleich verschafft.
Und das muß Richard's Bruder sein; er ist
Ja Richard's Bruder.
Sittah. Wenn Du Deinen Richard
Nur loben kannst!
Saladin. Wenn unserm Bruder Melek
Dann Richard's Schwester wär' zu Theile worden:
Ha! welch ein Haus zusammen! Ha, der ersten,
Der besten Häuser in der Welt das beste! —
Du hörst, ich bin mich selbst zu loben auch
Nicht faul. Ich dünk' mich meiner Freunde werth. —
Das hätte Menschen geben sollen! das!
Sittah. Hab' ich des schönen Traums nicht gleich gelacht?
Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.
Ihr Stolz ist: Christen sein, nicht Menschen. [Denn
Selbst das, was noch von ihrem Stifter her
Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat gethan. —
Wohl ihnen, daß er ein so guter Mensch
Noch war! Wohl ihnen, daß sie seine Tugend
Auf Treu und Glaube nehmen können! — Doch
Was Tugend? — Seine Tugend nicht, sein Name
Soll überall verbreitet werden, soll
Die Namen aller guten Menschen schänden,
Verschlingen. Um den Namen, um den Namen
Ist ihnen nur zu thun.
Saladin. Du meinst, warum
Sie sonst verlangen würden, daß auch Ihr,
Auch Du und Melek, Christen hießet, eh
Als Ehgemahl Ihr Christen lieben wolltet?
Sittah. Ja wohl! Als wär' von Christen nur als Christen
Die Liebe zu gewärtigen, womit
Der Schöpfer Mann und Männin ausgestattet!]
Saladin. [Die Christen glauben mehr Armseligkeiten,
Als daß sie die nicht auch noch glauben könnten! —
Und gleichwol irrst Du Dich. — Die Tempelherren,] Nur
Die Tempelherrn, die Christen nicht, sind Schuld, [sind nicht als
Christen,]

Als Tempelherren Schuld. Durch die allein
Wird aus der Sache nichts. Sie wollen Acca,
Das Richard's Schwester unserm Bruder Melek
Zum Brautschatz bringen müßte, schlechterdings
Nicht fahren lassen. Daß des Ritters Vortheil
Gefahr nicht laufe, spielen sie den Mönch,
Den albern Mönch. Und ob vielleicht im Fluge
Ein guter Streich gelänge, haben sie
Des Waffenstillestandes Ablauf kaum
Erwarten können. — Lustig! Nur so weiter!
Ihr Herren, nur so weiter! — Mir schon recht! —
Wär' Alles sonst nur, wie es müßte.

Sittah. Nun?
Was irrte Dich denn sonst? Was könnte sonst
Dich aus der Fassung bringen?

Saladin. Was von je
Mich immer aus der Fassung hat gebracht. —
Ich war auf Libanon, bei unserm Vater.
Er unterliegt den Sorgen noch . . .

Sittah. O weh!

Saladin. Er kann nicht durch; es klemmt sich aller Orten,
Es fehlt bald da, bald dort —

Sittah. Was klemmt? was fehlt?

Saladin. Was sonst, als was ich kaum zu nennen würd'ge!
Was, wenn ich's habe, mir so überlästig [überflüssig],
Und hab' ich's nicht, so unentbehrlich scheint. —
Wo bleibt Al-Hafi denn? Ist Niemand nach
Ihm aus? — Das leidige, verwünschte Geld! —
Gut, Hafi, daß Du kömmst!

Zweiter Auftritt.

Der Derwisch Al-Hafi. Saladin. Sittah.

Al-Hafi. Die Gelder aus
Aegypten sind vermuthlich angelangt.
Wenn's nur fein viel ist.

Saladin. Hast Du Nachricht?

Al-Hafi. Ich?
Ich nicht. Ich denke, daß ich hier sie in
Empfang soll nehmen.

Saladin. Zahl an Sittah tausend
Dinare! (In Gedanken hin- und hergehend.)
Al-Hafi. Zahl! anstatt empfang! O schön!
Das ist für Was noch weniger als Nichts. —
An Sittah? — wiederum an Sittah? Und
Verloren? — wiederum im Schach verloren? —
Da steht es noch, das Spiel!
Sittah. Du gönnst mir doch
Mein Glück?
Al-Hafi (das Spiel betrachtend). Was gönnen? Wenn —
Ihr wißt ja wol.
Sittah (ihm winkend). Bst! Hafi, bst!
Al-Hafi (noch auf das Spiel gerichtet). Gönnt's Euch nur
selber erst!
Sittah. Al-Hafi, bst!
Al-Hafi (zu Sittah). Die Weißen waren Euer?
Ihr bietet Schach?
Sittah. Gut, daß er nichts gehört.
Al-Hafi. Nun ist der Zug an ihm?
Sittah (ihm näher tretend). So sage doch,
Daß ich mein Geld bekommen kann.
Al-Hafi (noch auf das Spiel geheftet). Nun ja,
Ihr sollt's bekommen, wie Ihr's stets bekommen.
Sittah. Wie? bist Du toll?
Al-Hafi. Das Spiel ist ja nicht aus.
Ihr habt ja nicht verloren, Saladin.
Saladin (kaum hinhörend). Doch! doch! Bezahl! bezahl!
Al-Hafi. Bezahl! bezahl!
Da steht ja Eure Königin.
Saladin (noch so). Gilt nicht;
Gehört nicht mehr ins Spiel.
Sittah. So mach, und sag,
Daß ich das Geld mir nur kann holen lassen.
Al-Hafi (noch immer in das Spiel vertieft).
Versteht sich, so wie immer. — Wenn auch schon,
Wenn auch die Königin nichts gilt: Ihr seid
Doch darum noch nicht matt.
Saladin (tritt hinzu und wirft das Spiel um). Ich bin es, will
Es sein.
Al-Hafi. Ja so! — Spiel wie Gewinnst! So wie
Gewonnen, so bezahlt.
Saladin (zu Sittah). Was sagt er? was?

Sittah (von Zeit zu Zeit dem Hafi winkend).
Du kennst ihn ja. Er sträubt sich gern, läßt gern
Sich bitten, ist wol neidisch gar. — [gar ein Wenig neidisch. —
Saladin. Auf Dich doch nicht? Auf meine Schwester nicht? —
Was hör' ich, Hafi? Neidisch? Du?
Al-Hafi. Kann sein!
Kann sein! — Ich hätt' ihr Hirn wol lieber selbst,
Wär' lieber selbst so gut als sie.
Sittah.] Indeß
Hat er doch immer richtig noch bezahlt,
Und wird auch heut bezahlen. Laß ihn nur! —
Geh nur, Al-Hafi, geh! Ich will das Geld
Schon holen lassen.
Al-Hafi. Nein, ich spiele länger
Die Mummerei nicht mit. Er muß es doch
Einmal erfahren.
Saladin. Wer? und was?
Sittah. Al-Hafi!
Ist dieses Dein Versprechen? Hältst Du so
Mir Wort?
Al-Hafi. Wie konnt' ich glauben, daß es so
Weit gehen würde!
Saladin. Nun? erfahr' ich nichts?
[Sittah. Ich bitte Dich, Al-Hafi, sei bescheiden.
Saladin. Das ist doch sonderbar! Was könnte Sittah
So feierlich, so warm bei einem Fremden,
Bei einem Derwisch lieber als bei mir,
Bei ihrem Bruder, sich verbitten wollen.
Al-Hafi, nun befehl' ich. — Rede, Derwisch!]
Sittah. Laß eine Kleinigkeit, mein Bruder, Dir
Nicht näher treten, als sie würdig ist.
Du weißt, ich habe zu verschiednen Malen
Dieselbe Summ' im Schach von Dir gewonnen.
Und weil ich jetzt das Geld nicht nöthig habe,
Weil jetzt in Hafi's Casse doch das Geld
Nicht eben allzu häufig ist, so sind
Die Posten stehn geblieben. Aber sorgt
Nur nicht! Ich will sie weder Dir, mein Bruder,
Noch Hafi, noch der Casse schenken.
Al-Hafi. Ja,
Wenn's das nur wäre! das!
[Sittah. Und mehr dergleichen. —
Auch das ist in der Casse stehn geblieben,
Was Du mir einmal ausgeworfen, ist
Seit wenig Monden stehn geblieben.

Al-Hafi. Noch
Nicht Alles.]

Saladin. Nun? [Noch nicht?] — Wirst Du reden?

Al-Hafi. Seit aus Aegypten wir das Geld erwarten,
Hat sie . . .

Sittah (zu Saladin). Wozu ihn hören?

Al-Hafi. Nicht nur nichts
Bekommen . . .

Saladin. Gutes Mädchen! — Auch beiher
Mit vorgeschossen. Nicht?

Al-Hafi. Den ganzen Hof
Erhalten; Euern Aufwand ganz allein
Bestritten.

Saladin. Ha! das, das ist meine Schwester! (Sie umarmend.)

Sittah. Wer hatte, dies zu können, mich so reich
Gemacht als Du, mein Bruder?

Al-Hafi. Wird schon auch
So bettelarm sie wieder machen, als
Er selber ist.

Saladin. Ich arm? der Bruder arm?
Wann hab' ich mehr? wann weniger gehabt? —
Ein Kleid, ein Schwert, ein Pferd, — und einen Gott!
Was brauch' ich mehr? Wann kann's an dem mir fehlen?
Und doch, Al-Hafi, könnt' ich mit Dir schelten.

[Sittah. Schilt nicht, mein Bruder. Wenn ich unserm Vater
Auch seine Sorgen so erleichtern könnte!

Saladin. Ah! Ah! Nun schlägst Du meine Freudigkeit
Auf einmal wieder nieder! — Mir, für mich
Fehlt nichts und kann nichts fehlen. Aber ihm,
Ihm fehlet, und in ihm uns Allen. — Sagt,
Was soll ich machen? — Aus Aegypten kommt
Vielleicht noch lange nichts. Woran das liegt,
Weiß Gott. Es ist doch da noch Alles ruhig. —
Abbrechen, einziehn, sparen will ich gern,
Mir gern gefallen lassen, wenn es mich,
Blos mich betrifft, blos ich und Niemand sonst
Darunter leidet. — Doch was kann das machen?
Ein Pferd, ein Kleid, ein Schwert muß ich doch haben.
Und meinem Gott ist auch nichts abzudingen.
Ihm gnügt schon so mit Wenigem genug,
Mit meinem Herzen. — Auf den Ueberschuß
Von Deiner Casse, Hafi, hatt' ich sehr
Gerechnet.

Al-Hafi. Ueberschuß? — Sagt selber, ob
Ihr mich nicht hättet spießen, wenigstens
Mich drosseln lassen, wenn auf Ueberschuß

Ich von Euch wär' ergriffen worden. Ja,
Auf Unterschleif, das war zu wagen!
Saladin. Nun,
Was machen wir denn aber? — Konntest Du]
Denn konntest Du [Vorerst] bei Niemand [Anderm] borgen als
Bei Sittah?
Sittah. Würd' ich dieses Vorrecht, Bruder,
Mir haben nehmen lassen? Mir von ihm?
Auch noch besteh' ich drauf. Noch bin ich auf
Dem Trocknen völlig nicht.
Saladin. Nur völlig nicht!
Das fehlte noch! — Geh gleich, mach Anstalt, Hafi!
Nimm auf, bei wem Du kannst! und wie Du kannst!
Geh, borg, versprich. — Nur, Hafi, borge nicht
Bei Denen, die ich reich gemacht. Denn borgen
Von diesen, möchte wiederfordern heißen.
Geh zu den Geizigsten; die werden mir
Am Liebsten leihen. Denn sie wissen wol,
Wie gut ihr Geld in meinen Händen wuchert.
Al-Hafi. Ich kenne deren Keine.
Sittah. Eben fällt
Mir ein, gehört zu haben, Hafi, daß
Dein Freund zurückgekommen.
Al-Hafi (betroffen). Freund? mein Freund?
Wer wär' denn das?
Sittah. Dein hochgepries'ner Jude.
Al-Hafi. Gepries'ner Jude? hoch von mir?
Sittah. Dem Gott, —
Mich denkt des Ausdrucks noch recht wohl, deß einst
Du selber Dich von ihm bedientest, — dem
Sein Gott von allen Gütern dieser Welt
Das kleinst' und größte so in vollem Maß
Ertheilet habe. —
Al-Hafi. Sagt' ich so? — Was meint'
Ich denn damit?
Sittah. Das kleinste: Reichthum. Und
Das größte: Weisheit.
Al-Hafi. Wie? von einem Juden?
Von einem Juden hätt' ich das gesagt?
Sittah. Das hättest Du von Deinem Nathan nicht
Gesagt?
Al-Hafi. Ja so! von Dem! vom Nathan! — Fiel
Mir der doch gar nicht bei. — Wahrhaftig? Der

Ist endlich wieder heim gekommen? Ei!
So mag's doch gar so schlecht mit ihm nicht stehn. —
Ganz recht: den nannt' einmal das Volk den Weisen!
Den Reichen auch.
Sittah. Den Reichen nennt es ihn
Jetzt mehr als je. Die ganze Stadt erschallt,
Was er für Kostbarkeiten, was für Schätze
Er mitgebracht.
Al-Hafi. Nun, ist's der Reiche wieder,
So wird's auch wol der Weise wieder sein.
Sittah. Was meinst Du, Hafi, wenn Du diesen angingst?
Al-Hafi. Und was bei ihm? Doch wol nicht borgen? Ja,
Da kennt Ihr ihn. — Er borgen! — Seine Weisheit
Ist eben, daß er Niemand borgt.
Sittah. Du hast
Mir sonst doch ganz ein ander Bild von ihm
Gemacht.
Al-Hafi. Zur Noth wird er Euch Waaren borgen.
Geld aber, Geld? Geld nimmermehr. — Es ist
Ein Jude freilich übrigens, wie's nicht
Viel Juden giebt. Er hat Verstand; er weiß
Zu leben, spielt gut Schach. Doch zeichnet er
Im Schlechten sich nicht minder als im Guten
Von allen andern Juden aus. — Auf den,
Auf den nur rechnet nicht! — Den Armen giebt
Er zwar, und giebt vielleicht trotz Saladin,
Wenn schon nicht ganz so viel, doch giebt er ganz [ganz so gern,]
So gern. [Doch ganz so sonder Ansehn. Jud' und Christ
Und Muselmann und Parsi, Alles ist
Ihm Eins.]
Sittah. Und so ein Mann ...
Saladin. Wie kommt es denn,
Daß ich von diesem Manne nie gehört? ...
Sittah. Der sollte Saladin nicht borgen? nicht
Dem Saladin, der nur für Andre braucht,
Nicht sich?
Al-Hafi. Da seht nun gleich den Juden wieder,
Den ganz gemeinen Juden! — Glaubt mir's doch! —
Er ist aufs Geben Euch so eifersüchtig,
So neidisch! Jedes Lohn von Gott, das in
Der Welt gesagt wird, zög' er lieber ganz
Allein. Nur darum eben leiht er Keinem,

Damit er stets zu geben habe. Weil
Die Mild' ihm im Gesetz geboten, die
Gefälligkeit ihm aber nicht geboten, macht
Die Mild' ihn zu dem ungefälligsten
Gesellen auf der Welt. [Zwar bin ich seit
Geraumer Zeit ein Wenig übern Fuß
Mit ihm gespannt; doch denkt nur nicht, daß ich
Ihm darum nicht Gerechtigkeit erzeige.
Er ist zu Allem gut, blos dazu nicht,
Blos dazu wahrlich nicht.] Ich will auch gleich
Nur gehn an andre Thüren klopfen . . . Da
Besinn' ich mich so eben eines Mohren,
Der reich und geizig ist. — Ich geh', ich geh'.
Sittah. Was eilst Du, Hafi?
Saladin. Laß ihn! laß ihn

Dritter Auftritt.

Sittah. Saladin.

Sittah. Eilt
Er doch, als ob er mir nur gern entkäme!
Was heißt das? — Hat er wirklich sich in ihm
Betrogen, oder — möcht' er uns nur gern
Betrügen?
[Saladin. Wie? das fragst Du mich? Ich weiß
Ja kaum, von wem die Rede war, und höre
Von Euerm Juden, Euerm Nathan heut
Zum ersten Mal.
Sittah. Ist's möglich, daß ein Mann
Dir so verborgen blieb, von dem es heißt,
Er habe Salomon's und David's Gräber
Erforscht und wisse deren Siegel durch
Ein mächtiges, geheimes Wort zu lösen?
Aus ihnen bring' er dann von Zeit zu Zeit
Die unermeßlichen Reichthümer an
Den Tag, die keinen mindern Quell verriethen.
Saladin. Hat seinen Reichthum dieser Mann aus Gräbern,
So waren's sicherlich nicht Salomon's,
Nicht David's Gräber. Narren lagen da
Begraben!
Sittah. Oder Bösewichter! — Auch
Ist seines Reichthums Quelle weit ergiebiger,
Weit unerschöpflicher als so ein Grab
Voll Mammon.
Saladin. Denn er handelt, wie ich hörte.
Sittah. Sein Saumthier treibt auf allen Straßen, zieht
Durch alle Wüsten; seine Schiffe liegen
In allen Häfen. Das hat mir wol eh

Al-Hafi selbst gesagt und voll Entzücken
Hinzugefügt, wie groß, wie edel dieser
Sein Freund anwende, was so klug und emsig
Er zu erwerben für zu klein nicht achte,
Hinzugefügt, wie frei von Vorurtheilen
Sein Geist, sein Herz wie offen jeder Tugend,
Wie eingestimmt mit jeder Schönheit sei.
Saladin. Und jetzt sprach Hafi doch so ungewiß,
So kalt von ihm.
Sittah. Kalt nun wol nicht, verlegen.
Als halt' er's für gefährlich, ihn zu loben,
Und woll' ihn unverdient doch auch nicht tadeln. —
Wie? oder wär' es wirklich so, daß selbst
Der Beste seines Volkes seinem Volke
Nicht ganz entfliehen kann? daß wirklich sich
Al-Hafi seines Freund's von dieser Seite
Zu schämen hätte?] — Sei dem, wie ihm wolle! —
Der Jude sei mehr oder weniger
Als Jud', ist er nur reich: genug für uns!
Saladin. Du willst ihm aber doch das Seine mit
Gewalt nicht nehmen, Schwester?
Sittah. Ja, was heißt
Bei Dir Gewalt? Mit Feu'r und Schwert? Nein, nein,
Was braucht es mit den Schwachen für Gewalt
Als ihre Schwäche? — Komm vor jetzt nur mit
In meinen Haram, eine Sängerin
Zu hören, die ich gestern erst gekauft.
Es reift indeß bei mir vielleicht ein Anschlag,
Den ich auf diesen Nathan habe. — Komm!

Vierter Auftritt.

(Scene: Vor dem Hause des Nathan, wo es an die Palmen stößt.)

Recha und Nathan kommen heraus. Zu ihnen Daja.

Recha. [Ihr habt Euch sehr verweilt, mein Vater. Er
Wird kaum noch mehr zu treffen sein.]
Sie bleibt doch lange!
Nathan. Ruhig nur, mein Kind!
Du zitterst? Da ist ja Daja. — Nun? [Nun, nun;
Wenn hier, hier untern Palmen schon nicht mehr,
Doch anderwärts. — Sei jetzt nur ruhig. — Sieh!
Kömmt dort nicht Daja auf uns zu?
Recha. Sie wird
Ihn ganz gewiß verloren haben.
Nathan. Auch
Wol nicht
Recha. Sie würde sonst geschwinder kommen.

Nathan. Sie hat uns wol noch nicht gesehn...
Recha. Nun sieht
Sie uns.
Nathan. Und doppelt ihre Schritte. Sieh! —
Sei doch nur ruhig! ruhig!
Recha. Wolltet Ihr
Wol eine Tochter, die hier ruhig wäre?
Sich unbekümmert ließe, wessen Wohlthat
Ihr Leben sei? Ihr Leben, — das ihr nur
So lieb, weil sie es Euch zuerst verdanket.
Nathan. Ich möchte Dich nicht anders, als Du bist,
Auch wenn ich wüßte, daß in Deiner Seele
Ganz etwas Anders noch sich rege.
Recha. Was,
Mein Vater?
Nathan. Fragst Du mich? so schüchtern mich?
Was auch in Deinem Innern vorgeht, ist
Natur und Unschuld. Laß es keine Sorge
Dir machen. Mir, mir macht es keine. Nur
Versprich mir: wenn Dein Herz vernehmlicher
Sich einst erklärt, mir seiner Wünsche keinen
Zu bergen.
Recha. Schon die Möglichkeit, mein Herz
Euch lieber zu verhüllen, macht mich zittern.
Nathan. Nichts mehr hiervon! Das ein= für allemal
Ist abgethan. Da ist ja Daja. — Nun?]
Daja. Noch wandelt er hier untern Palmen und
Wird gleich um jene Mauer kommen. — Seht,
Da kömmt er!
Recha. Ah! und scheinet unentschlossen,
Wohin? ob weiter? ob hinab? ob rechts?
Ob links?
Daja. Nein, nein; er macht den Weg ums Kloster
Gewiß noch öfter, und dann muß er hier
Vorbei. — Was gilt's?
Recha. [Recht! recht! —] Hast Du ihn schon
Gesprochen? [Und wie ist er heut?
Daja. Wie immer.]
Nathan. So macht nur, daß er Euch hier nicht gewahr
Wird. Tretet mehr zurück. Geht lieber ganz
Hinein.
Recha. Nur einen Blick noch! — Ah! die Hecke,
Die mir ihn stiehlt.
[Daja. Kommt! kommt! Der Vater hat
Ganz Recht. Ihr lauft Gefahr, wenn er Euch sieht,
Daß auf der Stell' er umkehrt.
Recha. Ah! die Hecke!]
Nathan. Und kömmt er plötzlich dort aus ihr hervor,
So kann er anders nicht, er muß Euch sehn.
Drum geht doch nur!

Daja. Kommt! kommt! Ich weiß ein Fenster,
Aus dem wir sie bemerken können.
Recha. Ja?
(Beide hinein.)

Fünfter Auftritt.

Nathan und bald darauf der Tempelherr.

Nathan. Fast scheu' ich mich des Sonderlings. Fast macht
Mich seine rauhe Tugend stutzen. Daß
Ein Mensch doch einen Menschen so verlegen
Soll machen können! — Ha! er kömmt. — Bei Gott!
Ein Jüngling wie ein Mann. Ich mag ihn wohl,
Den guten, trotz'gen Blick, den drallen Gang!
Die Schale kann nur bitter sein, der Kern
Ist's sicher nicht. — Wo sah ich doch dergleichen? —
Verzeihet, edler Franke . . .
Tempelherr. Was?
Nathan. Erlaubt . . .
Tempelherr. Was, Jude? was?
Nathan. Daß ich mich untersteh,
Euch anzureden.
Tempelherr. Kann ich's wehren? Doch
Nur kurz!
Nathan. Verzieht und eilet nicht so stolz,
Nicht so verächtlich einem Mann vorüber,
Den Ihr auf ewig Euch verbunden habt.
Tempelherr. Wie das? Ah, fast errath' ich's. Nicht?
Ihr seid . . .
Nathan. Ich heiße Nathan, bin des Mädchens Vater,
Das Eure Großmuth aus dem Feu'r gerettet,
Und komme . . .
Tempelherr. Wenn zu danken, — spart's! Ich hab'
Um diese Kleinigkeit des Dankes schon
Zu viel erdulden müssen. — Vollends Ihr,
Ihr seid mir gar nichts schuldig. Wußt' ich denn,
Daß dieses Mädchen Eure Tochter war?
Es ist der Tempelherren Pflicht, dem Ersten
Dem Besten beizuspringen, dessen Noth
Sie sehn. Mein Leben war mir ohnedem
In diesem Augenblicke lästig. Gern,

Sehr gern ergriff ich die Gelegenheit,
Es für ein andres Leben in die Schanze
Zu schlagen, für ein andres, — wenn's auch nur
Das Leben einer Jüdin wäre.

Nathan. Groß!
Groß und abscheulich! — Doch die Wendung läßt
Sich denken. Die bescheidne Größe flüchtet
Sich hinter das Abscheuliche, um der
Bewundrung auszuweichen. — Aber wenn
Sie so das Opfer der Bewunderung
Verschmäht, was für ein Opfer denn verschmäht
Sie minder? — Ritter, wenn Ihr hier nicht fremd
Und nicht gefangen wäret, würd' ich Euch
So dreist nicht fragen. Sagt, befehlt, womit
Kann man Euch dienen?

Tempelherr. Ihr? Mit nichts.

Nathan. Ich bin
Ein reicher Mann.

Tempelherr. Der reichre Jude war
Mir nie der bessre Jude.

Nathan. Dürft Ihr denn
Darum nicht nützen, was demungeachtet
Er Bessres hat? nicht seinen Reichthum nützen?

Tempelherr. Nun gut, das will ich auch nicht ganz verreden,
Um meines Mantels willen nicht. Sobald
Der ganz und gar verschlissen, weder Stich
Noch Fetze länger halten will, komm' ich
Und borge mir bei Euch zu einem neuen
Tuch oder Geld. — Seht nicht mit eins so finster!
Noch seid Ihr sicher; noch ist's nicht so weit
Mit ihm. Ihr seht, er ist so ziemlich noch
Im Stande. Nur der eine Zipfel da
Hat einen garst'gen Fleck; er ist versengt.
Und das bekam er, als ich Eure Tochter
Durchs Feuer trug.

Nathan (der nach dem Zipfel greift und ihn betrachtet).
Es ist doch sonderbar,
Daß so ein böser Fleck, daß so ein Brandmal
Dem Mann ein bessres Zeugniß redet als
Sein eigner Mund. Ich möcht' ihn küssen gleich —
Den Flecken! — Ah, verzeiht! — Ich that es ungern.

Tempelherr. Was?
Nathan. Eine Thräne fiel darauf.
Tempelherr. Thut nichts!
Er hat der Tropfen mehr. — (Bald aber fängt
Mich dieser Jud' an zu verwirren.)
Nathan. Wär't
Ihr wol so gut und schicktet Euern Mantel
Auch einmal meinem Mädchen?
Tempelherr. Was damit?
Nathan. Auch ihren Mund auf diesen Fleck zu drücken;
Denn Eure Kniee selber zu umfassen,
Wünscht sie nun wol vergebens.
Tempelherr. Aber, Jude —
Ihr heißet Nathan? — Aber, Nathan — Ihr
Setzt Eure Worte sehr — sehr gut — sehr spitz —
Ich bin betreten — Allerdings — ich hätte . .
Nathan. Stellt und verstellt Euch, wie Ihr wollt. Ich find'
Auch hier Euch aus. Ihr war't zu gut, zu bieder,
Um höflicher zu sein. — Das Mädchen ganz
Gefühl, der weibliche Gesandte ganz
Dienstfertigkeit, der Vater weit entfernt —
Ihr trugt für ihren guten Namen Sorge,
Floht ihre Prüfung, floht, um nicht zu siegen.
Auch dafür dank' ich Euch —
Tempelherr. Ich muß gestehn,
Ihr wißt, wie Tempelherren denken sollten.
Nathan. Nur Tempelherren? sollten blos? und blos
Weil es die Ordensregeln so gebieten?
Ich weiß, wie gute Menschen denken, weiß,
Daß alle Länder gute Menschen tragen.
Tempelherr. Mit Unterschied doch hoffentlich?
Nathan. Ja wohl;
An Farb', an Kleidung, an Gestalt verschieden.
Tempelherr. Auch hier bald mehr, bald weniger als dort.
Nathan. Mit diesem Unterschied ist's nicht weit her.
Der große Mann braucht überall viel Boden,
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Aeste. Mittelgut, wie wir,
Find't sich hingegen überall in Menge.
Nur muß der Eine nicht den Andern mäkeln;
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen;

Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde nicht entschossen.

Tempelherr. Sehr wohl gesagt! Doch kennt Ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst
Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte?
Wie? wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes,
Den es auf Christ und Muselmann vererbte,
Nur sein Gott sei der rechte Gott! — Ihr stutzt,
Daß ich, ein Christ, ein Tempelherr, so rede?
Wann hat und wo die fromme Raserei,
Den bessern Gott zu haben, diesen bessern
Der ganzen Welt als besten aufzudringen,
In ihrer schwärzesten Gestalt sich mehr
Gezeigt als hier, als jetzt? Wem hier, wem jetzt
Die Schuppen nicht vom Auge fallen . . . Doch
Sei blind, wer will! — Vergeßt, was ich gesagt,
Und laßt mich! (Will gehen.)

Nathan. Ha! Ihr wißt nicht, wie viel fester
Ich nun mich an Euch drängen werde. — Kommt,
Wir müssen, müssen Freunde sein! — Verachtet
Mein Volk, so sehr Ihr wollt. Wir haben Beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude,
Als Mensch? Ah! wenn ich Einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es gnügt, ein Mensch
Zu heißen!

Tempelherr. Ja, bei Gott, das habt Ihr, Nathan!
Das habt Ihr! — Eure Hand! — Ich schäme mich,
Euch einen Augenblick verkannt zu haben.

Nathan. Und ich bin stolz darauf. Nur das Gemeine
Verkennt man selten.

Tempelherr. Und das Seltene
Vergißt man schwerlich. — Nathan, ja:
Wir müssen, müssen Freunde werden.

Nathan. Sind
Es schon. — Wie wird sich meine Recha freuen! —

Und ah! welch eine heitre Ferne schließt
Sich meinen Blicken auf! — Kennt sie nur erst!
Tempelherr. Ich brenne vor Verlangen. — Wer stürzt dort
Aus Euerm Hause? Ist's nicht ihre Daja?
Nathan. Ja wohl. So ängstlich?
Tempelherr. Unsrer Recha ist
Doch nichts begegnet?

Sechster Auftritt.

Die Vorigen und Daja eilig.

Daja. Nathan! Nathan!
Nathan. Nun?
Daja. Verzeihet, edler Ritter, daß ich Euch
Muß unterbrechen.
Nathan. Nun, was ist's?
Tempelherr. Was ist's?
Daja. Der Sultan hat geschickt. Der Sultan will
Euch sprechen. Gott, der Sultan!
Nathan. Mich? der Sultan?
Er wird begierig sein, zu sehen, was
Ich Neues mitgebracht. Sag nur, es sei
Noch wenig oder gar nichts ausgepackt.
Daja. Nein, nein; er will nichts sehen, will Euch sprechen,
Euch in Person, und bald, sobald Ihr könnt.
Nathan. Ich werde kommen. — Geh nur wieder, geh!
Daja. Nehmt ja nicht übel auf, gestrenger Ritter —
Gott, wir sind so bekümmert, was der Sultan
Doch will.
Nathan. Das wird sich zeigen. Geh nur, geh!

Siebenter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr.

Tempelherr. So kennt Ihr ihn noch nicht? — ich meine, von Person.
Nathan. Den Saladin? Noch nicht. Ich habe
Ihn nicht vermieden, nicht gesucht zu kennen.

Der allgemeine Ruf sprach viel zu gut
Von ihm, daß ich nicht lieber glauben wollte,
Als sehn. Doch nun — wenn anders dem so ist —
Hat er durch Sparung Eures Lebens . . .
Tempelherr. Ja,
Dem allerdings ist so. Das Leben, das
Ich leb', ist sein Geschenk.
Nathan. Durch das er mir
Ein doppelt, dreifach Leben schenkte. Dies
Hat Alles zwischen uns verändert, hat
Mit eins ein Seil mir umgeworfen, das
Mich seinem Dienst auf ewig fesselt. Kaum,
Und kaum kann ich es nun erwarten, was
Er mir zuerst befehlen wird. Ich bin
Bereit zu Allem, bin bereit, ihm zu
Gestehn, daß ich es Euertwegen bin.
Tempelherr. Noch hab' ich selber ihm nicht danken können,
So oft ich auch ihm in den Weg getreten.
Der Eindruck, den ich auf ihn machte, kam
So schnell, als schnell er wiederum verschwunden.
Wer weiß, ob er sich meiner gar erinnert.
Und dennoch muß er, einmal wenigstens,
Sich meiner noch erinnern, um mein Schicksal
Ganz zu entscheiden. Nicht genug, daß ich
Auf sein Geheiß noch bin, mit seinem Willen
Noch leb': ich muß nun auch von ihm erwarten,
Nach wessen Willen ich zu leben habe.
Nathan. Nicht anders; um so mehr will ich nicht säumen. —
Es fällt vielleicht ein Wort, das mir, auf Euch
Zu kommen, Anlaß giebt. — Erlaubt, verzeiht —
Ich eile — Wann, wann aber sehn wir Euch
Bei uns?
Tempelherr. Sobald ich darf.
Nathan. Sobald Ihr wollt.
Tempelherr. Noch heut.
Nathan. Und Euer Name? — muß ich bitten.
Tempelherr. Mein Name war — ist Curd von Stauffen.
— Curd!
Nathan. Von Stauffen? — Stauffen? — Stauffen?
Tempelherr. Warum fällt
Euch das so auf?

Nathan. Von Stauffen? — Des Geschlechts
Sind wol schon Mehrere. . . .
Tempelherr. O ja! hier waren,
Hier faulen des Geschlechts schon Mehrere.
Mein Oheim selbst, — mein Vater will ich sagen, —
Doch warum schärft sich Euer Blick auf mich
Je mehr und mehr?
Nathan. O nichts! o nichts! Wie kann
Ich Euch zu sehn ermüden?
Tempelherr. Drum verlass'
Ich Euch zuerst. Der Blick des Forschers fand
Nicht selten mehr, als er zu finden wünschte.
Ich fürcht' ihn, Nathan. Laßt die Zeit allmählig,
Und nicht die Neugier, unsre Kundschaft machen. (Er geht.)
Nathan (der ihm mit Erstaunen nachsieht).
„Der Forscher fand nicht selten mehr, als er
Zu finden wünschte." — Ist es doch, als ob
In meiner Seel' er lese! — Wahrlich ja,
Das könnt' auch mir begegnen. — Nicht allein
Wolf's Wuchs, Wolf's Gang: auch seine Stimme. So,
Vollkommen so warf Wolf sogar den Kopf,
Trug Wolf sogar das Schwert im Arm, strich Wolf
Sogar die Augenbraunen mit der Hand,
Gleichsam das Feuer seines Blicks zu bergen. —
Wie solche tiefgeprägte Bilder doch
Zu Zeiten in uns schlafen können, bis
Ein Wort, ein Laut sie weckt. — Von Stauffen! —
Ganz recht, ganz recht, Filneck und Stauffen. —
Ich will das bald genauer wissen, bald.
Nur erst zum Saladin. — Doch wie? lauscht dort
Nicht Daja? — Nun, so komm nur näher, Daja!

Achter Auftritt.

Daja. Nathan.

Nathan. Was gilt's? nun drückt's Euch Beiden schon das Herz,
Noch ganz was Anders zu erfahren, als
Was Saladin mir will.
Daja. Verdenkt Ihr's ihr?
Ihr fingt so eben an, vertraulicher

Mit ihm zu sprechen, als des Sultans Botschaft
Uns von dem Fenster scheuchte.
Nathan. Nun, so sag
Ihr nur, daß sie ihn jeden Augenblick
Erwarten darf.
Daja. Gewiß? [gewiß?
Nathan. Ich kann
Mich doch auf Dich verlassen, Daja? Sei
Auf Deiner Hut, ich bitte Dich. Es soll
Dich nicht gereuen. Dein Gewissen selbst
Soll seine Rechnung dabei finden. Nur
Verdirb mir nichts in meinem Plane. Nur
Erzähl und frage mit Bescheidenheit,
Mit Rückhalt . . .
Daja. Daß Ihr doch noch erst so was
Erinnern könnt! — Ich geh'; geht Ihr nur auch.]
Nathan. Gewiss!
Daja. Jetzt eilt!
Denn seht! ich glaube gar, da kömmt vom Sultan
Ein zweiter Bot', Al-Hafi, Euer Derwisch. (Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Nathan. Al-Hafi.

Al-Hafi. Ha! ha! zu Euch wollt' ich nun eben wieder.
Nathan. Ist's denn so eilig? Was verlangt er denn
Von mir?
Al-Hafi. Wer?
Nathan. Saladin. — Ich komm', ich komme.
Al-Hafi. Zu wem? Zum Saladin?
Nathan. Schickt Saladin
Dich nicht?
Al-Hafi. Mich? nein. Hat er denn schon geschickt?
Nathan. Ja, freilich hat er.
Al-Hafi. Nun, so ist es richtig.
Nathan. Was? was ist richtig?
Al-Hafi. Daß . . . ich bin nicht Schuld;
Gott weiß, ich bin nicht Schuld. — Was hab' ich nicht
Von Euch gesagt, gelogen, um es abzuwenden!
Nathan. Was abzuwenden? Was ist richtig?
Al-Hafi. Daß
Nun Ihr sein Defterdar geworden. Ich

Bedaur' Euch. Doch mit ansehn will ich's nicht.
Ich geh' von Stund' an, geh'. Ihr habt es schon
Gehört, wohin, und wißt den Weg. — Habt Ihr
Des Wegs was zu bestellen, sagt; ich bin
Zu Diensten. Freilich muß es mehr nicht sein,
Als was ein Nackter mit sich schleppen kann.
Ich geh', sagt bald.

Nathan. Besinn Dich doch, Al-Hafi.
Besinn Dich, daß ich noch von gar nichts weiß.
Was plauderst Du denn da?

Al-Hafi. Ihr bringt sie doch
Gleich mit, die Beutel?

Nathan. Beutel?

Al-Hafi. Nun, das Geld,
Das Ihr dem Saladin vorschießen sollt.

Nathan. Und weiter ist es nichts?

Al-Hafi. Ich sollt' es wol
Mit ansehn, wie er Euch von Tag zu Tag
Aushöhlen wird bis auf die Zehen? Sollt'
Das sehen? [Es wol mit ansehn, daß Verschwendung aus
Der weisen Milde sonst nie leeren Scheuern
So lange borgt und borgt und borgt, bis auch
Die armen eingebornen Mäuschen drin
Verhungern?] — Bildet Ihr vielleicht Euch ein,
Wer Euers Gelds bedürftig sei, der werde
Doch Euerm Rathe wol auch folgen? — Ja,
Er Rathe folgen! Wann hat Saladin
Sich rathen lassen? — Denkt nur, Nathan, was
Mir eben jetzt mit ihm begegnet.

Nathan. Nun?

Al-Hafi. Da komm' ich zu ihm, eben daß er Schach
Gespielt mit seiner Schwester. Sittah spielt
Nicht übel, und das Spiel, das Saladin
Verloren glaubte, schon gegeben hatte,
Das stand noch ganz so da. Ich seh' Euch hin
Und sehe, daß das Spiel noch lange nicht
Verloren.

Nathan. Ei! das war für Dich ein Fund!

Al-Hafi. Er durfte mit dem König an den Bauer
Nur rücken auf ihr Schach. — Wenn ich's Euch gleich
Nur zeigen könnte!

Nathan. O, ich traue Dir!

Al-Hafi. Denn so bekam der Roche Feld, und sie
War hin. — Das Alles will ich ihm nun weisen
Und ruf' ihn. — Denkt! . . .
Nathan. Er ist nicht Deiner Meinung?
Al-Hafi. Er hört mich gar nicht an und wirft verächtlich
Das ganze Spiel in Klumpen.
Nathan. Ist das möglich?
Al-Hafi. Und sagt: er wolle matt nun einmal sein;
Er wolle! Heißt das spielen?
Nathan. Schwerlich wol;
Heißt mit dem Spiele spielen.
Al-Hafi. Gleichwol galt
Es keine taube Nuß.
Nathan. Geld hin, Geld her!
Das ist das Wenigste. Allein Dich gar
Nicht anzuhören! über einen Punkt
Von solcher Wichtigkeit Dich nicht einmal
Zu hören! Deinen Adlerblick nicht zu
Bewundern! das, das schreit um Rache; nicht?
Al-Hafi. Ach was! Ich sag' Euch das nur so, damit
Ihr sehen könnt, was für ein Kopf er ist.
Kurz, ich, ich halt's mit ihm nicht länger aus.
Da lauf' ich nun bei allen schmutz'gen Mohren
Herum und frage, wer ihm borgen will.
Ich, der ich nie für mich gebettelt habe,
Soll nun für Andre borgen. Borgen ist
Viel besser nicht als betteln, so wie leihen,
Auf Wucher leihen, nicht viel besser ist
Als stehlen. Unter meinen Ghebern, an
Dem Ganges, brauch' ich Beides nicht und brauche
Das Werkzeug Beider nicht zu sein. Am Ganges,
Am Ganges nur giebt's Menschen. Hier seid Ihr
Der Einzige, der noch so würdig wäre,
Daß er am Ganges lebte. — Wollt Ihr mit? —
Laßt ihm mit eins den Plunder ganz im Stiche,
Um den es ihm zu thun. Er bringt Euch nach
Und nach doch drum. So wär' die Plackerei
Auf einmal aus. Ich schaff' Euch einen Delk.
Kommt! kommt!
Nathan. Ich dächte zwar, das blieb' uns ja
Noch immer übrig. Doch, Al-Hafi, will
Ich's überlegen. Warte . . .

Al-Hafi. Ueberlegen?
Nein, so was überlegt sich nicht.
Nathan. Nur bis
Ich von dem Sultan wiederkomme, bis
Ich Abschied erst . . .
Al-Hafi. Wer überlegt, der sucht
Bewegungsgründe, nicht zu dürfen. Wer
Sich Knall und Fall, ihm selbst zu leben, nicht
Entschließen kann, der lebet Andrer Sclav'
Auf immer. — Wie Ihr wollt! — Lebt wohl! wie's Euch
Wohl dünkt. — Mein Weg liegt dort, und Eurer da.
Nathan. Al-Hafi! Du wirst selbst doch erst das Deine
Berichtigen?
Al-Hafi. Ach Possen! Der Bestand
Von meiner Cass' ist nicht des Zählens werth;
Und meine Rechnung bürgt — Ihr oder Sittah.
Lebt wohl! (Ab.)
Nathan (ihm nachsehend).
Die bürg' ich! — Wilder, guter, edler —
Wie nenn' ich ihn? — Der wahre Bettler ist
Doch einzig und allein der wahre König!
(Von einer andern Seite ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Scene: In Nathan's Hause.)

Recha und Daja.

Recha. Wie, Daja, drückte sich mein Vater aus?
„Ich dürf' ihn jeden Augenblick erwarten?"
Das klingt — nicht wahr? — als ob er noch so bald
Erscheinen werde. — Wie viel Augenblicke
Sind aber schon vorbei! — Ah nun, wer denkt
An die verflossenen? — Ich will allein
In jedem nächsten Augenblicke leben;
Er wird doch einmal kommen, der ihn bringt.

Daja. O der verwünschten Botschaft von dem Sultan!
Denn Nathan hätte sicher ohne sie
Ihn gleich mit hergebracht.

Recha. Und wenn er nun
Gekommen, dieser Augenblick; wenn denn
Nun meiner Wünsche wärmster, innigster
Erfüllet ist: was dann? — was dann?

Daja. Was dann?
Dann hoff' ich, daß auch meiner Wünsche wärmster
Soll in Erfüllung gehen.

Recha. Und dieser Wunsch? [Was wird dann
In meiner Brust an dessen Stelle treten,
Die schon verlernt, ohn' einen herrschenden
Wunsch aller Wünsche sich zu dehnen? — Nichts?
Ah, ich erschrecke! . . .]

Daja. [Mein, mein Wunsch wird dann
An des erfüllten Stelle treten, meiner.]

Ist [Mein Wunsch], Dich in Europa, bald [Dich] in Händen
Zu wissen, welche Deiner würdig sind.

Recha. Du irrst. — Was diesen Wunsch zu Deinem macht,
Das Nämliche verhindert, daß er meiner
Je werden kann. Dich zieht Dein Vaterland,
Und meines, meines sollte mich nicht halten?
[Ein Bild der Deinen, das in Deiner Seele
Noch nicht verloschen, sollte mehr vermögen,
Als die ich sehn und greifen kann und hören,
Die Meinen?]

Daja. Ach, sperre Dich, mein Kind, so viel Du willst!
Des Himmels Wege sind des Himmels Wege.
Und wenn es nun Dein Retter selber wäre,
Durch den sein Gott, für den er kämpft, Dich in
Das Land, Dich zu dem Volke führen wollte,
Für welche Du geboren wurdest?

Recha. Daja!
Was sprichst Du da nun wieder, liebe Daja!
Du hast doch wahrlich Deine sonderbaren
Begriffe! „Sein, sein Gott! für den er kämpft!"
Wem eignet Gott? was ist das für ein Gott,
Der einem Menschen eignet? der für sich
Muß kämpfen lassen? — Und wie weiß
Man denn, für welchen Erdkloß man geboren,
Wenn man's für den nicht ist, auf welchem man
Geboren? — Wenn mein Vater Dich so hörte! —
Was that er Dir, mir immer nur mein Glück
So weit von ihm als möglich vorzuspiegeln?
Was that er Dir, den Samen der Vernunft,
Den er so rein in meine Seele streute,
Mit Deines Landes Unkraut oder Blumen
[So gern] Zu mischen? — [Liebe, liebe Daja,
Er will nun Deine bunten Blumen nicht
Auf meinem Boden! — Und ich muß Dir sagen,
Ich selber fühle meinen Boden, wenn
Sie noch so schön ihn kleiden, so entkräftet,
So ausgezehrt durch Deine Blumen; fühle
In ihrem Dufte, sauersüßem Dufte,
Mich so betäubt, so schwindelnd! — Dein Gehirn
Ist dessen mehr gewohnt. Ich tadle drum
Die stärkern Nerven nicht, die ihn vertragen.
Nur schlägt er mir nicht zu; und schon Dein Engel,
Wie wenig fehlte, daß er mich zur Närrin
Gemacht? — Noch schäm' ich mich vor meinem Vater
Der Posse!

Daja. Posse! — Als ob der Verstand

Nur hier zu Hause wäre! Posse! Posse!
Wenn ich nur reden dürfte!
Recha. Darfst Du nicht?
Wann war ich nicht ganz Ohr, so oft es Dir
Gefiel, von Deinen Glaubenshelden mich
Zu unterhalten? Hab' ich ihren Thaten
Nicht stets Bewunderung und ihren Leiden
Nicht immer Thränen gern gezollt? Ihr Glaube
Schien freilich mir das Heldenmäßigste
An ihnen nie. Doch so viel tröstender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unserm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt. — Liebe Daja,
Das hat mein Vater uns so oft gesagt;
Darüber hast Du selbst mit ihm so oft
Dich einverstanden: warum untergräbst
Du denn allein, was Du mit ihm zugleich
Gebauet? — Liebe Daja, das ist kein
Gespräch, womit wir unserm Freund' am Besten
Entgegensehn. Für mich zwar, ja! Denn mir,
Mir liegt daran unendlich, ob auch er . . .]
Horch, [Daja!] — was rauscht an unsrer Thür? [Kommt es nicht an unsre Thüre?]
Wenn er es wäre! Horch!

Zweiter Auftritt.

Recha. Daja und der Tempelherr, dem Jemand von außen die Thüre öffnet mit den Worten:

Nur hier herein!

Recha (fährt zusammen, faßt sich und will ihm zu Füßen fallen).
Er ist's! — Mein Retter, ah!
Tempelherr. Dies zu vermeiden,
Erschien ich blos so spät; und doch —
Recha. Ich will
Ja zu den Füßen dieses stolzen Mannes
Nur Gott noch einmal danken, nicht dem Manne.
Der Mann will keinen Dank, will ihn so wenig,
Als ihn der Wassereimer will, der bei
Dem Löschen so geschäftig sich erwiesen.
Der ließ sich füllen, ließ sich leeren mir
Nichts, Dir nichts: also auch der Mann. Auch der
Ward nun so in die Gluth hineingestoßen;
Da fiel ich ungefähr ihm in den Arm;
Da blieb ich ungefähr, so wie ein Funken

Auf seinem Mantel, ihm in seinen Armen,
Bis wiederum, ich weiß nicht was, uns Beide
Herausschmiß aus der Gluth. — Was giebt es da
Zu danken? — In Europa treibt der Wein
Zu noch weit andern Thaten. — Tempelherren,
Die müssen einmal nun so handeln, müssen
Wie etwas besser zugelernte Hunde
Sowol aus Feuer als aus Wasser holen

Tempelherr (der sie mit Erstaunen und Unruhe die ganze Zeit über betrachtet).

O Daja, Daja! Wenn in Augenblicken
Des Kummers und der Galle meine Laune
Dich übel anließ, warum jede Thorheit,
Die meiner Zung' entfuhr, ihr hinterbringen?
Das hieß, sich zu empfindlich rächen, Daja!
Doch wenn Du nur von nun an besser mich
Bei ihr vertreten willst.

Daja. Ich denke, Ritter,
Ich denke nicht, daß diese kleinen Stacheln,
Ihr an das Herz geworfen, Euch da sehr
Geschadet haben.

Recha. Wie? Ihr hattet Kummer?
Und war't mit Euerm Kummer geiziger
Als Euerm Leben?

Tempelherr. Gutes, holdes Kind! —
Wie ist doch meine Seele zwischen Auge
Und Ohr getheilt! — Das war das Mädchen nicht,
Nein, nein, das war es nicht, das aus dem Feuer
Ich holte. — Denn wer hätte die gekannt
Und aus dem Feuer nicht geholt? Wer hätte
Auf mich gewartet? — Zwar — verstellt — der Schreck.

(Pause, unter der er in Anschauung ihrer sich wie verliert.)

Recha. Ich aber find' Euch noch den Nämlichen. —

(Dergleichen, bis sie fortfährt, um ihn in seinem Anstaunen zu unterbrechen.)

Nun, Ritter, sagt uns doch, wo Ihr so lange
Gewesen? — Fast dürft' ich auch fragen, wo
Ihr jetzo seid?

Tempelherr. Ich bin, — wo ich vielleicht
Nicht sollte sein. —

[Recha. Wo Ihr gewesen? — Auch
Wo Ihr vielleicht nicht solltet sein gewesen?
Das ist nicht gut.

Tempelherr. Auf — auf — wie heißt der Berg?
Auf Sinai.
Recha. Auf Sinai? — Ah, schön!
Nun kann ich zuverlässig doch einmal
Erfahren, ob es wahr . . .
Tempelherr. Was? was? Ob's wahr,
Daß noch daselbst der Ort zu sehn, wo Moses
Vor Gott gestanden, als . . .
Recha. Nun, das wol nicht;
Denn wo er stand, stand er vor Gott. Und davon
Ist mir zur Gnüge schon bekannt. — Ob's wahr,
Möcht' ich nur gern von Euch erfahren, daß —
Daß es bei Weitem nicht so mühsam sei,
Auf diesen Berg hinauf zu steigen als
Herab? — Denn seht, so viel ich Berge noch
Gestiegen bin, war's just das Gegentheil. —
Nun, Ritter? — Was? — Ihr kehrt Euch von mir ab?
Wollt mich nicht sehn?
Tempelherr. Weil ich Euch hören will.
Recha. Weil Ihr mich nicht wollt merken lassen, daß
Ihr meiner Einfalt lächelt; daß Ihr lächelt,
Wie ich Euch doch so gar nichts Wichtigers
Von diesem heiligen Berg aller Berge
Zu fragen weiß? Nicht wahr?
Tempelherr. So muß
Ich doch Euch wieder in die Augen sehn. —
Was? Nun schlagt Ihr sie nieder? nun verbeißt
Das Lächeln Ihr? wie ich noch erst in Mienen,
In zweifelhaften Mienen lesen will,
Was ich so deutlich hör', Ihr so vernehmlich
Mir sagt — verschweigt?] — Ah, Recha! Recha! Wie
Hat er so wahr gesagt: „Kennt sie nur erst!"
Recha. Wer hat? — von wem? — Euch das gesagt?
Tempelherr. „Kennt sie
Nur erst!" hat Euer Vater mir gesagt,
Von Euch gesagt.
Daja. Und ich nicht etwa auch?
Ich denn nicht auch?
Tempelherr. Allein wo ist er denn?
Wo ist denn Euer Vater? Ist er noch
Beim Sultan?
Recha. Ohne Zweifel.
Tempelherr. Noch, noch da? —
O mich Vergeßlichen! Nein, nein; da ist
Er schwerlich mehr. — Er wird dort unten bei
Dem Kloster meiner warten; ganz gewiß.
So red'ten, mein' ich, wir es ab. Erlaubt!
Ich geh', ich hol' ihn . . .

Daja. Das ist meine Sache.
Bleibt, Ritter, bleibt! Ich bring' ihn unverzüglich.
Tempelherr. Nicht so, nicht so! Er sieht mir selbst entgegen,
Nicht Euch. Dazu, er könnte leicht . . . wer weiß? . . .
Er könnte bei dem Sultan leicht, . . . Ihr kennt
Den Sultan nicht! . . . leicht in Verlegenheit
Gekommen sein. — Glaubt mir, es hat Gefahr,
Wenn ich nicht geh'.
Recha. Gefahr? was für Gefahr?
Tempelherr. Gefahr für mich, für Euch, für ihn, wenn ich
Nicht schleunig, schleunig geh'. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Recha und Daja.

Recha. Was ist das, Daja? —
So schnell? — Was kömmt ihm an? Was fiel ihm auf?
Was jagt ihn?
Daja. Laßt nur, laßt! Ich denk', es ist
Kein schlimmes Zeichen.
Recha. Zeichen? und wovon?
Daja. Daß etwas vorgeht innerhalb. Es kocht,
Und soll nicht überkochen. Laßt ihn nur!
Nun ist's an Euch.
Recha. Was ist an mir? Du wirst,
Wie er, mir unbegreiflich.
Daja. Bald nun könnt
Ihr ihm die Unruh' all' vergelten, die
Er Euch gemacht hat. Seid nur aber auch
Nicht allzu streng, nicht allzu rachbegierig.
Recha. Wovon Du sprichst, das magst Du selber wissen.
Daja. Und seid denn Ihr bereits so ruhig wieder?
Recha. Das bin ich; ja, das bin ich . . .
Daja. Wenigstens
Gesteht, daß Ihr Euch seiner Unruh' freut
Und seiner Unruh' danket, was Ihr jetzt
Von Ruh' genießt.
Recha. Mir völlig unbewußt!
Denn was ich höchstens Dir gestehen könnte,
Wär', daß es mich — mich selbst befremdet, wie

Auf einen solchen Sturm in meinem Herzen
So eine Stille plötzlich folgen können.
Sein voller Anblick, sein Gespräch, sein Ton
Hat mich . . .

Daja. Gesättigt schon?

Recha. Gesättigt, will
Ich nun nicht sagen; nein — bei Weitem nicht —

Daja. Den heißen Hunger nur gestillt.

Recha. Nun ja,
Wenn Du so willst.

Daja. Ich eben nicht.

Recha. Er wird
Mir ewig werth, mir ewig werther als
Mein Leben bleiben, wenn auch schon mein Puls
Nicht mehr bei seinem bloßen Namen wechselt,
Nicht mehr mein Herz, so oft ich an ihn denke,
Geschwinder, stärker schlägt. — Was schwatz' ich? Komm,
Komm, liebe Daja, wieder an das Fenster,
Das auf die Palmen sieht.

Daja. Ihr hungert noch! [So ist er doch
Wol noch nicht ganz gestillt, der heiße Hunger.]

Recha. Nun werd' ich auch die Palmen wieder sehn,
Nicht ihn blos untern Palmen.

Daja. Diese Kälte
Beginnt auch wol ein neues Fieber nur.

Recha. Was Kält'? Ich bin nicht kalt. Ich sehe wahrlich
Nicht minder gern, was ich mit Ruhe sehe.

Vierter Auftritt.

(Scene: Ein Audienzsaal in dem Palaste des Saladin.)

Saladin und Sittah.

Saladin (im Hereintreten, gegen die Thüre).
Hier bringt den Juden her, sobald er kömmt!
Er scheint sich eben nicht zu übereilen.

Sittah. Er war auch wol nicht bei der Hand, nicht gleich
Zu finden. Stürm[1]) nur nicht zu hastig!
Nimm die Sache lustig, wie sie ist!

---

1) Die Lesart der Handschrift: Stimm, giebt keinen Sinn. — A. d. H.

Der Jude will ein Weiser heissen; diesmal
Soll er doch in die Klemme. Frag ihn ernstlich,
Welch einen Glauben er den besten preist,
Des Juden, Christen oder Muselmanns.
Antwort' er, wie er will: er wird gestraft.
Sagt er: des Juden — das muss Dich beleid'gen;
Des Muselmanns — warum ist er ein Jud'?
Den Christen wird er ohnehin nicht loben.
Spricht er aufrichtig, straf ihn tüchtig ab!
Und schmeichelt er, so straf ihn doppelt! Sieh,
Wofür hat er sein Geld, als dass er's zolle?
Nur zu!

Saladin. O Schwester! Schwester!

Sittah. Thust Du doch,
Als stünde Dir ein Treffen vor.

Saladin. Und das
Mit Waffen, die ich nicht gelernt zu führen
Ich soll mich stellen, soll besorgen lassen,
Soll Fallen legen, soll auf Glatteis führen.
Wann hätt' ich das gekonnt? Wo hätt' ich das
Gelernt? — Und soll das Alles, ah, wozu?
Wozu? — Um Geld zu fischen! Geld! — Um Geld,
Geld einem Juden abzubangen? Geld!
Zu solchen kleinen Listen wär' ich endlich
Gebracht, der Kleinigkeiten kleinste mir
Zu schaffen?

Sittah. Jede Kleinigkeit, zu sehr
Verschmäht, die rächt sich, Bruder.

Saladin. Leider wahr! —
Und wenn nun dieser Jude gar der gute,
Vernünft'ge Mann ist, wie der Derwisch Dir
Ihn ehedem beschrieben?

Sittah. O, nun dann!
Was hat es dann für Noth! Die Schlinge liegt
Ja nur dem geizigen, besorglichen,
Furchtsamen Juden, nicht dem guten, nicht
Dem weisen Manne. Dieser ist ja so
Schon unser, ohne Schlinge. Das Vergnügen,
Zu hören, wie ein solcher Mann sich ausred't,
Mit welcher dreisten Stärk' entweder er
Die Stricke kurz zerreißet, oder auch
Mit welcher schlauen Vorsicht er die Netze

Vorbei sich windet: dies Vergnügen hast
Du obendrein.
Saladin. Nun, das ist wahr. Gewiß,
Ich freue mich darauf.
[Sittah. So kann Dich ja
Auch weiter nichts verlegen machen. Denn
Ist's Einer aus der Menge blos, ist's blos
Ein Jude wie ein Jude: gegen den
Wirst Du Dich doch nicht schämen, so zu scheinen,
Wie er die Menschen all' sich denkt? Vielmehr,
Wer sich ihm besser zeigt, der zeigt sich ihm
Als Geck, als Narr.
Saladin. So muß ich ja wol gar
Schlecht handeln, daß von mir der Schlechte nicht
Schlecht denke?
Sittah. Traun! wenn Du schlecht handeln nennst,
Ein jedes Ding nach seiner Art zu brauchen.
Saladin. Was hätt' ein Weiberkopf erdacht, das er
Nicht zu beschönen wüßte!
Sittah. Zu beschönen!
Saladin. Das feine, spitze Ding, besorg' ich nur,
In meiner plumpen Hand zerbricht! — So was
Will ausgeführt sein, wie's erfunden ist,
Mit aller Pfiffigkeit, Gewandtheit. — Doch,
Mag's doch nur, mag's! Ich tanze, wie ich kann,
Und könnt' es freilich lieber — schlechter noch
Als besser.
Sittah. Trau' Dir auch nur nicht zu wenig!
Ich stehe Dir für Dich! Wenn Du nur willst. —
Daß uns die Männer Deinesgleichen doch
So gern bereden möchten, nur ihr Schwert,
Ihr Schwert nur habe sie so weit gebracht.
Der Löwe schämt sich freilich, wenn er mit
Dem Fuchse jagt, des Fuchses, nicht der List.]
Saladin. [Und daß die Weiber doch so gern den Mann
Zu sich herunter hätten! —] Jetzt gehe nur! [Geh nur, geh!] —
Ich glaube meine Lection zu können.
Sittah. Was? ich soll gehn?
Saladin. Du wolltest doch nicht bleiben?
Sittah. Wenn auch nicht bleiben ... im Gesicht Euch bleiben —
Doch hier im Nebenzimmer —
Saladin. Da zu horchen?
Auch das nicht, Schwester, wenn ich soll bestehn. —
Fort, fort! der Vorhang rauscht; er kömmt! — Doch daß
Du ja nicht da verweilst! Ich sehe nach.
(Indem sie sich durch die eine Thüre entfernt, tritt Nathan zu der andern herein, und Saladin hat sich gesetzt.)

Fünfter Auftritt.

Saladin und Nathan.

Saladin. Tritt näher, Jude! — Näher! — Nur ganz her! —
Nur ohne Furcht!
Nathan. Die bleibe Deinem Feinde!
Saladin. Du nennst Dich Nathan?
Nathan. Ja.
Saladin. Den weisen Nathan?
Nathan. Nein.
Saladin. Wohl! nennst Du Dich nicht, nennt Dich das Volk.
Nathan. Kann sein, das Volk!
Saladin. Du glaubst doch nicht, daß ich
Verächtlich von des Volkes Stimme denke? —
Ich habe längst gewünscht, den Mann zu kennen,
Den es den Weisen nennt.
Nathan. Und wenn es ihn
Zum Spott so nennte? Wenn dem Volke weise
Nichts weiter wär' als klug? und klug nur Der,
Der sich auf seinen Vortheil gut versteht?
Saladin. Auf seinen wahren Vortheil, meinst Du doch?
Nathan. Dann freilich wär' der Eigennützigste
Der Klügste. Dann wär' freilich klug und weise
Nur Eins.
Saladin. Ich höre Dich erweisen, was
Du widersprechen willst. — Des Menschen wahre
Vortheile, die das Volk nicht kennt, kennst Du.
Hast Du zu kennen wenigstens gesucht;
Hast drüber nachgedacht: das auch allein
Macht schon den Weisen.
Nathan. Der sich Jeder dünkt
Zu sein.
Saladin. Nun der Bescheidenheit genug!
[Denn sie nur immerdar zu hören, wo
Man trockene Vernunft erwartet, ekelt.] (Er springt auf.)
Laß uns zur Sache kommen! Aber, aber
Aufrichtig, Jud', aufrichtig!
Nathan. Sultan, ich
Will sicherlich Dich so bedienen, daß
Ich Deiner fernern Kundschaft würdig bleibe.

Saladin. Bedienen? wie?

Nathan. Du sollst das Beste haben
Von Allem, sollst es um den billigsten
Preis haben.

Saladin. Wovon sprichst Du? doch wol nicht
Von Deinen Waaren? — Schachern wird mit Dir
Schon meine Schwester. (Das der Horcherin!) —
Ich habe mit dem Kaufmann nichts zu thun.

Nathan. So wirst Du ohne Zweifel wissen wollen,
Was ich auf meinem Wege von dem Feinde,
Der allerdings sich wieder reget, etwa
Bemerkt, getroffen? — Wenn ich unverholen . . .

Saladin. Auch darauf bin ich eben nicht mit Dir
Gesteuert. Davon weiß ich schon, so viel
Ich nöthig habe. — Kurz, —

Nathan. Gebiete, Sultan!

Saladin. Ich heische Deinen Unterricht in ganz
Was Anderm, ganz was Anderm. — Da Du nun
So weise bist, so sage mir doch einmal —
Was für ein Glaube, was für ein Gesetz
Hat Dir am Meisten eingeleuchtet?

Nathan. Sultan!
Ich bin ein Jud'.

Saladin. Und ich ein Muselmann.
Der Christ ist zwischen uns. — Von diesen drei
Religionen kann doch eine nur
Die wahre sein. — Ein Mann wie Du bleibt da
Nicht stehen, wo der Zufall der Geburt
Ihn hingeworfen; oder wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einsicht, Gründen, Wahl des Bessern.
Wolan! so theile Deine Einsicht mir
Denn mit. Laß mich die Gründe hören, denen
Ich selber nachzugrübeln nicht die Zeit
Gehabt. Laß mich die Wahl, die diese Gründe
Bestimmt, — versteht sich, im Vertrauen — wissen,
Damit ich sie zu meiner mache. Wie?
Du stutzest? wägst mich mit dem Auge? — Kann
Wol sein, daß ich der erste Sultan bin,
Der eine solche Grille hat, die mich
Doch eines Sultans eben nicht so ganz
Unwürdig dünkt. — Nicht wahr? So rede doch!
Sprich! — Oder willst Du einen Augenblick,

Dich zu bedenken? Gut, ich geb' ihn Dir. —
(Ob sie wol horcht? Ich will sie doch belauschen,
Will hören, ob ich's recht gemacht. —) Denk nach!
Geschwind denk nach! Ich säume nicht, zurück
Zu kommen. (Er geht in das Nebenzimmer, nach welchem sich
Sittah begeben.)

Sechster Auftritt.

Nathan (allein).

Nathan. Hm! hm! — wunderlich! — Wie ist
Mir denn? — Was will der Sultan? was? — Ich bin
Auf Geld gefaßt, und er will — Wahrheit. Wahrheit!
Und will sie so, — so baar, so blank, — als ob
Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn noch
Uralte Münze, die gewogen ward! —
Das ginge noch! Allein so neue Münze,
Die nur der Stempel macht, die man aufs Brett
Nur zählen darf, das ist sie doch nun nicht!
Wie Geld in Sack, so striche man in Kopf
Auch Wahrheit ein? Wer ist denn hier der Jude?
Ich oder er? — Doch wie? Sollt' er auch wol
Die Wahrheit nicht in Wahrheit fordern? — Zwar,
Zwar der Verdacht, daß er die Wahrheit nur
Als Falle brauche, wär' auch gar zu klein! —
Zu klein? — Was ist für einen Großen denn
Zu klein? — Gewiß, gewiß, er stürzte mit
Der Thüre so ins Haus! Man pocht doch, hört
Doch erst, wenn man als Freund sich naht. — Ich muß
Behutsam gehn! — Und wie? wie das? — So ganz
Stockjude sein zu wollen, geht schon nicht. —
Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder.
Denn, wenn kein Jude, dürft' er mich nur fragen,
Warum kein Muselmann? — Das war's! Das kann
Mich retten! — Nicht die Kinder blos speist man
Mit Märchen ab. — Er kömmt. Er komme nur!

Siebenter Auftritt.

Saladin und Nathan.

Saladin. (So ist das Feld hier rein!) — Ich komm' Dir doch
Nicht zu geschwind zurück? Du bist zu Rande

Mit Deiner Ueberlegung. — Nun, so rede!
Es hört uns keine Seele.
Nathan. Möcht' auch doch
Die ganze Welt uns hören!
Saladin. So gewiß
Ist Nathan seiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für sie Alles auf das Spiel
Zu setzen! Leib und Leben! Gut und Blut!
Nathan. Ja! Gut und Blut, [ja!] wenn's nöthig ist und nutzt.
[Saladin. Von nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel,
Verbesserer der Welt und des Gesetzes,
Mit Recht zu führen.
Nathan. Traun, ein schöner Titel!]
Doch, Sultan, eh ich mich Dir ganz vertraue,
Erlaubst Du wol, Dir ein Geschichtchen zu
Erzählen?
Saladin. Warum das nicht? Ich bin stets
Ein Freund gewesen von Geschichtchen, gut
Erzählt.
Nathan. Ja, gut erzählen, das ist nun
Wol eben meine Sache nicht.
Saladin. Schon wieder
So stolz bescheiden? — Mach! erzähl, erzähle!
Nathan. Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann in Osten darum nie
Vom Finger ließ und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem geliebtesten
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebste sei, und stets der liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. —
Versteh mich, Sultan!

Saladin. Ich versteh' Dich. Weiter!
Nathan. So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte, — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das ging nun so, so lang es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kömmt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun? —
Er sendet ingeheim zu einem Künstler,
Bei dem er nach dem Muster seines Ringes
Zwei andere bestellt und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondre,
Giebt jedem insbesondre seinen Segen —
Und seinen Ring — und stirbt. — Du hörst doch, Sultan?
Saladin (der sich betroffen von ihm gewandt).
Ich hör', ich höre! — Komm mit Deinem Märchen
Nur bald zu Ende! — Wird's?
Nathan. Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst. —
Kaum war der Vater todt, so kömmt ein jeder
Mit seinem Ring', und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —
(nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet)
Fast so unerweislich als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

Saladin. Wie? das soll
Die Antwort sein auf meine Frage? . . .
Nathan. Soll
Mich blos entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.
Saladin. Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich Dir
Genannt, doch wol zu unterscheiden wären,
Bis auf die Kleidung, bis auf Speis und Trank!
Nathan. Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wol allein auf Treu'
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun, wessen Treu' und Glauben zieht man denn
Am Wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? doch Deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger
Als Du den Deinen glauben? Oder umgekehrt:
Kann ich von Dir verlangen, daß Du Deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht? —
Saladin. (Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht. Ich muß verstummen.)
Nathan. Laß auf unsre Ring'
Uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne
Verklagten sich, und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben — wie auch wahr —, nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen — wie nicht minder wahr. — Der Vater,
Betheu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen sein; und eh er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,

Argwohnen lass', eh müss' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels
Bezeihen, und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wissen, sich schon rächen.
Saladin. Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was Du den Richter sagen lässest. Sprich!
Nathan. Der Richter sprach: Wenn Ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich Euch
Von meinem Stuhle. Denkt Ihr, daß ich Räthsel
Zu lösen da bin? Oder harret Ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben Zwei
Von Euch am Meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am Meisten? — O, so seid Ihr alle Drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht ächt. Der ächte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.
Saladin. Herrlich! herrlich!
Nathan. Und also, fuhr der Richter fort, wenn Ihr
Nicht meinen Rath statt meines Spruches wollt,
Geht nur! — Mein Rath ist aber der: Ihr nehmt
Die Sache völlig, wie sie liegt. Hat von
Euch Jeder seinen Ring von seinem Vater,
So glaube Jeder sicher seinen Ring
Den ächten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er Euch alle Drei geliebt und gleich
Geliebt, indem er Zwei nicht drücken mögen,
Um Einen zu begünstigen. — Wolan!
Es eifre Jeder seiner unbestochnen,

Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von Euch Jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hilf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei Euern Kindes-Kindeskindern äußern,
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen
Als ich und sprechen. Geht! — So sagte der
Bescheidne Richter.

Saladin. Gott! Gott!

Nathan. Saladin,
Wenn Du Dich fühlest, dieser weisere
Versprochne Mann zu sein . . .

Saladin (der auf ihn zustürzt und seine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt). Ich Staub? Ich Nichts? O Gott!

Nathan. Was ist Dir, Sultan?

Saladin. Nathan, lieber Nathan! —
Die tausend tausend Jahre Deines Richters
Sind noch nicht um. — Sein Richterstuhl ist nicht
Der meine. — Geh! — Geh! — Aber sei mein Freund!

Nathan. Und weiter hätte Saladin mir nichts
Zu sagen?

Saladin. Nichts.

Nathan. Nichts?

Saladin. Gar nichts. — Und warum?

Nathan. Ich hätte noch Gelegenheit gewünscht,
Dir eine Bitte vorzutragen.

Saladin. Braucht's
Gelegenheit zu einer Bitte? — Rede!

Nathan. Ich komm' von einer weiten Reis', auf welcher
Ich Schulden eingetrieben. — Fast hab' ich
Des baaren Gelds zu viel. — Die Zeit beginnt
Bedenklich wiederum zu werden, — und
Ich weiß nicht recht, wo sicher damit hin. —
Da dacht' ich, ob nicht Du vielleicht, — weil doch
Ein naher Krieg des Geldes immer mehr
Erfordert, — etwas brauchen könntest.

Saladin (ihm steif in die Augen sehend). Nathan! —
Ich will nicht fragen, ob Al-Hafi schon
Bei Dir gewesen, — will nicht untersuchen,
Ob Dich nicht sonst ein Argwohn treibt, mir dieses
Erbieten freierdings zu thun . . .

Nathan. Ein Argwohn?

Saladin. Ich bin ihn werth. — Verzeih mir! — Denn was hilft's?
Ich muß Dir nur gestehen, — daß ich im
Begriffe war —

Nathan. Doch nicht, das Nämliche
An mich zu suchen?

Saladin. Allerdings.

Nathan. So wär'
Uns Beiden ja geholfen! Daß ich aber
Dir alle meine Baarschaft nicht kann schicken,
Das macht der junge Tempelherr. Du kennst
Ihn ja. Ihm hab' ich eine große Post
Vorher noch zu bezahlen.

Saladin. Tempelherr?
Du wirst doch meine schlimmsten Feinde nicht
Mit Deinem Geld auch unterstützen wollen?

Nathan. Ich spreche von dem Einen nur, dem Du
Das Leben spartest . . .

Saladin. Ah! woran erinnerst
Du mich! — Hab' ich doch diesen Jüngling ganz
Vergessen! — Kennst Du ihn? — Wo ist er?

Nathan. Wie?
So weißt Du nicht, wie viel von Deiner Gnade
Für ihn durch ihn auf mich geflossen? Er
Er mit Gefahr des neu erhaltnen Lebens
Hat meine Tochter aus dem Feu'r gerettet.

Saladin. Er? Hat er das? — Ha! darnach sah er aus.
Das hätte traun mein Bruder auch gethan,
Dem er so ähnelt! — Ist er denn noch hier?
So bring ihn her! — Ich habe meiner Schwester
Von diesem ihrem Bruder, den sie nicht
Gekannt, so viel erzählet, daß ich sie
Sein Ebenbild doch auch muß sehen lassen! —
Geh, hol ihn! — Wie aus einer guten That,
Gebar sie auch schon bloße Leidenschaft,

Doch so viel andre gute Thaten fließen!
Geh, hol ihn!

Nathan (indem er Saladin's Hand fahren läßt).
Augenblicks! Und bei dem Andern
Bleibt es doch auch? (Ab.)

Saladin. Ah! daß ich meine Schwester
Nicht horchen lassen! — Zu ihr! zu ihr! — Denn
Wie soll ich Alles das ihr nun erzählen?
(Ab von der andern Seite.)

Achter Auftritt.

(Die Scene: Unter den Palmen, in der Nähe des Klosters, wo der Tempelherr Nathan's wartet.)

Tempelherr (geht, mit sich selbst kämpfend, auf und ab, bis er losbricht). — Hier hält das Opferthier ermüdet still. —
Nun gut! Ich mag nicht, mag nicht näher wissen,
Was in mir vorgeht, mag voraus nicht wittern,
Was vorgehn wird. — Genug, ich bin umsonst
Geflohn, umsonst. — Und weiter konnt' ich doch
Auch nichts als fliehn! — Nun komm', was kommen soll! —
[Ihm auszubeugen, war der Streich zu schnell
Gefallen, unter den zu kommen ich
So lang und viel mich weigerte. —] Sie sehn,
Die ich zu sehn so wenig lüstern war, —
Sie sehn [,und der Entschluß, sie wieder aus
Den Augen nie zu lassen. — Was Entschluß?
Entschluß ist Vorsatz, That: und ich, ich litt',
Ich litte blos. Sie sehn,] und das Gefühl,
An sie verstrickt, in sie verwebt zu sein,
War Eins. — Bleibt Eins. — Von ihr getrennt
Zu leben, ist mir ganz undenkbar, wär'
Mein Tod, — und wo wir immer nach dem Tode
Noch sind, auch da mein Tod. — Ist das nun Liebe:
So — liebt der Tempelritter freilich, — liebt
Der Christ das Judenmädchen freilich. — Hm!
Was thut's? — Ich hab' in dem gelobten Lande —
Und drum auch mir gelobt auf immerdar! —
Der Vorurtheile mehr schon abgelegt. —
Was will mein Orden auch? Ich Tempelherr

Bin todt, war von dem Augenblick ihm todt,
Der mich zu Saladin's Gefangnen machte.
Der Kopf, den Saladin mir schenkte, wär'
Mein alter? — Ist ein neuer, der von Allem
Nichts weiß, was jenem eingeplaudert ward,
Was jenen band, — und ist ein bessrer, für
Den väterlichen Himmel mehr gemacht.
Das spür' ich ja. Denn erst mit ihm beginn'
Ich so zu denken, wie mein Vater hier
Gedacht muß haben, wenn man Märchen nicht
Von ihm mir vorgelogen. — Märchen? — doch
Ganz glaubliche [, die glaublicher mir nie
Als jetzt geschienen, da ich nur Gefahr
Zu straucheln laufe, wo er fiel. — Er fiel?
Ich will mit Männern lieber fallen, als
Mit Kindern stehn]. — Sein Beispiel bürget mir
Für seinen Beifall. Und an wessen Beifall
Liegt mir denn sonst? — An Nathan's? — O, an dessen
Ermuntrung mehr als Beifall kann es mir
Noch weniger gebrechen. — Welch ein Jude! —
Und der so ganz nur Jude scheinen will!
Da kömmt er, kömmt mit Hast, glüht heitre Freude.
Wer kam vom Saladin je anders? He!
He, Nathan!

Neunter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr.

Nathan. Wie? seid Ihr's?
[Tempelherr. Ihr habt
Sehr lang Euch bei dem Sultan aufgehalten.
Nathan. So lange nun wol nicht. Ich ward im Hingehn
Zu viel verweilt. — Ah, wahrlich, Curd, der Mann
Steht seinen Ruhm. Sein Ruhm ist blos sein Schatten. —
Doch laßt vor allen Dingen Euch geschwind
Nur sagen . . .
Tempelherr. Was?
Nathan.] Er will Euch sprechen, will,
Daß ungesäumt Ihr zu ihm kommt. Begleitet
Mich nur nach Hause, wo ich noch für ihn
Erst etwas Anders zu verfügen habe,
Und dann, so gehn wir!

Tempelherr. Nathan, Euer Haus
Betret' ich wieder eher nicht . . .

Nathan. So seid
Ihr doch indeß schon da gewesen? habt
Indeß sie doch gesprochen? — Nun? — Sagt, wie
Gefällt Euch Recha?

Tempelherr. Ueber allen Ausdruck!
Allein, — sie wiedersehn — das werd' ich nie!
Nie! nie! — Ihr müßtet mir zur Stelle denn
Versprechen, daß ich sie auf immer, immer —
Soll können sehn.

Nathan. Wie wollt Ihr, daß ich das
Versteh'?

Tempelherr (nach einer kurzen Pause ihm plötzlich um den Hals fallend). Mein Vater!

Nathan. — Junger Mann!

Tempelherr (ihn ebenso plötzlich wieder lassend).
Nicht Sohn? —
Ich bitt' Euch, Nathan! —

Nathan. Lieber junger Mann!

Tempelherr. Nicht Sohn? — Ich bitt' Euch, Nathan!
— Ich beschwör'
Euch bei den ersten Banden der Natur! —
Zieht ihnen spätre Fesseln doch nicht vor! —
Begnügt Euch doch, ein Mensch zu sein! — Stoßt mich
Nicht von Euch!

Nathan. Lieber, lieber Freund! . . .

Tempelherr. Und Sohn?
Sohn nicht? — [Auch dann nicht, dann nicht einmal, wenn
Erkenntlichkeit zum Herzen Eurer Tochter
Der Liebe schon den Weg gebahnet hätte?
Auch dann nicht einmal, wenn in Eins zu schmelzen,
Auf Euern Wink nur Beide warteten? —
Ihr schweigt?]

Nathan. Ihr überrascht mich, junger Ritter.

Tempelherr. Ich überrasch' Euch? — überrasch' Euch,
Nathan,
Mit Euern eigenen Gedanken? — [Ihr
Verkennt sie doch in meinem Munde nicht?
Ich überrasch' Euch?]

Nathan. Eh ich einmal weiß,

Was für ein Stauffen Euer Vater denn
Gewesen ist!

Tempelherr. Was sagt Ihr, Nathan? was? —
In diesem Augenblicke fühlt Ihr nichts
Als Neubegier?

Nathan. Denn seht! Ich habe selbst
Wol einen Stauffen ehedem gekannt,
Der Conrad hieß.

Tempelherr. Nun, — wenn mein Vater denn
Nun ebenso geheißen hätte?

Nathan. Wahrlich?

Tempelherr. Ich heiße selber ja nach meinem Vater: Curd
Ist Conrad.

Nathan. Nun — so war mein Conrad doch
Nicht Euer Vater. Denn mein Conrad war,
Was Ihr, war Tempelherr, war nie vermählt.

Tempelherr. O, darum!

Nathan. Wie?

Tempelherr. O, darum könnt' er doch
Mein Vater wol gewesen sein.

Nathan. Ihr scherzt.

Tempelherr. Und Ihr nehmt's wahrlich zu genau! —
[Was wär's
Denn nun? So was von Bastard oder Bankert!
Der Schlag ist auch nicht zu verachten.] — Indess [Doch]
Entlaßt mich immer meiner Ahnenprobe.
Ich will Euch Eurer wiederum entlassen.
Nicht zwar, als ob ich den geringsten Zweifel
In Euern Stammbaum setzte. Gott behüte!
Ihr könnt ihn Blatt vor Blatt bis Abraham
Hinauf belegen. Und von da so weiter
Weiß ich ihn selbst, will ich ihn selbst beschwören.

Nathan. Ihr werdet bitter. — Doch verdien' ich's? — Schlug
Ich denn Euch schon was ab? — Ich will Euch ja
Nur bei dem Worte nicht den Augenblick
So fassen. — Weiter nichts.

Tempelherr. Gewiß? — Nichts weiter?
O, so vergebt! . . .

Nathan. Nun kommt nur, kommt!

Tempelherr. Wohin?
Nein! — Mit in Euer Haus? — Das nicht! das nicht! —
Da brennt's! — Ich will Euch hier erwarten. Geht! —

Soll ich sie wiedersehn, so seh' ich sie
Noch oft genug. Wo nicht, so sah ich sie
Schon viel zu viel . . .

(Nathan ab.)

[Nathan. Ich will mich möglichst eilen.]

Zehnter Auftritt.

Der Tempelherr und bald darauf Daja.

[Tempelherr. Schon mehr als gnug! — Des Menschen Hirn faßt so
Unendlich viel, und ist doch manchmal auch
So plötzlich voll! von einer Kleinigkeit
So plötzlich voll! — Taugt nichts, taugt nichts, es sei
Auch voll, wovon es will. — Doch nur Geduld!
Die Seele wirkt den aufgedunſ'nen Stoff
Bald in einander, schafft sich Raum, und Licht
Und Ordnung kommen wieder. — Lieb' ich denn
Zum ersten Male? — Oder war, was ich
Als Liebe kenne, Liebe nicht? — Ist Liebe
Nur, was ich jetzt empfinde? . . .]

Daja (die sich von der Seite herbeigeschlichen).
Herr Ritter! Auf ein Wort! [Ritter! Ritter!]

Tempelherr. Wer ruft? — Ha, Daja, Ihr?

Daja. Ich habe mich
Bei ihm vorbei geschlichen. Aber noch
Könnt' er uns sehn, wo Ihr da steht. — Drum kommt
Doch näher zu mir, hinter diesen Baum.

Tempelherr. Was giebt's denn? — So geheimnißvoll?
Was ist's?

Daja. Ja wohl betrifft es ein Geheimniß, was
Mich zu Euch bringt, und zwar ein doppeltes.
Das eine weiß nur ich, das andre wißt
Nur Ihr. — Wie wär' es, wenn wir tauschten?
Vertraut mir Euers, so vertrau' ich Euch
Das meine.

Tempelherr. Mit Vergnügen. — Wenn ich nur
Erst weiß, was Ihr für meines achtet. Doch
Das wird aus Euerm wol erhellen. — Fangt
Nur immer an.

Daja. Ei, denkt doch! — Nein, Herr Ritter.
Erst Ihr; ich folge. — Denn versichert, mein
Geheimniß kann Euch gar nichts nutzen, wenn
Ich nicht zuvor das Eure habe. — [Nur
Geschwind! — Denn frag' ich's Euch erst ab, so habt

Ihr nichts vertrauet. Mein Geheimniß dann
Bleibt mein Geheimniß, und das Eure seid
Ihr los. — Doch, armer Ritter! — Daß Ihr Männer
Ein solch Geheimniß vor uns Weibern haben
Zu können auch nur glaubt!
Tempelherr. Das wir zu haben
Oft selbst nicht wissen.
Daja. Kann wol sein. Drum muß
Ich freilich erst, Euch selbst damit bekannt
Zu machen, schon die Freundschaft haben.] — Sagt:
Was hieß denn das, daß Ihr so Knall und Fall
Euch aus dem Staube machtet? daß Ihr uns
So sitzen ließet? — daß Ihr nun mit Nathan
Nicht wiederkommt? — Hat Recha denn so wenig
Auf Euch gewirkt? wie? oder auch so viel? —
So viel! so viel! — [Lehrt Ihr des armen Vogels,
Der an der Ruthe klebt, Geflattre mich
Doch kennen! — Kurz,] Gesteht es mir nur gleich,
Daß Ihr sie liebt, liebt bis zum Unsinn, und
Ich sag' Euch was . . .
Tempelherr. Zum Unsinn? Wahrlich, Ihr
Versteht Euch trefflich drauf.
Daja. Nun, gebt mir nur
Die Liebe zu; den Unsinn will ich Euch
Erlassen.
Tempelherr. Weil er sich von selbst versteht? —
Ein Tempelherr ein Judenmädchen lieben! . . .
Daja. Scheint freilich nicht zu passen. [wenig Sinn zu haben.
— Doch
Zuweilen ist des Sinns in einer Sache
Auch mehr, als wir vermuthen; und es wäre
So unerhört doch nicht, daß uns der Heiland
Auf Wegen zu sich zöge, die der Kluge
Von selbst nicht leicht betreten würde.
Tempelherr. Das
So feierlich? — (Und setz' ich statt des Heilands
Die Vorsicht: hat sie denn nicht Recht?) Ihr macht
Mich neubegieriger, als ich wol sonst
Zu sein gewohnt bin.
Daja. O, das ist das Land
Der Wunder!]
Tempelherr. [(Nun, — des Wunderbaren. Kann
Es auch wol anders sein? Die ganze Welt
Drängt sich ja hier zusammen.) —] Liebe Daja,
Nehmt für gestanden an, was Ihr verlangt:
Daß ich sie liebe, daß ich nicht begreife,
Wie ohne sie ich leben werde, daß . . .

Daja. Gewiß? gewiß? — So schwört mir, Ritter, sie
Zur Eurigen zu machen, sie zu retten,
Sie zeitlich hier, sie ewig dort zu retten!
Tempelherr. Und wie? — Wie kann ich? — Kann ich schwören, was
In meiner Macht nicht steht?
Daja. In Eurer Macht
Steht es. Ich bring' es durch ein einzig Wort
In Eure Macht.
Tempelherr. Daß selbst der Vater nichts
Dawider hätte?
Daja. Ei, was Vater! Vater!
Der Vater soll schon müssen.
Tempelherr. Müssen, Daja? —
Noch ist er unter Räuber nicht gefallen. —
[Er muß nicht müssen.
Daja. Nun, so muß er wollen,
Muß gern am Ende wollen.
Tempelherr. Muß, und gern!]
Und [Doch], Daja, wenn ich Euch nun sage, daß
Ich selber diese Sait' ihm anzuschlagen
Bereits versucht?
Daja. Was? und er fiel nicht ein?
Tempelherr. Er fiel mit einem Mißlaut ein, der mich —
Beleidigte.
Daja. Was sagt Ihr? — Wie? Ihr hättet
Den Schatten eines Wunsches nur nach Recha
Ihm blicken lassen, und er wär' vor Freuden
Nicht aufgesprungen? hätte frostig sich
Zurückgezogen? hätte Schwierigkeiten
Gemacht?
Tempelherr. So ungefähr.
Daja. So will ich denn
Mich länger keinen Augenblick bedenken —
(Pause.)
Tempelherr. Und Ihr bedenkt Euch doch?
Daja. Der Mann ist sonst
So gut! — Ich selber bin so viel ihm schuldig! —
Daß er doch gar nicht hören will! — Gott weiß,
Das Herze blutet mir, ihn so zu zwingen.
Tempelherr. Ich bitt' Euch, Daja, setzt mich kurz und gut
Aus dieser Ungewißheit. Seid Ihr aber
Noch selber ungewiß, ob, was Ihr vorhabt,

Gut oder böse, schändlich oder löblich
Zu nennen: — schweigt! Ich will vergessen, daß
Ihr etwas zu verschweigen habt.
Daja. Das spornt,
Anstatt zu halten. Nun, so wißt denn: Recha
Ist keine Jüdin, ist — ist eine Christin.
Tempelherr (kalt). So? Wünsch' Euch Glück! Hat's schwer gehalten? Laßt
Euch nicht die Wehen schrecken! — Fahret ja
Mit Eifer fort, den Himmel zu bevölkern,
Wenn Ihr die Erde nicht mehr könnt!
Daja. Wie, Ritter?
Verdienet meine Nachricht diesen Spott?
Daß Recha eine Christin ist, das freuet
Euch, einen Christen, einen Tempelherrn,
Der Ihr sie liebt, nicht mehr?
Tempelherr. Besonders, da
Sie eine Christin ist von Eurer Mache.
Daja. Ah! so versteht Ihr's? So mag's gelten! — Nein!
Den will ich sehn, der Die bekehren soll!
Ihr Glück ist, längst zu sein, was sie zu werden
Verdorben ist.
Tempelherr. Erklärt Euch, oder — geht!
Daja. Sie ist ein Christenkind, von Christeneltern
Geboren, ist getauft . . .
Tempelherr (hastig). Und Nathan?
Daja. Nicht
Ihr Vater!
Tempelherr. Nathan nicht ihr Vater? — Wißt
Ihr, was Ihr sagt?
Daja. Die Wahrheit, die so oft
Mich blut'ge Thränen weinen machen. — Nein,
Er ist ihr Vater nicht . . .
Tempelherr. Und hätte sie
Als seine Tochter nur erzogen? hätte
Das Christenkind als eine Jüdin sich
Erzogen?
Daja. Ganz gewiß.
Tempelherr. Sie wüßte nicht,
Was sie geboren sei? — Sie hätt' es nie
Von ihm erfahren, daß sie eine Christin
Geboren sei, und keine Jüdin?

Daja. Nie!

Tempelherr. Er hätt' in diesem Wahne nicht das Kind
Blos auferzogen? ließ das Mädchen noch
In diesem Wahne?

Daja. Leider!

Tempelherr. Nathan — Wie? —
Der weise, gute Nathan hätte sich
Erlaubt, die Stimme der Natur so zu
Verfälschen? — [Die Ergießung eines Herzens
So zu verlenken, die, sich selbst gelassen,
Ganz andre Wege nehmen würde? —] Daja,
Ihr habt mir allerdings etwas vertraut —
Von Wichtigkeit, — was Folgen haben kann, —
Was mich verwirrt, — worauf ich gleich nicht weiß,
Was mir zu thun. — Drum laßt mir Zeit! — Drum geht!
Er kömmt hier wiederum vorbei. Er möcht'
Uns überfallen. Geht!

Daja. Ich wär' des Todes!

Tempelherr. Ich bin ihn jetzt zu sprechen ganz und gar
Nicht fähig. Wenn Ihr ihm begegnet, sagt
Ihm nur, daß wir einander bei dem Sultan
Schon finden würden.

Daja. Aber laßt Euch ja
Nichts merken gegen ihn! — Das soll nur so
Den letzten Druck dem Dinge geben, soll
Euch Recha's wegen alle Skrupel nur
Benehmen! — Wenn Ihr aber dann sie nach
Europa führt, so laßt Ihr doch mich nicht
Zurück?

Tempelherr. Das wird sich finden. Geht nur, geht!

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Scene: In den Kreuzgängen des Klosters.)

Der Klosterbruder und bald darauf der Tempelherr.

Klosterbruder. Ja, ja! er hat schon Recht, der Patriarch!
Es hat mir freilich noch von Alledem
Nicht viel gelingen wollen, was er mir
So aufgetragen. — Warum trägt er mir
Auch lauter solche Sachen auf? — Ich mag
Nicht fein sein, mag nicht überreden, mag
Mein Näschen nicht in Alles stecken, mag
Mein Händchen nicht in Allem haben. — Bin
Ich darum aus der Welt geschieden, ich
Für mich, um mich für Andre mit der Welt
Noch erst recht zu verwickeln?
Tempelherr (mit Hast auf ihn zukommend). Guter Bruder!
Da seid Ihr ja. Ich hab' Euch lange schon
Gesucht.
Klosterbruder. Mich, Herr?
Tempelherr. Ihr kennt mich schon nicht mehr?
Klosterbruder. Doch, doch! Ich glaubte nur, daß ich den Herrn
In meinem Leben wieder nie zu sehn
Bekommen würde. Denn ich hofft' es zu
Dem lieben Gott. — Der liebe Gott, der weiß,
Wie sauer mir der Antrag ward, den ich
Dem Herrn zu thun verbunden war. Er weiß,

Ob ich gewünscht, ein offnes Ohr bei Euch
Zu finden, weiß, wie sehr ich mich gefreut,
Im Innersten gefreut, daß Ihr so rund
Das Alles, ohne viel Bedenken, von
Euch wies't, was einem Ritter nicht geziemt. —
Nun kommt Ihr doch; nun hat's doch nachgewirkt!

Tempelherr. Ihr wißt es schon, warum ich komme? Kaum
Weiß ich es selbst.

Klosterbruder. Ihr habt's nun überlegt,
Habt nun gefunden, daß der Patriarch
So Unrecht doch nicht hat; daß Ehr' und Geld
Durch seinen Anschlag zu gewinnen; daß
Ein Feind ein Feind ist, wenn er unser Engel
Auch siebenmal gewesen wäre. Das,
Das habt Ihr nun mit Fleisch und Blut erwogen
Und kommt und tragt Euch wieder an. — Ach Gott!

Tempelherr. Mein frommer, lieber Mann! Gebt Euch zufrieden.
Deswegen komm' ich nicht; deswegen will
Ich nicht den Patriarchen sprechen. Noch,
Noch denk' ich über jenen Punkt, wie ich
Gedacht, und wollt' um Alles in der Welt
Die gute Meinung nicht verlieren, deren
Mich ein so grader, frommer, lieber Mann
Einmal gewürdiget. — Ich komme blos,
Den Patriarchen über eine Sache
Um Rath zu fragen . . .

Klosterbruder. Ihr den Patriarchen?
Ein Ritter einen — Pfaffen? (Sich schüchtern umsehend.)

Tempelherr. Ja; — die Sach'
Ist ziemlich pfäffisch.

Klosterbruder. Gleichwol fragt der Pfaffe
Den Ritter nie, die Sache sei auch noch
So ritterlich.

Tempelherr. Weil er das Vorrecht hat,
Sich zu vergehn, das Unsereiner ihm
Nicht sehr beneidet. — Freilich, wenn ich nur
Für mich zu handeln hätte; freilich, wenn
Ich Rechenschaft nur mir zu geben hätte,
Was braucht' ich Euers Patriarchen? Aber
Gewisse Dinge will ich lieber schlecht
Nach Andrer Willen machen, als allein

Nach meinem gut. — Zudem, ich seh' nun wol,
Religion ist auch Partei, und wer
Sich drob auch noch so unparteiisch glaubt,
Hält, ohn' es selbst zu wissen, doch nur seiner
Die Stange. Weil das einmal nun so ist,
Wird's so wol recht sein.

Klosterbruder. Dazu schweig' ich lieber.
Denn ich versteh' den Herrn nicht recht.

Tempelherr. Und doch! —
(Laß sehn, warum mir eigentlich zu thun!
Um Machtspruch oder Rath? — Um lautern oder
Gelehrten Rath?) — Ich dank' Euch, Bruder, dank'
Euch für den guten Wink. — Was Patriarch? —
Seid Ihr mein Patriarch! Ich will ja doch
Den Christen mehr im Patriarchen als
Den Patriarchen in dem Christen fragen. —
Die Sach' ist die . . .

Klosterbruder. Nicht weiter, Herr, nicht weiter!
Wozu? — Der Herr verkennt mich. — Wer viel weiß,
Hat viel zu sorgen, und ich habe ja
Mich einer Sorge nur gelobt. — O gut!
Hört! seht! Dort kömmt zu meinem Glück er selbst.
Bleibt hier nur stehn! Er hat Euch schon erblickt.

Zweiter Auftritt.

Der Patriarch, welcher mit allem geistlichen Pomp den einen Kreuzgang heraufkömmt, und die Vorigen.

Tempelherr. Ich wich' ihm lieber aus. — Wär' nicht mein Mann! —
Ein dicker, rother, freundlicher Prälat!
Und welcher Prunk!

Klosterbruder. Ihr solltet ihn erst sehn
Nach Hofe sich erheben. Jetzo kömmt
Er nur von einem Kranken.

Tempelherr. Wie sich da
Nicht Saladin wird schämen müssen!

Patriarch (indem er näher kömmt, winkt dem Bruder). Hier! —
Das ist ja wol der Tempelherr. Was will
Er?

Klosterbruder. Weiß nicht.

Patriarch (auf ihn zugehend, indem der Bruder und das Gefolge zurücktreten). Nun, Herr Ritter! — Sehr erfreut,
Den braven jungen Mann zu sehn! — Ei, noch
So gar jung! — Nun, mit Gottes Hilfe, daraus
Kann etwas werden.

Tempelherr. Mehr, ehrwürd'ger Herr,
Wol schwerlich, als schon ist. Und eher noch
Was weniger.

Patriarch. Ich wünsche wenigstens,
Daß so ein frommer Ritter lange noch
Der lieben Christenheit, der Sache Gottes
Zu Ehr' und Frommen blühn und grünen möge!
Das wird denn auch nicht fehlen, wenn nur fein
Die junge Tapferkeit dem reifen Rathe
Des Alters folgen will! — Womit wär' sonst
Dem Herrn zu dienen?

Tempelherr. Mit dem Nämlichen,
Woran es meiner Jugend fehlt: mit Rath.

Patriarch. Recht gern! — Nur ist der Rath auch anzunehmen.

Tempelherr. Doch blindlings nicht?

Patriarch. Wer sagt denn das? — Ei, freilich
Muß Niemand die Vernunft, die Gott ihm gab,
Zu brauchen unterlassen, — wo sie hin
Gehört. — Gehört sie aber überall
Denn hin? — O nein! — Zum Beispiel: Wenn uns Gott
Durch einen seiner Engel — ist zu sagen,
Durch einen Diener seines Worts — ein Mittel
Bekannt zu machen würdiget, das Wohl
Der ganzen Christenheit, das Heil der Kirche
Auf irgend eine ganz besondre Weise
Zu fördern, zu befestigen: wer darf
Sich da noch unterstehn, die Willkür Deß,
Der die Vernunft erschaffen, nach Vernunft
Zu untersuchen [und das ewige
Gesetz der Herrlichkeit des Himmels nach
Den kleinen Regeln einer eiteln Ehre
Zu prüfen]? — Doch hiervon genug. — Was ist
Es denn, worüber unsern Rath für jetzt
Der Herr verlangt?

Tempelherr. Gesetzt, ehrwürd'ger Vater,

Ein Jude hätt' ein einzig Kind, — es sei
Ein Mädchen, — das er mit der größten Sorgfalt
Zu allem Guten auferzogen, das
Er liebe mehr als seine Seele, das
Ihn wieder mit der frömmsten Liebe liebe.
Und nun würd' Unsereinem hinterbracht,
Dies Mädchen sei des Juden Tochter nicht;
Er hab' es in der Kindheit aufgelesen,
Gekauft, gestohlen, — was Ihr wollt; man wisse,
Das Mädchen sei ein Christenkind und sei
Getauft; der Jude hab' es nur als Jüdin
Erzogen, lass' es nur als Jüdin und
Als seine Tochter so verharren: — sagt,
Ehrwürd'ger Vater, was wär' hierbei wol
Zu thun?
Patriarch. Mich schaudert! — Doch zu allererst
Erkläre sich der Herr, ob so ein Fall
Ein Factum oder eine Hypothes'.
Das ist zu sagen: ob der Herr sich das
Nur blos so dichtet, oder ob's geschehn
Und fortfährt zu geschehn.
Tempelher. Ich glaubte, das
Sei Eins, um Euer Hochehrwürden Meinung
Blos zu vernehmen.
Patriarch. Eins? — da seh' der Herr,
Wie sich die stolze menschliche Vernunft
Im Geistlichen doch irren kann. — Mit nichten!
Denn ist der vorgetragne Fall nur so
Ein Spiel des Witzes, so verlohnt es sich
Der Mühe nicht, im Ernst ihn durchzudenken.
Ich will den Herrn damit auf das Theater
Verwiesen haben, wo dergleichen pro
Et contra sich mit vielem Beifall könnte
Behandeln lassen. — Hat der Herr mich aber
Nicht blos mit einer theatral'schen Schnurre
Zum Besten; ist der Fall ein Factum; hätt'
Er sich wol gar in unsrer Diöces',
In unsrer lieben Stadt Jerusalem
Ereignet: — ja, alsdann —
Tempelherr. Und was alsdann?
Patriarch. Dann wäre mit dem Juden fördersamst
Die Strafe zu vollziehn, die päpstliches

Und kaiserliches Recht so einem Frevel,
So einer Lasterthat bestimmen.

Tempelherr. So?

Patriarch. Und zwar bestimmen obbesagte Rechte
Dem Juden, welcher einen Christen zur
Apostasie verführt, — den Scheiterhaufen,
Den Holzstoß —

Tempelherr. So?

Patriarch Und wie vielmehr dem Juden,
Der mit Gewalt ein armes Christenkind
Dem Bunde seiner Tauf' entreißt! Denn ist
Nicht Alles, was man Kindern thut, Gewalt? —
Zu sagen: — ausgenommen, was die Kirch'
An Kindern thut.

Tempelherr. Wenn aber nun das Kind,
Erbarmte seiner sich der Jude nicht,
Vielleicht im Elend umgekommen wäre

Patriarch. Thut nichts! der Jude wird verbrannt! —
Denn besser,
Es wäre hier im Elend umgekommen,
Als daß zu seinem ewigen Verderben
Es so gerettet ward. — Zudem, was hat
Der Jude Gott denn vorzugreifen? Gott
Kann, wen er retten will, schon ohn' ihn retten.

Tempelherr. Auch trotz ihm, sollt' ich meinen, — selig
machen.

Patriarch. Thut nichts! der Jude wird verbrannt!

Tempelherr. Das geht
Mir nah! Besonders, da man sagt, er habe
Das Mädchen nicht sowol in seinem als
Vielmehr in keinem Glauben auferzogen
Und sie von Gott nicht mehr, nicht weniger
Gelehrt, als der Vernunft genügt.

Patriarch. Thut nichts!
Der Jude wird verbrannt . . . Ja, wär' allein
Schon dieserwegen werth, dreimal verbrannt
Zu werden! — Was? ein Kind ohn' allen Glauben
Erwachsen lassen? — Wie? die große Pflicht,
Zu glauben, ganz und gar ein Kind nicht lehren?
Das ist zu arg! Mich wundert sehr, Herr Ritter,
Euch selbst . . .

Tempelherr. Ehrwürd'ger Herr, das Uebrige,
Wenn Gott will, in der Beichte. (Will gehn.)
Patriarch. Was? mir nun
Nicht einmal Rede stehn? — Den Bösewicht,
Den Juden mir nicht nennen? — mir ihn nicht
Zur Stelle schaffen? — O, da weiß ich Rath!
Ich geh' sogleich zum Sultan. — Saladin,
Vermöge der Capitulation,
Die er beschworen, muß uns, muß uns schützen,
Bei allen Rechten, allen Lehren schützen!
[Die wir zu unsrer allerheiligsten
Religion nur immer rechnen dürfen!]
Gottlob! wir haben das Original.
Wir haben seine Hand, sein Siegel. Wir! —
Auch mach' ich ihm gar leicht begreiflich, wie
Gefährlich selber für den Staat es ist,
Nichts glauben! Alle bürgerliche Bande
Sind aufgelöset, sind zerrissen, wenn
Der Mensch nichts glauben darf. — Hinweg! hinweg
Mit solchem Frevel! . . .
Tempelherr. Schade, daß ich nicht
Den trefflichen Sermon mit beßrer Muße
Genießen kann! Ich bin zum Saladin
Gerufen.
Patriarch. Ja? — Nun so — Nun freilich — Dann —
Tempelherr. Ich will den Sultan vorbereiten, wenn
Es Eurer Hochehrwürden so gefällt.
Patriarch. O, oh! — Ich weiß, der Herr hat Gnade funden
Vor Saladin! — Ich bitte, meiner nur
Im Besten bei ihm eingedenk zu sein. —
Mich treibt der Eifer Gottes lediglich.
Was ich zu viel thu', thu' ich ihm. — Das wolle
Doch ja der Herr erwägen! — Und nicht wahr,
Herr Ritter? das vorhin Erwähnte von
Dem Juden war nur ein Problema? — ist
Zu sagen —
Tempelherr. Ein Problema. (Geht ab.)
Patriarch. (Dem ich tiefer
Doch auf den Grund zu kommen suchen muß.
Das wär' so wiederum ein Auftrag für
Den Bruder Bonafides.) — Hier, mein Sohn!
(Er spricht im Abgehn mit dem Klosterbruder.)

Dritter Auftritt.

(Scene: Ein Zimmer im Palaste des Saladin [, in welches von Sclaven eine Menge Beutel getragen und auf dem Boden neben einander gestellt werden].)

[Saladin und bald darauf Sittah.

Saladin (der dazu kömmt). Nun wahrlich! das hat noch kein Ende. — Ist
Des Dings noch viel zurück?
Ein Sclave. Wol noch die Hälfte.
Saladin. So tragt das Uebrige zu Sittah! — Und
Wo bleibt Al-Hafi? Das hier soll sogleich
Al-Hafi zu sich nehmen. — Oder ob
Ich's nicht vielmehr dem Vater schicke? Hier
Fällt mir es doch nur durch die Finger. — Zwar
Man wird wol endlich hart, und nun gewiß
Soll's Künste kosten, mir viel abzuzwacken.
Bis wenigstens die Gelder aus Aegypten
Zur Stelle kommen, mag das Armuth sehn,
Wie's fertig wird! — Die Spenden bei dem Grabe,
Wenn die nur fortgehn! Wenn die Christenpilger
Mit leeren Händen nur nicht abziehn dürfen!
Wenn nur —
Sittah. Was soll nun das? Was soll das Geld
Bei mir?
Saladin. Mach Dich davon bezahlt und leg
Auf Vorrath, wenn was übrig bleibt!
Sittah. Ist Nathan
Noch mit dem Tempelherrn nicht da?
Saladin. Er sucht
Ihn aller Orten.
Sittah. Sieh doch, was ich hier,
Indem mir so mein alt Geschmeide durch
Die Hände geht, gefunden. (Ihm ein klein Gemälde zeigend.)]
Saladin (mit einem Bilde). [Ha, mein Bruder!]
Das ist er, ist er! — War er! Ha, mein Bruder! [war er! ah! —]
Ah, wackrer, lieber Junge, daß ich Dich
So früh verlor! Was hätt' ich erst mit Dir,
An Deiner Seit' erst unternommen! — Ja, [Sittah,
Laß mir das Bild! Auch kenn' ich's schon; er gab
Es Deiner ältern Schwester, seiner Lilla,
Die eines Morgens ihn so ganz und gar
Nicht aus den Armen lassen wollt'. Es war
Der letzte, den er ausritt. — Ah, ich ließ
Ihn reiten, und allein! — Ah, Lilla starb
Vor Gram und hat mir's nie vergeben, daß
Ich so allein ihn reiten lassen. — Er
Blieb weg!
Sittah. Der arme Bruder!
Saladin. Laß nur gut
Sein! — Einmal bleiben wir doch Alle weg! —
Zudem, — wer weiß? Der Tod ist's nicht allein,

Der einem Jüngling seiner Art das Ziel
Verrückt. Er hat der Feinde mehr, und oft
Erliegt der Stärkste gleich dem Schwächsten. — Nun,
Sei, wie ihm sei! —] Ich muß des guten Bruders [das] Bild doch mit
Dem jungen Tempelherrn vergleichen, muß
Doch sehn, wie viel mich meine Phantasie
Getäuscht.

[Sittah. Nur darum bring' ich's. Aber gieb
Doch, gieb! Ich will Dir das wol sagen; das
Versteht ein weiblich Aug' am Besten.

Saladin (zu einem Thürsteher, der hereintritt). Wer
Ist da?] — Der Tempelherr? — Er komm'!

[Sittah. Euch nicht
Zu stören, ihn mit meiner Neugier nicht
Zu irren —

(Sie setzt sich seitwärts auf einen Sopha und läßt den Schleier fallen.)

Saladin. Gut so! gut!] — (Und nun sein Ton!
Wie der wol sein wird! — Assad's Ton
Schläft auch wol wo in meiner Seele noch!)

Vierter Auftritt.

Der Tempelherr und Saladin.

Tempelherr. Ich, Dein Gefangner, Sultan . . .

Saladin. Mein Gefangner?
Wem ich das Leben schenke, werd' ich dem
Nicht auch die Freiheit schenken?

Tempelherr. Was Dir ziemt
Zu thun, ziemt mir, erst zu vernehmen, nicht
Vorauszusetzen. Aber, Sultan, — Dank,
Besondern Dank Dir für mein Leben zu
Betheuern, stimmt mit meinem Stand und meinem
Charakter nicht. — Es steht in allen Fällen
Zu Deinen Diensten wieder.

Saladin. Brauch es nur
Nicht wider mich! — Zwar ein paar Hände mehr,
Die gönnt' ich meinem Feinde gern. Allein
Ihm so ein Herz auch mehr zu gönnen, fällt
Mir schwer. — Ich habe mich mit Dir in nichts
Betrogen, braver junger Mann! Du bist
Mit Seel' und Leib mein Assad. [Sieh! ich könnte
Dich fragen, wo Du denn die ganze Zeit
Gesteckt? in welcher Höhle Du geschlafen?
In welchem Ginnistan, von welcher guten

Dir diese Blume fort und fort so frisch
Erhalten worden?] Sieh! ich könnte Dich
Erinnern wollen, was wir dort und dort
Zusammen ausgeführt. Ich könnte mit
Dir zanken, daß Du ein Geheimniß doch
Vor mir gehabt! ein Abenteuer mir
Doch unterschlagen: — Ja, das könnt' ich, wenn
Ich Dich nur säh' und nicht auch mich. — Nun, mag's!
Von dieser süßen Träumerei ist immer
Doch so viel wahr, daß mir in meinem Herbst
Ein Assad wieder blühen soll. — Du bist
Es doch zufrieden? [Ritter?
Tempelherr. Alles, was
Von Dir mir kömmt, — sei, was es will — das lag
Als Wunsch in meiner Seele.
Saladin. Laß uns das
Sogleich versuchen.] — Bliebst Du wol bei mir?
Um mir? — Als Christ, als Muselmann, gleichviel!
Im weißen Mantel oder Jamerlonk,
Im Tulban oder Deinem Filze: wie
Du willst! Gleichviel! Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen eine Rinde wachse.

Tempelherr. Sonst wärst Du wol auch schwerlich, der Du bist:
Der Held, der lieber Gottes Gärtner wäre.

Saladin. Nun denn, wenn Du nicht schlechter von mir denkst,
So wären wir ja halb schon richtig?

Tempelherr. Ganz!

Saladin (ihm die Hand bietend). Ein Wort?

Tempelherr (einschlagend). Ein Mann! — Hiermit empfange mehr,
Als Du mir nehmen konntest. Ganz der Deine!

Saladin. Zu viel Gewinn für einen Tag! zu viel! —
Kam er nicht mit?

Tempelherr. Wer?

Saladin. Nathan.

Tempelherr (frostig). Nein. Ich kam
Allein.

Saladin. Welch eine That von Dir! Und welch
Ein weises Glück, daß eine solche That
Zum Besten eines solchen Mannes ausschlug!

Tempelherr. Ja, ja!

Saladin. So kalt? — Nein, junger Mann! wenn Gott

Was Gutes durch uns thut, muß man so kalt
Nicht sein! — selbst aus Bescheidenheit so kalt
Nicht scheinen wollen!

Tempelherr. Daß doch in der Welt
Ein jedes Ding so manche Seiten hat! —
Von denen oft sich gar nicht denken läßt,
Wie sie zusammenpassen!

Saladin. Halte Dich
Nur immer an die best' und preise Gott!
Der weiß, wie sie zusammenpassen. — Aber,
Wenn Du so schwierig sein willst, junger Mann,
So werd' auch ich ja wol auf meiner Hut
Mich mit Dir halten müssen? Leider bin
Auch ich ein Ding von vielen Seiten, die
Oft nicht so recht zu passen scheinen mögen.

Tempelherr. Das schmerzt! — Denn Argwohn ist so wenig sonst
Mein Fehler —

Saladin. Nun, so sage doch, mit wem
Du's hast? — Es schien ja gar, mit Nathan. Wie?
Auf Nathan Argwohn? Du? — Erklär' Dich! sprich!
Komm, gieb mir Deines Zutrauns erste Probe!

Tempelherr. Ich habe wider Nathan nichts. Ich zürn'
Allein mit mir —

Saladin. Und über was?

Tempelherr. Daß mir
Geträumt, ein Jude könn' auch wol ein Jude
Zu sein verlernen; daß mir wachend so
Geträumt.

Saladin. Heraus mit diesem wachen Traume!

Tempelherr. Du weißt von Nathan's Tochter, Sultan. Was
Ich für sie that, das that ich, — weil ich's that.
Zu stolz, Dank einzuernten, wo ich ihn
Nicht säete, verschmäht' ich Tag für Tag,
Das Mädchen noch einmal zu sehn. Der Vater
War fern; er kömmt; er hört; er sucht mich auf;
Er dankt; er wünscht, daß seine Tochter mir
Gefallen möge [, spricht von Aussicht, spricht
Von heitern Fernen]. — Nun, ich lasse mich
Beschwatzen, komme, sehe, finde wirklich
Ein Mädchen . . . Ah, ich muß mich schämen, Sultan! —

Saladin. Dich schämen? — daß ein Judenmädchen auf
Dich Eindruck machte, doch wol nimmermehr?

Tempelherr. Daß diesem Eindruck, auf das liebliche
Geschwätz des Vaters hin, mein rasches Herz
So wenig Widerstand entgegensetzte! —
Ich Tropf! ich sprang zum zweiten Mal ins Feuer. —
Denn nun warb ich, und nun ward ich verschmäht.

Saladin. Verschmäht?

Tempelherr. Der weise Vater schlägt nun wol
Mich platterdings nicht aus. Der weise Vater
Muß aber doch sich erst erkunden, erst
Besinnen. Allerdings! That ich denn das
Nicht auch? Erkundete, besann ich denn
Mich erst nicht auch, als sie im Feuer schrie? —
Fürwahr! bei Gott! Es ist doch gar was Schönes,
So weise, so bedächtig sein!

Saladin. Nun, nun!
So sieh doch einem Alten etwas nach!
Wie lange können seine Weigerungen
Denn dauern? Wird er denn von Dir verlangen,
Daß Du erst Jude werden sollst?

Tempelherr. Wer weiß!

Saladin. Wer weiß? — der diesen Nathan besser kennt.

Tempelherr. Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
Doch seine Macht nicht über uns. — Es sind
Nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten.

Saladin. Sehr reif bemerkt! Doch Nathan wahrlich,
Nathan . . .

Tempelherr. Der Aberglauben schlimmster ist, den seinen
Für den erträglichern zu halten . . .

Saladin. Mag
Wol sein! Doch Nathan . . .

[Tempelherr. Dem allein
Die blöde Menschheit zu vertrauen, bis
Sie hellern Wahrheitstag gewöhne; dem
Allein . . .

Saladin. Gut! Aber Nathan! —] Nathan's Loos
Ist diese Schwachheit nicht.

Tempelherr. So dacht' ich auch! . . .
Wenn gleichwol dieser Ausbund aller Menschen
So ein gemeiner Jude wäre, daß

Er Christenkinder zu bekommen suchte,
Um sie als Juden aufzuziehn: — wie dann?
Saladin. Wer sagt ihm so was nach?
Tempelherr. Das Mädchen selbst,
Mit welcher er mich körnt, mit deren Hoffnung
Er gern mir zu bezahlen schiene, was
Ich nicht umsonst für sie gethan soll haben: —
Dies Mädchen selbst ist seine Tochter — nicht,
Ist ein verzettelt Christenkind.
Saladin. Das er
Dem ungeachtet Dir nicht geben wollte?
Tempelherr (heftig). Woll' oder wolle nicht! Er ist entdeckt.
Der tolerante Schwätzer ist entdeckt!
Ich werde hinter diesen jüd'schen Wolf
Im philosoph'schen Schafpelz Hunde schon
Zu bringen wissen, die ihn zausen sollen!
Saladin (ernst). Sei ruhig, Christ!
Tempelherr. Was? ruhig, Christ? — Wenn Jud'
Und Muselmann auf Jud', auf Muselmann
Bestehen, soll allein der Christ den Christen
Nicht machen dürfen?
Saladin (noch ernster). Ruhig, Christ!
Tempelherr (gelassen). Ich fühle
Des Vorwurfs ganze Last, — die Saladin
In diese Silbe preßt! Ah, wenn ich wüßte,
Wie Assad, — Assad sich an meiner Stelle
Hierbei genommen hätte!
Saladin. Nicht viel besser! —
Vermuthlich ganz so brausend! — Doch, wer hat
Denn Dich auch schon gelehrt, mich so wie er
Mit einem Worte zu bestechen? Freilich,
Wenn Alles sich verhält, wie Du mir sagest,
Kann ich mich selber kaum in Nathan finden. —
Indeß, er ist mein Freund, und meiner Freunde
Muß keiner mit dem andern hadern. — Laß
Dich weisen! Geh behutsam! Gieb ihn nicht
Sofort den Schwärmern Deines Pöbels preis!
[Verschweig, was Deine Geistlichkeit an ihm
Zu rächen mir so nahe legen würde!]
Sei keinem Juden, keinem Muselmanne
Zum Trotz ein Christ!
Tempelherr. Bald wär's damit zu spät!

Doch Dank der Blutbegier des Patriarchen,
Deß Werkzeug mir zu werden graute!
Saladin. Wie?
Du kamst zum Patriarchen eher als
Zu mir?
Tempelherr. Im Sturm der Leidenschaft, im Wirbel
Der Unentschlossenheit! — Verzeih! — Du wirst
Von Deinem Assad, fürcht' ich, ferner nun
Nichts mehr in mir erkennen wollen.
Saladin. Wär'
Es diese Furcht nicht selbst! Mich dünkt, ich weiß,
Aus welchen Fehlern unsre Tugend keimt.
Pfleg diese ferner nur, und jene sollen
Bei mir Dir wenig schaden. — Aber geh!
Such Du nun Nathan, wie er Dich gesucht,
Und bring ihn her! Ich muß Euch doch zusammen
Verständigen. — Wär' um das Mädchen Dir
Im Ernst zu thun: sei ruhig. Sie ist Dein!
Auch soll es Nathan schon empfinden, daß
Er ohne Schweinefleisch ein Christenkind
Erziehen dürfen! — Geh!
(Der Tempelherr geht ab und Saladin [Sittah verläßt den Sopha].)

[Fünfter Auftritt.

Saladin und Sittah.

Sittah. Ganz sonderbar!
Saladin. Gelt, Sittah? Muß mein Assad nicht ein braver,
Ein schöner junger Mann gewesen sein?
Sittah. Wenn er so war, und nicht zu diesem Bilde
Der Tempelherr vielmehr gesessen! — Aber
Wie hast Du doch vergessen können, Dich
Nach seinen Eltern zu erkundigen?
Saladin. Und insbesondre wol nach seiner Mutter?
Ob seine Mutter hier zu Lande nie
Gewesen sei? — Nicht wahr?
Sittah. Das machst Du gut!
Saladin. O, möglicher wär' nichts! Denn Assad war
Bei hübschen Christendamen so willkommen,
Auf hübsche Christendamen so erpicht,
Daß einmal gar die Rede ging — Nun, nun,
Man spricht nicht gern davon. — Genug, ich hab'
Ihn wieder! — will mit allen seinen Fehlern,
Mit allen Launen seines weichen Herzens
Ihn wieder haben! — Oh! das Mädchen muß
Ihm Nathan geben. Meinst Du nicht?

Sittah. Ihm geben?
Ihm lassen!
Saladin. Allerdings! Was hätte Nathan,
Sobald er nicht ihr Vater ist, für Recht
Auf sie? Wer ihr das Leben so erhielt,
Tritt einzig in die Rechte Deß, der ihr
Es gab.
Sittah. Wie also, Saladin? wenn Du
Nur gleich das Mädchen zu Dir nähmst? Sie nur
Dem unrechtmäßigen Besitzer gleich
Entzögest?
Saladin. Thäte das wol Noth?
Sittah. Noth nun
Wol eben nicht! — Die liebe Neubegier
Treibt mich allein, Dir diesen Rath zu geben.
Denn von gewissen Männern mag ich gar
Zu gern so bald wie möglich wissen, was
Sie für ein Mädchen lieben können.
Saladin. Nun,
So schick und laß sie holen!
Sittah. Darf ich, Bruder?
Saladin. Nur schone Nathan's! Nathan muß durchaus
Nicht glauben, daß man mit Gewalt ihn von
Ihr trennen wolle.
Sittah. Sorge nicht!
Saladin. Und ich,
Ich muß schon selbst sehn, wo Al-Hafi bleibt.]

Fünfter [Sechster] Auftritt.

(Scene: Die offne Flur in Nathan's Hause, gegen die Palmen zu, wie im ersten Auftritte des ersten Aufzuges. Ein Theil der Waaren und Kostbarkeiten liegt ausgekramt, deren ebendaselbst gedacht wird.)

Nathan und Daja.

Daja. O, Alles herrlich! Alles auserlesen!
O, Alles — wie nur Ihr es geben könnt.
Wo wird der Silberstoff mit goldnen Ranken
Gemacht? Was kostet er? — Das nenn' ich noch
Ein Brautkleid! Keine Königin verlangt
Es besser.
Nathan. Brautkleid? Warum Brautkleid eben?
[Daja. Je nun! Ihr dachtet daran freilich nicht,
Als Ihr ihn kauftet. — Aber wahrlich, Nathan,

Der und kein andrer muß es sein! Er ist
Zum Brautkleid wie bestellt. Der weiße Grund
Ein Bild der Unschuld, und die goldnen Ströme,
Die aller Orten diesen Grund durchschlängeln,
Ein Bild des Reichthums. Seht Ihr? Allerliebst!

Nathan. Was witzelst Du mir da? Von wessen Brautkleid
Sinnbilderst Du mir so gelehrt?] — Bist Du
Denn Braut?

Daja. Ich?

Nathan. Nun, wer denn?

Daja. Ich? — lieber Gott!

Nathan. Wer denn? Von wessen Brautkleid sprichst Du denn? —
Das Alles ist ja Dein und keiner Andern.

Daja. Ist mein? Soll mein sein? — Ist für Recha nicht?

Nathan. Was ich für Recha mitgebracht, das liegt
In einem andern Ballen. Mach! nimm weg!
Trag Deine Siebensachen fort!

Daja. Versucher!
Nein, wären es die Kostbarkeiten auch
Der ganzen Welt! Nicht rühr an! wenn Ihr mir
Vorher nicht schwört, von dieser einzigen
Gelegenheit, dergleichen Euch der Himmel
Nicht zweimal schicken wird, Gebrauch zu machen.

Nathan. Gebrauch? von was? — Gelegenheit? wozu?

Daja. O stellt Euch nicht so fremd! — Mit kurzen Worten:
Der Tempelherr liebt Recha; gebt sie ihm!
So hat doch einmal Eure Sünde, die
Ich länger nicht verschweigen kann, ein Ende.
So kömmt das Mädchen wieder unter Christen,
Wird wieder, was sie ist, ist wieder, was
Sie war [ward], und Ihr . . . [Ihr habt mit all dem Guten,
Das wir Euch nicht genug verdanken können,
Nicht Feuerkohlen blos auf Euer Haupt
Gesammelt.

Nathan. Doch die alte Leyer wieder? —
Mit einer neuen Saite nur bezogen,
Die, fürcht' ich, weder stimmt, noch hält.

Daja. Wie so?

Nathan. Mir wär' der Tempelherr schon recht. Ihm gönnt'
Ich Recha mehr als Einem in der Welt.
Allein . . . Nun, habe nur Geduld.

Daja. Geduld?
Geduld ist Eure alte Leyer nun
Wol nicht?]

Nathan. Nur wenig Tage noch Geduld! . . .

Sieh doch! — Wer kömmt denn dort? Ein Klosterbruder?
Geh, frag ihn, was er will.
Daja. Was wird er wollen?
(Sie geht auf ihn zu und fragt.)
Nathan. So gieb! — und eh er bittet. — (Wüßt' ich nur
Dem Tempelherrn erst beizukommen, ohne
Die Ursach meiner Neugier ihm zu sagen!
Denn wenn ich sie ihm sag', und der Verdacht
Ist ohne Grund, so hab' ich ganz umsonst
Den Vater auf das Spiel gesetzt.) — Was ist's?
Daja. Er will Euch sprechen.
Nathan. Nun, so laß ihn kommen,
Und geh indeß!

Sechster [Siebenter] Auftritt.

Nathan und der Klosterbruder.

Nathan. (Ich bliebe Recha's Vater
Doch gar zu gern! — Zwar, kann ich's denn nicht bleiben,
Auch wenn ich aufhör', es zu heißen? — Ihr,
Ihr selbst werd' ich's doch immer auch noch heißen,
Wenn sie erkennt, wie gern ich's wäre.) — Geh! —
Was ist zu Euern Diensten, frommer Bruder?
Klosterbruder. Nicht eben viel. — Ich freue mich, Herr Nathan,
Euch annoch wohl zu sehn.
Nathan. So kennt Ihr mich?
Klosterbruder. Je nu, wer kennt Euch nicht? Ihr habt so Manchem
Ja Euern Namen in die Hand gedrückt.
Er steht in meiner auch seit vielen Jahren.
Nathan (nach seinem Beutel langend).
Kommt, Bruder, kommt, ich frisch' ihn auf.
Klosterbruder. Habt Dank!
Ich würd' es Aermern stehlen, nehme nichts. —
Wenn Ihr mir nur erlauben wollt, ein Wenig
Euch meinen Namen aufzufrischen. Denn
Ich kann mich rühmen, auch in Eure Hand
Etwas gelegt zu haben, was nicht zu
Verachten war.
Nathan. Verzeiht! — Ich schäme mich —

Sagt, was? — und nehmt zur Buße siebenfach
Den Werth desselben von mir an.
Klosterbruder. Hört doch
Vor allen Dingen, wie ich selber nur
Erst heut an dies mein Euch vertrautes Pfand
Erinnert worden.
Nathan. Mir vertrautes Pfand?
Klosterbruder. Vor Kurzem saß ich noch als Eremit
Auf Quarantana, unweit Jericho.
Da kam arabisch Raubgesindel, brach
Mein Gotteshäuschen ab und meine Zelle
Und schleppte mich mit fort. Zum Glück entkam
Ich noch und floh hierher zum Patriarchen,
Um mir ein ander Plätzchen auszubitten,
Allwo ich meinem Gott in Einsamkeit
Bis an mein selig Ende dienen könne.
Nathan. Ich steh' auf Kohlen, guter Bruder. Macht
Es kurz! Das Pfand! das mir vertraute Pfand!
Klosterbruder. Sogleich, Herr Nathan. — Nun, der Patriarch
Versprach mir eine Siedelei auf Tabor,
Sobald als eine leer, und hieß inzwischen
Im Kloster mich als Laienbruder bleiben.
Da bin ich jetzt, Herr Nathan, und verlange
Des Tags wol hundertmal auf Tabor. Denn
Der Patriarch braucht mich zu Allerlei,
Wovor ich großen Ekel habe. Zum
Exempel:
Nathan. Macht, ich bitt' Euch!
Klosterbruder. Nun, es kömmt! —
Da hat ihm Jemand heut ins Ohr gesetzt,
Es lebe hier herum ein Jude, der
Ein Christenkind als seine Tochter sich
Erzöge.
Nathan. Wie? (betroffen.)
Klosterbruder. Hört mich nur aus! — Indem
Er mir nun aufträgt, diesem Juden stracks,
Wo möglich, auf die Spur zu kommen, und
Gewaltig sich ob eines solchen Frevels
Erzürnt, [der ihm die wahre Sünde wider
Den heil'gen Geist bedünkt, — das ist die Sünde,
Die aller Sünden größte Sünd' uns gilt,

Nur daß wir, Gott sei Dank, so recht nicht wissen,
Worin sie eigentlich besteht:] — da fiel mir's schwer aufs Herz, da wacht
Mit einmal mein Gewissen auf, und mir
Fällt bei, ich könnte selber wol vor Zeiten
Zu dieser unverzeihlich großen Sünde
Gelegenheit gegeben haben. — Sagt:
Hat Euch ein Reitknecht nicht vor achtzehn Jahren
Ein Töchterchen gebracht von wenig Wochen?
Nathan. Wie das? — Nun freilich — allerdings —
Klosterbruder. Ei, seht
Mich doch recht an! — Der Reitknecht, der bin ich.
Nathan. Seid Ihr?
Klosterbruder. Der Herr, von welchem ich's Euch brachte,
War — ist mir recht — ein Herr von Filneck. — Wolf
Von Filneck!
Nathan. Richtig!
Klosterbruder. Weil die Mutter kurz
Vorher gestorben war, und sich der Vater
Nach — mein' ich — Gazza plötzlich werfen mußte,
Wohin das Würmchen ihm nicht folgen konnte,
So sandt' er's Euch. Und traf ich Euch damit
Nicht in Darun?
Nathan. Ganz recht!
Klosterbruder. Es wär' kein Wunder,
Wenn mein Gedächtniß mich betrög'. Ich habe
Der braven Herrn so viel gehabt, und diesem
Hab' ich nur gar zu kurze Zeit gedient.
Er blieb bald drauf bei Askalon und war
Wol sonst ein lieber Herr.
Nathan. Ja wohl! ja wohl!
Dem ich so viel, so viel zu danken habe!
Der mehr als einmal mich dem Schwert entrissen!
Klosterbruder. O schön! So werd't Ihr seines Töchterchens
Euch um so lieber angenommen haben.
Nathan. Das könnt Ihr denken.
Klosterbruder. Nun, wo ist es denn?
Es ist doch wol nicht etwa gar gestorben? —
Laßt's lieber nicht gestorben sein! — Wenn sonst
Nur Niemand um die Sache weiß, so hat
Es gute Wege.

Nathan. Hat es?

Klosterbruder. Traut mir, Nathan!
Denn seht, ich denke so: Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, gar zu nah
Was gar zu Schlimmes grenzt, so thu' ich lieber
Das Gute nicht, weil wir das Schlimme zwar
So ziemlich zuverlässig kennen, aber
Bei Weitem nicht das Gute. — War ja wol
Natürlich, wenn das Christentöchterchen
Recht gut von Euch erzogen werden sollte,
Daß Ihr's als Euer eigen Töchterchen
Erzögt. — Das hättet Ihr mit aller Lieb'
Und Treue nun gethan, und müßtet so
Belohnet werden? Das will mir nicht ein.
Ei freilich, klüger hättet Ihr gethan,
Wenn Ihr die Christin durch die zweite Hand
Als Christin auferziehen lassen; aber
So hättet Ihr das Kindchen Eures Freunds
Auch nicht geliebt. Und Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
In solchen Jahren mehr als Christenthum.
[Zum Christenthume hat's noch immer Zeit.
Wenn nur das Mädchen sonst gesund und fromm
Vor Euern Augen aufgewachsen ist,
So blieb's vor Gottes Augen, was es war.
Und ist denn nicht das ganze Christenthum
Aufs Judenthum gebaut? Es hat mich oft
Geärgert, hat mir Thränen gnug gekostet,
Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
Daß unser Herr ja selbst ein Jude war.]

Nathan. Ihr, guter Bruder, müßt mein Fürsprach sein,
Wenn Haß und Gleißnerei sich gegen mich
Erheben sollten — wegen einer That —
Ah, wegen einer That! — Nur Ihr, Ihr sollt
Sie wissen! — Nehmt sie aber mit ins Grab!
Noch hat mich nie die Eitelkeit versucht,
Sie Jemand Anderm zu erzählen. Euch
Allein erzähl' ich sie. Der frommen Einfalt
Allein erzähl' ich sie. Weil die allein
Versteht, was sich der gottergebne Mensch
Für Thaten abgewinnen kann.

Klosterbruder. Ihr seid
Gerührt, und Euer Auge steht voll Wasser?

Nathan. Ihr traft mich mit dem Kinde zu Darun.

Ihr wißt wol aber nicht, daß wenig Tage
Zuvor in Gath die Christen alle Juden
Mit Weib und Kind ermordet hatten, wißt
Wol nicht, daß unter diesen meine Frau
Mit sieben hoffnungsvollen Söhnen sich
Befunden, die in meines Bruders Hause,
Zu dem ich sie geflüchtet, insgesammt
Verbrennen müssen.

Klosterbruder. Allgerechter!

Nathan. Als
Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Asch'
Und Staub vor Gott gelegen und geweint. —
Geweint? Beiher mit Gott auch wol gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht,
Der Christenheit den unversöhnlichsten
Haß zugeschworen —

Klosterbruder. Ach! Ich glaub's Euch wohl!

Nathan. Doch nun kam die Vernunft allmählig wieder.
Sie sprach mit sanfter Stimm': „Und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wolan!
Komm! übe, was Du längst begriffen hast,
Was sicherlich zu üben schwerer nicht
Als zu begreifen ist, wenn Du nur willst.
Steh auf!" — Ich stand und rief zu Gott: Ich will!
Willst Du nur, daß ich will! — Indem stiegt Ihr
Vom Pferd und überreichtet mir das Kind,
In Euern Mantel eingehüllt. — Was Ihr
Mir damals sagtet, was ich Euch, hab' ich
Vergessen. So viel weiß ich nur: ich nahm
Das Kind, trug's auf mein Lager, küßt' es, warf
Mich auf die Knie' und schluchzte: Gott! auf Sieben
Doch nun schon Eines wieder!

Klosterbruder. Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein bessrer Christ war nie!

Nathan. Wohl uns! Denn was
Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir
Zum Juden! — Aber laßt uns länger nicht
Einander nur erweichen. Hier braucht's That!
Und ob mich siebenfache Liebe schon
Bald an dies einz'ge fremde Mädchen band,
Ob der Gedanke mich schon tödtet, daß

Ich meine sieben Söhn' in ihr aufs Neue
Verlieren soll: — wenn sie von meinen Händen
Die Vorsicht wieder fordert, — ich gehorche!

Klosterbruder. Nun vollends! — Eben das bedacht' ich mich
So viel, Euch anzurathen! Und so hat's
Euch Euer guter Geist schon angerathen!

[Nathan. Nur muß der Erste Beste mir sie nicht
Entreißen wollen!

Klosterbruder. Nein, gewiß nicht!

Nathan. Wer
Auf sie nicht größre Rechte hat als ich,
Muß frühere zum Mind'sten haben —

Klosterbruder. Freilich!

Nathan. Die ihm Natur und Blut ertheilen.

Klosterbruder. So
Mein' ich es auch!]

Nathan. Drum nennt mir, frommer Alter, nur geschwind
Den Mann, der ihr als Bruder oder Ohm,
Als Vetter oder sonst als Sipp' verwandt:
Ihm will ich sie nicht vorenthalten — sie,
Die jedes Hauses, jedes Glaubens Zierde
Zu sein erschaffen und erzogen ward. —
Ich hoff', Ihr wißt von diesem Euern Herrn
Und dem Geschlechte dessen mehr als ich.

Klosterbruder. Das, guter Nathan, wol nun schwerlich! — Denn
Ihr habt ja schon gehört, daß ich nur gar
Zu kurze Zeit bei ihm gewesen.

Nathan. Wißt
Ihr denn nicht wenigstens, was für Geschlechts
Die Mutter war? — War sie nicht eine Stauffin?

Klosterbruder. Wol möglich! — Ja, mich dünkt.

Nathan. Hieß nicht ihr Bruder
Conrad von Stauffen? — und war Tempelherr?

Klosterbruder. Wenn mich's nicht trügt. Doch halt! Da fällt mir ein,
Daß ich vom sel'gen Herrn ein Büchelchen
Noch hab'. Ich zog's ihm aus dem Busen, als
Wir ihn bei Askalon verscharrten.

Nathan. Nun?

Klosterbruder. Es sind Gebete drin. Wir nennen's ein
Brevier. — Das, dacht' ich, kann ein Christenmensch

Ja wol noch brauchen. — Ich nun freilich nicht —
Ich kann nicht lesen —
Nathan. Thut nichts! — Nur zur Sache!
Klosterbruder. In diesem Büchelchen stehn vorn und hinten,
Wie ich mir sagen lassen, mit des Herrn
Selbsteigner Hand die Angehörigen
Von ihm und ihr geschrieben.
Nathan. O erwünscht!
Geht! lauft! holt mir das Büchelchen! Geschwind!
Ich bin bereit, mit Gold es aufzuwiegen,
Und tausend Dank dazu! Eilt! lauft!
Klosterbruder. Recht gern!
Es ist Arabisch aber, was der Herr
Hineingeschrieben. (Ab.)
Nathan. Einerlei! Nur her! —
Gott! wenn ich doch das Mädchen noch behalten
Und einen solchen Eidam mir damit
Erkaufen könnte! — Schwerlich wol! — Nun, fall'
Es aus, wie's will! — Wer mag es aber denn
Gewesen sein, der bei dem Patriarchen
So etwas angebracht? Das muß ich doch
Zu fragen nicht vergessen. — Wenn es gar
Von Daja käme?

Siebenter [Achter] Auftritt.

Daja und Nathan.

Daja (eilig und verlegen). Denkt doch, Nathan!
Nathan. Nun?
Daja. Das arme Kind erschrak wol recht darüber!
Da schickt . . .
Nathan. Der Patriarch?
Daja. Des Sultans Schwester,
Prinzessin Sittah . . .
Nathan. Nicht der Patriarch?
Daja. Nein, Sittah! — Hört Ihr nicht? — Prinzessin Sittah
Schickt her und läßt sie zu sich holen.
Nathan. So! [Wen?
Läßt Recha holen? — Sittah läßt sie holen? —]

Nun, wenn sie Sittah holen läßt, und nicht
Der Patriarch . . .

Daja. Wie kommt Ihr denn auf den?

Nathan. So hast Du kürzlich nichts von ihm gehört?
Gewiß nicht? Auch ihm nichts gesteckt?

Daja. Ich? ihm?

Nathan. Wo sind die Boten?

Daja. Vorn.

Nathan. Ich will sie doch
Aus Vorsicht selber sprechen. Komm! — Wenn nur
Vom Patriarchen nichts dahinter steckt. (Ab.)

Daja. Und ich — ich fürchte ganz was Anders noch.
Was gilt's? die einzige vermeinte Tochter
So eines reichen Juden wär' auch wol
Für einen Muselmann nicht übel? — Hui,
Der Tempelherr ist drum. Ist drum, wenn ich
Den zweiten Schritt nicht auch noch wage, nicht
Auch ihr noch selbst entdecke, wer sie ist! —
[Getrost! Laß mich den ersten Augenblick,
Den ich allein sie habe, dazu brauchen!
Und der wird sein — vielleicht nun eben, wenn
Ich sie begleite. So ein erster Wink
Kann unterwegens wenigstens nicht schaden.]
Ja, ja! Nur zu! Jetzt oder nie! Nur zu! (Ihm nach.)

Fünfter Aufzug.

[Erster Auftritt.

(Scene: Das Zimmer in Saladin's Palaste, in welches die Beutel mit Geld getragen worden, die noch zu sehen.)

Saladin und bald darauf verschiedne Mameluken.

Saladin (im Hereintreten). Da steht das Geld nun noch! Und Niemand weiß
Den Derwisch aufzufinden, der vermuthlich
Ans Schachbrett irgendwo gerathen ist,
Das ihn wol seiner selbst vergessen macht; —
Warum nicht meiner? — Nun, Geduld! Was giebt's?
Ein Mameluk. Erwünschte Nachricht, Sultan! Freude, Sultan!
Die Karawane von Kahira kömmt,
Ist glücklich da! mit siebenjährigem
Tribut des reichen Nils.
Saladin. Brav, Ibrahim!
Du bist mir wahrlich ein willkommner Bote! —
Ha! endlich einmal! endlich! — Habe Dank
Der guten Zeitung!
Der Mameluk (wartend). (Nun? nur her damit!)
Saladin. Was wart'st Du? — Geh nur wieder!
Der Mameluk. Dem Willkommnen
Sonst nichts?
Saladin. Was denn noch sonst?
Der Mameluk. Dem guten Boten
Kein Botenbrod? — So wär' ich ja der Erste,
Den Saladin mit Worten abzulohnen
Doch endlich lernte! — Auch ein Ruhm! — der Erste,
Mit dem er knickerte.
Saladin. So nimm Dir nur
Dort einen Beutel!
Der Mameluk. Nein, nun nicht! Du kannst
Mir sie nun alle schenken wollen.
Saladin. Trotz! —
Komm her! Da hast Du zwei. — Im Ernst? er geht?
Thut mir's an Edelmuth zuvor? — Denn sicher
Muß ihm es saurer werden, auszuschlagen,

Als mir, zu geben. — Ibrahim! — Was kömmt
Mir denn auch ein, so kurz vor meinem Abtritt
Auf einmal ganz ein Andrer sein zu wollen? —
Will Saladin als Saladin nicht sterben? —
So mußt' er auch als Saladin nicht leben.

Ein zweiter Mameluk. Nun, Sultan! . . .

Saladin. Wenn Du mir zu melden kömmst...

Zweiter Mameluk. Daß aus Aegypten der Transport nun da!

Saladin. Ich weiß schon.

Zweiter Mameluk. Kam ich doch zu spät!

Saladin. Warum
Zu spät? — Da nimm für Deinen guten Willen
Der Beutel einen oder zwei.

Zweiter Mameluk. Macht drei!

Saladin. Ja, wenn Du rechnen kannst! — So nimm sie nur.

Zweiter Mameluk. Es wird wol noch ein Dritter kommen, — wenn
Er anders kommen kann.

Saladin. Wie das?

Zweiter Mameluk. Je nu,
Er hat auch wol den Hals gebrochen! Denn
Sobald wir Drei der Ankunft des Transports
Versichert waren, sprengte Jeder frisch
Davon. Der Vorderste, der stürzt; und so
Komm' ich nun vor und bleib' auch vor bis in
Die Stadt, wo aber Ibrahim, der Lecker,
Die Gassen besser kennt.

Saladin. O, der Gestürzte!
Freund, der Gestürzte! — Reit ihm doch entgegen!

Zweiter Mameluk. Das werd' ich ja wol thun! — Und wenn er lebt,
So ist die Hälfte dieser Beutel sein. (Geht ab.)

Saladin. Sieh, welch ein guter, edler Kerl auch das! —
Wer kann sich solcher Mameluken rühmen?
Und wär' mir denn zu denken nicht erlaubt,
Daß sie mein Beispiel bilden helfen? — Fort
Mit dem Gedanken, sie zu guter Letzt
Noch an ein anders zu gewöhnen! . . .

Ein dritter Mameluk. Sultan, . . .

Saladin. Bist Du's, der stürzte?

Dritter Mameluk. Nein. Ich melde nur, —
Daß Emir Mansor, der die Karawane
Geführt, vom Pferde steigt . . .

Saladin. Bring ihn! geschwind! —
Da ist er ja! —

Zweiter Auftritt.

Emir Mansor und Saladin.

Saladin. Willkommen, Emir! Nun,
Wie ist's gegangen? — Mansor, Mansor, hast
Uns lange warten lassen!

Mansor. Dieser Brief
Berichtet, was Dein Abulkassem erst
Für Unruh' in Thebais dämpfen müssen,
Eh wir es wagen durften, abzugehen.

Den Zug darauf hab' ich beschleuniget
So viel, wie möglich war.
Saladin. Ich glaube Dir! —
Und nimm nur, guter Mansor, nimm sogleich . . .
Du thust es aber doch auch gern? . . . nimm frische
Bedeckung nur sogleich. Du mußt sogleich
Noch weiter, mußt der Gelder größern Theil
Auf Libanon zum Vater bringen.
Mansor. Gern!
Sehr gern!
Saladin. Und nimm Dir die Bedeckung ja
Nur nicht zu schwach. Es ist um Libanon
Nicht Alles mehr so sicher. Hast Du nicht
Gehört? Die Tempelherrn sind wieder rege.
Sei wohl auf Deiner Hut! — Komm nur! Wo hält
Der Zug? Ich will ihn sehn und Alles selbst
Betreiben. — Ihr! ich bin sodann bei Sittah.]

Erster [Dritter] Auftritt.

(Scene: Die Palmen vor Nathan's Hause, wo der Tempelherr auf und nieder geht.)

Tempelherr. Ins Haus nun will ich einmal nicht. —
Er wird
Sich endlich doch wol sehen lassen! — Man
Bemerkte mich ja sonst so bald, so gern! —
Will's noch erleben, daß er sich's verbittet,
Vor seinem Hause mich so fleißig finden
Zu lassen. — Hm! — ich bin doch aber auch
Sehr ärgerlich. — Was hat mich denn nun so
Erbittert gegen ihn? — Er sagte ja:
Noch schlüg' er mir nichts ab. Und Saladin
Hat's über sich genommen, ihn zu stimmen. —
Wie? sollte wirklich wol in mir der Christ
Noch tiefer nisten als in ihm der Jude? —
Wer kennt sich recht? Wie könnt' ich ihm denn sonst
Den kleinen Raub nicht gönnen wollen, den
Er sich's zu solcher Angelegenheit
Gemacht, den Christen abzujagen? — Freilich,
Kein kleiner Raub, ein solch Geschöpf! — Geschöpf?
Und wessen? — Doch des Sclaven nicht, der auf
Des Lebens öden Strand den Block geflößt
Und sich davon gemacht? Des Künstlers doch
Wol mehr, der in dem hingeworfnen Blocke
Die göttliche Gestalt sich dachte, die

Er dargestellt? — Ach! Recha's wahrer Vater
Bleibt trotz dem Christen, der sie zeugte, — bleibt
In Ewigkeit der Jude. — Wenn ich mir
Sie lediglich als Christendirne denke,
Sie sonder Alles das mir denke, was
Allein ihr so ein Jude geben konnte: —
Sprich, Herz, — was wär' an ihr, das Dir gefiel?
Nichts! Wenig! Selbst ihr Lächeln, wär' es nichts
Als sanfte, schöne Zuckung ihrer Muskeln,
Wär', was sie lächeln macht, des Reizes unwerth,
In den es sich auf ihrem Munde kleidet: —
Nein, selbst ihr Lächeln nicht! Ich hab' es ja
Wol schöner noch an Aberwitz, an Tand,
An Höhnerei, an Schmeichler und an Buhler
Verschwenden sehn! — Hat's da mich auch bezaubert?
Hat's da mir auch den Wunsch entlockt, mein Leben
In seinem Sonnenscheine zu verflattern? —
Ich wüßte nicht. Und bin auf Den doch launisch,
Der diesen höhern Werth allein ihr gab?
Wie das? warum? — Wenn ich den Spott verdiente,
Mit dem mich Saladin entließ! Schon schlimm
Genug, daß Saladin es glauben konnte!
Wie klein ich ihm da scheinen mußte! wie
Verächtlich! — Und das Alles um ein Mädchen? —
Curd! Curd! das geht so nicht. Lenk ein! Wenn vollends
Mir Daja nur was vorgeplaudert hätte,
Was schwerlich zu erweisen stünde? — Sieh,
Da tritt er endlich, im Gespräch vertieft,
Aus seinem Hause! — Ha! mit wem! — Mit ihm?
Mit meinem Klosterbruder? — Ha! so weiß
Er sicherlich schon Alles! ist wol gar
Dem Patriarchen schon verrathen! — Ha!
Was hab' ich Querkopf nun gestiftet! — Was! [Daß
Ein einz'ger Funken dieser Leidenschaft
Doch unsers Hirns so viel verbrennen kann! —]
Geschwind entschließ Dich, was nunmehr zu thun!
Ich will hier seitwärts ihrer warten, — ob
Vielleicht der Klosterbruder ihn verläßt.

Zweiter [Vierter] Auftritt.

Nathan und der Klosterbruder.

Nathan (im Näherkommen).
Habt nochmals, guter Bruder, vielen Dank!
[Klosterbruder. Und Ihr desgleichen!
Nathan. Ich? von Euch? wofür?
Für meinen Eigensinn, Euch aufzudringen,
Was Ihr nicht braucht? — Ja, wenn ihm Eurer nur
Auch nachgegeben hätt', Ihr mit Gewalt
Nicht wolltet reicher sein als ich.]
Klosterbruder. Das Buch
Gehört ja ohnedem nicht mir, gehört
Ja ohnedem der Tochter, ist ja so
Ihr [Der Tochter] ganzes väterliches Erbe. —
Je nu, sie hat ja Euch. — Gott gebe nur,
Daß Ihr es nie bereuen dürft, so viel
Für sie gethan zu haben!
Nathan. Kann ich das?
Das kann ich nie. Seid unbesorgt!
Klosterbruder. Nu, nu!
Die Patriarchen und die Tempelherren . . .
Nathan. Vermögen mir des Bösen nie so viel
Zu thun, daß irgend was mich reuen könnte,
Geschweige das! — Und seid Ihr denn so ganz
Versichert, daß ein Tempelherr es ist,
Der Euern Patriarchen hetzt?
Klosterbruder. Es kann
Beinah kein Andrer sein. Ein Tempelherr
Sprach kurz vorher mit ihm, und was ich hörte,
Das klang darnach.
Nathan. Es ist doch aber nur
Ein einziger jetzt in Jerusalem,
Und diesen kenn' ich. Dieser ist mein Freund,
Ein junger, edler, offner Mann!
Klosterbruder. Ganz recht,
Der Nämliche! — Doch was man ist, und was
Man sein muß in der Welt, das paßt ja wol
Nicht immer.
Nathan. Leider nicht. — So thue, wer's
Auch immer ist, sein Schlimmstes oder Bestes!
Mit Euerm Buche, Bruder, trotz' ich Allen
Und gehe graden Wegs damit zum Sultan.

Klosterbruder. Viel Glücks! Ich will Euch denn nur hier verlassen.

Nathan. Und habt sie nicht einmal gesehn! — Kommt ja
Doch bald, doch fleißig wieder. — Wenn nur heut
Der Patriarch noch nichts erfährt! — Doch was?
Sagt ihm auch heute, was Ihr wollt.

Klosterbruder. Ich nicht.
Lebt wohl! (Geht ab.)

Nathan. Vergeßt uns ja nicht, Bruder! — Gott!
Daß ich nicht gleich hier unter freiem Himmel
Auf meine Kniee sinken kann! Wie sich
Der Knoten, der so oft mir bange machte,
Nun von sich selber löset! — Gott! wie leicht
Mir wird, daß ich nun weiter auf der Welt
Nichts zu verbergen habe! daß ich vor
Den Menschen nun so frei kann wandeln als
Vor Dir, der Du allein den Menschen nicht
Nach seinen Thaten brauchst zu richten, die
So selten seine Thaten sind, o Gott! —

Dritter [Fünfter] Auftritt.

Nathan und der Tempelherr, der von der Seite auf ihn zukömmt.

Tempelherr. He! wartet, Nathan, nehmt mich mit!

Nathan. Wer ruft? —
Seid Ihr es, Ritter? Wo gewesen, daß
Ihr bei dem Sultan Euch nicht treffen lassen?

Tempelherr. Wir sind einander fehlgegangen. Nehmt's
Nicht übel!

Nathan. Ich nicht, aber Saladin ...

[Tempelherr. Ihr wart nur eben fort ...

Nathan. Und spracht ihn doch?
Nun, so ist's gut.

Tempelherr. Er will uns aber Beide
Zusammen sprechen.

Nathan. Desto besser. Kommt
Nur mit! Mein Gang stand ohnehin zu ihm. —]

Tempelherr. Ich darf ja doch wol fragen, Nathan, wer Euch da verließ?

Nathan. Ihr kennt ihn doch wol nicht?

Tempelherr. War's nicht die gute Haut, der Laienbruder,
Deß sich der Patriarch so gern zum Stöber
Bedient?
Nathan. Kann sein! Beim Patriarchen ist
Er allerdings.
Tempelherr. Der Pfiff ist gar nicht übel,
Die Einfalt vor der Schurkerei voraus
Zu schicken.
Nathan. Ja, die dumme, — nicht die fromme.
Tempelherr. An fromme glaubt kein Patriarch.
Nathan. Für den
Nun steh' ich. Der wird seinem Patriarchen
Nichts Ungebührliches vollziehen helfen.
Tempelherr. So stellt er wenigstens sich an. — Doch hat
Er Euch von mir denn nichts gesagt?
Nathan. Von Euch?
Von Euch nun namentlich wol nichts. — Er weiß
Ja wol auch schwerlich Euern Namen?
Tempelherr. Schwerlich.
Nathan. Von einem Tempelherren freilich hat
Er mir gesagt . . .
Tempelherr. Und was?
Nathan. Womit er Euch
Doch ein= für allemal nicht meinen kann!
Tempelherr. Wer weiß? Laßt doch nur hören!
Nathan. Daß mich einer
Bei seinem Patriarchen angeklagt . . .
Tempelherr. Euch angeklagt? — Das ist, mit seiner Gunst —
Erlogen. — Hört mich, Nathan! — Ich bin nicht
Der Mensch, der irgend etwas abzuleugnen
Im Stande wäre. Was ich that, das that ich!
Doch bin ich auch nicht Der, der Alles, was
Er that, als wohlgethan vertheid'gen möchte.
Was sollt' ich eines Fehls mich schämen? Hab'
Ich nicht den festen Vorsatz, ihn zu bessern?
[Und weiß ich etwa nicht, wie weit mit dem
Es Menschen bringen können?] — Drum hört mich, Nathan! — Hört mir ruhig zu!
Ich bin des Laienbruders Tempelherr,
Der Euch verklagt soll haben, allerdings. —
Ihr wißt ja, was mich wurmisch machte! was

Mein Blut in allen Adern sieden machte!
Ich Gauch! — ich kam, so ganz mit Leib und Seel'
Euch in die Arme mich zu werfen. Wie
Ihr mich empfingt — wie kalt — wie lau — denn lau
Ist schlimmer noch als kalt; wie abgemessen
Mir auszubeugen Ihr beflissen wart;
Mit welchen aus der Luft gegriffnen Fragen
Ihr Antwort mir zu geben scheinen wolltet:
Das darf ich kaum mir jetzt noch denken, wenn
Ich soll gelassen bleiben. — Hört mich, Nathan! —
In dieser Gährung schlich mir Daja nach
Und warf mir ihr Geheimniß an den Kopf,
Das mir den Aufschluß Euers räthselhaften
Betragens zu enthalten schien.

Nathan. Wie das?

Tempelherr. Hört mich nur aus! — Ich bildete mir ein,
Ihr wolltet, was Ihr einmal nun den Christen
So abgejagt, an einen Christen wieder
Nicht gern verlieren. Und so fiel mir ein,
Euch kurz und gut das Messer an die Kehle
Zu setzen.

Nathan. Kurz und gut? und gut? — Wo steckt
Das Gute?

Tempelherr. Hört mich, Nathan! — [Allerdings,
Ich that nicht recht! — Ihr seid wol gar nicht schuldig. —
Die Närrin Daja weiß nicht, was sie spricht, —
Ist Euch gehässig, — sucht Euch nur damit
In einen bösen Handel zu verwickeln; —
Kann sein! kann sein! — Ich bin ein junger Laffe,
Der immer nur an beiden Enden schwärmt,
Bald viel zu viel, bald viel zu wenig thut;
Auch das kann sein! Verzeiht mir, Nathan!

Nathan. Wenn
Ihr so mich freilich fasset —

Tempelherr.] Kurz, ich ging
Zum Patriarchen! — hab' Euch aber nicht
Genannt. Das ist erlogen, wie gesagt!
Ich hab' ihm blos den Fall ganz allgemein
Erzählt, um seine Meinung zu vernehmen. —
Auch das hätt' unterbleiben können; ja doch! —
Denn kannt' ich nicht den Patriarchen schon
Als einen Schurken? Konnt' ich Euch nicht selber
Nur gleich zur Rede stellen? — [Mußt' ich der
Gefahr, so einen Vater zu verlieren,

Das arme Mädchen opfern? —] Nun, was thut's?
Die Schurkerei des Patriarchen, die
So ähnlich immer sich erhält, hat mich
Des nächsten Weges wieder zu mir selbst
Gebracht. — Denn hört mich, Nathan, hört mich aus! —
Gesetzt, er wüßt' auch Euern Namen, was
Nun mehr, was mehr? — Er kann Euch ja das Mädchen
Nur nehmen, wenn sie Niemands ist als Euer.
Er kann sie doch aus Euerm Hause nur
Ins Kloster schleppen. — Also — gebt sie mir!
Gebt sie nur mir und laßt ihn kommen. Ha!
Er soll's wol bleiben lassen, mir mein Weib
Zu nehmen. — Gebt sie mir, geschwind! — Sie sei
Nun Eure Tochter, oder sei es nicht!
Sei Christin oder Jüdin oder Keines!
Gleichviel! gleichviel! Ich werd' Euch weder jetzt
Noch jemals sonst in meinem ganzen Leben
Darum befragen. Sei, wie's sei!

Nathan. Ihr wähnt
Wol gar, daß mir die Wahrheit zu verbergen
Sehr nöthig?

Tempelherr. Sei, wie's sei!

Nathan. Ich hab' es ja
Euch — oder wem es sonst zu wissen ziemt —
Noch nicht geleugnet, daß sie eine Christin
Und nichts als meine Pflegetochter ist. —
Warum ich's aber ihr noch nicht entdeckt? —
Darüber brauch' ich nur bei ihr mich zu
Entschuldigen.

Tempelherr. Das sollt Ihr auch bei ihr
Nicht brauchen. — Gönnt's ihr doch, daß sie Euch nie
Mit andern Augen darf betrachten! Spart
Ihr die Entdeckung doch! — Noch habt Ihr ja,
Ihr ganz allein, mit ihr zu schalten. Gebt
Sie mir! Ich bitt' Euch, Nathan, gebt sie mir!
Ich bin's allein, der sie zum zweiten Male
Euch retten kann — und will.

Nathan. Ja — konnte! konnte!
Nun auch nicht mehr. Es ist damit zu spät.

Tempelherr. Wie so? zu spät?

Nathan. Dank sei dem Patriarchen...

Tempelherr. Dem Patriarchen? Dank? ihm Dank? wofür?
Dank hätte der bei uns verdienen wollen?
Wofür? wofür?
Nathan. Daß wir nun wissen, wem
Sie anverwandt, nun wissen, wessen Händen
Sie sicher ausgeliefert werden kann.
Tempelherr. Das dank' ihm — wer für mehr ihm danken wird!
Nathan. Aus diesen müßt Ihr sie nun auch erhalten
Und nicht aus meinen.
Tempelherr. Arme Recha! Was
Dir Alles zustößt, arme Recha! Was
Ein Glück für andre Waisen wäre, wird
Dein Unglück! — Nathan! — Und wo sind sie, diese
Verwandte?
Nathan. Wo sie sind?
Tempelherr. Und wer sie sind?
Nathan. Besonders hat ein Bruder sich gefunden,
Bei dem Ihr um sie werben müßt.
Tempelherr. Ein Bruder?
Was ist er, dieser Bruder? Ein Soldat?
Ein Geistlicher? — Laßt hören, was ich mir
Versprechen darf.
Nathan. Ich glaube, daß er Keines
Von Beiden — oder Beides ist. Ich kenn'
Ihn noch nicht recht.
Tempelherr. Und sonst?
Nathan. Ein braver Mann!
Bei dem sich Recha gar nicht übel wird
Befinden.
Tempelherr. Doch ein Christ! — Ich weiß zu Zeiten
Auch gar nicht, was ich von Euch denken soll; —
Nehmt mir's nicht ungut, Nathan. — Wird sie nicht
Die Christin spielen müssen unter Christen?
Und wird sie, was sie lange gnug gespielt,
Nicht endlich werden? Wird den lautern Weizen,
Den Ihr gesät, das Unkraut endlich nicht
Ersticken? — [Und das kümmert Euch so wenig?
Demungeachtet könnt Ihr sagen — Ihr? —
Daß sie bei ihrem Bruder sich nicht übel
Befinden werde?

Nathan. Denk' ich! hoff' ich! — Wenn
Ihr ja bei ihm was mangeln sollte, hat
Sie Euch und mich denn nicht noch immer? —
Tempelherr. Oh
Was wird bei ihm ihr mangeln können! Wird
Das Brüderchen mit Essen und mit Kleidung,
Mit Naschwerk und mit Putz das Schwesterchen
Nicht reichlich gnug versorgen? Und was braucht
Ein Schwesterchen denn mehr? — Ei freilich: auch
Noch einen Mann! — Nun, nun, auch den, auch den
Wird ihr das Brüderchen zu seiner Zeit
Schon schaffen, wie er immer nur zu finden!
Der Christlichste der Beste! —] Nathan, Nathan!
Welch einen Engel hattet Ihr gebildet,
Den Euch nun Andre so verhunzen werden!
Nathan. Hat keine Noth! Er wird sich unsrer Liebe
Noch immer werth genug behaupten.
Tempelherr. Sagt
Das nicht! Von meiner Liebe sagt das nicht!
Denn die läßt nichts sich unterschlagen, nichts,
Es sei auch noch so klein! auch keinen Namen! —
Doch halt! — Argwohnt sie wol bereits, was mit
Ihr vorgeht?
Nathan. Möglich; ob ich schon nicht wüßte,
Woher?
Tempelherr. Auch eben viel; sie soll — sie muß
In beiden Fällen, was ihr Schicksal droht,
Von mir zuerst erfahren. Mein Gedanke,
Sie eher wieder nicht zu sehn, zu sprechen,
Als bis ich sie die Meine nennen dürfe,
Fällt weg. Ich eile . . .
Nathan. Bleibt! wohin?
Tempelherr. Zu ihr!
Zu sehn, ob diese Mädchenseele Manns genug
Wol ist, den einzigen Entschluß zu fassen,
Der ihrer würdig wäre!
Nathan. Welchen?
Tempelherr. Den:
Nach Euch und ihrem Bruder weiter nicht
Zu fragen —
Nathan. Und?
Tempelherr. Und mir zu folgen, — wenn
Sie drüber eines Muselmannes Frau
Auch werden müßte.

Nathan. Bleibt! Ihr trefft sie nicht;
Sie ist bei Sittah, bei des Sultans Schwester.
Tempelherr. Seit wann? warum?
Nathan. Und wollt Ihr da bei ihnen
Zugleich den Bruder finden, kommt nur mit.
Tempelherr. Den Bruder? welchen? Sittah's oder Recha's?
Nathan. Leicht beide. Kommt nur mit! Ich bitt' Euch, kommt! (Er führt ihn fort.)

Vierter [Sechster] Auftritt.

(Scene: In Sittah's Harem.)

Sittah und Recha in Unterhaltung begriffen.

Sittah. Was freu' ich mich nicht Deiner, süßes Mädchen! —
Sei so beklemmt nur nicht! so angst! so schüchtern! —
Sei munter! sei gesprächiger! vertrauter!
Recha. Prinzessin, . . .
Sittah. Nicht doch! nicht Prinzessin! Nenn'
Mich Sittah, — Deine Freundin, — Deine Schwester.
[Nenn' mich Dein Mütterchen! — Ich könnte das
Ja schier auch sein. — So jung! so klug! so fromm!
Was Du nicht Alles weißt! nicht Alles mußt
Gelesen haben!
Recha. Ich gelesen? — Sittah,
Du spottest Deiner kleinen albern Schwester.
Ich kann kaum lesen.
Sittah. Kannst kaum, Lügnerin!
Recha. Ein Wenig meines Vaters Hand! — Ich meinte,
Du sprächst von Büchern.
Sittah. Allerdings! von Büchern.
Recha. Nun, Bücher wird mir wahrlich schwer zu lesen! —
Sittah. Im Ernst?
Recha. In ganzem Ernst. Mein Vater liebt
Die kalte Buchgelehrsamkeit, die sich
Mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt,
Zu wenig.
Sittah. Ei, was sagst Du! — Hat indeß
Wol nicht sehr Unrecht! — Und so Manches, was
Du weißt . . .?
Recha. Weiß ich allein aus seinem Munde
Und könnte bei dem Meisten Dir noch sagen,
Wie, wo, warum er mich's gelehrt.
Sittah. So hängt
Sich freilich Alles besser an. So lernt
Mit eins die ganze Seele.
Recha. Sicher hat
Auch Sittah wenig oder nichts gelesen!

Sittah. Wie so? — Ich bin nicht stolz aufs Gegentheil. —
Allein wie so? Dein Grund! Sprich dreist! Dein Grund?
Recha. Sie ist so schlecht und recht, so unverkünstelt,
So ganz sich selbst nur ähnlich . . .
Sittah. Nun?
Recha. Das sollen
Die Bücher uns nur selten lassen, sagt
Mein Vater.
Sittah.] O, was ist Dein Vater für
Ein Mann!
Recha. Nicht wahr?
[Sittah. Wie nah er immer doch
Zum Ziele trifft!
Recha.] Nicht [wahr]? — Und diesen Vater —
Sittah. Was ist Dir, Liebe?
Recha. Diesen Vater —
Sittah. Gott!
Du weinst?
Recha. Und diesen Vater — Ah! es muß
Heraus! Mein Herz will Luft, will Luft . . .
(Wirft sich, von Thränen überwältiget, zu ihren Füßen.)
Sittah. Kind, was
Geschieht Dir? Recha!
Recha. Diesen Vater soll —
Soll ich verlieren!
Sittah. Du? verlieren? ihn?
Wie das? — Sei ruhig! — Nimmermehr! — Steh auf!
Recha. Du sollst vergebens Dich zu meiner Freundin,
Zu meiner Schwester nicht erboten haben!
Sittah. Ich bin's ja! bin's! — Steh doch nur auf!
Ich muß
Sonst Hilfe rufen.
Recha (die sich ermannt und aufsteht).
Ah! verzeih! vergieb! —
Mein Schmerz hat mich vergessen machen, wer
Du bist. Vor Sittah gilt kein Winseln, kein
Verzweifeln. Kalte, ruhige Vernunft
Will Alles über sie allein vermögen.
Weß Sache diese bei ihr führt, der siegt!
Sittah. Nun denn?
Recha. Nein, meine Freundin, meine Schwester
Giebt das nicht zu! Giebt nimmer zu, daß mir
Ein andrer Vater aufgedrungen werde!

Sittah. Ein andrer Vater? aufgedrungen? Dir?
Wer kann das? kann das auch nur wollen, Liebe?
Recha. Wer? Meine [gute böse] Daja! [kann
Das wollen, — will das können. — Ja, Du kennst
Wol diese gute böse Daja nicht?
Nun, Gott vergeb' es ihr! — belohn' es ihr!
Sie hat mir so viel Gutes, — so viel Böses
Erwiesen!
Sittah. Böses Dir? — So muß sie Gutes
Doch wahrlich wenig haben.
Recha. Doch! recht viel,
Recht viel!
Sittah. Wer ist sie?
Recha. Eine Christin, die
In meiner Kindheit mich gepflegt, mich so
Gepflegt! — Du glaubst nicht! — die mir eine Mutter
So wenig missen lassen! — Gott vergelt'
Es ihr! — die aber mich auch so geängstet!
Mich so gequält!
Sittah. Und über was? warum?
Wie?
Recha. Ach! die arme Frau — ich sag' Dir's ja —
Ist eine Christin, — muß aus Liebe quälen, —
Ist eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott zu wissen wähnen!
Sittah. Nun versteh' ich!
Recha. Und sich gedrungen fühlen, einen Jeden,
Der dieses Wegs verfehlt, darauf zu lenken. —
Kaum können sie auch anders. Denn ist's wahr,
Daß dieser Weg allein nur richtig führt:
Wie sollen sie gelassen ihre Freunde
Auf einem andern wandeln sehn, — der ins
Verderben stürzt, ins ewige Verderben?
Es müßte möglich sein, denselben Menschen
Zur selben Zeit zu lieben und zu hassen. —
Auch ist's das nicht, was endlich laute Klagen
Mich über sie zu führen zwingt. Ihr Seufzen,
Ihr Warnen, ihr Gebet, ihr Drohen hätt'
Ich gern noch länger ausgehalten, gern!
Es brachte mich doch immer auf Gedanken,
Die gut und nützlich. Und wem schmeichelt's doch
Im Grunde nicht, sich gar so werth und theuer,
Von wem's auch sei, gehalten fühlen, daß
Er den Gedanken nicht ertragen kann,
Er müss' einmal auf ewig uns entbehren!
Sittah. Sehr wahr!
Recha. Allein — allein — das geht zu weit!
Dem kann ich nichts entgegensetzen, nicht
Geduld, nicht Ueberlegung, nichts!
Sittah. Was? wem?
Recha. Was sie mir eben jetzt entdeckt will haben.
Sittah. Entdeckt? und eben jetzt?
Recha. Nur eben jetzt!]
Wir nahten auf dem Weg' hierher uns einem

Verfallnen Christentempel. Plötzlich stand
Sie still, schien mit sich selbst zu kämpfen, blickte
Mit nassen Augen bald gen Himmel, bald
Auf mich. Komm, sprach sie endlich, laß uns hier
Durch diesen Tempel in die Richte gehn!
Sie geht; ich folg' ihr, und mein Auge schweift
Mit Graus die wankenden Ruinen durch.
Nun steht sie wieder, und ich sehe mich
An den versunknen Stufen eines morschen
Altars mit ihr. Wie ward mir, als sie da
Mit heißen Thränen, mit gerungnen Händen
Zu meinen Füßen stürzte . . .
Sittah. Gutes Kind!
Recha. Und bei der Göttlichen, die da wol sonst
So manch Gebet erhört, so manches Wunder
Verrichtet habe, mich beschwor, — mit Blicken
Des wahren Mitleids mich beschwor, mich meiner
Doch zu erbarmen! — wenigstens ihr zu
Vergeben, wenn sie mir entdecken müsse,
Was ihre Kirch' auf mich für Anspruch habe.
Sittah. (Unglückliche! — Es ahnte mir!)
Recha. Ich sei
Aus christlichem Geblüte, sei getauft,
Sei Nathan's Tochter nicht, er nicht mein Vater! —
Gott! Gott! Er nicht mein Vater! — Sittah! Sittah!
Sieh mich aufs Neu' zu Deinen Füßen . . .
Sittah. Recha!
Nicht doch! steh auf! — Mein Bruder kömmt! steh auf!

Fünfter [Siebenter] Auftritt.

Saladin und die Vorigen.

Saladin. Was giebt's hier, Sittah?
Sittah. Sie ist von sich! Gott!
Saladin. Wer ist's?
Sittah. Du weißt ja . . .
Saladin. Unsers Nathan's Tochter?
Was fehlt ihr?
Sittah. Komm doch zu Dir, Kind! — Der Sultan . . .
Recha (die sich auf den Knieen zu Saladin's Füßen

schleppt, den Kopf zur Erde gesenkt). Ich steh' nicht auf! nicht eher
auf! — mag eher
Des Sultans Antlitz nicht erblicken! — eher
Den Abglanz ewiger Gerechtigkeit
Und Güte nicht in seinen Augen, nicht
Auf seiner Stirn bewundern . . .

Saladin. Steh . . . steh auf!

Recha. Eh er mir nicht verspricht . . .

Saladin. Komm! ich verspreche . . .
Sei was es will!

Recha. Nicht mehr, nicht weniger,
Als meinen Vater mir zu lassen und
Mich ihm! — Noch weiß ich nicht, wer sonst mein Vater
Zu sein verlangt, — verlangen kann. Will's auch
Nicht wissen. Aber macht denn nur das Blut
Den Vater? nur das Blut?

Saladin (der sie aufhebt). Ich merke wol! —
Wer war so grausam denn, Dir selbst — Dir selbst
Dergleichen in den Kopf zu setzen? Ist
Es denn schon völlig ausgemacht? [erwiesen?

Recha. Muß wol! Denn Daja will von meiner Amm'
Es haben.

Saladin. Deiner Amme!

Recha. Die es sterbend
Ihr zu vertrauen sich verbunden fühlte.

Saladin. Gar sterbend! Nicht auch faselnd schon?] — Und wär's
Auch wahr! — Ja wohl: das Blut, das Blut allein
Macht lange noch den Vater nicht! macht kaum
Den Vater eines Thieres! [giebt zum Höchsten
Das erste Recht, sich diesen Namen zu
Erwerben! Laß Dir doch nicht bange sein!] —
Doch [Und] weißt Du was? Sobald der Väter zwei
Sich um Dich streiten, — laß sie beide, nimm
Den dritten! — Nimm dann mich zu Deinem Vater!

Sittah. O thu's! o thu's!

Saladin. Ich will ein guter Vater,
Recht guter Vater sein! — Doch halt! mir fällt
Noch viel was Bessers bei. — Was brauchst Du denn
Der Väter überhaupt? Wenn sie nun sterben?
Bei Zeiten sich nach Einem umgesehn,
Der mit uns um die Wette leben will!
Kennst Du noch Keinen? . . .

Sittah. Mach sie nicht erröthen!

Saladin. Das hab' ich allerdings mir vorgesetzt.
Erröthen macht die Häßlichen so schön,
Und sollte Schöne nicht noch schöner machen? —
Ich habe Deinen Vater Nathan und
Noch Einen — Einen noch hierher bestellt.
Erräthst Du ihn? — [Hierher! Du wirst mir doch
Erlauben, Sittah?
Sittah. Bruder!
Saladin. Daß Du ja
Vor ihm recht sehr erröthest, liebes Mädchen!
Recha. Vor wem? erröthen? . . .
Saladin. Kleine Heuchlerin!
Nun, so erblasse lieber! — Wie Du willst
Und kannst! —]
(Ein Sclave [Eine Sclavin] tritt herein und nahet sich Sittah.)
[Sie sind doch etwa nicht schon da?] Sind sie schon etwa da?
Sittah (zum Sclaven). Gut! laß sie nur herein! — Sie
sind es, Bruder!

Letzter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr zu den Vorigen.

Saladin. Ah, meine guten, lieben Freunde! — Dich,
Dich, Nathan, muß ich nur vor allen Dingen
Bedeuten, daß Du nun, sobald Du willst,
Dein Geld kannst wieder holen lassen! . . .
Nathan. Sultan! . . .
[Saladin. Nun steh' ich auch zu Deinen Diensten . . .
Nathan. Sultan! . . .]
Saladin. Die Karawan' ist da. Ich bin so reich
Nun wieder, als ich lange nicht gewesen. —
Komm, sag mir, was Du brauchst, so recht was Großes
Zu unternehmen! [Denn auch Ihr, auch Ihr,
Ihr Handelsleute, könnt des baaren Geldes
Zu viel nie haben!]
Nathan. Und warum zuerst
Von dieser Kleinigkeit? — Ich sehe dort
Ein Aug' in Thränen, das zu trocknen mir
Weit angelegner ist. (Geht auf Recha zu.) Du hast geweint?
Was fehlt Dir? — bist doch meine Tochter noch?
Recha. Mein Vater! . . .
Nathan. Wir verstehen uns. Genug! —
Sei heiter! Sei gefaßt! Wenn sonst Dein Herz
Nur Dein noch ist! Wenn Deinem Herzen sonst

Nur kein Verlust nicht droht! — Dein Vater ist
Dir unverloren!

Recha. Keiner, keiner sonst!

Tempelherr. Sonst keiner? — Nun! so hab' ich mich betrogen.
Was man nicht zu verlieren fürchtet, hat
Man zu besitzen nie geglaubt und nie
Gewünscht. — Recht wohl! recht wohl! — Das ändert, Nathan,
Das ändert Alles! — Saladin, wir kamen
Auf Dein Geheiß. Allein, ich hatte Dich
Verleitet; jetzt bemüh Dich nur nicht weiter!

Saladin. Wie gach nun wieder, junger Mann! — Soll Alles
Dir denn entgegenkommen? Alles Dich
Errathen?

Tempelherr. Nun, Du hörst ja! siehst ja, Sultan!

Saladin. Ei wahrlich! — Schlimm genug, daß Deiner Sache
Du nicht gewisser warst!

Tempelherr. So bin ich's nun.

Saladin. [Wer so auf irgend eine Wohlthat trotzt,
Nimmt sie zurück. Was Du gerettet, ist
Deswegen nicht Dein Eigenthum. Sonst wär'
Der Räuber, den sein Geiz ins Feuer jagt,
So gut ein Held wie Du!]
(Auf Recha zugehend, um sie dem Tempelherrn zuzuführen.)
Komm, liebes Mädchen, höre nicht auf ihn!
Komm! Nimm's mit ihm nicht so genau. Denn wär'
Er anders, wär' er minder warm und stolz,
Er hätt' es bleiben lassen, Dich zu retten.
Du mußt ihm Eins fürs Andre rechnen. — Komm!
Beschäm ihn! thu, was ihm zu thun geziemte!
Bekenn ihm Deine Liebe! trage Dich ihm an!
Und wenn er Dich verschmäht, Dir's je vergißt,
Wie ungleich mehr in diesem Schritte Du
Für ihn gethan, als er für Dich . . . Was hat
Er denn für Dich gethan? Ein Wenig sich
Beräuchern lassen! ist was Rechts! — so hat
Er meines Bruders, meines Assad, nichts!
So trägt er seine Larve, nicht sein Herz.
Komm, Liebe . . .

Sittah. Geh! geh, Liebe, geh! Es ist
Für Deine Dankbarkeit noch immer wenig,
Noch immer nichts.

Nathan. Halt, Saladin! halt, Sittah!
Saladin. Auch Du?
Nathan. Hier hat noch Einer mit zu sprechen . . .
Saladin. Wer leugnet das? — Unstreitig, Nathan, kömmt
So einem Pflegevater eine Stimme
Mit zu! Die erste, wenn Du willst. — Du hörst,
Ich weiß der Sache ganze Lage.
Nathan. Nicht so ganz! —
Ich rede nicht von mir. Es ist ein Andrer,
Weit, weit ein Andrer, den ich, Saladin,
Doch auch vorher zu hören bitte.
Saladin. Wer?
Nathan. Ihr Bruder!
Saladin. Recha's Bruder?
Nathan. Ja!
Recha. Mein Bruder?
So hab' ich einen Bruder?
Tempelherr (aus seiner wilden, stummen Zerstreuung auffahrend). Wo? wo ist
Er, dieser Bruder? Noch nicht hier? Ich sollt'
Ihn hier ja treffen.
Nathan. Nur Geduld!
Tempelherr (äußerst bitter). Er hat
Ihr einen Vater aufgebunden: — wird
Er keinen Bruder für sie finden?
Saladin. Das
Hat noch gefehlt! Christ! ein so niedriger
Verdacht wär' über Assad's Lippen nicht
Gekommen. — Gut! fahr nur so fort!
Nathan. Verzeih
Ihm! — Ich verzeih' ihm gern. — Wer weiß, was wir
An seiner Stell', in seinem Alter dächten!
(Freundschaftlich auf ihn zugehend.)
Natürlich, Ritter! — Argwohn folgt auf Mißtrau'n! —
Wenn Ihr mich Euers wahren Namens gleich
Gewürdigt hättet . . .
Tempelherr. Wie?
Nathan. Ihr seid kein Stauffen!
Tempelherr. Wer bin ich denn?
Nathan. Heißt Curd von Stauffen nicht!
Tempelherr. Wie heiß' ich denn?
Nathan. Heißt Leu von Filneck.

Tempelherr. Wie?
Nathan. Ihr stutzt?
[Tempelherr. Mit Recht! Wer sagt das?
Nathan. Ich, der mehr,
Noch mehr Euch sagen kann.] Ich straf' indeß
Euch keiner Lüge.
[Tempelherr. Nicht?
Nathan.] Kann doch wol sein,
Daß jener Nam' Euch ebenfalls gebührt.
[Tempelherr. Das sollt' ich meinen! — (Das hieß Gott ihn sprechen!)
Nathan.] Denn Eure Mutter — die war eine Stauffin.
Ihr Bruder, Euer Ohm, der Euch erzogen,
Dem Eure Eltern Euch in Deutschland ließen,
Als, von dem rauhen Himmel dort vertrieben,
Sie wieder hier zu Lande kamen: — der
Hieß Curd von Stauffen, mag an Kindesstatt
Vielleicht Euch angenommen haben! — Seid
Ihr lange schon mit ihm nun auch herüber
Gekommen? Und er lebt doch noch?
Tempelherr. Was soll
Ich sagen? — Nathan! — Allerdings! So ist's!
Er selbst ist todt. Ich kam erst mit der letzten
Verstärkung unsers Ordens. — Aber, aber —
Was hat mit diesem Allen Recha's Bruder
Zu schaffen?
Nathan. Euer Vater . . .
Tempelherr. Wie? auch den
Habt Ihr gekannt? Auch den?
Nathan. Er war mein Freund.
Tempelherr. War Euer Freund? Ist's möglich, Nathan! . . .
Nathan. Nannte
Sich Wolf von Filneck, aber war kein Deutscher . . .
Tempelherr. Ihr wißt auch das?
Nathan. War einer Deutschen nur
Vermählt, war Eurer Mutter nur nach Deutschland
Auf kurze Zeit gefolgt . . .
Tempelherr. Nicht mehr! Ich bitt'
Euch! — Aber Recha's Bruder? Recha's Bruder . . .
Nathan. Seid Ihr!
Tempelherr. Ich? ich ihr Bruder?
Recha. Er mein Bruder?
Sittah. Geschwister!

Saladin. Sie Geschwister!
Recha (will auf ihn zu). Ah! mein Bruder!
Tempelherr (tritt zurück). Ihr Bruder!
Recha (hält an und wendet sich zu Nathan). Kann nicht
sein! nicht sein! Sein Herz
Weiß nichts davon! — Wir sind Betrüger! Gott!
Saladin (zum Tempelherrn).
Betrüger? — wie? Das denkst Du? kannst Du denken?
Betrüger selbst! Denn Alles ist erlogen
An Dir: Gesicht und Stimm' und Gang! Nichts Dein!
So eine Schwester nicht erkennen wollen! Geh!
Tempelherr (sich demüthig ihm nahend).
Mißdeut auch Du nicht mein Erstaunen, Sultan!
Verkenn in einem Augenblick, in dem
Du schwerlich Deinen Assad je gesehen,
Nicht ihn und mich!
(Auf Nathan zueilend.)
Ihr nehmt und gebt mir, Nathan!
Mit vollen Händen Beides! — Nein! Ihr gebt
Mir mehr, als Ihr mir nehmt! unendlich mehr!
(Recha um den Hals fallend.)
Ah, meine Schwester! meine Schwester!
Nathan. Blanda
Von Filneck.
Tempelherr. Blanda? Blanda? — Recha nicht?
Nicht Eure Recha mehr? — Gott! Ihr verstoßt
Sie! gebt ihr ihren Christennamen wieder!
[Verstoßt sie meinetwegen! — Nathan! Nathan!
Warum es sie entgelten lassen? sie!]
Nathan. [Und was?] — O meine Kinder! meine Kinder! —
Denn meiner Tochter Bruder wär' mein Kind
Nicht auch, — sobald er will?
(Indem er sich ihren Umarmungen überläßt, tritt Saladin mit
unruhigem Erstaunen zu seiner Schwester.)
Saladin. Was sagst Du, Schwester?
Sittah. Ich bin gerührt . . .
Saladin. Und ich, — ich schaudere
Vor einer größern Rührung fast zurück!
Bereite Dich nur drauf, so gut Du kannst.
Sittah. Wie?
Saladin. Nathan, auf ein Wort! ein Wort! —
(Indem Nathan zu ihm tritt, tritt Sittah zu dem Geschwister,

ihm ihre Theilnehmung zu bezeigen, und Nathan und Saladin sprechen leiser.)
Hör! hör doch, Nathan! Sagtest Du vorhin
Nicht —?

Nathan. Was?

Saladin. Aus Deutschland sei ihr Vater nicht
Gewesen, ein geborner Deutscher nicht.
Was war er denn? Wo war er sonst denn her?

Nathan. Das hat er selbst mir nie vertrauen wollen.
Aus seinem Munde weiß ich nichts davon.

Saladin. Und war auch sonst kein Frank'? kein Abendländer?

Nathan. O, daß er der nicht sei, gestand er wol. —
Er sprach am Liebsten Persisch . . .

Saladin. Persisch? Persisch?
Was will ich mehr? — Er ist's! Er war es!

Nathan. Wer?

Saladin. Mein Bruder! ganz gewiß! Mein Assad! ganz
Gewiß!

Nathan. Nun, wenn Du selbst darauf verfällst: —
Nimm die Versichrung hier in diesem Buche!
(Ihm das Brevier überreichend.)

Saladin (es begierig aufschlagend).
Ah! seine Hand! Auch die erkenn' ich wieder!

Nathan. Noch wissen sie von nichts! Noch steht's bei Dir
Allein, was sie davon erfahren sollen!

Saladin (indeß er darin geblättert).
Ich meines Bruders Kinder nicht erkennen?
Ich meine Neffen — meine Kinder nicht?
Sie nicht erkennen? ich? Sie Dir wol lassen?
(Wieder laut.)
Sie sind's! sie sind es, Sittah, sind! Sie sind's!
Sind beide meines . . . Deines Bruders Kinder!
(Er rennt in ihre Umarmungen.)

Sittah (ihm folgend).
Was hör' ich! — Konnt's auch anders, anders sein! —

[Saladin (zum Tempelherrn). Nun mußt Du doch wol, Trotzkopf, mußt mich lieben!
(Zu Recha.)
Nun bin ich doch, wozu ich mich erbot?
Magst wollen oder nicht!

Sittah. Ich auch! ich auch!]

Saladin (zum Tempelherrn zurück).
Mein Sohn! mein Assad! meines Assad's Sohn!
Tempelherr. Ich Deines Bluts! — So waren jene Träume,
Womit man meine Kindheit wiegte, doch —
Doch mehr als Träume! (Ihm zu Füßen fallend.)
Saladin (ihn aufhebend). Seht den Bösewicht!
Er wußte was davon und konnte mich
Zu seinem Mörder machen wollen! Wart!

(Unter stummer Wiederholung allerseitiger Umarmungen fällt der Vorhang.)

56.

Die Bühnenbearbeitungen

von

Goethe's Stella, Laune des Verliebten und Götz von Berlichingen.

In seinem Aufsatze „Ueber das deutsche Theater“ (1815) theilt Goethe über die Bühnenbearbeitung der Stella durch Schiller Folgendes mit:

„Da wir bei den gegenwärtigen Betrachtungen nicht chronologisch, sondern nach andern Rücksichten verfahren und vorzüglich Verfasser und Redacteur im Auge behalten, so wenden wir uns zu Stella, welche Schillern gleichfalls ihre Erscheinung auf dem Theater verdankt. Da das Stück an sich selbst schon einen regelmäßigen, ruhigen Gang hat, so ließ er es in allen seinen Theilen bestehen, verkürzte nur hier und da den Dialog, besonders wo er aus dem Dramatischen ins Idyllische und Elegische überzugehen schien; denn wie in einem Stück zu viel geschehen kann, so kann auch darin zu viel Empfundnes ausgesprochen werden. Und so ließ sich Schiller durch manche angenehme Stelle nicht verführen, sondern strich sie weg. Sehr gut besetzt, ward das Stück den 15. Januar 1806 zum ersten Mal gegeben und sodann wiederholt.“

In demselben Aufsatze berichtet Goethe auch über Schiller's Mitwirkung bei den „Mitschuldigen“ und dem „Götz von Berlichingen“. „Daß dieses Stück [die Mitschuldigen] einiges theatralisches Verdienst habe,“ sagt er daselbst, „läßt sich auch daraus abnehmen, daß es, zu einer Zeit, wo es den deutschen Schauspielern noch vor Rhythmen und Reimen bangte, erschienen, in Prosa übersetzt aufs Theater gebracht worden, wo es sich freilich nicht erhalten konnte, weil ihm ein Hauptbestandtheil, das Silbenmaß und der Reim, abging. Nunmehr aber, da Beides den Schauspielern geläufiger ward, konnte man auch diesen Versuch wagen. Man nahm dem Stück einige Härten, erneuerte das Veraltete, und so erhält es sich noch immer bei vortheilhafter Besetzung. Es kam zugleich mit der Laune des Verliebten im März 1805 auf

die Bühne.[1]) Schiller war bei den Vorstellungen beiräthig." — — „Wir sprechen zuletzt von dem im September 1804 zum ersten Mal auf dem Theater erschienenen Götz von Berlichingen.[2]) Obgleich Schiller diese neue Bearbeitung selbst nicht übernehmen wollte, so wirkte er doch dabei treulich mit und wußte durch seine kühnen Entschließungen dem Verfasser manche Abkürzung zu erleichtern und war mit Rath und That vom ersten Anfang bis zur Vorstellung einwirkend." Ueber das Weitere verweisen wir auf die Vorbemerkung des Herausgebers zu der Bühnenbearbeitung des „Götz" im XI. Theil (zweite Abtheilung) von Goethe's Werken und lassen nur noch die Stellen aus dem Schiller-Goethe'schen Briefwechsel folgen, in denen der Umarbeitung des „Götz" für das Theater Erwähnung geschieht.

Goethe an Schiller, Jena, den 5. Juli 1803: „Das altdeutsche, wieder erstandene Drama bildet sich mit einiger Bequemlichkeit um. Ich wüßte nicht zu sagen, ob sich's organisirt oder krystallisirt; welches denn doch zuletzt, nach dem Sprachgebrauch der verschiedenen Schulen, auf Eins hinauslaufen könnte. — Uebrigens bekömmt es uns ganz wohl, daß wir mehr an Natur als an Freiheit glauben und die Freiheit, wenn sie sich ja einmal aufdringt, geschwind als Natur tractiren; denn sonst wüßten wir gar nicht mit uns selbst fertig zu werden, weil wir sehr oft in den Fall kommen, wie Bileam, da zu segnen, wo wir fluchen sollten."

An Denselben, den 12. März 1804: „Mögen Sie wol die zwei ersten Acte ansehen? Wo das weiße Papier eingeheftet ist, fehlt eine Scene zwischen Weislingen und Adelheid. Wenn Sie nichts zu erinnern haben, ließe ich wenigstens von vorn herein die Rollen abschreiben."

An Denselben, den 25. Juli 1804: „Ich habe mich die ganze Zeit über an den Götz gehalten und hoffe ein rein Manuscript und die ausgeschriebenen Rollen zu haben, eh die Schauspieler wiederkommen; dann wollen wir es außer uns sehen und das Weitere überlegen. Wenn es mit der Länge nur einigermaßen geht, so hab' ich wegen des Uebrigen keine Sorge."

Schiller an Goethe, Jena, den 3. August 1804: „Mich freut sehr, zu hören, daß Sie mit dem Götz v. B. schon so weit sind, und daß wir also dieser theatralischen Festlichkeit mit Gewißheit entgegensehen können."

---

[1]) Goethe irrt sich wol; nach Schiller's Kalender wurde es den 16. Januar 1805 zum ersten Male aufgeführt.

[2]) Ueber die Form, in welcher er bei der ersten Aufführung auf der Bühne erschien, vergleiche man Oskar Schade im „Weimarischen Jahrbuch", V. S. 443 ff.

57.

Shakespeare's Othello.

Umarbeitung der Voß'schen Uebersetzung.

„Vergangenen Sonnabend" — so schreibt Fräulein von Göchhausen an Böttiger am 10. Juni 1805 — „wurde das Theater mit Othello geschlossen. Von Professor Voß ist die Uebersetzung; man hält sie für sehr gelungen, so wie das Ganze für die Bühne; dies hatte noch Schiller geordnet. Auch hier wurde Desdemona nicht erstickt, sondern erdolcht. Mad. Becker spielte die Rolle sehr, sehr gut; der Mohr, Haide, ließ Manches zu wünschen übrig, doch war er brav in manchen Stellen. Becker als Jago unnachahmlich. Im Ganzen ging die Vorstellung sehr gut. Der Gesang der Desdemona von Zelter."

In Bezug auf die Uebersetzung selbst, die im Jahr 1806 in Jena im Druck erschien, berichtet Joh. Heinrich Voß in der Vorrede an Iden (S. 6 ff.) Folgendes:

„Seit mehreren Jahren war es ein Wunsch Schiller's, den Othello auf unserer Bühne zu sehn; da ihm aber seine eigenen Geisteswerke zu dem untergeordneten Geschäfte des Uebersetzens keine Zeit ließen, so erhielt ich in der ersten Zeit meiner vertrauteren Bekanntschaft mit ihm den angenehmen Auftrag, dies Meisterstück der Shakespearischen Muse für unser Theater zu bearbeiten. Ich widmete diesem Geschäft alle meine Nebenstunden, und mit dem Anfange des Jahres 1805 überlieferte ich Schillern den Entwurf einer getreuen Uebersetzung. Wir gingen hierauf gemeinschaftlich das Ganze durch, besprachen jede schwierige Stelle

mit kritischer Umständlichkeit, fochten an, vertheidigten, änderten, bis es endlich ungefähr die jetzige Gestalt erhielt. In den wärmeren Frühlingstagen wollte Schiller das Stück einstudiren lassen und selbst die Probe dirigiren. Er hat dies nicht erlebt; sein Todestag kam früher als der erste Frühlingstag! — Die ungewöhnliche Länge des Stücks und die aus der Verschiedenheit unseres Zeitalters von dem Shakespearischen entspringenden veränderten Forderungen, sowol der Bühne als des Publicums, machten einige wesentliche Veränderungen nothwendig, die Schiller mit ebenso sicherer als schonender Hand bewerkstelligte. Es that ihm leid, die Stelle am Anfange des zweiten Actes wegstreichen zu müssen, wo Jago seine Gehässigkeit gegen das weibliche Geschlecht, die nachher in That übergeht, als Gesinnung äußert. Weniger schonend war er bei andern Stellen, wo Shakespeare aus der unerschöpflichen Fundgrube seines Innern mit vollen Händen mehr spendete, als unumgänglich nothwendig war. Der Charakter der Bianca — eine Rolle, die unentbehrlich ist, um durch die Einführung des Schnupftuches die Raserei des Othello aufs Höchste zu steigern — hat einige Züge der Veredelung erlitten, wozu kein innerer, aber wohl ein äußerer Grund vorhanden war. Den vierten Act läßt Schiller mit der Ohnmacht des Othello beginnen, die Jago durch die Worte: „Sei wirksam, Arzenei“ u. s. w. hinlänglich erläutert. Wir schließen aus der furchtbaren Wirkung auf eine furchtbare Ursache, statt daß uns im Original Ursache und Wirkung auf eine fast zu freie Art vor Augen geführt werden. Am Ende desselben Actes, in der Auskleidungsscene, steht die edle Desdemona, während Emilie ihre materielle Rede hält, ohne darauf zu hören, ganz in ihre Ahnung versunken und stimmt zum Schluß den letzten Vers des aus dem Percy bekannten Weidenliedes an:

„Den Weidenkranz trag' ich, seit er mich verschmäht,
Singt Weide, grüne Weide!
Wohl fein solch ein Kränzlein arm Liebenden steht,
Singt Weide, Weide, Weide!“

„Dies sind die wichtigsten von den sinnvollen Aenderungen des verewigten Mannes. Schmerzen wird es Dich, wenn ich hinzufüge: Es war seine letzte Arbeit!“

Erst im Jahre 1837 kamen durch die Zeitschrift „Westphalen und Rheinland. Eine Zeitschrift für alle Stände“ (Nr. 2. Sonnabend, d. 14. Januar 1837) sieben einzelne Stellen aus der Schiller-Vossischen Arbeit zur öffentlichen Kenntniß. Der Aufsatz, durch welchen diese Veröffentlichung geschah, lautet wörtlich:

„Eine Reliquie

„Unter den vielen und großen Eigenschaften, die Schiller zieren und zum Liebling seiner Nation machen, ist die Gewandtheit, womit er seine Sprache zu Gunsten der Bühne zu behandeln wußte, nicht die geringste. Der Schauspieler rühmt des Dichters Rede, die Stellung der Worte, die Kraft derselben, die Farbe, den Ausdruck, den Fluß; es werde ihm leicht, sich dem Publicum verständlich zu machen; und diesem würde der Dichter nicht so ans Herz gewachsen sein, es würde sich den Geist desselben nicht so angeeignet haben, würde so manchen seiner hohen Gedanken nicht so lebendig im Herzen tragen, seine erhabenen Sentenzen wären nicht ein solches Gemeingut der Deutschen geworden, wenn nicht die Sprache dem Geiste gleich wäre, nicht gewichtig, tief eindringend, ergreifend und doch leicht faßlich und klar.

„Wir wollen hier nicht von des Dichters großen Werken reden. Auch im Kleinen zeigt sich der Meister, und ihn auch hier zu beobachten, ist interessant. Im Jahre 1804 ging Schiller mit dem

Voß:

Erster Aufzug,

Jago. Bei Gott! Das thu' ich auch. Drei Große dieser Stadt
Ersuchten ihn, zum Leutnant mich zu machen,
Mit vieler Demuth; und bei meiner Treu,
Ich kenne mich, ich bin des Platzes werth.
Doch Er, der nur der Eigenliebe fröhnt,
Weicht ihnen aus mit mächtig langem Umschweif,
Gar schrecklich aufgestutzt mit Kriegesnamen,
Und zum Beschluß
Schlägt er's den Gönnern ab; denn seht, so spricht er:
Ich habe schon den Officier ernannt.
Und wer ist dieser?
Fürwahr, ein rechter Arithmeticus —

von Schiller.

Gedanken um, den Othello Shakespeare's auf die Weimarische Bühne zu bringen, und zu diesem Ende bewog er den damals in Weimar lebenden jüngern Voß, das Schauspiel zu übersetzen. Es war die erste größere Arbeit dieser Art, die Voß, der nachmals so Bedeutendes als Uebersetzer leistete, unternahm. Als er sie vollendet hatte, legte er sie Schillern vor, der denn freilich gar manches Aengstliche, Eckige, Steife in ihr fand. Der Uebersetzer war mehr darauf bedacht gewesen, sein Original mit aller Eigenthümlichkeit desselben wiederzugeben, als ein Werk zu schaffen, das von der Bühne herab in Ohr und Herz tönte. Schiller übernahm es, diesem Mangel abzuhelfen. Das Voß'sche Manuscript mit des Meisters Aenderungen liegt vor uns; wir hoffen den Verehrern Schiller's etwas Angenehmes zu erweisen, wenn wir einige Stellen aus der ursprünglichen Arbeit und zu ihnen die Aenderungen mittheilen. Daß übrigens Voß diese benutzte, sieht man aus der Vorrede zu seinem Othello (i. J. 1806) und aus dieser Uebersetzung selbst.

Schiller:

erste Scene.

Jago. Wenn ich's nicht thue, nennt mich einen Schurken.
Drei Große dieser Stadt verneigten sich
Vor ihm bis auf die Erde, daß er mich
Zum Leutnant möchte machen; und, mein' Seel!
Ich kenne mich, ich bin des Platzes werth.
Doch er, der nur auf seinem Kopf besteht,
Weicht ihnen mit soldatischem Bombast aus;
Und kurz, am Ende schlägt er's ab und spricht:
Er habe schon den Officier ernannt.
Und wer ist der? Fürwahr, ein rechter Schulfuchs —

Roderigo. Ich will für Alles stehn. Doch ich ersuch' Euch,
War's Euer Will', daß Eure schöne Tochter
In dieser schwerdurchwachten Mitternacht
Von einem Miethling, einem Gondolier
Dem buhlerischen Mohren zugeführt wird?

Erster Aufzug,

Brabantio. Ein Mädchen, wie verwegen,
So ruhig von Gemüth, daß jede Regung
Sich selbst erröthete — die sollte, der Natur,
Der Jugend, Ehre, der Geburt zum Trotz,
Das lieb gewinnen, was zu sehn sie schreckte?
— — Höllenkünste waren's,
Die das bewirkt. Demnach behaupt' ich nochmals,
Daß er mit Tränken, wirksam auf das Blut,
Und Zauberei'n, begabt mit solchen Kräften,
Auf sie gewirkt.

(Die beiden Stellen aus dem dritten Aufzug, dritte

Fünfter Aufzug,

Othello. O unerträglich schreckenvolle Stunde!
Mich dünkt, jetzt müßte sich wol Sonn' und Mond
Mit Schwarz umhüllen und der Erdball sich
Voll Schreckens aufthun.
Wär' sie treu gewesen,
Und wollte mir der Himmel eine Welt
Aus einem ganzen Chrysolithe bilden,
Ich hätt' sie nicht dafür verkauft.

„Es kann in Hinsicht auf das hier Mitgetheilte nicht von einer eigentlichen Vergleichung der Vossischen Arbeit mit der Schiller'schen Verbesserung die Rede sein; ja, eine solche wäre unstatthaft, wenn man das, was Voß später und mit besserm Erfolg am Othello gethan, mit der letztern zusammenhalten wollte. Schiller hatte die Bühne im Sinne, Voß seinen Autor, den er mit Genauigkeit

Roderigo. Ich steh' für Alles. Doch ich bitt' Euch, Herr,
War's Euer Will', daß Eure schöne Tochter
Jetzt eben, jetzt in dieser Mitternacht
In keiner bessern Aufsicht und Begleitung,
Als eines feilen Schufts von Gondolier
Dem üpp'gen Mohren ausgeliefert wird?

dritte Scene.

Brabantio. Solch ein Mädchen,
So sittsam von Gemüth, so ganz voll Unschuld,
Daß jede Regung ihres Herzens vor sich selbst
Erröthete — die sollte, der Natur,
Der Jugend, Ehre, der Geburt zum Trotz,
Das lieb gewinnen, was ihr Grausen macht,
Nur anzusehn? Nein, Höllenkünste waren's,
Die das vermocht. Demnach behaupt' ich nochmals,
Daß er mit Tränken und mit Zauberei'n
Auf sie gewirkt.

Scene, sind hier weggelassen, da deren Abdruck weiter unten folgt.)

zweite Scene.

Othello. O unerträglich! O furchtbare Stunde!
Mir däucht, jetzt müßte eine allgemeine
Verfinstrung sein an Sonn' und Mond, und der
Geschreckte Erdball vor Entsetzen beben.
Wär' sie treu gewesen,
O glaube mir, und wollte mir der Himmel
Noch eine zweite Welt aus einem ganzen
Und fehlerlosen Chrysolith erschaffen,
Ich gäb' sie nicht dafür.

in eine andre Sprache übertragen wollte. Das Obige ward einzig in der Absicht vorgelegt, um zu zeigen, mit welcher Gewandtheit, Einsicht und Kraft Schiller auch in Fällen, wo er sich gewiß nicht viel Zeit nahm, nicht große Ueberlegung aufwandte, die Sprache zu handhaben wußte."

Es gereicht uns zu besonderer Genugthuung, von der Voß-Schiller'schen Arbeit jetzt einen ganzen vollständigen Act nach dem Original-Manuscript zum ersten Male mittheilen zu können. Wir verdanken dies der Güte des Herrn Senator Culemann in Hannover, in dessen berühmter Autographen-Sammlung sich auch dies kostbare Manuscript befindet, und der uns mit liberaler Bereitwilligkeit dessen unbeschränkte Benutzung und Veröffentlichung gestattet hat. Es war ein Geschenk des Schulrath und Professor Abeken in Osnabrück, der drei Acte des Manuscripts von seinem Freunde H. Voß selbst erhalten hatte. Die andern beiden Acte sind nach unsern Ermittelungen wahrscheinlich mit dem übrigen Theil der Abeken'schen Autographen-Sammlung, welche nach London in verschiedene Hände verkauft wurde, in den Besitz des Auslandes übergegangen.

Bei unserm Abdrucke hatten wir nur zu beklagen, daß es unmöglich war, durch den Buchdruck das höchst interessante Bild des Werdens der beiderseitigen Arbeit dem Leser vor Augen zu stellen. Es wäre dies nur durch eine Facsimile-Vervielfältigung zu erreichen gewesen, welche alle die versuchten und wieder verworfenen Ausdrücke und Redewendungen und Satz-Umstellungen wiedergegeben hätte, die wir in unserm Abdrucke weglassen mußten, wenn wir nicht auf alles Verständniß verzichten wollten. Wir geben in unserm Abdrucke nur den ersten Voß'schen Text und Schiller's schließliche Redaction, soweit dieselbe durch seine eigne Handschrift als zweifellos von ihm herrührend erkennbar war, während es uns nicht gestattet erschien, die von Voß's Hand geschriebenen Aenderungen, wenn auch öfter sowol äußere wie innere Gründe mit Wahrscheinlichkeit auf Schiller's Autorschaft hinwiesen, aus eignem Arbitrium als Schillerisch zu bezeichnen, und wir dieselben daher als Vossischen Text geben.

Shakespeare's Othello, Dritter Aufzug.[1)]

Erste Scene.

Vor dem Schlosse.

Cassio mit Musikanten.

Cassio. Spielt auf, Ihr Herrn, ich zahl' Euch Eure Mühe,
Ein Kurzes nur, und bringt 'nen guten Morgen
Dem General!

Musik. Der Rüpel tritt auf.

Rüpel. Nun, Ihr Herrn, sind Eure Instrumente in Neapel gewesen, daß sie so durch die Nase reden?

Musikant. Wie das, mein Freund?

Rüpel. Ich bitte, heißt man das Blasinstrumente?

Musikant. Ja wohl, Freund.

[Rüpel. O, dabei ist eine Spitze!

Musikant. Wobei ist eine Spitze?]

Rüpel. [I, Freund, auch bei anderen Blasinstrumenten, die ich kenne. Aber,] Liebe Herrn, hier ist Geld für Euch, und dem General behagt Eure Musik so sehr, daß er Euch bei allen Heiligen ersucht, nicht mehr Lärmen damit zu machen.

Musikant. Gut, Herr, wir wollen's auch nicht.

Rüpel. Wenn Ihr eine Musik habt, die nicht zu hören ist, immerhin; aber was man [wie es] heißt Musik hören, das liebt der General nicht sonderlich.

Musikant. Dergleichen haben wir nicht.

---

1) Die Druckanordnung ist im Allgemeinen ganz dieselbe wie beim Egmont und Nathan, so daß also die Zusätze und Aenderungen Schiller's durch lateinische Schrift und das im Voß'schen Text Gestrichene durch kleine deutsche Schrift erkennbar gemacht werden, während der unverändert gebliebene Voß'sche Text aus größerer deutscher Schrift gedruckt ist. — A. d. H.

Rüpel. So steckt nur Eure Pfeifen wieder in den Sack; denn ich will fort. — Geht, verfliegt, fort!

(Die Musik geht ab.)

[Cassio. Hörst Du, mein wackerer Freund?

Rüpel. Nein, ich höre Euren wackren Freund nicht, ich höre Euch.]

Cassio. Ich bitt' Dich, laß Deine Späße! Hier hast Du ein niedliches Goldstückchen für Dich. Wenn die Kammerfrau Deiner Gebieterin [Frau, die des Generals Gemahlin bedient,] schon bei Wege ist, so sag ihr, [daß] ein gewisser Cassio bitte sie um ein kurzes Gespräch [sie um die Gunst eines kurzen Gesprächs ersucht]. Willst Du das thun?

Rüpel. Sie ist schon bei Wege, und wenn sie sich herbewegen will, so werd' ich's ihr zu wissen thun.

Rüpel ab. Jago kömmt.

Cassio. Thu's, guter Freund! — Ei, wie gerufen, Jago!

Jago. Ihr wart wol nicht zu Bette?

Cassio. Nein, der Tag brach an,
Eh wir uns trennten. Freund, ich war so dreist,
Nach Deiner Frau zu schicken. Mein Gesuch ist,
Daß sie mir bei der edlen Desdemona
Zutritt verschaffe [verschafft].

Jago. Sie soll sogleich erscheinen.
Ich such' indeß ein Mittel, unsern Mohren
Beiseit zu bringen, daß Ihr um so freier
Euch unterreden könnt. (Geht ab.)

Cassio. Ich dank' ergebenst. Keinen Florentiner
Hab' ich so gut und freundlich je gesehn.

Emilie kömmt.

Emilie. Guten Morgen, guter Leutnant! Eu'r Verdruß
Geht mir zu Herzen; doch es soll schon werden.
Sie und Othello reden jetzt davon,
Und sie spricht warm für Euch. Der Mohr erwidert,
Daß Der, den Ihr gekränkt, ein Mann von Stand [von großem Ansehn]
Und Namen [edler Abkunft] sei, und daß die [nach] Klugheit fodre,
[Er] Euch zu entfernen [müsse]. Doch er sagt, er lieb' Euch,
Und seine Neigung mahn' ihn schon genug,
Den nächsten Anlaß bei der Stirn zu fassen,
Euch wieder einzusetzen.

Cassio. Dennoch bitt' ich,
Wenn Ihr's für thunlich und gemessen haltet,
Verschafft mir eine kurze Unterredung
[Allein] Mit Desdemona.

Emilie. Kommt herein! ich führ' Euch
An einen Ort, wo Ihr nach Herzens Wunsch
Frei reden dürft.
Cassio. Ich bin Euch sehr verbunden. (Gehn ab.)

Zweite Scene.

Zimmer im Schlosse.

Othello, Jago und Edelleute.

Othello (zu Jago). Hier, diese Briefe gieb dem Schiffs-
patron
Und laß ihn meinen Gruß dem Staat vermelden!
Jetzt will ich auf die Festungswerke gehn;
Dort triffst Du mich.
Jago. Sehr wohl, mein General.
Othello. Beliebt es, auf die Festung mir zu folgen?
Edelleute. Wir folgen, gnäd'ger Herr. (Gehn ab.)

Dritte Scene.

[Anderes Zimmer im Schlosse.]

Desdemona, Cassio und Emilia [Edelleute.]
treten von der andern Seite auf.

Desdemona. Glaub mir, mein guter Cassio, ich will
Mein Möglichstes zu Deinem Besten thun.
Emilie. Thut's, edle Frau! Gewiß, mein Mann be-
trübt sich,
Als wär' es seine Sache.
Desdemona. [Das ist] Ein braver Mann. — Nein [Sei
sicher], Cassio, zweifle nicht,
Ich mache Dich und meinen Gatten wieder
Zu Freunden, wie Ihr wart.
Cassio. O milde Frau,
Was auch aus Michael Cassio wird, er bleibt
Auf ewig Euer treuergebner Diener!
Desd. Ich dank' Euch, Herr; Ihr liebt ja meinen Gatten,
Ihr kennt ihn lange schon; — und seid gewiß,
Er wird sich weiter nicht von Euch entfernen,
Als ihn die Klugheit zwingt.

Cassio. Doch, gnäd'ge Frau,
Die Klugheit kann gar leicht so lange dauern,
Sie kann so sehr auf Kleinigkeiten fußen,
Sie kann so fest an Nebendingen haften,
Daß, wenn ich fern bin und mein Amt besetzt ist,
Er meine treuen Dienste ganz vergißt.

Desdemona. Sei ruhig! In Emiliens Gegenwart
Versprach ich Dir Dein Amt, und glaube mir,
Wo ich Freundschaft gelobe, halt' ich sie
[Aufs Pünktlichste]. Mein Gatte soll nicht ruhen Tag und Nacht.
Mürb [Zahm] machen will ich ihn mit meinen Bitten, [durch Red' ermüden,]
Will ihn zu Tisch und Bett damit verfolgen [Das Bett zum Pult, den Tisch zum Beichtstuhl machen],
[Und] Was er nur vornimmt, soll auf Cassio's [will ich sanft vermengen]
Gesuch mich leiten [Mit Cassio's Bitte]. Darum [Drum] sei getrost [fröhlich, Cassio];
Denn Deine Mittlerin wird eher sterben,
Als Dein Gesuch aufgeben.

Othello und Jago in einiger Entfernung.

Emilie. Dort kömmt der Mohr [Eu'r Gatte, gnäd'ge Frau].

Cassio. Ich gehe, gnäd'ge Frau.

Desdemona. Nein, bleibt und hört mich reden!

Cassio. Jetzt nicht; ich bin sehr übel aufgelegt
Und würde meiner Sache wenig dienen [tauge nicht für meinen Zweck].

Desdemona. Gut, wie Ihr wollt. (Cassio ab.)

Jago. Ha, das gefällt mir nicht!

Othello. Was sagst Du da?

Jago. Nichts, nichts; doch wenn — — — so weiß ich's selbst nicht mehr.

Othello. War das nicht Cassio, der mein Weib verließ?

Jago. Cassio? Nein, nein! Gewiß, ich kann's nicht glauben,
Daß er so weggeschlichen wie ein Sünder,
Als er Euch kommen sah.

Othello. Ich glaub', er war's.

Desdemona. Wie geht's, mein Gatte?
So eben sprach ich einen Supplicanten,
Den Deine Ungunst tief zu Boden drückt.

Othello. Wen meinst Du?

Desd. Nun, Deinen Leutnant Cassio. Theurer Gatte,
Hab' ich Gewalt und Reiz, Dein Herz zu rühren,

O, nimm gefällig die Versöhnung an!
Wenn er nicht Einer ist, der treu Dich liebt,
Der übereilt nur fehlte, nicht mit Vorsatz,
So kenn' ich wol kein ehrliches Gesicht.
Ich bitte [bitt'] Dich, ruf ihn zurück [wieder]!

Othello. Ging er
[Ging er] Nicht eben fort?

Desdemona. Ja wohl, und so bekümmert,
Daß er auch mir die Freude mitgenommen. [einen Theil des Grams gelassen,]
Ich bitte, mein Gemahl! [Um mit ihm Schmerz zu fühlen.] Ruf ihn zurück [wieder]!

Othello. Jetzt nicht, geliebtes Weib, ein andermal.

Desdemona. Doch bald?

Othello. So früh als möglich, Deinetwegen.

Desd. Zum [Soll's heut beim] Abendessen denn [sein]?

Othello. Nein, heute nicht.

Desdemona. Auf morgen Mittag dann?

Othello. Ich speise nicht zu Hause,
Bin auf der Festung mit den Officieren.

Desdemona. Dann morgen Abend oder Dienstag früh,
Dienstag zu Mittag oder Mittwoch früh; —
Bestimme doch die Zeit, doch laß es [ihn] höchstens [nur]
Drei Tage sein [warten]! Wahrhaftig [Wahrlich], er bereut's.
Auch ist sein Fehltritt nach gemeiner Einsicht —
Der Krieg muß freilich an den besten Männern
Ein Beispiel geben — nur ein klein Vergehen
Und kaum der Rede werth. Wann darf er kommen?
O sprich! Ich möchte wissen, was ich Dir,
Wenn Du mich bätest, wol verweigern könnte,
Was? [Ja, wo ich nur anstände — Michael] Cassio, der für Dich warb, der oft
[Der für Dich warb, und der so manches Mal,]
So feurig Dich vertrat, Wenn ich von Dir [nicht allzu günstig sprach,]
Nicht allzu günstig sprach [In Schutz Dich nahm] — den wieder auszusöhnen,
Soll mir so mühsam werden? Glaube mir,
Ich könnte sehr viel thun — — —

Othello. Bitt' Dich, nichts mehr!
Er komme, wenn er will, ich kann Dir nichts
Versagen.

Desdemona. Mir? Ich will's ja nicht [Es ist ja keine Gunst] für mich;
Es ist, als bät' ich Dich, Dein Kleid zu tragen,
Dich wohl zu pflegen oder warm zu halten,
Dein eignes Bestes wohl in Acht zu nehmen.
Ja, wenn ich einst mit einer Bitte komme,
Die Deine Liebe recht in Anspruch nimmt,
Die soll schon groß sein und voll Wichtigkeit
Und schwierig zu gewähren.

Othello. Ich will Dir nichts versagen,
Dagegen bitt' ich Dich, gewähr mir dieses:
Laß mich auf kurze Zeit mit mir allein!

Desdemona. Sollt' ich's versagen? Nein, leb wohl, mein Gatte!

Othello. Leb wohl, mein Weib, ich folge Dir sogleich.

Desdemona. Emilie, komm!
(Zu Othello)
Du folge Deiner Laune;
Wie Du auch bist, ich will gehorsam sein.
(Geht ab mit Emilie.)

Othello. Vortrefflich Weib, Verderben treffe mich,
Lieb' ich Dich nicht! Und sollt' ich Dich nicht lieben,
Dann bricht das Chaos wieder ein!

Jago. Mein edler Herr! — — —

Othello. Was willst Du sagen, Jago?

Jago. [Hat Cassio,] Als Ihr um Eure Gattin Euch bewarbt [warbt],
Hat Cassio gewußt um Eure Liebe?

Othello. Er wußt' um Alles. Warum fragst Du das?

Jago. Nur meine Meinung zu berichtigen;
Ich meinte nichts damit [hab's nicht schlimm gemeint].

Othello. Wie? Deine Meinung [, Jago]?

Jago. Ich dacht' [meint'], er war davon nicht unterrichtet.

Othello. O ja; er ging von Einem oft zum Andern.

Jago. Wirklich?

Othello. Wirklich? — Ja, wirklich. — Ist Dir das bedenklich?
Ist er nicht ehrlich?

Jago. Ehrlich, gnäd'ger Herr?

Othello. Ehrlich! ja, ehrlich!

Jago. So viel ich weiß, ja.

Othello. Was denkst Du?

Jago. Denken, gnäd'ger Herr?
Othello. Denken, gnäd'ger Herr! — Bei Gott, mein [wahres] Echo!
Als läg' ein Ungeheu'r in seiner Seele,
Zu gräßlich, sich zu zeigen. — Etwas denkst Du.
Du sagtest eben: „Das gefällt mir nicht",
Als Cassio fortging. — Was gefällt Dir nicht?
Und als ich sagt', er hätte Theil genommen
An meiner ganzen Werbung, riefst Du: „Wirklich?"
Und zogst und faltetest die Stirn zusammen,
Als hätt'st Du einen gräßlichen Gedanken
In Dein Gehirn gesperrt. Wenn Du mich liebst,
So sage, was Du denkst!
Jago. Ihr wißt, ich lieb' Euch.
Othello. So denk' ich, ja;
Und weil ich weiß, daß Du [voll Lieb' und Treue]
Die Worte abwägst, eh Du sie entsendest,
So schreckt mich dieses Zögern um so mehr.
Dergleichen ist bei einem falschen Schurken
Gemeine List, doch bei rechtschaffnen Leuten
Verräth es einen schweren Kampf der Seele [Geheime Klage, die vom Herzen ausgeht].
Die zwischen zweien Pflichten schwankt [Das sich nicht zügeln kann],
Jago. Was Cassio betrifft, —
Da schwör' ich, daß ich ihn für ehrlich halte.
Othello. Ich halt' ihn auch dafür.
Jago. Man sollte freilich [sein, wie man erscheint].
Sein, was man scheint, und was man nicht ist, auch [das sollte man] nicht scheinen.
Othello. Gewiß, man sollte sein, so wie man scheint [erscheint].
Jago. Nun wohl, so halt' ich Cassio für ehrlich.
Othello. Nein, nein, darunter [darin] steckt noch mehr. Sprich frei
Mit mir, als wie mit Deiner eignen [O sprich gegen mich wie gegen Deine] Seele,
Verhülle nichts und [Was in Dir vorgeht;] gieb der schlimmsten Meinung
Den [Die] schlimmsten Ausdruck [Worte]!
Jago. Guter Herr, vergebt!
Zwar bin ich Euch zu jeder Pflicht verbunden,
Doch nicht zu dem, wo alle Sclaven frei sind.

Euch meine innersten [die] Gedanken sagen?
Gesetzt [auch, daß], sie seien falsch und schändlich — Wo [garstig sind, Wo] Ist der Palast, in den nicht auch zuweilen [der für schlechte Dinge]
Unwürdiges sich stiehlt [Nicht manchmal offen steht]? Wer hat ein Herz,
So rein, daß nicht zur Zeit unziemliche [unsaubere Gefühle
Sich einquartieren und im Rathe sitzen
Mit lauteren Gedanken?]
Gedanken mit den guten unterschleichen?

Othello. Du wirst an Deinem Freunde zum Verräther [hast Dich wider Deinen Freund verschworen],
Wenn Du nur denkst, dass er betrogen wurde [sei gekränkt, und ihm]
Und ihm nicht mittheilst, was Du denkst.

Jago. Ich bitt' Euch, [Herr,]
Wenn ich — — doch kann mein Argwohn grundlos sein.
(Und ich gesteh', es ist mein schlimmes Erbtheil,
Das Böse zu erspähn, und oftmals wittr' ich
Verbrechen, die nicht sind.) Ihr müßt daher
[Auf Einen, der so unvollkommen wahrnimmt,]
Auf mich nicht achten [Nicht Rücksicht nehmen] und [Euch] nicht Unruh' schöpfen [zerquälen]
Aus [Bei] meinen schwankenden Vermuthungen —
Es wär' nicht gut für Eure Ruh, nicht ehrlich
Von mir, wenn ich Euch sagte, was ich denke.
[Es wäre nichts für Euren sanften Frieden
Und nichts für meine Biederkeit und Klugheit,
Euch die Gedanken sagen.]

Othello. Was denkst Du? Ich will's wissen. [Worauf zielst Du?]

Jago. Guter Name,
Mein bester Herr, ist ein unschätzbar Kleinod,
Für Mann und Weib die köstlichste Juwele.
[Bei Mann und Weib, Herr, ist der gute Name
Das unschätzbare Kleinod ihrer Seele.]
Wer mir den Beutel stiehlt, der stiehlt nur Tröbel.
'S ist etwas, es ist nichts; 's war mein, 's ist sein
Und ist der Sclav von Tausenden gewesen.
Doch wer mir meinen guten Namen nimmt,
[Der] Raubt mir [etwas], was [das] ihn nicht reich, mich wahrhaft arm macht [bereichert,
Mich wahrhaft arm macht].

Othello. Beim Himmel, ich will wissen, was Du denkst!

[Jago. Das könnt Ihr nicht, und hättet Ihr mein Herz,
Ihr sollt es nicht, so lang ich's selbst bewahre.
Othello. Ha!]
Jago. O Herr, verwahret Euch vor Eifersucht;
Es ist ein Ungeheu'r [Ungethüm] mit grünen Augen,
Dem vor der eignen Nahrung graut. Zufrieden [Das Ekel fühlt für seine eigne Nahrung.]
Lebt der betrogne Ehmann [Der Hahnrei lebt beglückt], der sein Schicksal [, seines Schicksals]
Ganz kennt und von der Liebe sich geheilt
[Versichert, Den nicht liebt, der ihn beleidigt].
Doch was zählt Der für traurige Minuten,
Der liebt — und zweifelt [bangt], argwöhnt und doch [dennoch] liebt!
Othello. O Jammer!
Jago. Arm und vergnügt ist reich, und reich genug;
Doch Crösus' [schwerer] Reichthum ist arm wie der Winter
Für Den, der immer fürchtet, arm zu werden. —
O, guter [schütze] Gott, bewahre alle Herzen [die Herzen all der Meinen]
Der Meinigen vor Eifersucht!
Othello. Wie? Was bedeutet das? Glaubst Du, ich will
[Glaubst Du, ich will] Der Eifersucht zum Raub mich übergeben [widmen]
Und meinen Argwohn mit dem Monde wechseln?
[Und jeden Mondeswechsel ängstlich lauern]
Nein, einmal zweifeln, heisst entschlossen sein
[Auf neuen Argwohn? Nein, wer einmal zweifelt,]
Auf einmal! Spotte meiner, wenn ich je
[Muß frei auf einmal sein! Beschimpf mich,]
So eiteln Träumen kranker Phantasie
[Wenn ich je die Gesinnung meiner Seele
Zu solchem blasengleichen Argwohn wende,]
Raum gebe [Als Du erregen möchtest]! — Das verstimmt mich nicht, wenn's heisst
[Wenn's heißt], Mein Weib sei schön, wohlauf, gern in Gesellschaft,
Gesprächig, sing' und spiel' und tanze schön.
Wo Tugend ist, macht das noch tugendhafter,
Auch giebt mir meine eigne Schwäche nicht
Den mindsten Argwohn, daß sie straucheln könnte;
Sie war nicht blind, und wählte mich! Nein, Jago,
Sehn will ich, eh ich zweifle; [dann, gieb Proben!] wenn ich zweifle,
Will ich Beweis, und hab' ich den, hinweg

[Und nach der Probe bleibt mir nichts als dies:
Hinweg] Auf einmal dann [zugleich] mit Lieb' und Eifersucht!

Jago. Das ist mir lieb; denn jetzo kann ich erst
Mit leichtem Herzen meine Lieb' und Treue
Euch offenbaren. Darum nehmt's von mir,
Wie ich es gebe. — Noch red' ich nicht von Proben.
Habt Acht [Seht] auf Euer [Eu'r] Weib, seht, wie sie sich [bemerkt sie wohl mit Cassio;]
Mit Cassio beträgt! Braucht Euer Auge [Aug' ohn' Argwohn, ohne Zutraun;]
Nicht eifersüchtig, aber auch nicht sicher!
Ich möchte nicht, dass Euer [Nicht möcht' ich, daß Eu'r freies,] edles Herz
Gemißbraucht würd' aus Güte. Achtet drauf!
Wohl kenn' ich unsre [unsres] Landes Art [und Weise]: Bei uns
[Bei uns] Läßt man den Himmel arge Streiche sehn [Schwänke schaun],
Die der Gemahl nicht sehn darf. Gut Gewissen
Heißt nicht, das Böse lassen, nur verbergen [ungesehn, nicht ungethan zu sünd'gen].

Othello. Meinst Du [das]?

Jago. Sie täuschte ihren [trog den] Vater, als sie Euch [erwählte,]
Ihr Herz ergab. Und als sie Euren Blick [zu fürchten schien,]
Zu fürchten schien, da liebt' sie Euch am Meisten [War er am Liebsten ihr].

Othello. Das that sie, es ist wahr [freilich].

Jago. So schließt denn selbst!
Sie, die so jung sich so verstellen konnte,
Daß sie des Vaters Augen dicht verschloß — — —
Er hielt's für Hexerei — — — Doch thu' ich Unrecht.
Ich bitt' Euch ganz ergebenst um Verzeihung,
Daß ich zu sehr Euch liebe.

Othello. Ich bin auf ewig Dir verpflichtet.

Jago. Ich seh', es bracht' [hat] Euch etwas aus der Fassung [still gemacht].

Othello. O, gar nicht, gar nicht!

Jago. Doch befürcht' ich so was [ich fürchte, ja]!
Ich hoff', Ihr wollt bedenken, was gesagt ist,
Geschah aus Liebe. — Doch ich seh', Ihr seid bewegt; —
[Ich] Bitt' Euch, nehmt meine Worte für nichts mehr [folgert nichts aus meinen Worten]
Als nur Vermuthung!

Othello. Nein!
Jago. Wenn Ihr es thätet,
So könnten meine Worte Folgen haben [folgte meinen Worten Unheil nach],
Woran ich nie gedacht. Ich liebe Cassio —
Ich sehe, gnäd'ger Herr, Ihr seid bewegt.
Othello. Nein, nein, nicht heftig. —
Ich halte Desdemona doch für treu.
Jago. Lang sei sie das, und lange mögt Ihr's glauben!
Othello. Und doch, wenn sich Natur einmal verirrt — — —
Jago. Das ist der Punkt! — Um frei mit Euch zu reden —
Da sie so manche Heirath ausgeschlagen
Von Männern ihres Lands mit Rang und Bildung,
Wonach Natur vor allen Dingen strebt,
Da darf man einen kranken Willen ahnen,
Ein unnatürlich, häßlich Mißverhältniß.
Jedoch vergebt! ich mein' [sprech'] in diesem Falle
Nicht eben sie [ganz bestimmt von ihr]. Doch fürcht' ich, [wenn ihr Wille] könnt's gescheh'n,
Wenn sie mit kühlerm Blut es überlegt
[In Streit geräth mit ihrer bessern Einsicht],
Daß sie Euch mißt nach ihren Landesleuten
Und dann vielleicht bereut.
Othello. Leb wohl, leb wohl!
Sobald Du mehr erfährst, so laß mich's wissen.
Trag Deiner Frau [es] auf, scharf auf sie zu achten [sie zu beachten]!
Verlaß mich, Jago!
Jago. Ich empfehle mich!
(Abgehend.)
Othello. Warum nahm ich ein Weib? Der brave Mann
Sieht und weiß mehr, weit mehr, als er enthüllt.
Jago (zurückkehrend). O Herr, ich möcht' Euch um die Gnade bitten,
Nicht mehr daran zu denken. Ueberlaßt es
Der Zeit. Und ob es gleich gerathen ist,
Daß Cassio wieder in sein Amt gesetzt wird —
Denn er erfüllt es mit Geschicklichkeit —,
So haltet ihn doch ein'ge Zeit [etwas] noch hin [entfernt];
Denn dadurch lernt Ihr sein Betragen kennen.
Gebt Acht, ob Euer Weib ihn einzusetzen
Mit dringend heft'gem Ungestüm begehrt!
Viel könnt Ihr draus ersehen. Unterdeß

Glaubt, daß ich meine [in der] Furcht zu weit getrieben [gegangen,]
(Und ich hab' Grund, zu glauben, daß ich's that [bin])
Und haltet sie für schuldlos. Darum bitt' ich.

Othello. Ich will mich fassen. Fürchte nichts!

Jago. Nochmals
Empfehl' ich mich. [Nochmals, lebt wohl!]

Othello. Das ist der ehrlichste
Geselle von der Welt. Er kennt von Grund aus
[Das ist ein Mann von nie geseh'ner Treue;
Er kennt mit klugem Geist die Eigenschaften]
Das Menschenherz [Der Menschlichkeit]. — Find' ich sie ungetreu,
Und sei sie zehnfach mir ans Herz gebunden,
Los reiß' ich sie und gebe sie den Winden
Auf gutes Glück! — Vermuthlich, weil ich schwarz bin
Und nicht den sanften Reiz des Umgangs habe
Wie Stutzer, oder schon in meinen Jahren
Bergunter steige — — doch das heißt nicht viel —
Sie ist dahin, ich bin getäuscht; mein Trost
Sei — sie verabscheun. — O Fluch des Ehestandes,
Daß wir so zarte Wesen unser nennen
Und nicht ihr Herz!
Ich wollte lieber eine Kröte sein
Und von den Dünsten eines Kerkers leben,
Als, wo ich liebe, einen Winkel nur
Für Andre haben! ['s ist der Großen Plage,
Die mindres Vorrecht haben als die Niedern;
Das Loos ist unvermeidlich wie der Tod:
Die Hörnerstrafe ward uns zugetheilt
Von der Geburt schon.] — Desdemona kommt.

Desdemona und Emilie kommen.

Wenn sie falsch ist, dann trügt sich selbst der Himmel! —
Ich kann's nicht glauben.

Desdemona. Wie geht Dir's, mein Othello?
Das Gastmahl und die edlen Insulaner,
Die Du geladen, warten Deines Kommens.

Othello. Es ist nicht recht von mir.

Desdemona. Wie redest Du so matt! Ist Dir nicht wohl?

Othello. Ich hab' auf meiner Stirn hier einen Schmerz.

Desdemona. Das kömmt vom Wachen; doch es wird sich geben;
Laß mich den Kopf verbinden, auf der Stelle [in der Stunde]
Wird's besser sein.

Othello. Dein Schnupftuch ist zu klein,
(Sie läßt ihr Schnupftuch fallen.)
Laß nur und komm, ich will mit Dir hineingehn.

Desdemona. Es macht mich recht besorgt, daß Du nicht wohl bist.

(Desdemona und Othello ab.)

Emilie (hebt das Schnupftuch auf). Wie freu' ich mich, daß ich das Tuch gefunden!
Es war ihr erstes Angedenken [erst Gebinde] von dem Mohren;
Mein närr'scher Mann bat mich wol hundertmal,
Es wegzustehlen. Doch sie liebt's so sehr
(Denn er beschwor sie, nie es wegzugeben),
Daß sie es immer neben sich bewahrt,
Es küßt und damit spricht. — Ich will die Zeichnung
Abnehmen lassen und es Jago geben. —
Wozu er's will, das mag er selber wissen [ich nicht ergründen],
Ich will [mich] nur seinen Wunsch befriedigen [in seine Launen finden].

Jago (kömmt). Wie steht's? Was machst Du hier allein?

Emilie. Nun, zanke nicht, ich habe was für Dich.

Jago. Hast was für mich? — — — 's ist was Alltägliches —

Emilie. [Nun?] Was meinst Du denn?

Jago. Ein närrisch Weib zu haben.

Emilie. So? Ist das Alles? — Nun, was giebst Du mir
Für dieses Tuch?

Jago. Was für ein Tuch?

Emilie. Was für ein Tuch?
Ei, das der Mohr an Desdemona gab,
Und welches Du so oft mir stehlen hießest.

Jago. Hast Du's gestohlen?

Emilie. Nein, [doch] sie ließ es [aus Versehen] fallen.
Ich war zum Glück dabei und hub es auf [nahm den Vortheil wahr];
Schau her! Da ist's.

Jago. Ein braves Weib! Gieb mir's!

Emilie. Was soll es denn, da Du so in mich drangst,
Es wegzumausen?

Jago (reißt es ihr weg). Nun, was geht's Dich an?

Emilie. Wenn's nicht für irgend etwas Großes ist,
So gieb's zurück! Die arme Frau! Sie jammert [ras't],
Wenn sie's vermißt.

Jago. Bekümmre Dich um nichts! Ich hab' es nöthig.
Geh, laß mich!
(Emilie ab.)
Ich will dies Tuch in Cassio's Haus verlieren,
Dort soll er's finden. Dinge, leicht wie Luft,
Sind für den Argwohn bündige Beweise
Wie Bibelsprüche. Dies kann etwas thun.
Der Mohr kämpft allbereits mit meinem Gifte. —
Ein schlimmer Argwohn hat die Art des Giftes,
Das anfangs am Geschmacke kaum erkannt wird,
Allein nach kurzer Wirkung auf das Blut
Wie Schwefelminen brennt — Ich sagt' es wohl —
(Othello kömmt.)
Da kommt er her! Nicht Mohn noch Mandragora,
Noch alle Schlummersäfte der Natur
Erkünsteln je den süßen Schlaf Dir wieder,
Den Du noch gestern hattest.
Othello. Ha, ha! mir treulos? mir?
Jago. Nun, nun, mein General, nichts mehr davon!
Othello. Hinweg! Geh fort! Du spannst mich auf die Folter;
Fürwahr, 's ist besser, sehr betrogen sein,
Als auch nur etwas wissen.
Jago. [Wie,] Gnäd'ger Herr?
Othello. Was ahnet' ich von ihren stillen Lüsten?
Ich sah, ich dachte nicht, war ohne Harm,
Schlief wohl die Nacht darauf, war frei und froh [fröhlich]
Und fand nicht Cassio's Küss' auf ihren Lippen.
Wenn der Beraubte nicht den Raub vermißt,
So sagt ihm nichts! — und er ist nicht beraubt.
Jago. Es schmerzt mich, das zu hören.
Othello. [Noch wär' ich glücklich, wenn das ganze Lager,
Bis auf die Buben, ihren Leib berührt,
Hätt' ich's nur nicht gewußt. Doch nun] O, auf immer
Fahr wohl, Zufriedenheit [harmlos Gemüth]! fahr wohl, mein Glück!
Fahrt wohl, Ihr schmucken, waffenblitzenden Schaaren,
Du stolzer Krieg, der unsre Seel' entflammt
Mit edler Ruhmbegier! O fahre wohl!
[Fahr wohl, Du stattlich Heer, Du stolzer Krieg,
Der den Ehrgeiz macht zur Tugend, o fahrt wohl!
Fahr wohl, Du wiehernd Roß, Du schmetternde Trompete,

Du muth'ge Trommel und Du grelle Pfeife,
Du königlich Panier und aller Glanz,
Schmuck, Pomp und Zubehör des edlen Krieges!
Und o, Du Mordgeschoß, deß erzner Schlund
Nachahmt des ew'gen Jovis Donnerstimme,
Fahrt wohl! Othello's Tagwerk ist gethan!

Jago. Ist's möglich? — Edler Herr —

Othello. Nichtswürdiger!
Sei Deiner Sach' gewiss, beweise mir's,
Dass meine Liebe eine Buhlerin,
Lass mich's mit Augen sehn, gieb mir Beweise
[Nichtswürd'ger, zeige ja mein Weib als Metze,
Thu's ja, gieb mir die sichtbare Gewähr],
Sonst, bei dem Werthe meiner ew'gen Seele,
(er packt ihn an)
Wär's besser [Wär' wohler] Dir, ein Hund geboren sein,
Als meinem Grimm begegnen!

Jago. Kam's dahin?

Othello. Laß mich es sehn! Gieb mind'stens solche Proben,
Daß keinem Zweifel mehr Raum übrig bleibe [dem Beweis nicht
Ausweg sei, noch Zuflucht
Für einen Zweifel] — — — Sonst wehe Deinem Leben!

Jago. [Mein] Edler Herr — — —

Othello. Wenn Du sie falsch verleumdest und mich folterst,
Dann bete nicht mehr, morde Dein Gewissen
Und häufe Gräuelthat auf Gräuelthat,
Mach, daß der Himmel weint, die Erde schaudert!
Denn nichts mehr kannst Du zur Verdammniß fügen,
Das größer sei als dies.

Jago. [O Gnadenheil,] O Himmel, steh mir bei!
Seid Ihr ein Mann? Habt Ihr ein Herz und Sinne?
Gott sei mit Euch! Nehmt mir den Posten — Thor,
Dem seine Treue zum Verbrechen wird!
O schnöde Welt! merk auf, merk auf, o Welt,
Aufrichtig sein und redlich bringt Gefahr.
Ich dank' Euch für den Unterricht. Von nun an [die Weisung, und
fortan,
Fahr' Liebe hin, die Haß erzeugen kann!]
Lieb' ich nur mich, ist das der Lohn der Liebe.

Othello. Nein, halt — — Du solltest doch wol ehrlich sein.

Jago. Klug sollt' ich sein; ein Narr ist Ehrlichkeit,
Der stets an seinem Ziel vorüberschiesst [sein Ziel verwirkt]!

Othello. [Bei Allem in der Welt,]
Beim grossen Gott, ich denke, sie ist ehrlich, [und denke, sie ist's nicht;]
Und denke, sie ist's nicht, ich denke, Du
[Ich denke, Du] Bist ehrlich, und ich denke, Du bist's nicht.
Ich will Beweis. Ihr Name, glänzend wie [das Antlitz]
Der Sonne Licht [Dianens frisch], ist nun befleckt und schwarz
Wie mein Gesicht. — Wenn's Strick und Messer giebt,
Gift, Feuer, oder Wasser zum Ersäufen,
So duld' ich's nicht — — O, hätt' ich doch Gewißheit!

Jago. Ich seh', Ihr seid von Leidenschaft verzehrt;
Es reut mich, daß ich dazu Anlaß gab.
Ihr möchtet überzeugt sein?

Othello. Möchte, nein, ich will!

Jago. Und [Ihr] sollt; doch wie? wie überzeugt, mein Herr?
Wollt Ihr mit offnem Aug' als Zeuge stehn?
[Sie schänden sehn?]

Othello. Tod und Verdammniß! O!

Jago. Ich glaube wohl,
Es möchte schwer sein, sie so weit zu bringen;
Bei solchem Spiele liebt man keine Zeugen.
[Ich glaub', es wär' ein schwieriges Bemühn,
Das zu bewirken. Ja, das wäre mir — — —
Wenn sie es andre Augen sehen ließen
Als ihre eignen! Was denn? Wie denn?]
Was denn? Wie denn [soll ich sagen]? Wo ist hier Ueberzeugung?
Es ist unmöglich, daß Ihr's seht — Und dennoch [je erblickt,
Und wär'n sie wild wie Böcke, geil wie Affen,
Verbuhlt wie hitz'ge Wölf' und solche Narren
Als wie besoffne Dummheit. — Dennoch sag' ich],
Wofern Wahrscheinlichkeit und trift'ge Gründe,
Die gradeswegs zum Thor der Wahrheit führen,
Euch überzeugen können, sollt Ihr's haben.

Othello. Gieb sprechende Beweise, daß sie falsch ist!

Jago. Ich hasse solch Geschäft. Doch weil ich schon
So weit in dieser Sache bin gegangen
[Doch weil ich mich so tief schon eingelassen],
Durch närr'sche Lieb' und Ehrlichkeit verleitet,
So will ich vorwärts gehn. — Ich schlief bei Cassio neulich,
[Und weil] Ein arger Zahn verwehrte mir den Schlummer [mir Schmerzen schuf,
Konnt' ich nicht schlafen].
Nun giebt es Menschen von so schlaffem Geiste,
Daß sie im Schlaf ihr Innerstes eröffnen,

[Und] Cassio ist von der Art [ein solcher]. Er rief im Schlaf:
[Ich hört' im Schlaf ihn sagen: Desdemona,]
Laß uns behutsam gehen, Desdemona [unsre Liebe bergen]!
Dann packt' er meine Hand und drückte sie,
Rief: Süßes Kind! und küßte mich mit Inbrunst,
Als wollt' er Küsse mir aus meinen Lippen
Mitsammt der Wurzel reißen [, legte dann sein Bein
Auf meine Schenkel], Seufzt' und [küßt' und] schrie:
Verwünschtes Loos, das Dich dem Mohren gab!
Othello. O gräulich, gräulich!
Jago. Doch das war nur Traum.
Othello. Doch er bewies vorangegangne That.
Jago. Schlimm ist es freilich [Ein schlimmer Umstand ist's], wenn auch [obgleich] nur ein Traum,
Und zählt doch immer mit den andern Gründen.
[Er kann uns andre Gründe stärken helfen,
Die selbst nur schwach beweisen.]
Othello. Ich will sie Glied für Glied in Stücken reissen [werde sie zerreißen]!
Jago. Seid nicht so heftig! Noch ist nichts geschehn.
Noch kann sie ehrlich sein. Doch sagt mir Eins.
Habt Ihr bisweilen nicht ein Tuch, mit Trauben
Durchwirkt, in Eures Weibes Hand gesehn?
Othello. Ich gab ein solches ihr als erste Gabe.
Jago. Ich wußt' es nicht. Allein mit solchem Tuch
(Gewiß von Eurer Gattin) sah ich Cassio heut
Die Stirn sich wischen.
Othello. Wenn's [Wenn es] dasselbe wäre — — —
Jago. Dies oder welches sonst [irgend eins]. War es von ihr,
So spricht es mit den anderen Beweisen.
Othello. O, w[en]n er vierzigtausend Leben hätte,
Eins ist zu arm [, zu schwach] für meine Rache! — Ja!
Jetzt [, seh' ich,] ist es aus [Zeit]. — Schau [, Jago,] her, Jago, so streu'
Ich alle meine Lieb' in die vier Winde
[So blas' ich meine ganze Liebe fort];
Sie ist dahin! [Hin ist sie!] Hervor, Du schwarze Rache!
Hervor [Komm, schwarze Rach'] aus Deiner Höllengruft!
[Und o,] Du Liebe, räume dem Tyrannen Hass [Sitz und Krone]
Den Thron des Herzens ein [Dem wilden Haß]! Schwill auf, o Busen!

Von Deiner Last!] Dich hat das Gift der Natter ja verwundet.
[Es sind ja Natternzungen!]

Jago. Ich bitte, ruhig!

Othello. O Blut, Jago, Blut!

Jago. Geduld! Ihr könnt noch andres Sinnes werden.

Othello. Nie, Jago! — Niemals! Wie das pont'sche
Meer [Gleich dem pontischen Gewässer,
Deß eis'ge Strömung und gewälzter Lauf
Niemals zurückfliesst, sondern ewig fort
[Nie Rückgang duldet, sondern immer vorwärts]
Die wilde Fluth in den Propontis rollet,
[Hin zum Propontis fließt und Hellespont:]
So soll mein blutig wild bewegter Sinn [blut'ger Geist mit heft'gem
Schritt]
Sich nie zurück [rückwärts] zur sanften Liebe wenden,
Bis eine weite, grenzenlose Rache
Ihn ganz verschlungen. Hier beim marmornen Gewölb' [bei des
Himmels Marmorwölbung]
Des Himmels schwör' ich und gelob' ich,
[Schwör' ich] Mit schuld'ger Ehrfurcht vor dem heil'gen Eide,
Mein Wort zu halten! (Er kniet.)

Jago (kniet auch). Stehet noch nicht auf! —
Bezeugt's, Ihr ewig hellen Lichter droben,
Ihr Elemente, die uns rings umfassen,
Bezeugt es, daß hier Jago den Gebrauch
Von Witz und Hand und Herz dem schwergekränkten
Othello dienstbar weiht! Er mag gebieten,
Und zu gehorchen, soll mir Labsal sein,
Wie blutig auch die That [ist]!

Othello. Ich nehme Dich [begrüße Deine Liebe
Nicht mit Danksagung, sondern mit Annahme
Und will sofort Dir Deinen Auftrag geben:]
Beim Wort. Laß in drei Tagen mich [von Dir] vernehmen,
Daß Cassio nicht mehr lebt!

Jago. Mein Freund ist todt; — Ihr wollt's — es ist
geschehn!
Doch sie laßt leben!

Othello. Zur Hölle mit der Gleißnerin!
Komm, folge mir! Ich muß beiseite gehn,
Ein schnelles Todesmittel auszusinnen
Für diesen schönen Teufel. — Du bist mein Leutnant!

Jago. Ich bin auf ewig Euer!

(Gehn ab.)

Vierte Scene.

Ein anderes Zimmer im Schlosse.

Desdemona. Emilie. Rüpel.

Desdemona. Geh [Weißt Du], guter Freund, [wo Leutnant Cassio liegt?

Rüpel. Ich möchte nicht sagen, daß er irgend lügt.

Desdemona. Warum?

Rüpel. Er ist Soldat, und zu sagen, daß ein Soldat lügt, Wäre ein Halsgeschäft.

Desdemona. Geh mir! Wo wohnt er?

Rüpel. Da würde ich ja Lügen beichten, wenn ich das beichten wollte.

Desdemona. Kann man mit dem Menschen wol was anfangen?

Rüpel. Ich weiß nicht, wo er wohnt, und eine Wohnung aus der Luft greifen und sagen, er liegt hier oder liegt dort, das hieße, in meinen Hals hineinlügen.

Desdemona. Kannst Du ihn wol ausfragen, und kann Dein Kopf wol einen Bescheid festhalten?

Rüpel. Ich will seinetwegen die Welt katechisiren, das heißt, ich will Fragen thun und sie mir beantworten lassen.

Desdemona.] Suche den Leutnant Cassio [ihn auf und], heiß ihn herkommen! Sag ihm, ich habe meinen Gemahl auf gute Gedanken für ihn gebracht und hoffe, Alles soll gut werden.

(Rüpel ab.)

[Rüpel. Das ist noch ein Gewerbe, das in den Grenzen von eines ehrlichen Menschen Witz liegt, und also will ich sehen, wie ich damit zuwege komme. (Geht ab.)

Desd.] Wo mag ich doch nur das Tuch verloren haben, Emilie?

Emilie. Ich weiß nicht, gnäd'ge Frau.

Desdemona. Ich wollte lieber meine Börse missen,
Voll von Crusados. — Wär' mein edler Mohr
Nicht zu erhaben für den niedern Stoff
Der Eifersucht, so wäre dies genug,
Ihn aufzuregen.

Emilie. Ist er nicht eifersüchtig?

Desd. Wer? Er? — Die Sonnengluth in seinem Lande,
Glaub' ich, zog [von ihm] alle Dünste dieser Art [solche Dünste]
Von ihm.

Emilie. O seht, da kömmt er!

Desdemona. Jetzt will ich ihn nicht lassen, bis er Cassio
Herrufen läßt. — Wie geht Dir's, mein Othello?

Othello kömmt.

Othello. Wohl, Theure —
(für sich) O, wie hält Verstellung schwer! —
(laut) Wie geht Dir's, Desdemona?

Desdemona. Gut, mein Gemahl.

Othello. Gieb mir die Hand! — Die Hand ist feucht, Geliebte.
Desd. Doch kennt sie noch kein Alter, keinen Schmerz.
Othello. Das deutet Fruchtbarkeit, Freigebigkeit; —
Heiß, heiß und feucht dazu. — Die Hand verlangt
Entsagung Deiner Freiheit, Beten, Fasten,
Viel Selbstverleugnung, Uebungen der Andacht [gnadenvolle Uebung];
Denn hier liegt ein behender, heißer Teufel,
Der leicht aufrührisch wird. 's ist eine gute Hand
[Und] Eine freie Hand.
Desdemona. Du kannst sie wohl so nennen;
Denn diese Hand war's, die mein Herz vergab.
Othello. 's ist eine milde [freie] Hand. — Sonst schenkten Herzen Hände,
Jetzt ist der Weltlauf: Hände, keine Herzen!
Desdemona. Davon versteh' ich nichts [Ich weiß nicht recht davon]. — Jetzt Dein Versprechen.
Othello. Was für Versprechen, Kind?
Desdemona. Ich ließ den Cassio rufen, Dich zu sprechen.
Othello. Ich bin geplagt mit einem bösen Schnupfen;
Gieb mir Dein Schnupftuch.
Desdemona. Hier, mein Gatte.
Othello. Das, welches ich Dir gab.
Desdemona. Ich hab's nicht bei mir.
Othello. Nicht?
Desdemona. Nein, wirklich nicht, mein Gatte.
Othello. Das ist bedenklich. — Dieses Tuch
Gab ein Zigeunerweib an meine Mutter;
Sie konnte zaubern und den Leuten fast
Aus ihrer Seele lesen. — Diese sprach,
Daß sie, so lange sie's in Ehren hielte,
Mit Liebenswürdigkeit des Gatten Herz
Ganz fesseln würde; doch, wenn sie's verlöre,
Dann würde sie die Augen meines Vaters
Mit Abscheu füllen und ihn von sich wenden
Nach andern Reizen. Sterbend gab sie's mir
Und bat mich, wenn ich mich vermählen würde,
Es meinem Weib zu geben. Dieses that ich
Und rathe jetzt, es wohl in Acht zu nehmen.
Wenn Du's verlörest oder [und] von Dir gäbest,
So wär's ein unersetzlicher Verlust.

Desdemona. Ist's [Ist das] möglich?
Othello. Ja wohl. 's ist Zauberei in dem Gewebe:
Eine Sibylle, die den Lauf der Sonne
Zweihundertmal beginnen sah [begehn] und enden [sah],
Hat es in heil'ger Raserei gewirkt;
Geweihte Würmer spannen dran die Seide,
Es ward gefärbt mit Mumiensaft, den Jene
Mit Kunst aus Jungfernherzen aufbewahrte.
Desdemona. Wie? Ist das wahr? [In der That?]
Othello. Sehr wahr; drum hüt' es wohl [und darum nimm es wohl in Acht]!
Desd. Dann — wollte Gott, ich hätt' es nie gesehn!
Othello. Ha! Warum?
Desdemona. Warum sprichst Du so hitzig und so rasch?
Othello. Ist's fort? Ist's weg? Sprich! ist es nicht mehr da?
Desdemona. Gott steh' uns bei!
Othello. Was sagst Du?
Desdemona. Es ist nicht verloren; — aber wenn es wäre?
Othello. Ha!
Desdemona. Ich sag', es ist nicht verloren.
Othello. Hol es und laß mich's sehn!
Desdemona. Das kann ich wohl, doch jetzo will ich nicht;
Ein Kniff ist's, vom Gesuch mich abzubringen;
Ich bitte, nimm den Cassio wieder auf!
Othello. Hol mir das Schnupftuch her! Es ahnet mir.
Desdemona. Komm, komm;
Du findest keinen bessren Mann als ihn.
Othello. Das Schnupftuch — —
Desdemona. Ich bitte, sprich von Cassio.
Othello. Das Schnupftuch —
Desdemona. Ein Mann, der [jederzeit
Sein Glück auf Deine] deiner Freundschaft sich vertraute [gründete],
Gefahren mit Dir theilte — —
Othello. Das Schnupftuch —
Desdemona. Fürwahr, Du thust nicht Recht.
Othello. Fort! (Geht ab.)
Emilie. Ist dieser Mann nicht eifersüchtig?
Desdemona. So sah ich ihn noch nie.
Gewiß, ein Zauber steckt in diesem Tuche,
Und höchst bekümmert macht mich der Verlust.
Emilie. [In Jahresfristen wird kein Mann ergründet;
Sie sind ja lauter Magen: Wie das Futter

Sie schlingen uns hinein, und wenn sie voll sind,
So werfen sie uns aus] — Seht! Cassio und mein Mann!

Jago und Cassio kommen.

Jago. Es ist kein andrer Weg, sie muß es thun.
Und sieh, wie glücklich! Geht und bittet sie!
Desd. Wie nun, mein Cassio? Wißt Ihr nichts Neues?
Cassio. Noch stets mein voriges Gesuch. Ich bitt' Euch,
Laßt mich durch Euren Fürspruch wieder neu [wiederum]
Aufleben und gedeihn in seiner Freundschaft,
[Den ich mit aller Demuth meines Herzens
Verehre. Doch nicht gerne möcht' ich Aufschub.]
Doch lass[t] mein Schicksal bald entschieden sein!
Wenn mein Vergehn so endlos strafbar ist,
Daß nicht vormal'ger Dienst, nicht jetz'ge Reue
[Nicht Vorsatz von zukünft'gen guten Thaten]
Mir seine Liebe wiedergeben können
[Mich wiederum in seine Liebe setzen],
So wird mir's Wohlthat sein, es nur zu wissen.
Dann borg' ich mir erzwungne Freudigkeit
Und such' in einem andern Lebenswandel
Vom Glück Almosen.
Desdemona. O, mein guter Cassio!
Mein Fürspruch ist für diesmal ohne Kraft [nicht gestimmt];
Mein Mann ist nicht mein Mann: ich kennt' ihn nicht,
Wär' er im Antlitz wie am Sinn verändert.
So steh' mir jeder gute Engel bei,
Als ich für Euch nach besten Kräften [zum besten Vortheil] spreche!
Ich stellte seinem ganzen Zorn mich bloss
[Ich stand als Zielpunkt seines Mißvergnügens],
Weil ich zu eifrig sprach [Bei meiner freien Rede]! Doch nur Geduld [ein Weilchen]!
Was ich vermag, das will ich, und will mehr,
Als ich für mich thun würde [selbst ich thäte]: Dies genüg' Euch.
Jago. Der General ist zornig?
Emilie. Er ging nur eben fort.
Und, glaubt mir, in der seltsamsten Bewegung [war gewiß aufs Seltsamste bewegt].
Jago. Und kann Der zornig sein? Ich hab' gesehen [sah, wie die Kanone],
Wie die Kanone seine Linien [Die Glieder seines Heers] In Luft zerstiebte
[Und wie ein Teufel], seinen eignen Bruder

Ihm von der Seite raffte — Kann Der zornig sein,
Dann muß es wichtig sein! — Ich will ihn suchen.
Das hat Bedeutung, wenn Der zornig ist. (Geht ab.)
Desd. Ich bitt' Dich, thu es! — Wol ein Staatsgeschäft
(Sei's von Venedig, sei's ein schlummernder Verrath,
Der hier in Cypern ihm bekannt geworden)
Hat seinen Geist umwölkt [verdunkelt]; und in solchen Fällen
Kühlt man den Unmuth wol an kleinen Dingen.
[Wenn große selbst das Ziel sind.]
So ist's; denn wenn uns nur ein Finger weh thut,
Gleich sind die übrigen gesunden Glieder
Von [Mit] Schmerz erfüllt. Ja wohl, man muß bedenken,
Daß Männer keine Götter sind.
Nicht immer dürfen wir die Lieb' erwarten
Wie vor der Hochzeit. — Schilt mich nur, Emilie;
Ich wollte schon — sieh nur, wie arg ich war! —
Ganz still bei mir mit meinem Kaltsinn rechten;
Allein ich merk's, der Zeuge war bestochen,
Und er ist falsch verklagt.
Emilie. Der Himmel geb' es,
Dass es Staatssachen seien, wie Ihr glaubt,
[Gott geb' es — Staatsgeschäfte, wie Ihr glaubt,
Und nicht Gedanken,
Die Euch betreffen,] Nicht eifersücht'ge Grillen, die Euch angehn!
Desdemona. O Gott! ich gab ihm dazu niemals Anlaß.
Emilie. Das gnügt den eifersücht'gen Seelen nicht.
Sie sind nicht stets aus [nach] Gründen eifersüchtig;
Sie sind es, weil sie's sind! Es ist ein Scheusal,
Erzeugt durch sich, und durch sich selbst geboren [zur Welt gebracht durch sich].
Desd. Gott schütz' Othello's Herz vor solchem Scheusal!
Emilie. Amen, Gebieterin [gnäd'ge Frau]!
Desdemona. Ich such' ihn auf. [Cassio, bleibt in der Nähe!]
Bleibt nahe, Cassio! Find' ich ihn bei Laune,
[Find' ich ihn gut,] So nehm' ich Eure Bitte wieder auf
Und thu' mein Aeußerstes, sie durchzusetzen.
Cassio. Ich dank' ergebenst, gnäd'ge Frau.
(Desdemona und Emilie ab. Bianca kömmt.)
Bianca. Freund Cassio, guten Tag!
Cassio. Was führt Dich her?
Wie geht es, meine trefflichste Bianca?
Sieh, liebes Kind, ich wollte zu Dir kommen.
Bianca. Und ich zu Dir, mein lieber Cassio;

Was? Eine ganze Woche wegzubleiben?
Sieben Tag' und Nächte? Zweimal achtzig [Hundertachtundsechzig]
Stunden? [Trockne Ruhestunden,]
Und Stunden des ausbleibenden Geliebten,
Die mir noch [doch] hundertmal langweil'ger gehn [verhaßter sind]
Als wie der Zeiger [des Stundenweisers]! — O verhasste [Ekle]
Rechnung!

Cassio. Halt mir's zu Gute, Bianca!
Ich war derweil gedrückt von schweren Sorgen,
Doch werd' ich Dir bei [in] ungestörter Musse [Stunde]
Die Rechnung tilgen.
(Er giebt ihr Desdemona's Tuch.)
Meine süße Bianca,
Nimm mir dies Muster ab.

Bianca. O Cassio, wo hast Du's her?
Wol ein Geschenk von einer treuen Freundin?
Dein Außenbleiben hatte schönen Grund.
Kam's dahin? Gut, schon gut.

Cassio. Geh, [liebes] Mädchen!
Wirf den Verdacht dem Teufel ins Gesicht,
Der ihn Dir eingab! Du bist eifersüchtig,
Als wär's von einer Dam' ein Angedenken;
Nein, Bianca, auf mein Wort!

Bianca. Nun, wem gehört es denn?

Cass. Ich weiß nicht, Kind; ich fand's auf meinem Zimmer.
Die Stickerei gefällt mir. Eh man's fordert
(Was leicht geschehn kann), wünsch' ich's abgezeichnet.
Da nimm's und thu es, doch für jetzt verlaß mich!

Bianca. Verlassen? Und warum?

Cassio. Ich muß den General allhier erwarten
Und halt' es nicht für dienlich und gerathen,
Daß er Dich bei mir trifft.

Bianca. Warum? Ich bitt' Dich!

Cassio. Nicht, daß er Dich nicht liebte.

Bianca. Nur, daß Du mich nicht liebst!
Bitt' Dich, bring mich ein Wenig auf den Weg
Und sprich, ob ich Dich bald am Abend sehe.

Cassio. Ich kann Dich nur ein kurzes Stück begleiten,
Weil ich hier warte; doch ich seh' Dich bald.

Bianca. Es ist recht gut; muß ich es ja erwarten.

Register

zu Theil I bis XVI.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.